# Memoiren

von

# Friederike Sophie Wilhelmine

## Markgräfin von Baireuth

Schweſter

**Friedrichs des Groſſen**

vom Jahre 1706 bis 1742.

---

Von ihr ſelbſt niedergeſchrieben.

---

Nach dem franzöſiſchen Original überſetzt

von

Th. Hell.

---

Erſter Band.

---

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1845.

[illegible]

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Universitäts-Bibliothek
Halle a. S.

1922 K 203

# Vorwort

der ersten Ausgabe von 1810.

Seit vielen Jahren hat man von Memoiren der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, Markgräfin von Baireuth, von dieser so geliebten Schwester Friedrichs des Großen gesprochen. Viele Personen haben das Manuscript gelesen, das man jetzt veröffentlicht. Es ist von der Prinzessin eigenhändig geschrieben, und man kann kühn versichern, daß keine vollständige und authentische Abschrift davon vorhanden ist. Folgendes hat zu dieser Versicherung Veranlassung gegeben. Die Markgräfin vermachte ihre Memoiren dem Herrn Geheimenrath von Supperville, ihrem ersten Leibarzt, der sie während seiner übrigen Lebzeit besaß. Nach dessen Tode hat sie ein sehr achtbarer Freund des Herausgebers an sich gebracht und der Veröffentlichung kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Man muß sie daher nicht mit andern Memoiren dieser Prinzessin verwechseln, welche man im Begriff steht auszugeben, und von denen wir schon eine mittelmäßige deutsche Uebersetzung besitzen.

# Memoiren meines Lebens.

## 1706.

Friedrich Wilhelm, König von Preußen, damals Kronprinz, vermählte sich im Jahre 1706 mit Sophie Dorothee von Hannover. König Friedrich I., sein Vater, hatte ihm die Wahl zwischen drei Prinzessinnen gelassen, nämlich der von Schweden, der Schwester Karls XII., der von Sachsen-Zeitz und der von Oranien, der Nichte des Fürsten von Anhalt. Dieser, welchen der Kronprinz immer zärtlich geliebt, hatte sich sehr geschmeichelt, daß die Wahl desselben auf seine Nichte fallen werde. Aber das Herz des Kronprinzen war von den Reizen der Prinzessin von Hannover ergriffen, er schlug jene drei Parthien sämmtlich aus, und wußte durch Bitten und Intriguen die Einwilligung des Königs, seines Vaters, zu der Verbindung mit ihr zu erlangen.

Nicht mehr als billig, daß ich eine Idee von den Charakteren der hauptsächlichsten Personen gebe, welche den Berliner Hof ausmachten, und besonders von dem des Kronprinzen. Dieser Prinz, dessen Erziehung dem Grafen Dohna anvertraut gewesen war, besitzt alle Eigenschaften, die einen großen Mann bilden. Sein Genie ist erhaben und der größten Thaten fähig. Er

faßt leicht auf, beſitzt viel Urtheilskraft und Fleiß, ſein Herz iſt von Natur gut; von ſeiner früheſten Jugend an hat er ſtets einen entſchiedenen Hang zum Militair gezeigt, es war ſeine Lieblingsleidenſchaft, und er hat ſie durch die treffliche Ordnung gerechtfertigt, welche er in ſeiner Armee einführte. Sein Temperament iſt lebhaft und aufbrauſend und hat ihn oft zu Gewaltſtreichen veranlaßt, die er nachher ſchmerzlich bereute. Er zog faſt immer Gerechtigkeit der Milde vor. Seine zu große Anhänglichkeit an das Geld hat ihm den Zunamen eines Geizigen verſchafft. Man kann ihm aber dieſes Laſter nur in Bezug auf ſeine Perſon und Familie vorwerfen. Denn ſeine Günſtlinge und Alle, die ihm mit Anhänglichkeit dienten, überhäufte er mit Gütern. Die Wohlthätigkeitsanſtalten und Kirchen, die er begründete, zeugen für ſeine Frömmigkeit. Seine Andacht ging bis zur Bigotterie, er liebte weder Prunk noch Luxus. Er war argwöhniſch, eiferſüchtig und oft voll Verſtellung. Sein Hofmeiſter hatte Sorge getragen, ihm Verachtung gegen das weibliche Geſchlecht einzuflößen. Er hatte von allen Frauen eine ſo ſchlechte Meinung; daß dieſe Vorurtheile der Kronprinzeſſin, auf die er im höchſten Grade eiferſüchtig war, vielen Kummer verurſachten.

Der Fürſt von Anhalt kann unter die größten Feldherren dieſes Jahrhunderts gezählt werden. Mit vollendeter Erfahrung in den Waffen verbindet er einen für Geſchäfte ſehr geeigneten Geiſt; ſeine unfreundliche Miene flößt Furcht ein und ſeine Phyſiognomie entſpricht ſeinem Charakter; ſein grenzenloſer Ehrgeiz verleitet ihn zu jedem Verbrechen, um nur ſeine Zwecke zu erreichen. Er iſt ein treuer Freund, aber auch ein unverſöhnlicher und rachſüchtiger Feind bis auf's Blut gegen Alle, die

das Unglück haben, ihn zu beleidigen. Er ist grausam und versteckt, sein Geist ist gebildet, und in der Unterhaltung, wenn er will, sehr angenehm. — Herr von Grumbkow kann für einen der geschicktesten Minister gelten, die man seit langer Zeit gesehen. Er ist ein sehr höflicher Mann, im Gespräch leicht und geistreich; bei einem gebildeten, schmiegsamen und einschmeichelnden Verstande gefällt er besonders durch das Talent, unbarmherzig zu satirisiren, eine Eigenschaft, die in dem gegenwärtigen Jahrhundert sehr üblich ist. Er versteht es, das Ernste mit dem Angenehmen zu verbinden. Alle diese schönen Außenseiten schließen ein heimtückisches, interessirtes und verrätherisches Herz ein; seine Aufführung ist im höchsten Grade zügellos, und sein ganzer Charakter nur ein Gewebe von Lastern, die ihn zum Abscheu für alle rechtlichen Leute gemacht haben.

Dies waren die beiden Günstlinge des Kronprinzen. Da nun Beide mit einander einverstanden und vertraute Freunde waren, so kann man leicht denken, wie fähig sie dazu gewesen sind, das Herz eines jungen Prinzen zu verderben und einen ganzen Staat umzuwälzen. Durch die Vermählung des Kronprinzen ward ihr Plan, zu herrschen, vereitelt. Der Fürst von Anhalt konnte der Kronprinzessin den Vorzug nicht verzeihen, den man ihr vor seiner Nichte gegeben. Er fürchtete, sie möchte sich des Herzens ihres Gemahls bemächtigen. Um dies zu verhindern, suchte er Mißverständnisse zwischen Beide zu säen, und die Neigung des Kronprinzen zur Eifersucht benutzend, strebte er danach, ihm solche gegen seine Gemahlin einzuflößen. Diese arme Prinzessin litt durch die Hitze des Kronprinzen Märtyrerqualen, und so viele Beweise sie ihm auch von ihrer Tugend geben mochte, blieb ihr doch nur die geduldige Hoffnung übrig, daß er einst

von den Vorurtheilen, die man ihm gegen sie beigebracht, zurückkommen könne.

Indessen wurde sie schwanger und im Jahre 1707 von einem Sohne entbunden. Die Freude über diese Geburt wurde bald in Trauer verwandelt, da der Prinz ein Jahr nachher starb. Eine zweite Schwangerschaft richtete die Hoffnung des ganzen Landes wieder auf. Die Kronprinzessin gebar am 3. Juli 1709 eine Prinzessin, die sehr unfreundlich aufgenommen ward, da alle Welt leidenschaftlich einen Prinzen wünschte. Dieses Mädchen war meine Wenigkeit. Ich erblickte das Licht der Welt zu der Zeit, als die Könige von Dänemark und Polen sich in Potsdam befanden, um den Allianztraktat gegen Karl XII., König von Schweden, zur Stillung der Unruhen in Polen zu unterzeichnen. Diese beiden Monarchen und der König, mein Großvater, waren meine Pathen und bei meiner Taufe zugegen, die mit großer Ceremonie, Pracht und Herrlichkeit vollzogen wurde. Man nannte mich Friederike Sophie Wilhelmine.

Mein Großvater, der König, gewann mich bald sehr lieb. Mit anderthalb Jahren war ich bereits viel weiter als andre Kinder, ich sprach ziemlich deutlich und mit zwei Jahren ging ich allein. Die neckischen Streiche, die ich machte, unterhielten diesen guten Fürsten, der sich mit mir ganze Tage lang belustigte.

Die Kronprinzessin kam im folgenden Jahre wieder mit einem Prinzen nieder, der ihr abermals entrissen wurde. Eine vierte Schwangerschaft gab im Januar 1712 einem dritten Prinzen das Leben, der den Namen Friedrich erhielt. Mein Bruder und ich wurden der Frau von Kamken, der Gattin des Obersthofmeisters des Königs, seines großen Günstlings, anvertraut. Da aber die Kronprinzessin nicht lange darauf nach Hannover

gereist war, um den Churfürst zu besuchen, so empfahl Frau von Kielmannseck, die später unter dem Namen Milady Arlington bekannt geworden, ihr zur Besorgung meiner Erziehung ein Fräulein, das als Gesellschafterin bei ihr war. Diese Person, Namens Letti, war die Tochter eines italienischen Mönches, der aus seinem Kloster entflohen war und sich in Holland aufhielt, wo er den katholischen Glauben abgeschworen hatte. Er lebte von seiner Feder. Von ihm rührt die kritisch sehr angegriffene Geschichte von Brandenburg und das Leben Karls V. und Philipps II. her.

Seine Tochter hatte ihr Brod mit der Correctur von Zeitungen verdient. Sie besaß Geist und Herz einer Italienerin, d. h., beide sehr lebhaft und sehr schwarz. Sie war interessirt, hochmüthig und jähzornig. Ihre Sitten verläugneten ihre Abkunft nicht: durch ihre Koketterie zog sie eine Menge Liebhaber an, die sie nicht schmachten ließ. Ihr Benehmen war das einer Holländerin, das heißt, sehr roh, aber sie wußte diese Fehler unter so schöner Außenseite zu verbergen, daß sie Jedermann entzückte, der sie sah. Die Kronprinzessin wurde gleich allen Andern durch sie geblendet und entschloß sich, sie bei mir als Demoiselle anzustellen, mit der Bevorzugung jedoch, daß sie überall hin mit mir gehen und bei Tafel zugelassen werden solle.

Der Kronprinz hatte seine Gemahlin nach Hannover begleitet. Dort war die Churprinzessin im Jahre 1707 von einem Prinzen entbunden worden. Da unser Alter gut paßte, so wollten unsre Eltern ihre Freundschaftsverbindung noch enger dadurch befestigen, daß sie uns für einander bestimmten. Mein kleiner Liebhaber fing sogar damals schon an, mir Geschenke zu senden, und es verging kein Posttag, wo die beiden Prinzessinnen

sich nicht von der künftigen Verbindung ihrer Kinder unterhielten. Schon seit einiger Zeit befand sich der König, mein Großvater, nicht wohl; man hatte von einer Zeit zur andern gehofft, daß seine Gesundheit sich wiederherstellen werde, aber seine sehr schwache Constitution konnte dem Anfalle der Hektik nicht lange Widerstand leisten. Er starb im Monat Februar des Jahres 1713. Als man ihm sagte, daß er sterben müsse, unterwarf er sich mit Festigkeit und Entsagung dem Beschlusse der Vorsehung. Im Gefühle seines nahen Endes nahm er von dem Kronprinzen und der Kronprinzessin Abschied und empfahl ihnen das Wohl des Staates und das Glück seiner Unterthanen. Dann ließ er meinen Bruder und mich rufen und gab uns um 8 Uhr Abends seinen Segen. Sein Tod erfolgte bald nach dieser traurigen Ceremonie. Er starb am 25. Februar, in seinem ganzen Königreiche allgemein bedauert und beweint.

Noch an dessen Todestage ließ sich der König Friedrich Wilhelm, sein Sohn, den Hofetat vorlegen und beschränkte ihn von Grund aus, unter der Bedingung jedoch, daß Niemand sich vor Beerdigung des verstorbenen Königs entferne. Ich übergehe die Pracht dieser Beisetzung mit Stillschweigen. Sie geschah erst einige Monate später. Alles bekam in Berlin ein anderes Ansehen. Wer sich beim neuen König beliebt machen wollte, setzte den Helm auf und schnallte den Küraß um. Alles wurde militairisch und vom alten Hofe blieb nicht die kleinste Spur. Herr von Grumbkow wurde an die Spitze der Geschäfte gestellt und der Fürst von Anhalt mit dem Speziellen des Heeres beauftragt. Diese beiden Personen bemächtigten sich des Vertrauens des jungen Monarchen und halfen ihm die Last der Geschäfte tragen. Das ganze Jahr ging damit hin, diese

zu regeln und Ordnung in die Finanzen zu bringen, welche durch die unermeßliche Freigebigkeit des verstorbenen Königs einigermaßen zerrüttet waren.

Das folgende Jahr gebar eine neue Begebenheit, die für den König und die Königin sehr interessant war, nämlich den Tod der Königin Anna von Großbritannien. Der Churfürst von Hannover, der durch Ausschluß des Prätendenten, oder vielmehr des Sohnes Jakobs II. ihr Erbe geworden, ging nach England, um dort den Thron zu besteigen. Der Churprinz, sein Sohn, begleitete ihn dahin und nahm den Titel: Prinz von Wales an. Dieser ließ seinen Sohn, der nun Herzog von Gloceſter hieß, in Hannover zurück, da er die Ueberfahrt mit ihm bei noch so zartem Alter nicht wagen wollte. Zu derselben Zeit kam meine Mutter mit einer Prinzessin nieder, die Friederike Luiſe genannt wurde.

Mein Bruder war von sehr schwacher Leibesbeschaffenheit. Seine schweigsame Stimmung und geringe Lebhaftigkeit ließen mit Recht für sein Leben fürchten. Seine öftern Krankheiten fingen an, die Hoffnungen des Fürsten von Anhalt wieder zu beleben. Um seinen Kredit zu erhalten und zu vermehren, überredete er den König, mich mit seinem Neffen zu vermählen. Dieser Prinz war leiblich Geschwisterkind mit dem Könige. Der Churfürst Friedrich Wilhelm hatte zwei Frauen gehabt; von der Prinzessin von Oranien, seiner ersten, hatte er Friedrich I. und zwei Prinzen, die bald nach der Geburt starben; die zweite Gemahlin, Prinzessin von Holstein-Glückeburg, Wittwe des Herzogs Karl Ludwig von Lüneburg, gebar ihm fünf Prinzen und drei Prinzessinnen, nämlich Karl, der in Italien auf Befehl des Königs, seines Bruders, an Gift starb, Prinz

Casimir, der ebenfalls durch eine Prinzessin von Holstein, deren Hand er ausgeschlagen, vergiftet wurde, und die Prinzen Philipp, Albert und Ludwig. Der erste dieser drei Prinzen vermählte sich mit einer Prinzessin von Anhalt, Schwester des Fürsten, dessen Portrait ich bereits gezeichnet habe. Sie gab ihm zwei Söhne und eine Tochter. Als der Markgraf Philipp gestorben, wurde sein ältester Sohn, der Markgraf von Schwedt, erster Prinz von Geblüt und präsumtiver Erbe der Krone im Falle des Verlöschens der königlichen Linie. In diesem Falle fielen mir alle Allodial-Länder und Güter zu. Da der König nur Einen Sohn hatte, so machte ihm der Fürst von Anhalt, von Grumbkow unterstützt, begreiflich, daß es die Politik von ihm fordere, mich mit seinem Cousin, dem Markgrafen von Schwedt, zu vermählen. Sie stellten ihm vor, daß die zarte Gesundheit meines Bruders nicht große Zuversicht für sein Leben hegen lasse, daß die Königin so stark zu werden anfange, daß zu befürchten, sie werde keine Kinder mehr bekommen, daß der König im voraus an die Erhaltung seiner Staaten denken müsse, die zerstückelt werden würden, wenn ich eine andre Parthie thäte, und daß endlich, wenn er das Unglück erleben sollte, meinen Bruder zu verlieren, sein Schwiegersohn und Nachfolger ihm an Sohnesstelle sein würde.

Der König begnügte sich eine Zeitlang damit, ihnen nur unbestimmte Hoffnungen zu geben, sie fanden aber endlich ein Mittel, ihn zu schwelgerischen Bachanalien zu ziehen, wo sie, wenn er vom Weine erhitzt war, erlangten, was sie wollten. Es wurde sogar beschlossen, daß der Markgraf von Schwedt von da an Zutritt zu mir haben solle und man auf alle Weise sich bemühen wolle, uns gegenseitige Zuneigung einzuflößen. Die Letti,

welche durch die Anhalt'sche Clique gewonnen war, hörte nicht auf, mir vom Markgrafen von Schwedt vorzureden und ihn zu loben, auch hinzuzufügen, daß er ein großer König werden und ich sehr glücklich sein würde, wenn ich ihn heirathen könnte.

Dieser im Jahre 1700 geborene Prinz war für sein Alter sehr groß. Sein Gesicht ist schön, aber seine Physiognomie nicht einnehmend. Ob er gleich erst 15 Jahr alt war, so zeigte sich doch schon sein häßlicher Charakter. Er war hochmüthig und grausam und hatte rohe Sitten bei niedrigen Leidenschaften. Ich besaß eine natürliche Abneigung gegen ihn und suchte ihm kleine schlimme Streiche zu spielen, und da er sehr furchtsam war, ihn zu erschrecken. Die Letti verstand darüber keinen Spaß und bestrafte mich streng. Die Königin kannte den Zweck der Besuche nicht, die der Prinz mir machte, und litt sie um so lieber, als ich auch die der andern Prinzen von Geblüt erhielt, und sie in einem so zarten Alter wie das meine unbedenklich waren. Ohnerachtet alles dessen, was man bisher hatte thun können, hatten die beiden Günstlinge es doch nicht dahin zu bringen vermocht, Mißverständnisse zwischen dem König und der Königin zu bewirken. Aber obgleich der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebte, konnte er sich doch nicht enthalten, sie zu mißhandeln und ließ sie nicht im mindesten an den Geschäften theilnehmen. Er that dies, weil, wie er sagte, man die Weiber unter der Ruthe halten müsse, sonst tanzten sie ihren Männern auf den Köpfen herum.

Doch dauerte es nicht lange, so erfuhr sie den Plan meiner Verheirathung. Der König vertraute ihn ihr selbst. Das war ein Donnerschlag für sie. Ich muß hier eine Skizze ihres Charakters und ihrer Persönlichkeit geben. Die Königin ist nie

schön gewesen. Ihre Züge sind scharf ausgeprägt und keiner ist schön. Sie ist weiß, ihre Haare sind dunkelbraun, ihre Taille ist eine der schönsten in der Welt gewesen. Ihre edle und majestätische Haltung flößt Allen, die sie sehen, Ehrfurcht ein. Große Weltkenntniß und glänzender Verstand scheinen mehr Festigkeit zu versprechen, als sie besitzt. Sie hat ein gutes, edles und wohlthätiges Herz, und liebt die schönen Künste und Wissenschaften, ohne sich sehr darauf gelegt zu haben. Jeder Mensch hat seine Fehler und auch sie ist davon nicht ausgenommen. Aller Hochmuth und Stolz des Hannoverschen Hauses ist in ihrer Person conzentrirt. Ihr Ehrgeiz kennt keine Schranken, ihre Eifersucht kein Maß. Bei einem mißtrauischen und rachsüchtigen Charakter verzeiht sie denen nie, von welchen sie sich beleidigt glaubt. Die Verbindung mit England, welche sie durch die Vermählung ihrer Kinder projectirt hatte, lag ihr sehr am Herzen, indem sie sich schmeichelte, nach und nach dahin zu gelangen, den König zu beherrschen. Ihre zweite Absicht dabei war, sich einen mächtigen Schutz gegen die Verfolgungen des Fürsten von Anhalt zu verschaffen, und im Falle, daß der König stürbe, die Vormundschaft über meinen Bruder zu erhalten. Der König fühlte sich nämlich oft unwohl, und man hatte der Königin versichert, daß er nicht lange leben könne.

Ohngefähr um diese Zeit war es, als der König von Schweden den Krieg erklärte. Die preußischen Truppen fingen im Monat Mai an, nach Pommern zu marschiren, wo sie sich mit den dänischen und sächsischen verbanden. Der Feldzug wurde durch die Einnahme der befestigten Stadt Wismar eröffnet. Dann marschirte die ganze vereinte Armee, 36,000 Mann stark, nach Stralsund, um es zu belagern. Die Königin, meine Mutter,

folgte, obgleich sie wieder schwanger war, dem Könige bei dieser Expedition. Ich werde keine nähere Beschreibung von diesem Feldzuge geben, der glorreich für den König, meinen Vater, endete, indem er sich einen großen Theil von Schwedisch-Pommern unterwarf. Während der Abwesenheit der Königin blieb ich lediglich der Vorsorge der Letti überlassen, und Frau von Rukul, die den König erzogen hatte, wurde mit der Erziehung meines Bruders beauftragt. Die Letti gab sich die außerordentlichste Mühe, meinen Geist auszubilden. Sie lehrte mir die ersten Anfangsgründe der Geographie und Geschichte, und suchte zugleich mein Benehmen zu verfeinern. Die Menge Leute, die ich sah, trug dazu bei, mich aufzuthauen, ich war lebhaft, und Jedermann machte sich ein Vergnügen daraus, sich mit mir zu amüsiren.

Als die Königin zurückkam, war sie von meiner kleinen Person entzückt. Die Liebkosungen, die sie an mich verschwendete, machten mir so viele Freude, daß mein Blut dadurch zu sehr in Bewegung gerieth, ich bekam einen Blutsturz, der mich beinah in die andre Welt befördert hätte. Nur durch ein Wunder entging ich diesem Anfalle, der mich einige Wochen an das Bett fesselte. Kaum war ich wieder hergestellt, als die Königin die wundervolle Leichtigkeit, mit welcher ich lernte, benutzen wollte, und mir mehrere Lehrer gab, unter andern den berühmten La Croze, der durch seine Kenntnisse in der Geschichte, den orientalischen Sprachen und den heiligen und profanen Alterthümern sich ausgezeichnet hat. Die Lehrer, von denen einer auf den andern folgte, beschäftigten mich während des ganzen Tags und ließen mir sehr wenig Zeit für meine Erholung.

Obgleich am Berliner Hofe fast alle Cavaliere, die ihn

bildeten, Militairs waren, so war dieser doch durch den Zufluß dort anwesender Fremder sehr zahlreich. Die Königin hielt alle Abende während der Abwesenheit des Königs Apartement. Dieser war die meiste Zeit in Potsdam, einer kleinen 4 Meilen von Berlin gelegenen Stadt. Dort lebte er mehr als Edelmann denn als König, sein Tisch war frugal besetzt und er hatte daselbst nur das Nöthigste. Seine Hauptbeschäftigung bestand darin, ein Regiment auszuexerciren, das er während der Lebenszeit Friedrichs I. zu bilden angefangen, und das aus Colossen von 6 Fuß Höhe bestand. Alle Fürsten Europa's bestrebten sich, es zu rekrutiren. Man konnte dieses Regiment den Kanal der Gnaden nennen, denn es bedurfte nur eines Geschenks oder des Verschaffens großer Leute für den König, um Alles von ihm zu erlangen, was man wünschte. Er ging des Nachmittags auf die Jagd, und hielt Abends mit seinen Generalen Tabagie.

Zu dieser Zeit waren viele schwedische Officiere in Berlin, die bei der Belagerung Stralsunds gefangen genommen wurden. Einer dieser Officiere, Namens Cron, hatte sich durch seine Kenntnisse in der weissagenden Astrologie berühmt gemacht. Er sagte meinem Bruder voraus, daß er einer der größten Fürsten werden würde, welche je regiert, daß er große Eroberungen machen und als Kaiser sterben werde. Meine Hände waren nicht so glücklich als die meines Bruders. Er untersuchte sie lange und sagte kopfschüttelnd, daß mein ganzes Leben nur ein Gewebe von Unannehmlichkeiten sein würde, daß vier gekrönte Häupter um mich werben würden, nämlich Schweden, England, Rußland und Polen, und daß ich doch keinen dieser Könige je heirathen würde. Diese Voraussagung ging vollkommen in Erfüllung, wie wir in der Folge sehen werden.

Ich kann mir es nicht versagen, hier ein Abenteuer zu erzählen, welches den Leser über den Charakter Grumbkows belehren, und, ob es gleich mit den Memoiren meines Lebens nicht in Bezug steht, doch unterhalten wird. Unter den Damen der Königin befand sich ein Fräulein von Wagnitz, die damals ihr Günstling war. Die Mutter dieses Mädchens war Gouvernante der Markgräfin Albert, Tante des Königs. Frau von Wagnitz verbarg unter einem frommen Anstrich die skandaleuseste Aufführung; ihre Neigung zu Intriguen vermochte sie dazu, sich und ihre Töchter den Günstlingen des Königs und den Personen, die in Geschäften gebraucht wurden, preiszugeben, so daß sie durch diese die Geheimnisse des Staats erfuhr, welche sie dann sogleich wieder an den Grafen von Rottenburg, französischen Minister, verkaufte.

Um zu ihrem Ziele zu gelangen, verband sich Frau von Wagnitz mit Herrn Kreutz, dem Günstlinge des Königs. Dieser war der Sohn eines Amtmanns. Vom Regimentsauditeur war er bis zur Stelle eines Finanz-Direktors und Staatsministers gestiegen. Seine Seele war so niedrig wie seine Geburt. Es war in ihm ein Verein aller Laster. Ob sein Charakter gleich dem Grumbkows sehr ähnlich war, so waren sie doch geschworne Feinde, weil sie einander gegenseitig des Königs Gunst neideten. Kreutz besaß das Wohlwollen des Königs durch die Sorgfalt, die er angewendet hatte, dessen Einkünfte auf Kosten des armen Volkes anzuhäufen. Er war von dem Projekt der Frau von Wagnitz entzückt, denn es war seinen Absichten angemessen. Wenn er eine Maitresse anstellte, so erwarb er sich dadurch eine Stütze und konnte auf diesem Wege Grumbkows Begünstigung zerstören und sich des Gemüths des Königs wie der

Geschäfte allein bemächtigen. Er übernahm es, die künftige Sultanin in den Schritten zu unterrichten, die sie um zu gelingen zu thun habe. Verschiedene Unterhaltungen, die er mit ihr hatte, flößten ihm eine heftige Neigung für dieses Mädchen ein. Er war gewaltig reich. Die prachtvollen Geschenke, die er ihr machte, entwaffneten bald ihre Grausamkeit, und sie überließ sich ihm, ohne nichtsdestoweniger ihren ersten Plan aus den Augen zu verlieren. Kreutz hatte geheime Emissaire um den König. Diese Elenden suchten durch verschiedene Reden, die sie zur rechten Zeit fallen ließen, diesem die Königin unangenehm zu machen. Man rühmte ihm sogar selbst die Schönheit der Wagnitz und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne das Glück zu preisen, das darin liegen müsse, eine so reizende Person zu besitzen. Grumbkow, der überall Spione hatte, erfuhr bald diese Umtriebe. Er wollte zwar auch, daß der König Maitressen habe, aber er wollte sie ihm geben. Er beschloß daher, diese ganze Intrigue zu zerstören und sich selbst der Mittel zu bedienen, die Kreutz gegen ihn anwenden wollte, um ihn zu Grunde zu richten. Die Wagnitz war schön wie ein Engel, aber ihr Verstand war nur geborgt. Schlecht erzogen besaß sie ein eben so schlechtes Herz als ihre Mutter und fügte dem noch einen unerträglichen Hochmuth bei. Ihre boshafte Zunge zerriß unbarmherzig Alle, die das Unglück hatten, ihr zu mißfallen.

Daraus kann man leicht urtheilen, daß sie keine Freunde besaß. Grumbkow hatte sie ausspioniren lassen und erfuhr, daß sie mit Kreutz große Unterhandlungen pflege, und es scheine, als ob diese nicht allemal auf Staatsangelegenheiten sich bezögen. Um ganz darüber in's Klare zu kommen, bediente er sich eines

Küchenjungen, eines für die Rolle, die er spielen sollte, recht gewandten Kopfe. Er bestimmte die Zeit, wo König und Königin in Stralsund waren, zur Ausführung seines Vorhabens. In einer Nacht, wo Alles im tiefsten Schlaf versunken war, entstand im Palais ein ungeheurer Lärm. Alle Welt stand auf und glaubte, es sei Feuer, aber sehr verwunderte man sich, als man hörte, es sei ein Gespenst, das solchen Lärm verursache. Die vor den Zimmern meines Bruders und den meinigen stehenden Wachen waren vor Furcht halb todt, und sagten, daß sie dieses Gespenst vorübergehen, und in einer Gallerie, die zu den Damen der Königin führte, hätten verschwinden sehen. Der wachthabende Officier verdoppelte sogleich die Posten vor unsern Zimmern und durchsuchte selbst das ganze Schloß, ohne etwas zu finden; dennoch erschien der Geist, sobald jener sich zurückgezogen hatte, von Neuem, und erschreckte die Wachen so sehr, daß man sie ohnmächtig fand. Sie sagten, es sei der große Teufel gewesen, den die schwedischen Hexenmeister aussendeten, um den Kronprinzen zu tödten.

Am folgenden Tage war die ganze Stadt in Aufruhr. Man fürchtete, es möchte eine List der Schweden sein, die mit Hülfe dieses Gespenstes leicht Feuer im Palais anlegen und mich und meinen Bruder zu entführen suchen könnten. Man wendete alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln an, um den Geist zu erwischen. Nur erst in der dritten Nacht fing man diesen sogenannten Teufel. Grumbkow fand bei seinem Einflusse Mittel und Wege, ihn durch seine Creaturen verhören zu lassen. Er machte beim Könige einen Scherz daraus, und ließ die strenge Bestrafung, welche dieser über den Unglücklichen verhängen wollte, in einen dreitägigen Ritt auf dem hölzernen Esel im völligen

Gespenster-Ornate verwandeln. Durch diesen falschen Teufel selbst aber erfuhr Grumbkow was er wissen wollte, d. h. die nächtlichen Zusammenkünfte zwischen Kreutz und der Wagnitz. Ueberdies hinterbrachte ihm die Kammerfrau dieser Dame, die er durch Geld gewonnen hatte, daß ihre Herrschaft schon eine unzeitige Niederkunft gehabt und jetzt wieder schwanger sei. Er erwartete des Königs Rückkehr nach Berlin, um ihm diese scandalöse Geschichte mitzutheilen.

Der König gerieth in heftigen Zorn gegen dieses Mädchen und wollte sie auf der Stelle vom Hofe jagen, die Königin brachte es aber durch Bitten dahin, daß sie noch einige Zeit blieb, um einen Vorwand zu suchen, sie auf gute Art zu verabschieden.

Der König bewilligte ihr den Aufschub nur sehr ungern. Er verlangte jedoch von der Königin, daß diese ihr noch an demselben Tage ihren Abschied ankündige. Er erzählte ihr auch alle Intriguen des Mädchens, und die Mühe, die sie sich gegeben, seine Maitresse zu werden. Die Königin ließ sie holen; sie hatte eine Schwäche für diese Creatur, welche sie nicht überwinden konnte. Sie sprach mit ihr in Gegenwart der Frau von Rukul, welche sie in dem schwangern Zustande, in welchem sie sich befand, nicht verlassen wollte. Sie theilte ihr den Befehl des Königs mit und wiederholte ihr Alles, was dieser ihr gesagt. »Sie müssen sich dem Willen des Königs unterwerfen,« setzte sie hinzu, »in drei Monaten komme ich nieder. Gebäre ich einen Prinzen, so wird das Erste, was ich thue, sein, Gnade für Sie zu erbitten.« Statt daß die Wagnitz die Güte der Königin hätte anerkennen sollen, hörte sie kaum

dieſe Worte bis zu Ende an. Sie erklärte ganz unumwunden, daß ſie mächtige Stützen habe, die ſie zu beſchützen wiſſen würden.

Die Königin wollte ihr antworten, aber das Mädchen gerieth in einen ſo gewaltigen Zorn, daß ſie tauſend Verwünſchungen gegen dieſe und das Kind, das dieſe unter dem Herzen trug, ausſtieß. Ihre Wuth ging ſo weit, daß ſie Convulſionen bekam. Frau von Rukul führte die Königin, die ſehr ergriffen war, fort. Dieſe wollte dem Könige von dieſer ganzen Unterredung nichts ſagen, in der Hoffnung, ſie noch zu beſänftigen, aber die Wagnitz zerſtörte ſelbſt dieſe vortheilhafte Stimmung. Sie ließ am folgenden Morgen eine heftige Satyre gegen den König und die Königin anſchlagen. Man entdeckte bald den Verfaſſer. Der König verſtand keinen Spaß mehr und ließ ſie mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen. Ihre Mutter folgte ihr bald. Grumbkow entdeckte dem Könige die Intriguen dieſer Dame mit dem franzöſiſchen Geſandten. Sie kam glücklicherweiſe noch mit der Verbannung weg, und daß ſie nicht zeitlebens in eine Feſtung eingeſperrt wurde. Kreutz erhielt ſich in des Königs Gunſt, trotz aller Mühe, die ſein Gegner angewendet hatte, um ihn daraus zu vertreiben. Die Königin ſelbſt tröſtete ſich leicht über den Verluſt dieſes Mädchens. Frau von Blatſpiel erhielt die Stelle einer Günſtlingin bei ihr. Die Königin wurde kurz nach dieſem allerliebſten Abenteuer von einem Sohne entbunden. Seine Geburt verurſachte allgemeine Freude. Man nannte ihn Wilhelm. Dieſer Prinz ſtarb 1719 an der Ruhr. Die Schweſter des Markgrafen von Schwedt verheirathete ſich auch in dieſem Jahre mit dem Erbprinzen von Würtemberg. Der Eigenſinn

dieſer Prinzeſſin iſt Schuld daran, daß das Herzogthum Würtemberg in die Hände der Katholiken gerathen iſt.

Ich werde dieſes Jahr durch die Nachricht der Erfüllung einer der Vorherſagungen enden, welche mir der ſchwediſche Officier kund gethan. Der Graf Poniatowski kam um dieſe Zeit incognito nach Berlin, wohin er von Seiten des Königs von Schweden, Karls XII. geſendet worden. Da der Graf den Obermarſchall von Printz von der Zeit her, wo Beide Geſandte in Rußland waren, ſehr gut kannte, ſo wendete er ſich an dieſen, um eine geheime Audienz beim Könige zu erhalten. Dieſer begab ſich gegen Abend zu Herrn von Printz, der damals im Schloſſe wohnte. Herr von Poniatowski machte ihm, Seiten des ſchwediſchen Hofs, ſehr vortheilhafte Anträge, und ſchloß mit ihm einen Vertrag, welchen man ſtets auf's ſorgfältigſte ſo geheim gehalten hat, daß ich nur zwei Artikel davon habe erfahren können. Der erſte war, daß der König von Schweden für immer Schwediſch-Pommern an den König abtreten und dieſer ihm dafür eine ſehr beträchtliche Entſchädigungsſumme bezahlen ſollte. Der zweite Artikel betraf den Abſchluß meiner Heirath mit dem ſchwediſchen Monarchen und beſtimmte, daß ich mit dem zwölften Jahre nach Schweden gebracht werden ſollte, um dort erzogen zu werden.

Bis jetzt habe ich blos Thatſachen erzählen können, die mich nicht perſönlich angingen. Ich war erſt acht Jahre alt. Mein zu zartes Alter erlaubte mir nicht an dem was vorging Theil zu nehmen. Ich war alle Tage durch meine Lehrer beſchäftigt, und meine einzige Erholung war die, meinen Bruder zu ſehen. Nie gab es eine größere Zärtlichkeit als die unſre. Er beſaß Verſtand, ſeine Gemüthsſtimmung war düſter, lange

dachte er nach, ehe er antwortete, aber dafür antwortete er richtig. Er lernte nur sehr schwer, und man erwartete, daß er künftig mehr gesunden Verstand als Geist besitzen werde. Ich im Gegentheil war sehr lebhaft, schnell mit einer Antwort fertig und von außerordentlichem Gedächtnisse. Der König liebte mich leidenschaftlich. Er hat nie so viel Aufmerksamkeit für seine andern Kinder gehabt, als für mich. Dagegen war ihm mein Bruder verhaßt und dieser erschien nie vor ihm, ohne gemißhandelt zu werden, was ihm eine unbesiegbare Furcht vor seinem Vater einflößte, die er auch selbst bis in die Jahre der Vernunft behalten hat.

Der König und die Königin reisten zum zweiten Male nach Hannover. Die Könige von Schweden und Preußen hatten, als sie reiflich über die Verbindung zwischen ihren Häusern nachgedacht, gefunden, daß unser Alter zu ungleich sei, und daher beschlossen, sie aufzuheben. Der König von Preußen nahm sich nun vor, die mit dem Herzoge von Gloceſter wieder anzuknüpfen, von welcher schon die Rede gewesen war.

Der König Georg I. von England war mit diesen Plänen sehr gern einverstanden, wünschte aber, daß eine doppelte Verbindung das Band ihrer Freundschaft noch fester knüpfen solle, nämlich die meines Bruders mit der Prinzessin Amalie, zweiter Schwester jenes Herzogs. Diese Doppelallianz wurde zu großer Zufriedenheit der Königin abgeschlossen, welche sie stets so heiß gewünscht hatte. Sie überbrachte uns, meinem Bruder und mir, die Verlobungsringe. Ich trat sogar in Briefwechsel mit meinem kleinen Liebhaber und empfing mehrere Geschenke von ihm. Die Intriguen des Fürsten von Anhalt und Grumbkow's dauerten aber immer fort. Die Geburt meines zweiten

Bruders hatte ihre Projekte nur gestört, ohne sie ihnen aus den Augen verlieren zu lassen. Es war noch nicht Zeit, sie kund zu geben.

Die neue Allianz, welche der König mit England geschlossen hatte, schien ihnen kein großes Hinderniß. Da die Interessen der Häuser Brandenburg und Hannover stets einander entgegengesetzt gewesen, so erwarteten sie wohl, daß deren Verbindung nicht von langer Dauer sein werde. Sie kannten den Charakter des Königs von Grund aus, der sich leicht anfregen ließ, in seiner ersten Hitze kein Maß kannte, und nicht nach Vorschriften der Politik handelte. Sie beschlossen daher, es ruhig abzuwarten, bis sich ein für ihre Absicht günstiges Ereigniß zeige. In diesem Jahre entdeckte man eine geheime Verschwörung, welche ein gewisser Clement angesponnen hatte. Er war des Hochverraths angeklagt, der Nachahmung der Unterschrift mehrerer hoher Fürsten und der Vereinigung verschiedener großer Mächte. Dieser Clement befand sich in Haag und hatte mehrere Male an den König geschrieben. Sein schlechtes Gewissen erlaubte ihm nicht, dieses Asyl zu verlassen, und der König hatte nicht dahin gelangen können, ihn in sein Land zu locken. Er bediente sich endlich des Beistandes eines calvinistischen Geistlichen, Namens Gablonski, um dieses Menschen habhaft zu werden. Gablonski, der mit Clement studirt hatte, begab sich nach Holland und wußte diesen so sehr von der freundlichen Aufnahme und den Ehren, die ihm der König gewähren würde, zu überzeugen, daß er ihn endlich dahin brachte, nach Berlin zu gehen. Sobald Clement seinen Fuß auf Clevesches Gebiet gesetzt hatte, wurde er verhaftet. Man hat stets geglaubt, dieser Mensch sei von vornehmer Herkunft gewesen; Einige gaben ihn

für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, Andere für einen solchen des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, aus. Die große Aehnlichkeit, die er mit diesem letztern hatte, gab zu dieser Meinung Veranlassung. Man begann seinen Prozeß, sobald er in Berlin angelangt. Man behauptet, er habe hier dem Könige alle Intriguen Grumbkows entdeckt und sich erboten, seine Beschuldigungen durch die Briefe dieses Ministers zu beweisen, die er dem Könige einhändigen wolle. Grumbkow stand am Rande des Abgrunds. Glücklicherweise für ihn konnte aber Clement die versprochenen Briefe nicht vorzeigen, seine Anklage wurde also für Verläumdung angesehen. Die näheren Umstände seines Prozesses sind stets so geheim gehalten worden, daß ich nur die hier niedergeschriebenen wenigen Partikularitäten desselben habe erfahren können.

Der Prozeß dauerte sechs Monate, nach deren Ablauf das Urtheil gefällt wurde. Es lautete, daß Clement mit Zangen drei Mal zerrissen und dann gehangen werden sollte. Er hörte es mit heldenmüthiger Festigkeit vorlesen, ohne das Gesicht zu verändern. »Der König ist Herr meines Lebens und Todes,« sagte er; »ich habe diesen letztern nicht verdient und nur gethan, was die Gesandten des Königs alle Tage thun. Sie suchen die der andern Mächte zu hintergehen und zu überlisten, und sind nichts als honette Spione an den Höfen. Wäre ich gleich ihnen accreditirt gewesen, so wäre ich vielleicht jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes, statt am hohen Galgen enden zu müssen.«

Seine Standhaftigkeit blieb bis zum letzten Hauche dieselbe. Man kann ihn unter die großen Genies zählen: er hatte viele Kenntnisse, sprach mehrere Sprachen und entzückte durch seine Beredtsamkeit. Er machte diese in einer Anrede an das Volk

geltend. Da ſie gedruckt worden iſt, übergehe ich ſie mit Stillſchweigen. Lehmann, einer ſeiner Mitgenoſſen, wurde geviertheilt. Zum Gefährten ihres Unglücks hatten ſie eine dritte Perſon, welche wegen eines von dem ihrigen verſchiedenen Verbrechens beſtraft ward. Er nannte ſich Haidekamm und war unter der Regierung Friedrichs I. geadelt worden. Er hatte geſagt und geſchrieben, daß der König kein legitimes Kind ſei. Er wurde verurtheilt, vom Henker ausgepeitſcht, für infam erklärt und auf Lebenszeit in Spandau eingeſperrt zu werden.

Während des Verhafts von Clement wurde der König in Brandenburg an einer Nierenruhr mit heftigem Fieber gefährlich krank. Auf der Stelle ſendete er eine Stafette nach Berlin, um die Königin davon zu benachrichtigen und ſie zu ſich einzuladen.

Dieſe machte ſich ſogleich auf den Weg und eilte ſo ſehr, daß ſie noch an demſelben Abend in Brandenburg anlangte. Sie fand den König ſehr krank. Ueberzeugt, daß ſein Tod nahe ſei, war er nur damit beſchäftigt, ſein Teſtament zu machen. Diejenigen, denen er ſeinen letzten Willen diktirte, waren rechtliche Männer und ihre Treue anerkannt. Er ernannte darin die Königin zur Regentin des Königreichs während der Minderjährigkeit meines Bruders, und den Kaiſer wie den König von England zu Vormündern deſſelben. Von Grumbkow und dem Fürſten von Anhalt war darin, ich weiß nicht, aus welcher Urſache, nichts erwähnt. Doch hatte er ihnen eine Stafette einige Stunden vor Ankunft der Königin mit dem Befehl geſchickt, ſich ſogleich zu ihm zu verfügen. Welcher Zufall ihre Abreiſe verſpätete, weiß ich nicht. Da der König ſein Teſtament noch nicht unterzeichnet hatte, ſo kann man annehmen, daß er ſie kommen ließ, um es ihnen mitzutheilen und vielleicht noch irgend

einen sie betreffenden Artikel hinzuzufügen. Ihre Zögerung verdroß ihn so sehr und sein Uebel nahm so gewaltig überhand, daß er seine Unterschrift nicht länger verschob. Die Königin erhielt eine Abschrift und das Original wurde im Archive zu Berlin niedergelegt. Kaum war aber alles dies geschehen, als der König anfing, etwas ruhiger zu werden. Sein Oberchirurg Holtzendorff bediente sich zur rechten Zeit eines damals sehr im Schwange gehenden Heilmittels, der Brechwurzel. Diese Arznei rettete ihm das Leben. Das Fieber und die Schmerzen, die er duldete, ließen gegen Morgen bedeutend nach und gaben große Hoffnung für seine Wiederherstellung. Dies war der Anfang zu dem Glücke und der Gunst Holtzendorffs, von dem ich in der Folge mehr sprechen werde.

Der Fürst von Anhalt und sein Unrechts-Gefährte kamen jedoch gegen Morgen an. Der König fand sich durch sie sehr in Verlegenheit gesetzt, da er von ihnen die herbsten Vorwürfe erwartete, weil er sie von seinem Testamente ausgeschlossen hatte. Nicht wissend, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte, ließ er sich von der Königin, den Zeugen und denen, die das Testament aufgesetzt hatten, schwören, den Inhalt desselben in ewiges Schweigen zu begraben.

Trotz aller Maßregeln des Königs erfuhren die beiden dabei Interessirten doch sehr bald, was vorgegangen. Das Geheimniß, das man ihnen daraus machte, ließ sie auf die Wahrheit der Thatsache schließen, vorzüglich durch die Mittheilung, daß die Königin eine Abschrift des Testaments erhalten habe. Dies war ein Donnerschlag für sie. Der König war besser geworden, aber noch nicht ganz außer Gefahr. Sie wagten nicht, mit ihm zu sprechen, da die geringste Aufregung ihm das Leben kosten konnte.

Ihre Unruhe verſchwand jedoch bald; ſein Uebel nahm ſo ſchnell ab, daß er nach acht Tagen gänzlich wieder hergeſtellt war. Sobald er ausgehen konnte, kehrte er nach Berlin zurück. Von da begab er ſich nach Wuſterhauſen, wohin ihm die Königin folgte. Der König wurde täglich mißtrauiſcher und verdachtbegender. Seit der Entdeckung der Intriguen von Clement ließ er ſich alle Briefe vorlegen, die nach Berlin kamen und von da abgingen, und begab ſich nie zu Bett ohne ſeinen Degen und ein Paar geladene Piſtolen daneben. Der Fürſt von Anhalt und Grumbkow ſchliefen nicht, die Sache mit dem Teſtamente lag ihnen ſtets gewaltig am Herzen und ſie hatten ihre ehemaligen Pläne nicht aufgegeben. Die Geſundheit des Königs wie meines Bruders war damals ſehr ſchwach und mein zweiter Bruder noch in der Wiege. Ihre Bosheit verſchaffte ihnen Mittel, den Inhalt jener intereſſanten Schrift kennen zu lernen und ſie vielleicht den Händen der Königin zu entziehen, da ſie überzeugt waren, daß, wenn ſie es dahin brächten, ſie es auch durchſetzen würden, das Teſtament ganz kaſſiren zu laſſen, den König mit der Königin völlig zu entzweien und ihre Abſichten zu erreichen. Sie benahmen ſich folgendermaßen dabei. Ich habe ſchon von der Frau von Blatſpiel, der Favoritin der Königin, geſprochen. Dieſe Dame konnte für eine Schönheit gelten; ein lebhafter und ſolider Geiſt erhöhten noch die Reize ihrer Perſon. Ihr Herz war edel und rechtlich, aber zwei Hauptfehler, welche zum Unglücke die der Meiſten ihres Geſchlechts ſind, verdunkelten dieſe ſchönen Eigenſchaften: ſie war intriguant und kokett. Ein Ehemann von 60 Jahren, gichtbrüchig und unangenehm, war für eine junge Frau ein zu wenig anziehendes Ragout. Viele Leute behaupteten ſogar, ſie habe mit ihm wie die Kaiſerin

Pulcheria mit dem Kaiser Marcianus gelebt. Der Graf von Manteufel, sächsischer Gesandter am preußischen Hofe, hatte Mittel gefunden, ihr Herz zu rühren. Ihr Liebesverhältniß war aber so geheim betrieben worden, daß man nie den mindesten Verdacht gegen die Tugend dieser Dame hegte. Der Graf machte eine kleine Reise nach Dresden. Um sich für die Abwesenheit der Geliebten zu trösten, schrieb er ihr alle Posttage und erhielt gleiche Antworten. Diese unselige Correspondenz verursachte das Unglück der Frau von Blatspiel. Ihre und ihres Geliebten Briefe fielen in die Hände des Königs.

Dieser mißtrauische Fürst hatte Verdacht wegen Staats-Intriguen, und ließ diese Briefe, um sich deshalb zu überzeugen, Grumbkow sehen. In der Sprache der Liebe erfahrener als der König, errieth dieser sogleich die Wahrheit. Er ließ sich aber nichts merken, ob er gleich diesen Zufall für den glücklichsten ansah, der ihm hätte begegnen können. Er war Manteufels vertrauter Freund und stand sehr gut beim König von Polen. Dieser Fürst hatte große Rücksichten gegen den Hof von Berlin zu beobachten. Karl XII., König von Schweden, lebte noch, und daher befürchtete er stets neue Unruhen in Polen, wovor ihn der Beistand meines Vaters schützen konnte. Grumbkow versprach ihm seine Unterstützung und verpflichtete sich, das gute Einverständniß zwischen den beiden Höfen immer zu unterhalten, wenn jener in seine Ansichten eingehen und dem Grafen Manteufel demgemäße Instructionen geben würde. Der König von Polen zögerte nicht, darein zu willigen und schickte diesen Gesandten wieder nach Berlin. Grumbkow öffnete sich ihm in Betreff der ganzen Geschichte des Testamentes. Er entdeckte ihm sogar, daß er von seinem Liebesverhältnisse mit Frau

von Blatſpiel wiſſe, und daß er von ihm den Dienſt fordere, dieſe Dame dazu zu bewegen, das Teſtament des Königs aus den Händen der Königin zu entfernen. Die Sache war ſehr zart; Manteufel kannte die Anhänglichkeit, welche ſeine Geliebte für die Königin hatte. Dennoch wagte er es, mit ihr davon zu ſprechen. Frau von Blatſpiel konnte nur mit vieler Mühe ſeinen Wünſchen geneigt gemacht werden, aber endlich ließ ihr die Liebe das vergeſſen, was ſie ſich ſelbſt und ihrer Gebieterin ſchuldig war. Durch die Verſicherungen von Anhänglichkeit, welche Manteufel für die Königin zu hegen betheuerte, verblendet, hielt Frau von Blatſpiel die Sache nicht für ſehr wichtig, und da ſie die unbedingte Herrſchaft kannte, welche ſie über das Herz der Königin ausübte, ſo ſpielte ſie ſo verſchiedene Rollen, daß ſie es endlich dahin brachte, dieſe zu überreden, ihr das unglückliche Papier anzuvertrauen, jedoch unter der Bedingung, es ihr, wenn ſie es geleſen haben würde, wieder zurück zu geben.

. . . . . .

ihr folgte, war an Begebenheiten nicht minder fruchtbar. Sobald der Graf Manteufel ſich im Beſitze des Teſtaments des Königs ſah, nahm er eine Abſchrift davon, die er Grumbkow einhändigte. Die Pläne dieſes Miniſters waren dadurch nur halb geglückt. Er trachtete nach dem Originale, auch verzweifelte er nicht daran, daß, wenn er ſich dabei mit Geſchicklichkeit benehme, er es mit der Zeit erlangen könne. Die Königin fing an, auf den Geiſt des Königs ein Uebergewicht zu erlangen. Sie verſchaffte ihm Rekruten für ſein Regiment und der König von England bezeigte ihm die unendlichſten Aufmerkſamkeiten. Die kalte Art und Weiſe, mit welcher der König, auf das An-

bringen des Fürsten von Anhalt und Grumbkows wegen der Heirath mit dem Markgrafen von Schwedt, geantwortet, hatte Beide zu der Erkenntniß gebracht, daß ihre Gunst sinke. Mehrere Umstände bestärkten sie in diesem Gedanken. Der König zeigte sich nur selten noch öffentlich, er war von einer Art Hypochondrie befallen, die ihn schwermüthig machte; er sah nur die Königin und seine Kinder und speiste zu Mittag mit uns allein. Um ihrer Ungnade vorzubeugen, beschlossen sie daher, den Credit der Königin zu verringern. Aus dem Bilde, das ich vom Könige entworfen habe, kann man sehen, daß leicht er zu erregen und daß einer seiner Hauptfehler seine Anhänglichkeit an's Geld war. Grumbkow suchte von diesen beiden Schwächen Vortheil zu ziehen. Er theilte seine Absicht dem Staatsminister Herrn von Kamken mit. Dieser rechtliche Mann ließ aber die Königin davon unterrichten. Diese liebte das Spiel und hatte darin sehr viel verloren, wodurch sie genöthigt worden, heimlich ein Capital von 30,000 Thalern zu erborgen. Vor kurzem erst hatte ihr der König ein Geschenk mit einem Paar brillantenen à jour gefaßten Ohrgehängen von sehr großem Werthe gemacht. Sie trug sie nur selten, da sie sie schon mehrere Male verloren hatte. Grumbkow, der überall seine Spione hatte, erfuhr bald den schlechten Zustand ihrer Geschäfte, und beschloß, in der Voraussetzung, daß die Königin diese Ohrgehänge versetzt habe, um das gedachte Kapital zu erhalten, den König davon zu benachrichtigen, den er zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß dies ihn sehr aufbringen werde. Die Königin verfehlte aber nicht, ihnen bei dem Könige zuvorzukommen, und ihm sehen zu lassen, daß ihre . . . . . .
. . . Beschuldigungen, die man gegen sie im Sinne hatte.

Empört durch das schlechte Verfahren Grumbkows flehte sie den König an, ihr zu erlauben, Genugthuung dafür zu nehmen, und auf die Antwort desselben, daß man Niemand ohne hinreichenden Beweis bestrafen könne, beging sie die Unvorsichtigkeit, ihm zu gestehen, das es Herr von Kamken gewesen, der ihr die Nachricht gegeben. Der König ließ diesen sogleich holen. Die freundliche Art, womit er ihn empfing, ermuthigte denselben, das, was er gegen die Königin geäußert, ferner zu behaupten. Er setzte selbst noch einige sehr harte Punkte gegen Grumbkow hinzu. Da er aber mit dessen Plänen nur durch die Unterredungen bekannt war, die er mit ihm ohne Zeugen gehabt, so siegte dessen Abläugnung, und er selbst wurde nach Spandau geschickt. Diese nur 4 Meilen von Berlin entlegene Festung wurde bald mit vornehmen Gefangenen gefüllt. Ein gewisser Troski, ein schlesischer Edelmann, war arretirt worden. Dieser Mensch hatte im schwedischen Lager als Spion, während der Belagerung von Stralsund, gedient. Ob er nun gleich dem Könige gute Dienste geleistet, so konnte ihn dieser doch nicht leiden und behielt geheimes Mißtrauen gegen ihn. Man beschuldigte ihn, in Berlin dieselbe Rolle wie im schwedischen Lager gespielt zu haben. Seine ihm weggenommenen Papiere bewiesen es auch gewissermaßen. Troski besaß außerordentlich viel Verstand und schrieb allerliebst, welche beide Talente für sein Aeußeres entschädigten. Seine Cassette enthielt alle Liebesanekdoten des Hofs, aus denen er eine höchst beißende Satyre zusammengesetzt hatte, sowie eine Menge Briefe mehrerer Berliner Damen an ihn, in denen der König nicht geschont wurde. Die der Frau von Blatspiel sprachen sehr stark gegen diesen Fürsten, den sie als einen Tyrannen und furchtbaren Criblifax

schilderte. Grumbkow, der zu Untersuchung dieser Papiere ernannt worden, ergriff diese Gelegenheit, diese Dame in's Verderben zu stürzen. Er hatte ihr einen Theil seiner Pläne in der Hoffnung anvertraut, sie für seine Parthei zu gewinnen und sich das Testament des Königs durch sie zu verschaffen. Frau von Blatspiel, welche seine Absichten durchschaute, hatte ihn durch falsche Versprechungen hingehalten, um ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Da sie nicht hinreichende Beweise gegen ihn erhielt und das Unglück Kamkens noch neu war, so wagte sie es nicht eher dem Könige jene zu entdecken, bis sie deren überzeugende geben konnte. Nachdem Grumbkow den König die Briefe hatte lesen lassen, die sie an Troski geschrieben, und ihn sehr gegen sie eingenommen, ließ dieser sie holen, und nachdem er ihr sehr harte Dinge gesagt, legte er ihr diese unglückseligen Briefe vor. Sie gerieth nicht in Verlegenheit . . . . . .
. . . von ihrer Hand, und daß ihr Inhalt gegründet sei nahm sie die Gelegenheit wahr, ihm alle seine Fehler vorzuwerfen, mit dem Zusetze, daß trotz alles dessen, was sie gegen ihn geschrieben, sie ihm treuer anhange als alle Uebrigen, da sie die Einzige sei, welche die Kühnheit besitze, freimüthig und offen mit ihm zu sprechen. Ihre kräftige und geistreiche Rede machte Eindruck auf den König. Nachdem er einige Zeit nachgedacht, sagte er: »Ich verzeihe Ihnen, und bin Ihnen für Ihre Handlungsweise verpflichtet. Sie haben mich überzeugt, daß Sie meine ächte Freundin sind, da Sie mir Wahrheiten sagen. Vergessen wir beiderseits das Vergangene und bleiben wir Freunde.« Darauf gab er ihr die Hand und führte sie zur Königin. »Hier,« sagte er zu dieser, »hier ist ein rechtliches Weib, das ich außer-

ordentlich hochschätze.« Doch war Frau von Blatspiel dadurch nicht beruhigt. Sie kannte alle Umstände des furchtbaren Complots, das Grumbkow und der Fürst von Anhalt gegen den König und meinen Bruder spannen. Sie sah es auf dem Punkte stehen, auszubrechen, daher sie nicht wußte, was für eine Parthei sie ergreifen sollte, indem gleiche offenbare Gefahr beim Sprechen wie beim Schweigen war. Aber es ist Zeit, dieses abscheuliche Geheimniß zu enthüllen. Die Absichten der beiden Unheilverbündeten gingen dahin, den Markgrafen von Schwedt auf den Thron zu setzen und sich der Regierung ganz zu bemächtigen.

Die Gesundheit des Königs wie des Kronprinzen wurde von Tag zu Tage kräftiger und zerstreute alle die schmeichlerischen Ideen, die sie sich wegen deren baldigen Ablebens gemacht hatten; sie beschlossen nun, dem entgegenzuarbeiten. Die Sache war gefährlich, es stand dabei nichts Geringeres, als ihr Leben auf dem Spiele, und sie erwarteten nur eine vortheilhafte Gelegenheit, um ihre schändliche Absicht auszuführen. Diese Gelegenheit bot sich, so gut sie sich's nur wünschen konnten, dar. Es gab seit langer Zeit eine Seiltänzergesellschaft in Berlin, welche deutsche Comödien auf einem recht artigen Theater aufführte, das auf dem Neumarkt errichtet war. Der König fand viel Vergnügen daran, und verfehlte nie, dahin zu gehen. Diesen Ort wählten sie zur Scene ihrer verworfenen Tragödie. Es handelte sich nun nur darum, meinen Bruder dahin zu locken, um beide Opfer ihrem abscheulichen Ehrgeize zugleich zu schlachten. Es sollte, um allen Verdacht von ihnen abzuwenden, zugleich Feuer an's Theater und an's Schloß gelegt, und der König und mein Bruder während der Unordnung, welche der Brand hervorbringen mußte, erwürgt werden. Da das Haus, worin

man spielte, nur hölzern war, sehr enge Ausgänge hatte und stets so gefüllt ward, daß man sich nicht rühren konnte, so erleichterte dies ihr Vorhaben. Ihre Parthei war so stark, daß sie sicher waren, sich während der Abwesenheit des Markgrafen von Schwedt, der sich noch in Italien befand, der Regentschaft zu bemächtigen, da der Fürst von Anhalt, der die Armee befehligte und von ihr sehr geliebt ward, über diese gebieten konnte. Man kann annehmen, daß Mantenfel aus Abscheu über diese gräßliche Verschwörung sie der Frau von Blatspiel entdeckte und ihr den Tag, an welchem sie stattfinden sollte, anzeigte. Ich erinnere mich noch sehr wohl . . . . . Grumbkow drängten ihn sehr, meinen Bruder unter dem Vorwande, seine düstere Neigung zu verbannen und ihn durch Vergnügungen zu zerstreuen, in die Comödie zu führen. Es war Mittwoch; der folgende Freitag war zur Ausführung ihres Plans bestimmt. Der König, der ihre Gründe haltbar fand, stimmte ein. Frau von Blatspiel, welche zugegen war und ihre Absicht kannte, schauderte. Da sie nicht länger schweigen konnte, so flößte sie der Königin Angst ein, ohne ihr jedoch zu sagen, wovon die Rede sei, und rieth ihr um jeden Preis, es zu verhindern, daß mein Bruder dem Könige folge. Die Königin, die den furchtsamen Sinn meines Bruders kannte, erregte ihm einen panischen Schrecken vor dem Schauspiele, und machte ihm so große Angst, daß er weinte, so oft man davon sprach. Als der Freitag endlich da war, befahl mir die Königin unter vielen Liebkosungen, den König so zu unterhalten, daß er die für die Comödie bestimmte Stunde vergesse, und setzte hinzu, daß, wenn es mir nicht gelinge, und der König meinen Bruder mitnehmen wolle, ich schreien, weinen und womöglich ihn zurück-

halten ſollte. Um noch mehr Eindruck auf mich zu machen, ſagte ſie mir, daß es ſich um mein und meines Bruders Leben handle. Ich ſpielte meine Rolle ſo gut, daß es halb ſieben ward, ohne daß der König es bemerkte. Als er ſich aber plötzlich darauf beſann, ſtand er auf und ging ſchon, ſeinen Sohn an der Hand führend, nach der Thüre zu. Als dieſer ſich zu ſträuben und ein ſchreckliches Geſchrei zu machen anfing, ſuchte der König, darüber verwundert, ihn durch Güte fortzubringen; als er aber ſah, daß er damit nichts ausrichte, und das arme Kind nicht mit ihm gehen wolle, wollte er ihn ſchlagen.. Die Königin widerſetzte ſich dem, aber der König nahm ihn beim Arme und wollte ihn mit Gewalt fortbringen. Da warf ich mich zu ſeinen Füßen und umarmte dieſe unter Thränenſtrömen. Die Königin ſtellte ſich vor die Thür und bat ihn dringend, dieſen Abend im Schloſſe zu bleiben. Der König, über dieſes ſeltſame Benehmen erſtaunend, wollte die Urſache davon wiſſen. Die Königin wußte nicht, was ſie ihm antworten ſollte. Dieſer von Natur ſo mißtrauiſche Fürſt vermuthete aber, daß irgend eine Verſchwörung gegen ihn dabei im Spiele ſei. Der Prozeß des Troski war noch nicht zu Ende; er bildete ſich ein, daß dieſe Sache die Befürchtungen der Königin veranlaſſe. Nachdem er alſo außerordentlich in ſie gedrungen, ihm zu ſagen, wovon es ſich handle, begnügte ſie ſich damit, ohne Frau von Blatſpiel zu nennen, ihm zu antworten, daß es ſein und meines Bruders Leben betreffe. Jene Dame jedoch, welche an dieſem Abende zur Königin gegangen war, glaubte, daß ſie nach der eben vorgefallenen Scene nicht länger ſchweigen könne. Sie entdeckte ihr alſo das ganze Complott, und bat ſie, ihr am folgenden Tage eine geheime Audienz bei dem Könige zu verſchaffen.

Die Königin erlangte dieſe ohne Mühe. Nachdem nun Frau von Blatſpiel dem Könige alle Partikularitäten, die ihr bekannt, entdeckt hatte, fragte ſie der König, ob ſie Grumbkow in's Geſicht behaupten könne, was ſie ihm eben geſagt, und als ſie dies bejahte, wurde der Miniſter gerufen. Er hatte ſeine Vorſichtsmaaßregeln bereits von weitem genommen, und daher nichts zu befürchten. Der General-Fiscal Katſch, ein Menſch von niederer Herkunft, verdankte ihm ſein Glück. Des Schutzes Grumbkows würdig, war er das leibhafte Ebenbild des ungerechten Richters im Evangelio. Er war von allen rechtlichen Leuten gefürchtet und gehaßt. Ueberdies hatte Grumbkow eine große Menge Creaturen bei der Juſtiz und den Behörden. Er ſtellte ſich daher dreiſt vor den König, der ihm die Ausſage der Frau von Blatſpiel mittheilte. Seine Unſchuld betheuernd rief er aus, daß man kein treuer Miniſter ſein könne, ohne ſich Verfolgungen auszuſetzen, und daß ſich aus den Briefen der Frau von Blatſpiel an Troski nur zu ſehr ergebe, daß dieſe Dame zu intriguiren und den Hof aufzuhetzen ſuche. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, flehte ihn an, dieſe Sache auf's ſtrengſte und ohne Schonung unterſuchen zu laſſen, und erbot ſich, die Falſchheit der Anklagen authentiſch zu beweiſen. Der König ließ daher Katſch holen, wie Grumbkow es vorausgeſehen hatte. Trotz aller ſeiner Schlangenwege ſah ſich dieſer doch am Rande des Abgrunds. Katſch wußte ihn zu retten. Er beſaß eine ſtaunenswerthe Geſchicklichkeit, die Verbrecher, die das Unglück hatten, ihn zum Richter zu erhalten, zu verwirren. Verfängliche Fragen und künſtliche Wendungen brachten ſie in Verlegenheit. Frau von Blatſpiel wurde das Opfer davon. Sie konnte für ihre Anſchuldigungen, die als Verläumdungen

behandelt wurden, keine in die Augen fallenden Beweise darlegen. Katsch sah den König im heftigsten Zorne und schlug ihm daher vor, sie auf die Folter zu bringen. Ein Ueberbleibsel von Achtung für mein Geschlecht und seinen Rang retteten sie von dieser Schmach. Der König begnügte sich damit, noch an demselben Abende sie nach Spandau zu schicken, wohin auch Troski einige Tage später abgeführt wurde. Frau von Blatspiel ertrug dieses Unglück mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. Anfangs behandelte man sie mit Strenge und Härte. Man hatte sie in ein vergittertes und feuchtes Zimmer ohne Bett und Meubles eingesperrt, wo sie drei Tage blieb und nur das durchaus Nothwendigste zur Lebensfristung erhielt. Ob die Königin gleich schwanger war, so schonte doch der König auch diese nicht, und kündigte ihr auf die unverbindlichste Art das Unglück ihres Günstlings an. Sie ward dadurch so erschüttert, daß man eine unzeitige Niederkunft befürchtete. Außer der Freundschaft, die sie für Frau von Blatspiel hegte, verursachte ihr der Gedanke an das Testament des Königs, das sich in den Händen derselben befand, die tödtlichste Angst. Ein glücklicher Umstand rettete sie daraus. Der Marschall von Natzmer, ein Mann von außerordentlichem Verdienste und anerkannter Rechtlichkeit, erhielt den Befehl, dort die Siegel anzulegen. Die Königin bediente sich des Beistandes ihres Beichtvaters, Namens Boshart, um die Sorge, in der sie schwebte, ihm zu eröffnen, und ihn zu beschwören, das Testament des Königs ihr wieder zuzustellen. Der Beichtvater entwickelte ihm die Gefahr, welche die Königin laufe, wenn dieses Document gefunden werde, und benahm sich dabei so gut, daß er ihn vermochte, den Wünschen der Königin zu entsprechen, was den Plänen Grumbkows ge-

waltig entgegen war. Man fand unter den Papieren der Frau von Blatspiel nichts Verdächtiges und hörte mit weiteren Nachforschungen auf.

Ich habe alle diese Einzelnheiten, welche ich hier niedergeschrieben, aus dem Munde der Königin, meiner Mutter, gehört; nur sehr wenige Personen kennen sie. Die Königin hatte außerordentliche Sorge getragen, sie zu verheimlichen und mein Bruder hat nach seiner Thronbesteigung alle Akten des Prozesses verbrennen lassen. Frau von Blatspiel wurde nach einem Jahre freigelassen und ihr Gefängniß in eine Verbannung nach Cleve verwandelt. Der König sah sie einige Jahre nachher wieder, machte ihr sehr viele Artigkeiten und verzieh ihr das Vergangene. Nach dem Tode desselben stellte sie der König, mein Bruder, um seiner Mutter Vergnügen damit zu machen, als Gouvernante bei meinen beiden jüngsten Schwestern an und diesen Posten bekleidet sie noch. Alle diese Intriguen jedoch, welche Schlag auf Schlag in Berlin vorfielen, ermüdeten endlich die Geduld des Königs. Er besaß zu viel Verstand, um nicht gewahr zu werden, daß der Fürst von Anhalt und Grumbkow nicht ganz ohne Schuld waren. Er wünschte daher mit einem Male allen diesen Umtrieben ein Ende zu machen und beschloß, den Markgrafen von Schwedt zu vermählen. Die nahe Verbindung, in welcher er mit Rußland stand, ließen ihn die Augen dorthin richten. Herr von Martenfeld, sein Gesandter in Petersburg, erhielt Befehl, um die Herzogin von Kurland (nachherige Kaiserin) für diesen Fürsten anzuhalten. Der Czar war sehr geneigt, in die Absichten des Königs einzugehen. Der Markgraf von Schwedt ward also aus Italien, wo er sich damals befand, zurückgerufen. Sobald er in Berlin angekommen

war, ließ ihm der König diese Verbindung vorschlagen. Er ließ ihm bemerklich machen, wie vortheilhaft sie für ihn sei und wie geeignet, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Dieser Prinz jedoch, der sich noch immer schmeichelte, sich mit mir zu vermählen, schlug es auf's Bestimmteste ab, sich den Wünschen des Königs zu fügen. Da er 18 Jahr alt und majorenn war, so konnte der König ihn nicht zum Gehorsam zwingen und so blieb die ganze Sache auf sich beruhen. Ich vergaß, im Jahre vorher der Ankunft des Czaren Peters des Großen in Berlin zu gedenken. Diese Anekdote ist sonderbar genug, um eine Stelle in diesen Memoiren zu verdienen. Der Czar, der sehr gern reiste, langte von Holland aus hier an. Er hatte zu Cleve verweilen müssen, weil die Czarin dort zu frühzeitig entbunden worden. Da er weder die große Welt, noch Ceremonien liebte, so ließ er den König ersuchen, ihn in ein Lusthaus der Königin, das in einer Vorstadt Berlins lag, einzulogiren. Diese war sehr böse darüber. Sie hatte sich ein sehr hübsches Haus bauen lassen, das sie sorgsam und auf's Prächtigste ausgeschmückt. Die Gallerie von Porzellan, die man dort sah, war köstlich, so wie auch alle Zimmer mit Spiegeln versehen waren. Da dieses Haus sonach ein wahres Kleinod war, so trug es auch den Namen Monbijou. Der Garten war sehr hübsch und grenzte an den Fluß, was ihm eine große Anmuth verlieh.

Um den Unordnungen vorzubeugen, welche die Herren Russen an allen andern Orten, wo sie gewohnt, sich zu Schulden gemacht hatten, ließ die Königin die Meubles aus dem ganzen Hause wegnehmen und Alles, was nur irgend zerbrechlich war, daraus fortschaffen. Der Czar, seine Gemahlin und ihr ganzer Hof kamen einige Tage später zu Monbijou an. König und

Königin empfingen sie am Ufer des Flusses. Der König gab der Czarin die Hand, um ihr aus dem Boote zu helfen. Sobald der Czar ausgeschifft war, reichte er dem Könige die Hand und sagte: »Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich.« Dann näherte er sich der Königin und wollte sie umarmen, sie wehrte ihn aber ab. Die Czarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrere Male that. Sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Meklenburg vor, welche sie begleitet hatten, und 400 sogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren. Größtentheils waren dies deutsche weibliche Dienstboten, welche die Geschäfte von Damen, Kammerfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen verrichteten. Fast jedes dieser Geschöpfe hatte ein reichgekleidetes Kind auf dem Arme, und wenn man sie fragte, ob es die ihren wären, so antworteten sie, indem sie Salamalekas auf russische Art machten: »Der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen.« Die Königin wollte diese Geschöpfe gar nicht grüßen. Dafür rächte sich die Czarin dadurch, daß sie die Prinzessinnen von Geblüt mit großem Hochmuth behandelte, und nur mit Mühe erlangte es der König von ihr, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen ganzen Hof am darauf folgenden Tage, als der Czar und seine Gemahlin der Königin wieder den Besuch machten. Diese empfing sie in den großen Apartements des Schlosses und ging ihnen bis in den Wachtsaal entgegen. Dort gab sie der Czarin die Hand, ihr den Platz rechts lassend, und führte sie in's Audienzzimmer.

Der König folgte ihnen mit dem Czar. Sobald Letzterer mich sah, erkannte er mich wieder, da er mich bereits vor fünf Jahren gesehen. Er nahm mich auf die Arme und küßte mich so gewaltsam, daß er mir das ganze Gesicht aufrieb. Ich gab

ihm Ohrfeigen und wehrte mich, so viel ich nur konnte, indem ich ihm sagte, daß ich diese Vertraulichkeiten nicht wolle und er mich entehre. Er lachte sehr über diese Idee und unterhielt sich lange mit mir. Man hatte mir meine Rolle vorgeschrieben. Ich sprach mit ihm von seiner Flotte und seinen Eroberungen, was ihn so entzückte, daß er mehrere Male zu der Czarin sagte, daß, wenn er ein Kind gleich mir haben könne, er gern eine seiner Provinzen darum gäbe. Die Czarin machte mir auch viele Liebkosungen. Die Königin setzte sich mit ihr unter den Thronhimmel, Jedes in einen Sessel, ich befand mich neben der Königin und die Prinzessinnen von Geblüt ihr gegenüber.

Die Czarin war klein und untersetzt, sehr braun und ohne Hoheit und Anmuth. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedere Herkunft zu errathen. Man hätte nach ihrem Aufputze sie für eine deutsche Comödiantin angesehen. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft worden. Es war ganz altmodisch und mit Silber und Metallschaum überladen. Der Vordertheil ihres Leibchens war mit Edelsteinen geschmückt. Die Anordnung dieser Juwelen war sonderbar. Sie stellten einen Doppeladler vor, dessen Flügel mit den kleinsten sehr schlecht gefaßten Brillanten garnirt waren. Sie trug ein Dutzend Orden und eben so viele Heiligenbilder und Reliquien längs des Aufschlags ihres Kleides heraufgeheftet, so daß, wenn sie ging, man einen Maulesel zu hören glaubte. Alle diese Orden, die an einander klimperten, verursachten ein gleiches Geräusch.

Der Czar dagegen war sehr groß und leidlich gewachsen, sein Gesicht schön, aber seine Physiognomie besaß etwas so Rohes, daß man davor sich fürchtete. Er war als Matrose in ein ganz einfaches Gewand gekleidet. Die Czarin, welche sehr schlecht

deutſch ſprach und das, was die Königin ihr ſagte, nicht gut verſtand, ließ ihre Närrin herbeirufen und unterhielt ſich mit dieſer auf ruſſiſch. Dieſes arme Geſchöpf war eine Fürſtin Galitzin, und um ihr Leben zu retten zu dieſem Dienſte genöthigt. Da ſie in eine Verſchwörung gegen den Czar verwickelt geweſen, hatte man ihr zwei Mal die Knute gegeben. Ich weiß nicht, was ſie mit der Czarin ſprach, aber dieſe lachte überlaut.

Man ſetzte ſich endlich zu Tiſch und der Czar neben die Königin. Es iſt bekannt, daß dieſer Fürſt vergiftet worden war. In ſeiner Jugend war ihm das feinſte Gift auf die Nerven gefallen, weshalb er oft eine Art von Krämpfen bekam, deren er ſich nicht erwehren konnte. Dieſer Zufall ergriff ihn auch bei Tiſche. Er bekam einige Zuckungen, und da er eben das Meſſer in der Hand hielt und dicht neben der Königin damit geſtikulirte, ſo gerieth dieſe in Angſt und wollte einige Male aufſtehen. Der Czar beruhigte ſie aber und bat ſie, unbeſorgt zu ſein, da er ihr kein Leid zufügen würde. Zugleich nahm er ſie bei der Hand und drückte dieſe ſo heftig in der ſeinen, daß die Königin genöthigt war, Barmherzigkeit zu rufen, worüber er recht herzlich lachte und zu ihr ſagte, ſie habe zartere Knochen, als ſeine Catharine. Nach dem Abendeſſen war Alles zum Balle vorbereitet, aber ſobald der Czar von der Tafel aufgeſtanden war, ging er und kehrte ganz allein zu Fuß nach Monbijou zurück. Am folgenden Tage ließ man ihm alle Merkwürdigkeiten Berlins und unter andern das Münzcabinet und die alten Statuen ſehen. Unter dieſen letztern befand ſich, wie man mir ſagte, eine, welche eine heidniſche Gottheit in einer ſehr unanſtändigen Stellung zeigte. Man bediente ſich zur Zeit der alten Römer einer ſol-

chen, um die Brautkammer damit zu schmücken. Dieses Stück wurde für sehr selten gehalten und galt für eine der schönsten Statuen, die sich dort befanden. Der Czar bewunderte sie sehr und befahl der Czarin, sie zu küssen. Sie wollte sich dagegen wehren, er ward aber böse und sagte in gebrochenem Deutsch zu ihr: »Kop ab!« welches so viel heißen sollte, als: ich lasse Dich enthaupten, wenn Du mir nicht gehorchst. Die Czarin hatte so große Furcht, daß sie Alles that, was er verlangte. Er begehrte nun ohne Umstände diese Statue und mehrere andere vom Könige, der sie ihm nicht verweigern konnte. Dasselbe that er mit einem Schränkchen, dessen Getäfel ganz von Ambra war. Dieses war einzig in seiner Art und hatte König Friedrich I. unermeßliche Summen gekostet. Es erlebte das traurige Schicksal, zu großem Bedauern aller Welt, nach Petersburg geschafft zu werden.

Endlich nach zwei Tagen reiste dieser barbarische Hof wieder ab. Die Königin begab sich sogleich nach Monbijou. Dort herrschte die Zerstörung Jerusalems. Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen; Alles war so ruinirt, daß die Königin fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte.

Doch ich komme auf meinen Gegenstand zurück, von dem ich mich schon sehr lange entfernt. Da mein Bruder seit Januar in sein siebentes Jahr getreten war, so hielt es der König für angemessen, ihn aus den Händen der Frau von Rukul zu nehmen und ihm Gouverneure zu geben. Darüber begannen neue Kabalen. Die Königin wollte diese auswählen, und die beiden Günstlinge bestanden dagegen darauf, ihre Creaturen dabei anzustellen. Die Königin brachte den König dahin, daß er dazu den General und nachherigen Marschall Grafen von Finken-

stein ernannte, einen sehr redlichen Mann, der allgemein, sowohl wegen seiner Rechtlichkeit als Fähigkeit im Kriegshandwerk geachtet ward, dessen geringes Genie ihn aber unfähig machte, einen jungen Prinzen gut zu erziehen. Er gehörte zu denen Personen, welche sich einbilden, vielen Geist zu besitzen und die Politiker spielen wollen, die mit Einem Worte viel schwatzen und nichts zu Stande bringen. Er hatte die Schwester der Frau von Blatspiel geheirathet. Diese Dame besaß zu seinem Glücke mehr Verstand als er und beherrschte ihn gänzlich. Der Fürst von Anhalt stellte den Unter-Gouverneur an. Er nannte sich Kalkstein und war Oberst in einem Infanterie-Regimente. Diese Wahl war dessen würdig, der sie getroffen hatte. Herr von Kalkstein besitzt einen intriganten Geist, er hat bei den Jesuiten studirt und von ihren Lehren vielen Nutzen gezogen. Er affectirt große Frömmigkeit und selbst Bigottismus, spricht nur davon, ein ehrlicher Mann zu sein, und hat viele Leute verblendet, die ihn dafür hielten. Sein Verstand ist schmiegsam und einschmeichelnd, aber unter allen diesen schönen Außenseiten verbirgt er die schwärzeste Seele. Durch die ungünstigen Mittheilungen, die er täglich dem Könige über die unschuldigsten Handlungen meines Bruders machte, erbitterte er das Gemüth des Königs und reizte diesen gegen ihn.

Ich werde ihn mehr als ein Mal in diesen Memoiren auftreten lassen. In solchen Händen würde die Erziehung meines Bruders sehr schlecht ausgefallen sein, wenn ein Lehrer, welchen der König selbst diesen beiden Mentoren hinzufügte, nicht dafür gesorgt hätte. Er war Franzose und hieß Duhen. Es war ein junger Mensch, voll Geist und Verdienst, der viele Kenntnisse besaß. Diesem armen Menschen verdankt mein Bru-

der alle seine Kenntnisse, und die guten Grundsätze, die ihn beseelten, so lange dieser bei ihm war und über seinen Verstand das Uebergewicht behielt.

So endete das Jahr 1718. Ich komme nun zu dem folgenden, wo ich in die Welt zu treten und zugleich Unannehmlichkeiten zu erdulden begann. Der König blieb während des größten Theils des Winters in Berlin und brachte seine Zeit damit hin, alle Abende in die Assembleen zu gehen, welche in der Stadt gegeben wurden. Den ganzen Tag über war die Königin im Zimmer des Königs, der es so wollte, eingeschlossen, und hatte keine andere Gesellschaft als meinen Bruder und mich. Wir speisten mit ihr zu Abend und Niemand war dabei, als Madame Kamken, ihre Obersthofmeisterin und Frau von Blatspiel. Die Königin hatte die erstere dieser Damen aus Hannover mitgebracht, und ob sie gleich große Verdienste besaß, hatte diese doch kein Vertrauen zu ihr. Sie lebte stets in tödtlicher Schwermuth und man fürchtete selbst für ihre Gesundheit, um so mehr als sie schwanger war. Sie kam jedoch glücklich mit einer Prinzessin nieder, welche Sophie Dorothea genannt wurde. Das traurige Leben, das sie führte, trug zu dieser Schwermuth bei. Sie fand sich seit dem Verluste ihres Günstlings ganz isolirt. Vergebens hatte sie Jemanden gesucht, dem sie ihre Gunst zuwenden könnte, aber ob sich gleich Damen von großem Verdienste an ihrem Hofe befanden, so fühlte sie sich doch zu keiner hingezogen. Dies zwang sie, gegen alle Politik ihre Zuflucht zu mir zu nehmen, aber ehe sie mir ihr Herz öffnete, wollte sie einen gewissen Verdacht ergründen, den sie gegen die Letti und einige ihr gemachte Mittheilungen hegte. Als ich eines Tags allein bei ihr war und sie liebkoſete,

fing sie an mit mir zu scherzen und fragte mich, ob ich nicht Lust habe, mich bald zu vermählen. Ich antwortete ihr, daß ich daran nicht dächte und noch zu jung sei. »Aber wenn es nun sein müßte,« erwiderte sie, »wen würdest Du wählen, den Markgrafen von Schwedt oder den Herzog von Glocester?«

»Ob mir gleich die Letti stets sagt,« antwortete ich, »daß ich den Markgrafen von Schwedt heirathen würde, so kann ich ihn doch nicht ausstehen. Er findet nur Vergnügen daran, aller Welt Böses zu erzeigen, ich würde also den Herzog von Glocester lieber haben.« »Aber,« sagte die Königin, »woher weißt Du, daß der Markgraf so bös ist?« »Von meiner guten Amme,« entgegnete ich. Sie richtete noch mehrere ähnliche Fragen in Bezug auf die Letti an mich. Dann fragte sie mich, ob es nicht wahr sei, daß diese mich nöthige, ihr Alles zu sagen, was in den Zimmern des Königs und der Königin vorgehe. Ich stockte, und wußte nicht, was ich darauf antworten sollte, sie bearbeitete mich aber von allen Seiten so, daß ich ihr es endlich eingestand. Die Mühe, die sie sich hatte geben müssen, mir dieses Geständniß zu erpressen, brachte ihr eine gute Meinung von meiner Verschwiegenheit bei. Sie fing damit an, mir falsche Vertraulichkeiten zu machen, um zu sehen, ob ich sie weiter sagte, und da sie sah, daß ich sie geheim gehalten, fand sie kein Hinderniß mehr, sich mir zu eröffnen. Sie nahm mich also eines Tags besonders vor. »Ich bin mit Dir zufrieden,« sagte sie, »und da ich sehe, daß Du verständig zu werden anfängst, will ich Dich wie eine große Person behandeln und immer um mich haben. Ich verlange aber, daß Du der Letti nichts mehr hinterbringen sollst; wenn sie Dich also fragt, was vorgeht, so sagst Du ihr, Du hättest nicht darauf Acht gehabt.

Verſtehſt Du mich? Verſprichſt Du mir, das zu thun?« Ich antwortete mit Ja. »Wenn das iſt,« fuhr ſie fort, »ſo will ich Dir mein Vertrauen ſchenken, Du mußt aber verſchwiegen ſein, und mir verſprechen, Dich nur an mich anzuſchließen.« Ich gab ihr alle möglichen Verſicherungen darüber.

Nun erzählte ſie mir alle Intriguen des Fürſten von Anhalt. Die Ungnade, in welche Frau von Blatſpiel gefallen, mit einem Worte Alles, was ich über dieſen Gegenſtand niedergeſchrieben, hinzufügend, wie ſehr ſie mein Etabliſſement in England wünſche, und wie glücklich ich ſein würde, wenn ich ihren Neffen heirathete. Ich begann zu weinen, als ſie mir ſagte, daß ihr Günſtling in Spandau ſei. Ich hatte dieſe Dame ſehr geliebt, und man mich glauben gemacht, ſie ſei auf ihren Gütern. Ich machte durch dieſes Mitgefühl der Königin ſehr den Hof. Sie ſprach auch mit mir über die Letti, und fragte mich, ob es denn wahr ſei, daß der Oberſt Forcade und ein franzöſiſcher emigrirter Geiſtlicher Namens Fourneret ſie täglich beſuche. Ich antwortete ihr, daß dem ſo ſei. »Weißt Du, warum?« fragte ſie mich. »Weil ſie vom Fürſten von Anhalt gewonnen iſt, und er ſich dieſer beiden Creaturen bedient, um mit ihnen Ränke zu ſchmieden.« Ich wollte ihre Parthie nehmen, die Königin aber gebot mir Stillſchweigen. So jung ich auch noch war, ſtellte ich doch über Alles, was ich erfahren hatte, vielfache Betrachtungen an. Ob ich gleich der Letti Parthie genommen hatte, bemerkte ich doch aus mehreren Umſtänden, daß das, was die Königin geſagt, wahr ſei. Ich war ſehr in Verlegenheit, wie ich mich dieſen Abend aus der Sache ziehen ſollte, da ich die Letti wie das Feuer fürchtete, denn ſie ſchlug und mißhandelte mich ſehr oft.

So wie ich in meinem Zimmer war, fragte mich dieſes Mädchen, wie gewöhnlich, nach den Neuigkeiten des Tages. Ich ſaß mit ihr auf einem Tritte von zwei Stufen in der Fenſterbrüſtung. Ich antwortete ihr, daß mir die Königin diktirt habe. Damit begnügte ſie ſich nicht, und legte mir ſo viele Fragen vor, daß ſie mich in Verlegenheit ſetzte. Sie war zu fein, um nicht zu ſehen, daß man mir meine Lection aufgegeben, und um dieſes zu erfahren, verſchwendete ſie alle nur mögliche Liebkoſungen an mich. Als ſie jedoch ſah, daß ſie durch Güte bei mir nichts ausrichte, gerieth ſie in eine furchtbare Wuth, gab mir mehrere Schläge auf den Arm und ſtieß mich von dem Tritte herunter. Meine Gewandtheit beſchützte mich, nicht Arm oder Bein zu brechen. Ich kam mit einigen blauen Flecken davon.

Dieſer Auftritt wiederholte ſich am nächſten Tage, aber mit größerer Heftigkeit. Sie warf mir einen Leuchter an den Kopf, der mich faſt getödtet hätte. Mein ganzes Geſicht war blutig. Auf mein Geſchrei kam meine Bonne Mermann hinzu, die mich den Klauen dieſer Megäre entriß. Sie wuſch ihr tüchtig den Kopf, und drohte ihr, das Vorgefallene der Königin anzuzeigen, wenn ſie nicht anders ſich gegen mich benehme. Die Letti bekam Furcht. Mein Geſicht war ganz beſchunden, und ſie wußte nicht, wie ſie ſich dabei helfen ſollte. Sie verbrauchte eine Menge Kopfſchmerzenſtillendes Waſſer, das man die ganze Nacht über auf mein armes Geſicht legte und ich gab Tags darauf bei der Königin vor, daß ich gefallen ſei.

Der ganze Winter ging ſo vorüber. Ich hatte keinen Tag mehr Ruhe und mein armer Rücken wurde alle Tage bearbeitet. Dafür ſchmeichelte ich mich immer mehr bei der Königin ein, ſo daß ſie nichts mehr vor mir verborgen hielt. Sie bat den

König, ihr zu erlauben, mich zu sich zu nehmen. Der König willigte mit Vergnügen darein und wünschte auch Gleiches für meinen Bruder. Wir machten unsern ersten Ausflug im Monat Juni, den die Königin und der König in Charlottenburg zubrachten, einem prachtvollen Lustschlosse ohnweit Berlin. Die Letti reiste nicht mit dahin, und Frau von Kamken ward mit meiner Leitung beauftragt. Ich habe schon erwähnt, daß diese Dame außerordentliche Verdienste hatte, aber ob sie gleich stets in der großen Welt gewesen war, so hatte sie doch das Benehmen derselben sich nicht angeeignet. Sie konnte für eine wackere Dame vom Lande gelten, voll Vernunft, aber ohne Geist. Sie war sehr fromm und ich mußte 2 bis 3 Stunden hintereinander beten, was mir viele Langeweile machte. Dann sagte ich den Katechismus auswendig her und lernte eben so die Psalmen, aber ich war dabei so zerstreut, daß ich täglich gescholten wurde.

Der König feierte meinen Geburtstag, gab mir sehr schöne Geschenke und Abends war Ball. Ich trat in mein eilftes Jahr. Mein Verstand war für mein Alter ziemlich voraus, und ich fing an, Betrachtungen anzustellen. Von Charlottenburg gingen wir nach Wusterhausen. Dort erhielt die Königin noch am Abende ihrer Ankunft eine Stafette aus Berlin, durch welche man ihr meldete, daß mein zweiter Bruder die Ruhr bekommen habe. Diese Nachricht erweckte viele Unruhe. Der König und die Königin würden in die Stadt geeilt sein, hätten sie sich nicht vor Ansteckung gefürchtet. Am folgenden Morgen zeigte ihnen eine neue Stafette an, daß meine zweite Schwester Friederike von derselben Krankheit befallen worden. Dieses Uebel herrschte damals in Berlin gleich der Pest. Die meisten Personen star-

ben am 13ten Tage daran. Man barricadirte sogar die Häuser, worin die Ruhr wüthete, um deren Mittheilung zu hindern. Die Königin war noch nicht am Ende ihrer Leiden. Der König wurde einige Tage darauf auch gefährlich krank, an derselben Kolik, die er einige Jahre zuvor in Brandenburg gehabt hatte.

Ich habe nie so viel gelitten, als während der Zeit seines Unwohlseins. Die Hitze war außerordentlich, und so heftig als sie nur in Italien sein kann. Das Zimmer, wo der König lag, war ganz verschlossen und ein fürchterliches Feuer darin. So jung ich auch noch war, mußte ich doch den ganzen Tag dort zubringen. Man hatte mir meinen Platz neben dem Kamine angewiesen. Ich glich einer Person im hitzigen Fieber, und mein Blut war so erregt, daß mir die Augen fast aus dem Kopfe traten. Vor Hitze konnte ich nicht schlafen. Der Lärm, den ich die Nacht über machte, erweckte Frau von Kamken. Um mich zu beruhigen, gab sie mir Psalmen zu lernen auf, und als ich ihr dagegen vorstellen wollte, daß mein Kopf dazu nicht ungestört genug sei, zankte sie mich aus und sagte der Königin, ich besäße keine Gottesfurcht. Ein neuer Verweis, den ich verschlucken mußte. Endlich unterlag ich allen diesen Anstrengungen und Unannehmlichkeiten, und bekam ebenfalls die Ruhr. Meine treue Mermann meldete es sogleich der Königin, die es nicht glauben wollte, und ob ich gleich schon krank war, so zwang sie mich doch noch, auszugehen, und wollte dieser Mittheilung erst dann glauben, als ich auf's Aeußerste gebracht war.

Sterbend schaffte man mich nach Berlin. Die Letti empfing mich oben an der Treppe. »Ach, Prinzessin, sind Sie da?« rief sie. »Haben Sie viele Schmerzen? Sind Sie sehr krank? Sie müssen sich wenigstens schonen, denn Ihr Bruder ist eben

heut' früh verſchieden und Ihre Schweſter wird wohl den Tag nicht überleben.« Dieſe traurigen Nachrichten betrübten mich ſehr, aber ich war ſo niedergedrückt, daß ich nicht ſo empfänglich dafür war, als ich's zu jeder andern Zeit würde geweſen ſein. Acht Tage lang kämpfte ich mit dem Tode. Am Schluſſe des neunten fing mein Uebel an ſich zu mindern, aber ich erholte mich nur ſehr langſam. Der König und meine Schweſter genaſen ſchneller. Die ſchlechte Art und Weiſe der Letti verzögerte meine Wiederherſtellung. Sie mißhandelte mich am Tage und hinderte mich des Nachts am Schlafen, da ſie wie ein Grenadier ſchnarchte.

Unterdeß kam die Königin nach Berlin, und ob ich gleich noch ſehr ſchwach war, befahl ſie mir doch, auszugehen. Sie nahm mich ſehr freundlich auf, ſah aber die Letti kaum an. Dieſes Mädchen, das außer ſich war, ſich ſo mißachtet zu ſehen, rächte ſich dafür an mir. Fuß- und Fauſtſtöße waren mein tägliches Brod; es gab gar keine Schimpfwörter, deren ſie ſich nicht gegen die Königin bediente. Sie nannte ſie gewöhnlich die große Eſelin. Das ganze Gefolge derſelben hatte ihre Spitznamen, ſo wie ſie. Frau von Kamken hieß die dicke Kuh, Fräulein von Sonsfeld das dumme Thier und ſo weiter. Dies war die vortreffliche Moral, die ſie mich lehrte. Ich ward böſe und grämte mich ſo ſehr, daß die Galle mir endlich in's Blut trat und ich acht Tage nach meinem Ausgange die Gelbſucht bekam. Zwei Monate lang behielt ich ſie und genaß nur von dieſer Krankheit, um in eine andere viel gefährlichere zu verfallen. Sie fing mit einem hitzigen Fieber an, das zwei Tage darauf zu Scharlach ward. Ich lag im ſteten Delirio und mein Uebel nahm am fünften Tage ſo zu, daß man mir nur noch ei-

nige Stunden Leben ſchenkte. Der König und die Königin gaben die Sorge für ihre eigene Erhaltung auf aus Zärtlichkeit gegen mich. Der Eine wie die Andere beſuchten mich um Mitternacht und fanden mich bewußtlos. Man ſagte mir nachher, ſie wären in der größten Verzweiflung geweſen. Sie gaben mir unter tauſend Thränen ihren Segen und nur mit Gewalt brachte man ſie wieder von meinem Bette fort. Ich war in eine Art von Lethargie gefallen. Die Mühe, die man ſich gab, mich wieder zu mir zu bringen und meine gute Conſtitution riefen mich in's Leben zurück. Mein Fieber minderte ſich gegen Morgen und zwei Tage nachher war ich außer Gefahr. Hätte man mich doch in Frieden hier ſterben laſſen, ich wäre ſehr glücklich geweſen! Aber ich war dazu beſtimmt, ein Gewebe von Unannehmlichkeiten zu ertragen, wie der ſchwediſche Prophet mir das Prognoſtikon geſtellt hatte. Sobald ich nur etwas ſprechen konnte, kam der König zu mir. Er war ſo erfreut, mich außer Gefahr zu finden, daß er mir befahl, mir eine Gnade von ihm zu erbitten. »Ich will Dir ein Vergnügen machen,« ſagte er zu mir, »und Dir Alles bewilligen, was Du begehrſt.« Ich beſaß Ehrgeiz; ich war böſe darüber, daß ich noch wie ein Kind behandelt wurde, entſchloß mich alſo gleich und bat ihn, mich von nun an wie eine erwachſene Perſon zu behandeln und die Kinderkleider ausziehen zu laſſen. Er lachte herzlich über meine Idee. »Nun denn,« ſagte er, »Du ſollſt zufriedengeſtellt werden, und ich verſpreche Dir, daß Du nicht mehr im Kinderkleide erſcheinen ſollſt.« Ich habe nie eine größere Freude gehabt. Ich hätte bald darüber einen Rückfall bekommen und man hatte alle nur mögliche Mühe, meine erſte Erregung zu mäßigen. Wie glücklich man doch in dieſem Alter iſt! Die geringſte

Kleinigkeit unterhält und erfreut uns. Der König hielt Wort, und trotz der Hindernisse, welche die Königin dagegen aufstellte, befahl er ihr ausdrücklich, mir den Manteau anlegen zu lassen. Erst 1720 konnte ich mein Zimmer wieder verlassen. Ich war vollkommen glücklich, aus den Kinderkleidern getreten zu sein. Ich stellte mich vor meinen Spiegel, um mich zu betrachten, und hielt mich in meinem neuen Anzuge nicht für gleichgiltig. Ich studirte alle meine Bewegungen und Haltungen, um das Ansehen einer erwachsenen Person zu haben; mit einem Worte, ich war mit meiner kleinen Figur sehr zufrieden. Mit triumphirender Miene ging ich zur Königin hinunter, wo ich auf eine sehr freundliche Aufnahme rechnete. Wie Cäsar war ich gekommen, und kehrte wie Pompejus zurück. Schon von weitem schrie die Königin, sobald sie mich erblickte, laut auf: »Ach Du mein Gott! wie sie aussieht. Das ist doch wahrhaftig ein allerliebstes kleines Figürchen! Sie sieht einem Zwerge wie ein Tropfen Wasser dem andern ähnlich! Ich blieb bestürzt stehen, meine kleine Eitelkeit war sehr gedemüthigt und vor Verdruß traten mir Thränen in die Augen. Im Grunde hätte die Königin nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie es bei dem kleinen Stiche hätte bewenden lassen, den sie mir gegeben, aber sie schmälte mich noch überdies heftig aus, daß ich mich an den König gewendet, um mir eine Gnade zu erbitten. Sie sagte mir, daß sie das durchaus nicht wolle, daß sie mir befohlen, mich nur an sie anzuschließen, und daß, wenn ich mich je wieder an den König wendete, was es auch immer betreffe, sie mir ihren ganzen Unwillen fühlen lassen werde. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte und bezeigte mich so demüthig gegen sie, daß sie mir endlich verzieh.

Bis jetzt habe ich den heftigen Charakter der Letti genugsam geschildert, aber ich kann einen Umstand nicht unerwähnt lassen, der, obgleich an sich kindisch, doch andere nach sich zog. Vor den Fenstern meines Zimmers befand sich eine offene Gallerie von Holz, welche die Verbindung mit den beiden Flügeln des Schlosses bildete. Diese Gallerie war stets voll Unreinlichkeiten, was in meinen Zimmern einen unerträglichen Gestank verursachte. Die Nachlässigkeit Eversmanns, des Bettmeisters des Schlosses, war Schuld daran. Dieser Mann war der Günstling des Königs, der das Unglück hatte, stets nur deren schlechte zu besitzen. Dieser hier war ein wahrer Satansgesell, der nur daran Vergnügen fand, Böses zu thun und bei allen Kabalen und Intriguen die Hände mit im Spiele hatte. Die Letti hatte ihn mehrere Male bitten lassen, diese Galerie reinigen zu lassen, ohne daß er es der Mühe werth erachtet. Die Geduld ging ihr endlich aus; sie ließ ihn also eines Morgens holen und fing damit an, ihn auszuschelten. Er erwiderte darauf und sie zankten sich so heftig, daß sie sich bei den Haaren würden gepackt haben, wäre nicht zum Glück für sie Frau von Rukul dazugekommen, die sie auseinander brachte. Eversmann schwur, sich dafür zu rächen und fand schon am andern Tage Gelegenheit. Er sagte dem Könige, daß die Letti meiner Erziehung keine Aufmerksamkeit widme, die Maitresse des Obersten Forcade und Herrn Fournerets sei, mit denen sie sich den ganzen Tag einschließe, daß ich nichts mehr lerne und der König, um die Wahrheit dieses Anführens zu prüfen, mich nur zu examiniren brauche.

Eversmanns Bericht war in allen Stücken wahr, aber die Letti in Betreff des letzten Punktes unschuldig. Ich war sechs

Monate lang krank gewesen, was mich sehr zurückgebracht hatte, und seit ich wieder hergestellt, hatte ich meine Studien nicht von Neuem anfangen können, da ich stets bei dem König gewesen war, zu dem ich mich früh um 10 Uhr begab und erst Abends 11 Uhr fortging. Der König wollte die Wahrheit ergründen und legte mir daher eines Tages einige Fragen über Religion vor. Ich zog mich sehr gut aus der Sache und befriedigte ihn in allen Artikeln, über welche er mich fragte; mit den 10 Geboten, die ich hersagen sollte, war es aber nicht derselbe Fall. Ich verwirrte mich und konnte es nicht zu Stande bringen, was ihn in einen solchen Zorn setzte, daß wenig fehlte, daß er mich schlug. Mein armer Lehrer mußte aber das Bad bezahlen. Schon am folgenden Tage wurde er fortgejagt. Auch die Letti wurde nicht geschont. Der König befahl der Königin, ihr einen tüchtigen Verweis zu geben und ihr bei Strafe seiner Ungnade zu verbieten, je eine Mannsperson, selbst keinen Geistlichen, bei sich zu sehen. Die Königin gehorchte sehr gern und war erfreut einen Vorwand zu finden, ihr weh zu thun. Diese entschuldigte sich so gut sie konnte. Sie beklagte sich über mich und sagte, ich hätte weder Achtung noch Rücksicht gegen sie, ich thäte gerade das Entgegengesetzte von dem was sie mir sage, und da ich fast nie mehr um sie sei, so könne sie für meine Aufführung nicht verantwortlich sein. Die Königin mißhandelte mich sehr und bediente sich so harter Ausdrücke, daß sie mich zur Verzweiflung brachte. So jung ich auch noch war, machte dies doch tiefen Eindruck auf mich. »Wie?« sagte ich zu mir selbst, »ein Gedächtnißmangel sollte solche Vorwürfe verdienen? Ich habe allerdings der Letti nicht gehorcht, ich habe ihr keine Nachrichten mehr zubringen wollen, sie hat

mir die Geheimnisse nicht entlocken können, welche die Königin mir anvertraut, ich bin den Befehlen meiner Mutter gehorsam gewesen, und doch macht sie mir heute ein Verbrechen daraus? Ich habe aus Liebe zu ihr allen nur möglichen Kummer erduldet, ich bin mit Stößen zermalmt worden und das ist der Dank, den sie mir dafür giebt!«

Im nächsten Augenblicke darauf verwünschte ich meine Güte für die Letti. Es hing nur von mir ab, mich bei der Königin über ihre schlechte Behandlung zu beklagen, und ich gestehe, daß ich einige Zeit ungewiß blieb, ob ich die Königin oder dieses Mädchen verrathen sollte. Meine Herzensgüte ließ mich aber diese rachsüchtigen Gedanken überwinden und ich beschloß zu schweigen. Meine ganze Lebensweise wurde verändert; meine Lehrstunden fingen um 8 Uhr früh an und dauerten bis 8 Uhr Abends; ich hatte keine Zwischenzeit als die Stunden des Mittags- und Abendessens, die auch noch unter Zurechtweisungen verstrichen, welche die Königin mir machte. Wenn ich wieder in mein Zimmer kam, begann die Letti die ihren. Die Wuth, in welcher sie war, Niemand mehr bei sich sehen zu dürfen, fiel auf mich zurück. Es gab keinen Tag, wo sie nicht die Kraft ihrer furchtbaren Fauststöße an meinem armen Leibe exercirte. Ich weinte die ganze Nacht durch, ich befand mich in ununterbrochener Verzweiflung, hatte keinen Augenblick Erholung und ward ganz abgestumpft. Meine Lebendigkeit verschwand und ich war mit einem Worte unkenntlich an Leib und Geist.

Sechs Monate lang führte ich dieses Leben, an deren Ende wir nach Wusterhausen gingen.

Ich begann dort wieder in Gunst bei der Königin zu kommen und folglich ein wenig mehr Ruhe zu haben. Sie be-

zeigte mir ſogar Vertrauen und theilte mir alle ihre Ideen mit. Ehe wir nach Berlin zurückkehrten, ſagte ſie mir eines Tages: »Ich habe Dir allen den Kummer erzählt, den ich bis jetzt gehabt habe, aber ich habe Dir nur den kleinſten Theil von dem vertraut, was Schuld daran war; jetzt will ich Dir es ſagen, aber ich verbiete Dir bei Lebensſtrafe weder davon zu ſprechen, noch mit dieſen Leuten irgend ein Verhältniß zu haben. Mache ihnen eine Verbeugung, weiter brauchſt Du nichts.« Zugleich nannte ſie mir drei Viertheile von Berlin, welche, wie ſie ſagte, ihre Feinde wären, »ich will aber auch nicht,« ſetzte ſie hinzu, »daß Du mich compromittiren ſollſt. Fragt man Dich, weshalb Du mit dieſen Leuten nicht ſprichſt, ſo antworte, daß Du Deine Urſachen dazu habeſt.«

Ich gehorchte pünktlich den Befehlen der Königin und zog mir alle Welt auf den Hals. Unterdeß fing die Letti an ſich bei dem Zwange, in welchem ſie lebte, ſehr zu langweilen. Das Verbot des Königs hatte ſie außer Stand geſetzt, ihre Liebes- und Staats-Intriguen fortzuſetzen, der Credit des Fürſten von Anhalt war ſeit dem Abenteuer der Blatſpiel ſehr geſunken und dadurch dieſes Mädchen der Geſchenke beraubt, die ſie ſtets von dieſem Fürſten erhielt. Von meiner Verheirathung mit dem Markgrafen von Schwedt war nicht mehr die Rede. Alles dies veranlaßte ſie, ſich an ihre Beſchützerin Milady d'Arlington zu wenden und ſie zu bitten, zu ihrem Beſten bei der Königin vorzuſprechen und ihr den Titel einer Gouvernante bei mir, ſowie die mit dieſer Stelle verbundenen Vorzüge zu verſchaffen, indem ſie ſie beſchwor, im Falle einer abſchläglichen Antwort ihr denſelben Poſten bei den Prinzeſſinnen von England auszuwirken.

Milady schrieb ihr einen Brief, den sie bei der Königin vorzeigen konnte. Er enthielt große Versprechungen wegen einer Anstellung in England, sie zählte darin alle die guten Eigenschaften der Letti auf und beklagte sie, daß diese in Berlin so wenig anerkannt würden, hinzusetzend, daß sie Auszeichnungen und Belohnungen für ihre Sorge für mich fordern könne, und daß, wenn man sie ihr abschlüge, sie ihr den Rath gebe, um ihren Abschied einzukommen und sich in ein Land zu verfügen, wo man ihren Verdiensten mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen verstehe. Alles dies war nur eine Finte, um die Königin dahin zu bringen, ihr das zu bewilligen, um was sie bat. Die Letti schickte den Brief Milady's an die Königin, und fügte einen höchst unhöflichen von ihrer eigenen Hand hinzu. Sie wollte, sagte sie darin, Genugthuung oder den Abschied haben. Die Königin gerieth in große Verlegenheit, da sie dieses Mädchen schonen mußte, um die Beschützerin, welche sie empfohlen hatte, nicht zu verletzen, die auf den Geist des Königs von England allmächtigen Einfluß hatte. Sie stellte also mehrere Personen an, um die Letti von diesem Vorhaben abzubringen, jedoch vergebens. Endlich sprach sie auch mit mir davon und ich gerieth in das größte Erstaunen, da die Letti mir aus diesem Schritte ein Geheimniß gemacht hatte. Die Königin fragte mich sehr aus über ihre Art sich gegen mich zu benehmen. Ich antwortete nur durch Lobsprüche für sie und beschwor die Königin um Gotteswillen, den Brief der Letti nicht dem Könige zu zeigen, wie sie vorhatte, bis ich mit ihr davon geredet hätte. »Wenn Du sie bis morgen auf andere Gesinnungen bringen kannst,« sagte die Königin zu mir, »so willige ich ein; wenn aber dieser Termin vorbei, so ist's für sie nicht

mehr Zeit zum Zurücktritt.« Sobald ich auf meinem Zimmer war, ſprach ich mit dieſem Mädchen. Meine Thränen, meine Bitten und Liebkoſungen rührten ſie, oder ſie war vielmehr ſehr froh, einen guten Vorwand zu finden, davon abzuſtehen. Sie ſchrieb alſo einen zweiten Brief an die Königin, in welchem ſie dieſe anflehete, des erſteren nicht gegen den König zu erwähnen.

Für dieſes Mal blieben die Sachen dabei. Die Zärtlichkeit, welche ich ihr bei dieſer Gelegenheit gezeigt hatte, verſchaffte mir auf zehn Tage Ruhe, aber ſie trat nur zurück, um beſſer ſpringen zu können. Während ſechs Monaten litt ich bei ihr die Qualen des Fegefeuers. Meine gute Mermann, welche mit anſah, wie ich täglich von Schlägen zerriſſen wurde, wollte die Königin davon benachrichtigen, ich aber wehrte es ihr ſtets. Um die Bosheit auf's Höchſte zu treiben, wuſch mir dieſe Megäre das Geſicht mit einem gewiſſen Waſſer, das ſie ausdrücklich aus England hatte kommen laſſen, und das ſo ſtark war, daß es die Haut zernagte. In weniger als acht Tagen ward ich ganz kupfrig und die Augen wurden wie Blut ſo roth. Als die Mermann die ſchreckliche Wirkung dieſes Waſſers ſah, nachdem ich mich erſt zwei Mal damit gewaſchen hatte, nahm ſie die Flaſche und warf ſie zum Fenſter hinaus, ohne welches Augen und Haut mir für immer würden verdorben worden ſein.

Der Anfang des Jahres 1721 war ebenſo unglücklich für mich als das vorhergehende. Mein Märtyrerthum blieb daſſelbe. Die Letti wollte ſich wegen der abſchläglichen Antwort rächen, welche die Königin ihr gegeben hatte, und da ſie feſt entſchloſſen war mich zu verlaſſen, ſo ſollte ich noch einige Andenken zurückbehalten, die mich auf immer an ſie erinnerten. Ich glaube, daß ſie, wenn ſie mir Arme und Beine hätte zerbrechen können,

es gethan haben würde, aber die Furcht vor Entdeckung hinderte sie daran. Sie that also was sie nur konnte, um mir das Gesicht zu verderben, und gab mir solche Faustschläge auf die Nase, daß ich manchmal wie ein Ochs daraus blutete.

Während dieser Zeit kam eine zweite Antwort auf einen andern Brief, den sie an Milady d'Arlington geschrieben hatte, an. Diese Dame schrieb ihr, sie solle nur nach England kommen, wo sie ihr ihren Schutz anbiete und das Wort gebe, ihr eine Pension zu verschaffen. Die Letti wiederholte also ihr Entlassungs-Gesuch bei der Königin. Der Brief, den sie ihr deshalb schrieb, war noch beleidigender als der frühere. »Ich weiß wohl,« schrieb sie, »daß Ew. Majestät nicht gestimmt sein wird, mir die Vorzüge zu gewähren, auf die ich Ansprüche mache. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich ersuche Sie, mir meine Entlassung zu bewilligen. Ich will fort aus einem barbarischen Lande, wo ich weder Verstand noch Vernunft gefunden habe, um meine Tage unter einem glücklichen Klima zu beschließen, wo das Verdienst belohnt wird und der Herrscher sich nicht blos damit abgiebt, Bettelkerls von Officieren auszuzeichnen, wie dies hier der Gebrauch ist, und Leute von Geist zu verachten.« Frau von Rukul war gegenwärtig, als die Königin diesen Brief erhielt. Diese theilte ihn ihr mit, und kannte sich nicht mehr vor Zorn. »O mein Gott,« sagte ihr diese Dame, »lassen Sie doch dieses Geschöpf gehen, das ist das größte Glück, das der Prinzessin geschehen kann. Das arme Kind leidet Märtyrerqualen und ich fürchte, man wird sie Ihnen eines Tages mit zerbrochenen Rippen bringen, denn sie wird wie Gips geschlagen und läuft jeden Tag Gefahr ein Glied zu brechen. Die Mermann könnte das Ew. M. besser sagen als irgend Jemand.«

Die Königin ließ alſo darüber erſtaunt meine gute Amme holen. Dieſe beſtätigte Alles, was Frau von Rukul ihr geſagt hatte, und fügte nur hinzu, daß ſie es nicht gewagt, ſie eher davon in Kenntniß zu ſetzen, weil die Letti ſie durch das große Anſehen, in welchem bei der Königin zu ſtehen ſie ſich gerühmt, und durch die Drohungen, daß ſie ſie werde fortjagen laſſen, eingeſchüchtert habe. Nun ſtand die Königin nicht länger an, den bewußten Brief dem Könige zu geben. Dieſer war ſo außer ſich darüber, daß er in der erſten Anfregung die Letti nach Spandau geſchickt haben würde, hätte die Königin es nicht verhindert. Dieſe war jetzt verlegen über die Wahl der Perſon, welcher ſie mich anvertrauen ſollte. Doch ſchlug ſie zwei Damen dem Könige vor, (ich habe nie erfahren, wer ſie waren,) dieſer aber verweigerte eine wie die andere und ernannte Fräulein von Sonsfeld für dieſe Stelle. Dieſe Wohlthat meines Vaters kann ich nicht genug anerkennen. Fräulein von Sonsfeld iſt aus einem ſehr angeſehenen Hauſe, das mit Allem, was es Großes im Königreiche giebt, verwandt, ihre Vorfahren haben ſich durch ihre Dienſte und die hohen Stellen, welche ſie bekleidet, ausgezeichnet. Eine erhabenere Feder als die meine würde nur ſchwach ihr Bild entwerfen können. Im Laufe dieſer Memoiren wird ihr Charakter näher hervortreten. Man kann ihn für einzig halten; er iſt ein Verein von Tugenden und Gefühlen; Geiſt, Feſtigkeit und Großmuth begleiten in reichem Maaße das anmuthigſte Benehmen. Eine edle Höflichkeit erwirkt ihr Vertrauen und Ehrerbietung, und mit allen dieſen Vorzügen verbindet ſie ein ſehr liebenswürdiges Aeußere, das ſich bis in ein ſehr hohes Alter erhalten hat. Sie war Ehrendame bei der Königin Charlotte, meiner Großmutter, geweſen,

und nahm dieſelbe Stelle am Hofe der Königin, meiner Mutter, ein. Da ſie ſich nie hatte verheirathen wollen, ſo hatte ſie die glänzendſten Parthieen ausgeſchlagen. Als ſie zu mir kam, war ſie vierzig Jahre alt. Ich liebe und ehre ſie wie meine Mutter; ſie iſt noch bei mir und allem Anſcheine nach wird uns nur der Tod trennen.

Die Königin konnte ſie nicht leiden, daher ſie ſich lange mit dem Könige ſtritt, aber endlich genöthigt war nachzugeben, weil ſie ihm keine triftigen Gründe gegen dieſe Wahl anführen konnte. Mein Bruder, der bei dieſer Unterredung zugegen war, theilte mir alles das mit, da die Königin mir ein Geheimniß daraus machte. Sie ſtaunte ſehr mich ganz in Thränen zu finden, als ſie in ihr Zimmer zurückkam. »Aha!« ſagte ſie zu mir, »ich ſehe wohl, daß Dein Bruder geplaudert hat und Du ſchon weißt wovon die Rede iſt. Du biſt ſehr albern, Dich zu betrüben, haſt Du denn noch nicht Schläge genug bekommen?« Ich flehete ſie an, die Ungnade der Letti rückgängig zu machen, ſie antwortete mir aber, daß ich mich darein ergeben müſſe, und daß die Sache nicht mehr zu ändern ſei. In dieſem Augenblicke trat Fräulein von Sonsfeld, nach welcher ſie geſchickt hatte, ein; ſie nahm ſie bei der einen und mich bei der andern Hand, und ſo führte ſie uns zum Könige.

Dieſer ſagte der Sonsfeld eine Menge angenehmer Dinge und kündigte ihr zuletzt die Anſtellung an, welche er ihr geben wolle. Sie antwortete dem Könige mit Ehrerbietung und bat ihn, ſie der Annahme dieſes Poſtens zu entheben, ſich mit ihrer Unfähigkeit dazu entſchuldigend. Der König verſuchte alle Mittel und bewirkte nur endlich durch Drohungen, daß ſie ſein Anerbieten annahm. Er gab ihr einen Rang und alle Arten

von Vortheilen sowohl für sie als ihre Familie. Sie wurde am dritten Pfingstfeiertage als meine Gouvernante angestellt. Ueber das Unglück der Letti war ich außerordentlich betrübt, ihre Entlassung wurde ihr auf eine sehr harte Art ertheilt. Der König ließ ihr durch die Königin sagen, daß, wenn es seiner Absicht nach gegangen wäre, er sie würde nach Spandau geschickt haben, daß sie sich nicht mehr unterstehen solle, sich vor ihm sehen zu lassen, und er ihr acht Tage gebe, um den Hof und sein Land zu verlassen. Ich that was ich konnte sie zu trösten und ihr meine Freundschaft zu bezeigen.

Ich besaß damals noch sehr wenig, doch gab ich ihr an Schmuck, Kostbarkeiten und Geld für 5000 Thaler an Werth, das nicht gerechnet, was sie von der Königin erhielt. Sie besaß aber trotz dessen die Bosheit, mich durchaus von Allem zu entblösen, und am Tage nach ihrer Abreise hatte ich kein Kleid anzuziehen, da dieses Mädchen Alles mitgenommen hatte. Die Königin mußte mich wieder vom Kopfe bis zu den Füßen ausstatten. Bald gewöhnte ich mich unter meine neue Herrschaft. Fräulein von Sonsfeld fing damit an, meine Stimmung und meinen Charakter zu studiren. Sie bemerkte, daß ich außerordentlich eingeschüchtert sei; ich zitterte, wenn sie ernsthaft ward, und hatte nicht den Muth, ihr ohne zu stocken zwei Worte hintereinander zu sagen. Sie stellte der Königin vor, man müsse sich Mühe geben mich zu zerstreuen und mich außerordentlich sanft behandeln, um mir Muth einzuflößen; ich sei sehr gelehrig und durch mein Ehrgefühl würde sie mit mir machen was sie wolle. Die Königin überließ ihr meine Erziehung ganz. Sie sprach täglich mit mir von gleichgiltigen Gegenständen und suchte mir Gefühle einzuflößen, die Gelegenheit dazu von dem

hernehmend, was vorging. Ich beschäftigte mich mit Lesen, was bald meine Lieblingsbeschäftigung ward. Die Nacheiferung, welche sie mir einflößte, ließ mich Geschmack an meinen anderen Studien gewinnen. Ich lernte Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Philosophie und Musik. In kurzer Zeit machte ich reißende Fortschritte. Ich war auf's Lernen so erpicht, daß man genöthigt war, meine zu große Begier zu mäßigen. So vergingen zwei Jahre, und da ich nur das niederschreibe, was daraus der Mühe werth, so gehe ich auf das Jahr 1722 über.

Es fing gleich mit neuen Unannehmlichkeiten für mich an, da jedoch künftig der englische Hof in diesen Memoiren sehr oft vorkommen wird, so ist es billig, daß ich hier eine Idee von ihm gebe. Der König von Großbritannien war ein Fürst, der sich schmeichelte Gesinnungen zu haben, unglücklicherweise für ihn hatte er sich aber nie damit beschäftigt, zu erforschen, was dazu gehöre. Oft werden Tugenden, wenn sie bis auf's Aeußerste getrieben werden, zu Lastern. Er war in diesem Falle. Er affectirte eine Festigkeit, die in Rohheit ausartete, eine Gelassenheit, die man Indolenz nennen konnte. Seine Freigebigkeit erstreckte sich blos auf seine Günstlinge und Maitressen, von denen er sich beherrschen ließ, der übrige Theil des menschlichen Geschlechts war davon ausgeschlossen. Seit er zur Krone gelangt, war er unausstehlich hochmüthig geworden. Zwei Eigenschaften an ihm waren schätzbar, seine Billigkeit und Gerechtigkeit. Er war nicht böse und rühmte sich der Beständigkeit in Bezug auf die, welchen er wohlwollte. Sein Aeußeres war kalt, er sprach wenig und hörte am liebsten Albernheiten.

Die Gräfin Schulenburg, nachherige Herzogin von Kendall und Prinzessin von Eberstein, war seine Maitresse, oder

vielmehr ihm an die linke Hand angetraut. Sie befand ſich unter der Zahl der Perſonen, welche ſo ſehr gut ſind, daß ſie ſo zu ſagen zu nichts gut ſind. Sie beſaß weder Laſter noch Tugenden, und ihr ganzes Streben beſtand nur darin, in Gunſt zu bleiben und zu hindern, daß eine Andere ſie daraus vertreibe.

Die Prinzeſſin von Wales hatte außerordentlich vielen Geiſt, viele Kenntniſſe, Beleſenheit und große Geſchäftsfähigkeit. So wie ſie nach England kam, erwarb ſie ſich alle Herzen. Ihr Benehmen war anmuthig, ſie war leutſelig, beſaß aber nicht das Glück, ſich die Liebe des Volkes zu erhalten, und man fand Mittel, ihren Charakter zu ergründen, der ihrem Aeußern nicht entſprach. Sie war herrſchſüchtig, falſch und ehrgeizig. Man hat ſie ſtets mit der Agrippina verglichen, und ſie hätte auch wie dieſe Kaiſerin ausrufen können: »möge Alles untergehen, wenn ich nur herrſche.«

Der Prinz, ihr Gemahl, hatte nicht mehr Geiſt als ſein Vater, der König, er war lebhaft, hitzig, hochfahrend und unverzeihlich geizig.

Milady d'Arlington, welche den zweiten Rang einnahm, war die natürliche Tochter des verſtorbenen Kurfürſten von Hannover und einer Gräfin von Platen. Man kann von ihr mit Recht ſagen, daß ſie Verſtand hatte wie ein Teufel, denn er war ganz auf's Böſe gerichtet. Sie war laſterhaft, intrigant und ebenſo ehrſüchtig wie die Perſonen, deren Portrait ich ſoeben entworfen habe. Dieſe drei Frauen beherrſchten den König gänzlich, ob ſie gleich unter ſich in großem Zwieſpalt lebten. Ihre Geſinnungen vereinten ſich in einem Punkte, und dies war der, daß ſie nicht wollten, daß der junge Herzog von Glocester eine Prin-

zeſſin aus einem großen Hauſe heirathe, und daß ſie blos eine ſolche wünſchten, die keinen beſondern Geiſt beſitze, damit die Herrſchaft über die Regierung in ihren Händen bleibe.

Milady d'Arlington, die ihre beſonderen Abſichten hatte, ſchickte Fräulein von Pöllnitz nach Berlin. Dieſes Mädchen war Ehrendame und Günſtling der Königin Charlotte, meiner Großmutter, geweſen, und hatte ſich nach dem Tode derſelben nach Hannover zurückgezogen, wo ſie von einer Penſion lebte, die der König von England ihr bewilligt hatte. Ihr Geiſt war ſo bösartig wie der der Milady. Sie war ebenſo ränkeſüchtig wie dieſe, ihre giftige Zunge verſchonte Niemand; an ihr ſelbſt bemerkte man nur drei kleine Fehler: ſie liebte das Spiel, die Männer und den Wein. Die Königin, meine Mutter, kannte ſie ſchon ſeit langer Zeit. Da ſie wußte, daß Fräulein von Pöllnitz am Hannöverſchen Hofe ſehr vielen Einfluß habe, ſo empfing ſie ſie auf's Beſte von der Welt. Nachdem ſie mir dieſelbe nachher vorgeſtellt hatte, ſagte ſie zu mir: »Dies iſt eine meiner alten Freundinnen, deren Bekanntſchaft zu machen Dir ſehr angenehm ſein wird.« Ich begrüßte ſie und ſagte ihr etwas ſehr Verbindliches über das, was ich ſoeben von der Königin gehört hatte. Sie ſah mich eine Zeit lang vom Kopfe bis zu den Füßen an, und wandte ſich dann mit den Worten zur Königin: »Ach Du mein Gott, Madame, was für ein linkiſches Weſen hat die Prinzeſſin doch, welche Taille und welche Haltung für eine junge Perſon, und wie ſie angeputzt iſt!« Die Königin war durch dieſen Anfang, den ſie nicht erwartet hatte, etwas außer Faſſung gebracht. »Allerdings,« antwortete ſie, »könnte ſie ein beſſeres Anſehen haben, aber ihr Wuchs iſt grade und wird ſich ſchon ausbilden, wenn ſie vollends

ausgewachsen sein wird. Wenn Sie aber mit ihr sprechen, werden Sie gewahr werden, daß sie nicht ganz bloßer Körper ist.« Die Pöllnitz fing also an sich mit mir zu unterhalten, aber auf spöttische Weise, indem sie Fragen an mich that, die sich wohl für ein Kind von sieben Jahren gepaßt hätten. Ich war darüber so erbittert, daß ich sie keiner Antwort würdigte. Diese Gelegenheit ergriff sie, um der Königin bemerklich zu machen, daß ich eigensinnig und hochmüthig sei und ich sie von oben bis unten angesehen habe. Dies zog mir sehr harte Verweise zu, die so lange währten, als dieses Mädchen in Berlin war. Sie suchte sich überall an mir zu reiben. Eines Tages sprach man vom Gedächtniß. Die Königin sagte ihr, ich besäß ein vortreffliches. Die Pöllnitz lachte höhnisch, welches so viel bedeutete, als es sei nicht der Fall. Die Königin ward böse und schlug ihr vor, mich auf die Probe zu stellen, wobei sie wette, daß ich 150 Verse in einer Stunde lernen werde. »Nun denn,« sagte die Pöllnitz, »so mag sie ein wenig das Local-Gedächtniß versuchen, und ich will wetten, daß sie das nicht behalten wird, was ich für sie schreiben werde.« Die Königin wollte bei dem bleiben, was sie gesagt hatte und ließ mich holen. Nachdem sie mich bei Seite genommen, sagte sie mir, daß sie mir alles Vergangene verzeihen wolle, wenn ich sie die Wette gewinnen lasse. Ich wußte nicht, was Local-Gedächtniß sei, da ich nie davon hatte reden hören. Die Pöllnitz schrieb nieder, was ich lernen sollte. Es waren 50 barocke Namen, die sie erfunden hatte und welche sämmtlich numerirt wurden. Sie las sie mir zwei Mal, wobei sie mir stets die Nummern nannte, und dann war ich genöthigt, sie hintereinander auswendig herzusagen. Bei der ersten Probe gelang es mir sehr gut, sie ver-

langte aber eine zweite und fragte mich ein Wort nach dem andern, indem sie mir blos die Nummer sagte. Auch hier glückte es mir zu ihrem großen Verdrusse. Nie habe ich eine größere Gedächtnißanstrengung gehabt, sie konnte sich aber doch nicht überwinden und gab mir nicht die Ehre mich deshalb zu loben. Die Königin begriff nichts von diesem Benehmen und war sehr erbittert darüber, ob sie es gleich nicht zeigte. Endlich erlöste uns Fräulein von Pöllnitz von ihrer unerträglichen Kritik und ging wieder nach Hannover. Nicht lange nach ihrer Abreise kam auch Fräulein von Brunnow, Schwester der Frau von Kamken, nach Berlin. Sie war Ehrendame der Kurfürstin Sophie von Hannover, meiner Urgroßmutter, gewesen, und lebte noch an diesem Hofe, von dem sie eine Pension bezog. Es war ein gutes Geschöpf, aber dumm wie ein Tragkorb. Sie erkundigte sich viel nach mir bei ihrer Schwester. Da diese Dame sehr zu meinen Freundinnen gehörte, sagte sie ihr mehr Lobenswerthes über mich, als ich verdiente. Die Brunnow schien durch diese Mittheilung der Frau von Kamken sehr überrascht. »Unter Schwestern,« sagte sie zu ihr, »kann man offener reden, als Du thust, und nicht Sachen verbergen, die öffentlich bekannt sind, denn wir sind in Hannover sehr gut von dem unterrichtet, was die Prinzessin betrifft, wir wissen, daß sie mißgestaltet und abscheulich häßlich, daß sie boshaft und hochmüthig und mit einem Worte ein kleines Ungeheuer ist, von dem man wünschen sollte, es sei nie zur Welt gekommen. Frau von Kamken wurde böse und stritt heftig mit ihrer Schwester, welche sie, um sie von ihren Vorurtheilen zu heilen, mit zur Königin nahm, wo ich mich befand. Man hatte große Mühe, sie zu überzeugen, daß ich es sei, die sie vor sich sehe. Man

konnte ſie nicht eher davon überführen, daß ich gerade gewachſen ſei, bis man mich in ihrer Gegenwart entkleiden ließ. Mehrere hannöverſche Damen wurden wiederholt nach Berlin geſchickt, um mich zu unterſuchen. Ich war genöthigt, die Muſterung vor ihnen zu paſſiren und ihnen meinen Rücken zu zeigen, um zu beweiſen, daß ich nicht bucklig ſei. Ich war wüthend über alles dieſes und zum größten Unglück hatte es ſich die Königin in den Kopf geſetzt, mich ſchmächtiger darzuſtellen, als ich war. Sie ließ daher mein Leibchen ſo eng ſchnüren, daß ich ganz ſchwarz wurde und nicht Athem holen konnte. Durch die Vorſorge des Fräulein von Sonsfeld war mein Teint wieder hergeſtellt worden, ich wäre alſo leidlich geweſen, wenn die Königin durch das allzufeſte Schnüren mich nicht verdorben hätte. So verging dieſes ganze Jahr. Da es nichts ſehr Intereſſantes mehr gab, ſo gehe ich zu dem Jahre 1723 über.

Im Herbſte kam der König von England nach Hannover. In ſeinem Gefolge befanden ſich die Herzogin von Kendall und Milady d'Arlington, auch die Letti begleitete die letztere dieſer Damen. Sie lebte blos von deren Güte und einer Penſion, die ſie ihr vom König ausgewirkt hatte. Der König, mein Vater, der damals blos meine Vermählung mit dem Herzoge von Gloceſter im Auge hatte, begab ſich bald nach der Ankunft jenes Fürſten nach Hannover. Er ward mit den größten Freudensbezeigungen und aller erdenklichen Zärtlichkeit aufgenommen, und kehrte ſehr zufrieden mit ſeinem Aufenthalte nach Berlin zurück.

Die Königin reiſte mit geheimen Inſtruktionen bald nach ſeiner Rückkehr zu ihrem Vater, um eine Of- und Defenſivallianz zwiſchen den beiden Monarchen abzuſchließen, deren Sie-

gel die Vermählung meines Bruders und die meine sein sollte. Sie fand nicht die glücklichen Dispositionen vor, mit denen sie sich geschmeichelt hatte. Der König von England stimmte in alle Vorschläge ein, außer in meine Vermählung, sich damit entschuldigend, daß er kein solches Versprechen von sich geben könne, ohne die Neigungen des Prinzen, seines Enkels, zu Rathe gezogen zu haben, und zu wissen, ob unsere Gemüther und Charaktere einander ansprächen. Die Königin, die in Verzweiflung war und nicht wußte wie sie sich aus der Verlegenheit ziehen solle, nahm ihre Zuflucht zu der Herzogin von Kendall. Sie beklagte sich bei dieser Dame schmerzlich über die Antwort des Königs und that alles Mögliche, um sie in ihr Interesse zu ziehen. Durch Liebkosungen und dringende Bitten brachte sie die Herzogin endlich dahin, sich zu erklären. Sie gestand der Königin, daß die Abneigung des Königs gegen meine Heirath sich von den boshaften Eindrücken herschreibe, die man ihm in Bezug auf mich beigebracht; daß die Letti ein solches Bild von mir entworfen habe, daß es hinreiche, jeden Mann vom Heirathen abzuschrecken; daß sie mich so häßlich und so furchtbar mißgestaltet geschildert, daß die Lobeserhebungen, die sie meinem Charakter gespendet, im vollkommenen Einklange mit meinem Aeußeren gestanden hätten; daß sie mich als so boshaft und zornmüthig beschrieben, daß ich mehrere Male des Tages aus bloßer Wuth epileptische Zufälle bekäme. »Urtheilen Sie nun selbst, Madame,« fuhr die Herzogin fort, »ob der König nach solchen Berichten, welche noch dazu von Fräulein von Pöllnitz bestätigt wurden, in diese Verheirathung willigen konnte.« Die Königin, welche ihren Unwillen nicht zu verbergen vermochte, erzählte ihr das ganze Verfahren der Letti gegen

mich und die Ursachen, welche sie gehabt, sich ihrer zu entledigen. Sie nannte ihr alle diejenigen Personen, die von Hannover nach Berlin gesendet worden, und berief sich auf deren Zeugniß. Endlich zeigte man der Herzogin das Falsche in allen diesen Gerüchten so klar, daß man sie gänzlich vom Gegentheile überzeugte. Diese Dame, eine vertraute Freundin des Milord Townshand, damaligen ersten Staatssecretairs, beschloß also diese Sache ganz allein zu Ende zu bringen, damit man ihr die volle Verbindlichkeit dafür schulde. Da sie aber wohl fühlte, daß es sehr viele Mühe kosten werde, die Vorurtheile, die man dem Könige gegen mich eingeflößt hatte, aus dessen Geiste zu verlöschen, so rieth sie der Königin, diesen Fürsten zu überreden, daß er selbst nach Berlin reise, damit er sich mit eigenen Augen von den Verläumdungen, die man gegen mich ausgesprengt, überzeugen könne. Die Königin wußte den König so gut zu bearbeiten und wurde von der Herzogin so vortrefflich unterstützt, daß er ihren Wünschen nachgab und seine Abreise für den Monat October bestimmte. Triumphirend kehrte die Königin nach Berlin zurück und ward vom Könige, ihrem Gemahl, dort auf's Beste aufgenommen. Es ist unbegreiflich, welche Freude die Ankunft des Königs von England im ganzen Lande verursachte und wie beglückt der König dadurch war. Nur ich theilte sie nicht, denn ich wurde vom Morgen bis zum Abend mißhandelt. Bei Allem, was ich that, ermangelte die Königin nicht zu sagen: »Dieses Benehmen wird nicht nach dem Geschmacke meines Neffen sein, Du mußt Dich jetzt nach seiner Laune richten, denn Deine Art und Weise gefallen ihm gewiß nicht.« Diese Verweise, die ich täglich zwanzig Mal hörte, schmeichelten meiner kleinen Eigenliebe ganz und gar

nicht. Ich habe von jeher das Unglück gehabt, viel über mich nachzudenken, ich sage das Unglück, denn man ergründet oft in der That zu viele Dinge und entdeckt dabei sehr Betrübendes. Es ist gut, über sich selbst nachzudenken, aber man würde weit glücklicher sein, wenn man sich Mühe gäbe, jede unangenehme Idee zu verbannen. Es ist ein physisches Uebel, aber ein moralisches Gut, und ob mir dieses moralische Gut gleich manchmal sehr zur Last fällt, so finde ich es doch für das Benehmen selbst sehr nützlich. Indem ich jedoch gegen zu vieles Nachdenken ankämpfe, fühle ich, daß ich selbst Betrachtungen anstelle, welche nicht zum Faden meiner Geschichte gehören. Ich komme daher auf die zurück, welche ich über das Benehmen der Königin machte. Ich sagte oft zu meiner Gouvernante: »Wie hart ist es für mich, daß ich stets auf eine so sonderbare Art von der Königin getadelt werde. Ich weiß, daß ich Fehler habe, ich strebe sie zu verbessern, aber nur durch den Trieb, den ich in mir fühle, die Achtung und den Beifall aller Welt zu gewinnen. Muß man mich denn noch durch andere Gründe als die des Ehrgefühls dazu anreizen, und warum mir denn immer von dem Herzoge von Gloceſter und der Mühe, die ich mir geben soll, ihm eines Tages zu gefallen, vorreden? Ich sollte doch glauben, daß ich seiner werth sei, und wer weiß, ob er nach meinem Geschmacke ist und ich glücklich mit ihm werden könnte? Warum dieses Entgegenkommen vor der Vermählung? Ich bin die Tochter eines Königs und es ist keine so übergroße Ehre für mich, diesen Prinzen zu heirathen. Ich fühle keine Zuneigung für ihn in mir und Alles, was mir die Königin täglich sagt, verursacht mir mehr Abneigung als Lust, ihn zu heirathen.« Fräulein von Sonsfeld wußte nicht, was sie

mir antworten ſollte. Mein Raiſonnement war zu richtig, um verworfen zu werden. Ich war von Natur furchtſam, und dieſes immerwährende Ausſchmälen gab mir wahrhaftig keinen Muth. Sie machte daher der Königin Vorſtellungen, ſie führten aber zu nichts.

In dieſer Zeit kam ein Kammerjunker des Herzogs von Gloceſter nach Berlin. Die Königin hielt Apartement und er wurde ihr ſo wie mir vorgeſtellt. Er brachte mir von ſeinem Herrn einen ſehr verbindlichen Empfehl; ich erröthete und antwortete ihm blos durch eine Verbeugung. Die Königin, welche gelauſcht hatte, war ſehr erbittert, daß ich auf den Empfehl des Herzogs nichts geantwortet, und wuſch mir bedeutend den Kopf mit dem Befehle, bei Strafe ihrer Ungnade am nächſten Tage dieſen Fehler wieder gut zu machen. Ganz in Thränen zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Ich war über die Königin und den Herzog empört. Ich ſchwur, daß ich ihn nie heirathen würde, daß, wenn man mich ſchon vor der Vermählung ſo gewaltig unter ſeine Zuchtruthe bringen wollte, ich wohl ſähe, daß, wenn jene vollzogen, ich es ſchlimmer als eine Sklavin haben würde; daß die Königin Alles nach eigenem Gutdünken thue, ohne mein Herz zu Rathe zu ziehen, und daß ich mich endlich ihr zu Füßen werfen und ſie beſchwören wolle, mich nicht unglücklich zu machen, indem ſie mich zwinge einen Prinzen zu heirathen, zu dem ich nicht die mindeſte Zuneigung fühle, und mit dem ich, wie ich wohl ſähe, ſehr unglücklich ſein würde. Meine Gouvernante hatte viele Mühe, mich zu beruhigen und zu verhindern dieſen falſchen Schritt zu thun. Ich war genöthigt, mich folgenden Tages mit dem Kammerjunker zu unterhalten und vom Herzoge mit ihm zu ſprechen, was ich auf ſehr

verlegene und wenig anmuthige Art that. Unterdeß kam die Ankunft des Königs von England näher. Wir begaben uns zu seinem Empfange am 6. October nach Charlottenburg. Mir schlug das Herz und ich befand mich in der furchtbarsten Angst. Am 8ten Abends um 7 Uhr kam der König an. Der König, mein Vater, meine Mutter und der ganze Hof empfingen ihn im Schloßhofe, da seine Zimmer Parterre lagen. Nachdem er den König und die Königin gegrüßt hatte, wurde ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich und sich dann an die Königin wendend, sagte er zu ihr: »Ihre Tochter ist für ihr Alter sehr groß.« Darauf gab er ihr die Hand und führte sie auf sein Zimmer. Alle Welt folgte. Sobald ich dort eintrat, nahm er eine Kerze und betrachtete mich vom Kopfe bis zum Fuß. Ich stand unbeweglich und sehr verlegen wie eine Bildsäule. Alles dies geschah ohne daß er mir ein Wort sagte. Nachdem er mich nun so gemustert hatte, wendete er sich zu meinem Bruder, den er sehr liebkos'te und sich lange mit ihm amüsirte. Ich ergriff diesen Augenblick, um mich zu entfernen, die Königin gab mir aber ein Zeichen ihr zu folgen und ging in ein Nebenzimmer, wo sie sich die Engländer und Deutschen aus dem Gefolge des Königs vorstellen ließ. Nachdem sie mit diesen einige Zeit gesprochen, sagte sie den Herren, daß sie mich zurücklasse, um sie zu unterhalten, und wendete sich mit den Worten an die Engländer: »Sprechen Sie englisch mit meiner Tochter, Sie werden sehen, daß sie es recht gut spricht.« Ich fühlte mich, sobald die Königin fort war, viel weniger genirt, schöpfte wieder etwas Muth und knüpfte eine Unterhaltung mit den Herren an. Da ich ihre Sprache so gut redete wie meine Muttersprache, zog ich mich vortrefflich aus der Sache und Jedermann schien ent-

zückt von mir. Sie priesen der Königin mein Lob und sagten ihr, daß ich ein englisches Ansehen habe und ganz dazu geschaffen sei, einst ihre Königin zu werden. Das war viel gesagt, denn diese Nation hält sich für so erhaben über die andern, daß sie eine große Höflichkeit zu sagen glauben, wenn sie von Jemand versichern, er habe englische Manieren. Ihr König hatte ganz spanische. Er besaß eine außerordentliche Gravität und sprach mit keinem Menschen ein Wort. Er grüßte Fräulein von Sonsfeld sehr kalt und fragte sie, ob ich immer so ernsthaft wäre und einen schwermüthigen Humor habe? »Nichts weniger als das, Sire,« antwortete sie, »aber der Respect vor Ew. Majestät hindert sie daran so lustig zu sein, als sie es sonst ist.« Er schüttelte den Kopf und antwortete nicht. Mein Empfang und was ich gehört hatte, flößten mir eine solche Furcht vor ihm ein, daß ich nie den Muth besaß, mit ihm zu sprechen. Endlich setzte man sich zu Tisch, wo der König immer noch stumm blieb, vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, aber ich glaube doch, daß er das Sprüchwort befolgte, »es sei besser zu schweigen als albern zu reden.« Gegen Ende der Tafel fühlte er sich unwohl. Die Königin wollte ihm zureden, diese zu verlassen, sie complimentirten auch lange miteinander, endlich aber warf er seine Serviette auf den Teller und stand auf. Der König von England fing an zu schwanken, der von Preußen eilte hinzu, um ihn zu unterstützen, alle Welt drängte sich um jenen, jedoch vergebens, er fiel auf die Knie, seine Perücke auf der einen und sein Hut auf der andern Seite. Man legte ihn daher sanft auf den Boden, wo er eine volle Stunde ohne Bewußtsein blieb. Endlich kam er bei den Bemühungen um ihn nach und nach wieder zu sich. Der König und die Königin waren während

dieſer Zeit außer ſich und viele Leute glaubten, daß dieſer Zufall der Vorläufer eines Schlagfluſſes ſei. Sie baten ihn dringend ſich zu entfernen, er wollte aber nicht und führte die Königin auf ihr Zimmer. Während der ganzen Nacht befand er ſich, wie man nur unter der Hand erfuhr, ſehr ſchlecht. Dies hinderte ihn aber nicht, am Morgen ſich wieder zu zeigen. Der ganze übrige Theil ſeines Aufenthaltes verſtrich in Vergnügungen und Feſten. Es gab alle Tage geheime Conferenzen zwiſchen den engliſchen und preußiſchen Miniſtern. Ihr Reſultat war endlich der Abſchluß eines Allianztraktats und der Doppelvermählung, die in Hannover entworfen worden. Am 12ten deſſelben Monats geſchah die Unterzeichnung. Der König von England reiſte am folgenden Tage ab, und der Abſchied, den er von ſeiner ganzen Familie nahm, war ebenſo kalt, wie der Empfang geweſen war. Der König und die Königin ſollten ihm noch wieder einen Beſuch in der Ghörde, einem Jagdſchloſſe ohnweit Hannover, machen.

Schon ſeit beinahe ſieben Monaten befand ſich die Königin ſehr unwohl. Ihr Uebel war ſo eigenthümlich, daß die Aerzte nicht wußten, was ſie aus ihrem Zuſtande machen ſollten. Ihr Leib ſchwoll jeden Morgen furchtbar auf und gegen Abend verging dieſe Geſchwulſt wieder. Die Facultät war eine Zeitlang ungewiß geweſen, ob es eine Schwangerſchaft ſei, aber in letzter Inſtanz hatte ſie geurtheilt, daß dieſes Leiden einer andern Urſache zuzuſchreiben, die ſehr unbequem aber keineswegs gefährlich ſei.

Die Reiſe des Königs nach der Ghörde war auf den 8. November feſtgeſetzt. Er ſollte ſehr früh abreiſen und ſo nahmen wir Alle Abſchied von ihm. Die Königin machte aber

einen Querſtrich. Sie ward während der Nacht an einer heftigen Kolik krank, verheimlichte aber ihr Uebel ſo viel ſie konnte, um den König nicht aufzuwecken. Da ſie jedoch aus gewiſſen Umſtänden bemerkte, daß ſie niederkommen werde, ſo rief ſie um Hilfe. Man hatte nicht Zeit, eine Hebamme oder einen Arzt holen zu laſſen, und ſie wurde ohne andere Beihilfe als der des Königs und einer Kammerfrau von einer Prinzeſſin entbunden. Man hatte weder Wäſche noch Wiege, und Verwirrung herrſchte überall. Der König ließ mich früh um vier Uhr rufen. Ich habe ihn nie ſo gut gelaunt geſehen, er platzte vor Lachen, wenn er an die Dienſte dachte, die er der Königin geleiſtet. Der Herzog von Gloceſter, mein Bruder, die Prinzeſſin Amalie von England und ich wurden zu Pathen des Kindes ernannt. Ich hielt es Nachmittags über die Taufe und meine Schweſter erhielt die Namen Anna Amalia.

Am folgenden Tage reiſte der König ab. Da dieſer Fürſt ſehr ſchnell fuhr, ſo kam er ſchon des Abends zu Ghörde an, wo der König von England in großer Beſorgniß war, da er ihn ſchon Tags zuvor erwartet hatte. Er war ſehr verwundert, als er erfuhr, was dieſe Zögerung verurſacht. Grumbkow war im Gefolge des Königs. Er hatte ſich ſeit einiger Zeit mit dem Fürſten von Anhalt überworfen und ſuchte mit dem Könige von England ſich wieder zu verſtändigen. Da er alle Geſchäfte durch ſeine Hände gehen laſſen wollte und die Königin dem Hinderniſſe in den Weg legte, ſo verfehlte er nicht die Umſtände zu benutzen, um von Neuem zwiſchen dem Könige und dieſer Zwieſpalt zu ſäen. Ich ſagte bereits, daß der König außerordentlich eiferſüchtig war. Bei dieſer Schwäche faßte ihn Grumbkow und erweckte durch einige unbeſtimmte aber ge-

wandte Gespräche sehr beleidigende Gedanken in ihm in Betreff der Tugend seiner Gemahlin. Nach vierzehn Tagen kam der König nach Berlin wie ein Wüthender zurück. Er nahm uns sehr freundlich auf, wollte aber die Königin nicht sehen. Er ging durch ihr Schlafzimmer zum Abendessen, ohne ihr ein Wort zu sagen. Die Königin und wir Alle befanden uns über dieses Benehmen in der schrecklichsten Unruhe. Endlich redete sie ihn an und schilderte ihm mit den zärtlichsten Ausdrücken den Kummer, den ihr sein Benehmen verursache. Er antwortete ihr nur durch Beleidigungen und Vorwürfe wegen ihrer vermeinten Untreue, und wenn Frau von Kamken ihn nicht entfernt hätte, so würde seine Hitze ihn vielleicht zu sehr traurigen Thätlichkeiten verleitet haben. Am folgenden Tage ließ er die Aerzte, den Oberchirurg seines Regiments, Holtzendorf und Frau von Kamken zusammenkommen, um das Benehmen der Königin zu untersuchen. Alle nahmen auf's Lebhafteste die Partei derselben. Ihre Gouvernante behandelte ihn sogar sehr hart und zeigte ihm die Ungerechtigkeit seines Verdachtes. In der That war auch die Tugend der Königin fleckenlos und selbst die schwärzeste Verläumdung konnte nichts dagegen einwenden. Der König kam wieder zu sich, er bat die Königin mit vielen Thränen um Verzeihung, welche Beweise für die Güte seines Herzens waren, und der Friede wurde wieder hergestellt.

Ich habe von dem Zerwürfnisse der beiden Günstlinge gesprochen. Da es im Jahre 1724 ausbrach, so ist es billig, daß ich hier das Nähere davon anführe. Seit dem Falle der Frau von Blatspiel und dem guten Einverständnisse des englischen und preußischen Hofes war der Fürst von Anhalt sehr in seiner Begünstigung gesunken, lebte in Dresden und kam nur selten

nach Berlin. Doch hatte der König noch stets große Aufmerksamkeiten für ihn und schonte ihn wegen seiner militairischen Kenntnisse. Grumbkow hatte sich dagegen in seiner Gunst erhalten und war mit dem Ministerio des Auswärtigen und des Innern beauftragt.

Der Fürst war Pathe einer seiner Töchter gewesen und hatte ihr eine Mitgift von 5000 Thalern versprochen. Dieses Mädchen sollte sich nun verheira'hen, und ihr Vater schrieb daher an den Fürsten, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Der Fürst, der mit Grumbkows Benehmen sehr unzufrieden war, da dieser keine Rücksichten mehr auf ihn genommen und sich des Verstandes des Königs allein bemächtigt hatte, leugnete auf's Bestimmteste dieses Versprechen. Grumbkow antwortete und Jener erwiderte. Endlich warfen sie sich gegenseitig alle ihre Spitzbübereien vor und ihre Correspondenz wurde so beleidigend, daß der Fürst von Anhalt beschloß, diesen Streit durch das Loos der Waffen zu enden. Bei dem Verdienste, das Grumbkow im höchsten Grade besaß, galt er doch für eine eingefleischte Memme. Er hatte Beweise seines Muthes in der Schlacht bei Malplaquet gegeben, wo er während der ganzen Action in einem Graben gesteckt. Auch zeichnete er sich bei Stralsund sehr aus, und vertrat sich zu Anfange des Feldzuges einen Fuß, welches ihn hinderte, die Trancheen zu besuchen. Er hatte dasselbe Unglück wie ein gewisser König von Frankreich, daß er keinen blosen Degen sehen konnte, ohne sogleich in Ohnmacht zu fallen, aber dieses abgerechnet war er ein sehr braver General. Der Fürst schickte ihm eine Ausforderung zu. Grumbkow zitterte vor Muth und sich mit der Religion und den Staatsgesetzen waffnend, antwortete er, daß er sich nicht

ſchlagen werde, daß die Duelle durch göttliche und menſchliche Geſetze verboten ſeien und er nicht Luſt habe, dieſe zu übertreten. Das war noch nicht Alles, er wollte auch die Krone des Himmels verdienen, indem er geduldig alle Beleidigungen ertrug. Er kam ſeinem Gegner in Allem zuvor, zog ſich aber nichts als nur immer mehr deſſen Verachtung zu, da dieſer unerbittlich blieb. Endlich kam dieſe Sache dem Könige zu Ohren, der nun alle Kräfte aufbot, um ſie beizulegen; jedoch vergebens, da der Fürſt von Anhalt ſich nicht bewegen laſſen wollte. Nun ward beſchloſſen, daß ſie ihren Zwiſt in Gegenwart von zwei Sekundanten ausfechten ſollten. Der, welchen der Fürſt wählte, war ein gewiſſer Obriſt Corf, in Heſſiſchen Dienſten, der Grumbkows der General Graf von Seckendorf, in kaiſerlichen Dienſten. Dieſe beiden Letztern waren intime Freunde. Die ſkandaleuſe Chronik ſagte, daß ſie in ihrer Jugend gemeinſame Sache beim Spiel gemacht und dadurch bedeutend gewonnen hätten. Wie dem auch ſei, ſo war Seckendorf das lebendige Ebenbild von Grumbkow, mit dem Unterſchiede, daß er mehr Chriſtenthum zur Schau trug als Jener und brav wie ſein Degen war. Nichts war lächerlicher als die Briefe, welche dieſer General an Grumbkow ſchrieb, um ihm Muth einzuflößen. Doch wollte ſich der König noch ein Mal darein miſchen.

Er rief daher zu Anfange des Jahres 1725 ein Kriegsgericht in Berlin zuſammen, das aus allen commandirenden Generalen und Oberſten ſeiner Armee beſtand. Die Königin hatte die meiſten Generale auf ihrer Seite. Die ſchönen Verſprechungen, welche ihr Grumbkow machte, treu an ihrer Partei zu halten, verblendeten ſie; ſie ließ die Wage auf ſeine Seite ausſchlagen, ſonſt wäre er Gefahr gelaufen, caſſirt zu werden. Jetzt kam

er mit einigen Tagen Arreſt weg, eine Art von Genugthuung, welche der König dem Fürſten von Anhalt gab. Sobald er wieder frei war, ließ ihm der König unter der Hand rathen, ſeinen Streit abzumachen. Der Kampfplatz war ohnweit Berlin. Die beiden Streitenden begaben ſich, von ihren Sekundanten gefolgt, dahin. Der Fürſt zog ſeinen Degen unter einigen beleidigenden Reden gegen ſeinen Gegner. Grumbkow antwortete nur dadurch, daß er ſich ihm zu Füßen warf, dieſe umſchlang, ihn um Verzeihung bat und anflehete, ihm ſeine Gnade wieder zu ſchenken. Statt aller Antwort wendete ihm der Fürſt von Anhalt den Rücken. Von dieſer Zeit an waren ſie ſtets geſchworne Feinde und ihre Feindſeligkeiten hörten nur mit ihrem Leben auf. Der Fürſt hat ſich ganz zu ſeinem Vortheile geändert; viele Perſonen haben den größten Theil ſeiner böslichen Handlungen auf die ſchändlichen Rathſchläge Grumbkows geſchoben. Man könnte von ihm wie vom Cardinal Richelieu ſagen: »Er hat zu vieles Böſe gethan, um ihm Gutes nachzuſagen; er hat zu vieles Gute gethan, um ihm Böſes nachzuſagen.«

Der König von England kam in dieſem Jahre wieder über das Meer nach Deutſchland. Der König, mein Vater, verfehlte nicht, ihn zu beſuchen. Er ſchmeichelte ſich, die Angelegenheit wegen meiner Vermählung zu Ende zu bringen. Die Königin, welche dabei ſchon ſo gute Dienſte geleiſtet, wurde mit dieſer Commiſſion beauftragt. Sie begab ſich alſo nach Hannover, wo ſie mit offenen Armen empfangen wurde. Dort fand ſie den König, ihren Vater, was die Allianz der beiden Häuſer betraf, in denſelben Geſinnungen wie die vorhergehenden Jahre. Er ſprach mit ihr ſogar in höchſt wohlwollenden Aus-

drücken über mich, stellte ihr aber vor, daß zwei Hindernisse sich ihren Wünschen entgegensetzten. Das erste sei dies, daß er uns nicht verheirathen könne, ohne zuvor seinem Parlamente den Antrag deshalb gemacht zu haben, und das zweite sei unsere Jugend, denn ich war erst sechszehn, der Herzog nur achtzehn Jahre alt. Um alle diese Schwierigkeiten zu versüßen, versicherte er ihr jedoch, daß er Alles so einrichten wolle, daß die Vermählung bei seiner nächsten Rückkehr nach Deutschland gefeiert werden könne. Die Königin schmeichelte sich immer noch mehr zu erhalten, sie hatte nie so gut bei ihrem Vater gestanden, als eben jetzt. Er schien damals für sie außerordentliche Zärtlichkeit zu besitzen, und gewiß ist es, daß er für diese Fürstin alle nur mögliche Aufmerksamkeit hatte. Sie bat daher den König, ihren Gemahl, um Erlaubniß zu Verlängerung ihres Aufenthaltes, da sie, wie sie ihm schrieb, gewiß sei, ihre Pläne durchzuführen. Der König bewilligte ihr diese und verstattete sogar, daß sie so lange in Hannover bleiben könne, als die Geschäfte es forderten. Ich stand während dessen zu Berlin in außerordentlicher Gunst beim Könige, brachte die Nachmittage damit zu, ihn zu unterhalten, und er speiste zu Abend auf meinem Zimmer. Er bezeigte mir sogar Vertrauen und sprach oft mit mir von Geschäften. Um mich noch mehr auszuzeichnen, befahl er, daß man mir den Hof ebenso mache, wie der Königin. Die Gouvernanten meiner Schwestern wurden mir untergeordnet und erhielten Befehl, nichts ohne meinen Willen zu thun. Ich mißbrauchte die Gnade des Königs nicht; so jung ich auch noch war, so besaß ich doch schon so viele Solidität, als ich sie jetzt nur besitzen kann, und ich hätte recht gut für die Erziehung meiner Schwestern Sorge tragen können. Ich

ließ mir aber Gerechtigkeit widerfahren und sah wohl ein, daß dies nicht passend sei, auch wollte ich nicht Apartements halten und begnügte mich damit, jeden Tag einige Damen einladen zu lassen.

Schon waren sechs Monate verflossen, wo ich von furchtbaren Kopfschmerzen geplagt worden; sie waren so heftig, daß ich oft in Ohnmacht fiel. Dessenohnerachtet wagte ich nie auf meinem Zimmer zu bleiben, da es die Königin nicht wollte. Diese, die eine sehr kräftige Natur hatte, wußte nicht was Krankheit sei, sie war darin von außerordentlicher Härte, und ob ich gleich manchmal halbtodt war, so mußte ich doch immer bei guter Laune sein, sonst wurde sie furchtbar zornig gegen mich. Am Abende vor ihrer Ankunft ergriff mich ein hitziges Fieber mit Gehirnentzündung und solchen wüthenden Kopfschmerzen, daß man mich auf dem Schloßplatze schreien hörte. Sechs Personen mußten mich Tag und Nacht halten, um mich zu verhindern mich umzubringen. Fräulein von Sonsfeld schickte sogleich Stafetten an König und Königin, um sie von meinem Zustande zu benachrichtigen. Die Letztere kam des Abends an und war sehr bestürzt, mich so schlecht zu finden. Die Aerzte verzweifelten schon an meinem Leben; ein Geschwür im Kopfe, das mir am dritten Tage aufging, rettete mich glücklicherweise; es nahm seinen Abfluß durch das Ohr, sonst wäre ich nicht davongekommen. Der König begab sich zwei Tage darauf nach Berlin und besuchte mich sogleich. Der traurige Zustand, in welchem er mich fand, rührte ihn so sehr, daß er Thränen vergoß. Er ging nicht zur Königin und ließ alle Ausgänge aus seinen Zimmern in die der Königin barricadiren. Die Ursache dieses Benehmens lag in dem Zorne auf sie, daß sie ihn durch

falsche Versprechungen getäuscht hatte. Er hatte auf ihren Einfluß auf den Geist des Königs von England so sehr gerechnet, daß er geglaubt, meine Vermählung werde noch in diesem Jahre vor sich gehen. Er bildete sich ein, sie habe nur so gehandelt, um ihren Aufenthalt in Hannover zu verlängern. Dieses Zerwürfniß währte sechs Wochen, an deren Schlusse eine Versöhnung erfolgte. Während der Zeit erholte ich mich sehr langsam und mußte zwei Monate lang das Zimmer hüten.

Die Königin, meine Mutter, ist sehr eifersüchtig ihrer Natur nach. Die unzähligen Auszeichnungen, welche mein Vater für mich hatte, verstimmten sie gegen mich, überdies wurde sie von einer ihrer Damen aufgehetzt, der Tochter der Gräfin Fink, welche ich künftig Gräfin Amalie nennen werde, um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden. Dieses Mädchen hatte ohne Wissen ihrer Eltern eine Intrigue mit dem preußischen Gesandten am englischen Hofe, Namens Wallenrodt, angeknüpft. Dies war ein ächter Stutzer, mit einem runden Gesichte, der die Angelegenheiten Preußens nur durch seine Späßchen befördert hatte. Mit diesem Manne hatte sie sich heimlich besprochen, und ihr Plan war, meine Gouvernante zu werden und mir nach England zu folgen. Um dies zu bewerkstelligen, hatte sie alle Kräfte aufgewendet, um sich bei dem Herzoge von Gloceſter zu insinuiren und ihn glauben zu machen, daß sie mein Günstling sei, was ihr von Seiten des Herzogs sehr viele Höflichkeiten eintrug. Aber sie mußte sich erst von meiner gegenwärtigen Gouvernante befreien, und um dahin zu gelangen, hörte sie nicht auf, die Königin gegen diese und mich einzunehmen.

Dieses Mädchen vermochte Alles über den Verstand der Königin und benutzte deren Schwächen, um zu ihrem Zwecke zu

gelangen. Ich ward alle Tage mißhandelt und die Königin hörte nicht auf, mir die Gnade, welche der König für mich hatte, vorzuwerfen. Ich wagte nur zitternd und voll Furcht, mit Härte dafür bestraft zu werden, ihn zu liebkosen. Ebenso war es mit meinem Bruder. Es genügte, daß der König ihm Etwas befahl, um ein Verbot von ihr zu erhalten. Wir wußten manchmal nicht, zu welchem Heiligen wir beten sollten, da wir so zwischen Thür und Angel standen. Weil wir nun aber beiderseits die Königin sehr lieb hatten, so richteten wir uns nach ihrem Willen. Das war die Ursache aller unserer Leiden, wie man in der Folge dieser Memoiren sehen wird. Das Herz blutete mir jedoch, daß ich die Wahrhaftigkeit meiner Gefühle dem Könige zu zeigen nicht mehr wagen konnte. Ich liebte ihn leidenschaftlich und er hatte mir, seit ich auf der Welt war, viele Güte gezeigt, da ich aber mit der Königin leben mußte, mußte ich mich auch nach ihr richten. Diese Fürstin kam zu Anfange des Jahres 1726 mit einem Prinzen nieder, der Heinrich genannt wurde. Sobald sie wieder genesen war, gingen wir nach Potsdam, einer kleinen Stadt ohnweit Berlin. Mein Bruder machte die Reise nicht mit. Der König konnte ihn nicht leiden, da er sah, daß er sich seinem Willen nicht unterwerfen wolle. Er hörte nicht auf ihn auszuzanken, und sein Widerwille wurde so eingewurzelt, daß alle Gutgesinnte der Königin riethen, den Kronprinzen dahin zu bringen, daß er sich unterwerfe, was sie bisher nicht hatte erlauben wollen. Das gab zu einer recht lächerlichen Scene Veranlassung.

Die Königin ertheilte mir den Auftrag, einige verbotene Dinge an meinen Bruder zu schreiben und ihm den Brouillon eines Briefes beizulegen, den er an den König richten solle. Ich saß

zwiſchen zwei indiſchen Schränkchen, um dieſe Briefe abzufaſſen, als ich den König kommen hörte. Ein Schirm, der vor der Thür ſtand, ließ mir Zeit, meine Papiere hinter eines dieſer Schränkchen zu verbergen. Fräulein von Sonsfeld nahm die Federn und da ich den König ſchon ſich nähern ſah, ſteckte ich das Dintefaß in die Taſche und hielt es ſorglich feſt, damit es ſich nicht umdrehe. Nachdem der König der Königin einige Worte geſagt hatte, wendete er ſich auf einmal nach den Schränkchen zu. »Sie ſind ſehr ſchön,« ſagte er, »ſie gehörten meiner ſeligen Mutter, die ſehr viel darauf hielt.« Zugleich trat er hinzu, um ſie zu öffnen. Das Schloß war verdorben, er zog aus allen Kräften an dem Schlüſſel und ich war gefaßt, jeden Augenblick meine Briefe hervorkommen zu ſehen. Die Königin zog mich aus dieſer Verlegenheit, um mich in eine andere zu ſtürzen. Sie hatte einen ſehr kleinen Bologneſerhund, und auch ich einen, und beide Thiere waren im Zimmer. »Entſcheide einmal,« ſagte ſie zum Könige, »über unſern Zwiſt: meine Tochter ſagt, daß ihr Hund ſchöner ſei als der meine, und ich behaupte das Gegentheil.« Er fing an zu lachen und fragte, ob ich den meinen ſehr liebe? »Von ganzem Herzen,« antwortete ich, »denn er hat vielen Verſtand und einen ſehr guten Charakter.« Meine Entgegnung beluſtigte ihn, er umarmte mich mehrere Male hintereinander, was mich nöthigte, mein Dintefaß fahren zu laſſen. Sogleich verbreitete ſich die ſchwarze Flüſſigkeit über mein ganzes Kleid und fing an ins Zimmer herabzutröpfeln. Ich wagte es nicht mich von der Stelle zu rühren, aus Furcht, der König möchte es gewahr werden. Ich war halbtodt vor Angſt. Er zog mich aus der Verlegenheit, indem er fortging. Ich war bis auf's Hemde mit Dinte getränkt, mußte mich

tüchtig waſchen und wir lachten herzlich über dieſes Abenteuer. Der König verſtändigte ſich jedoch wieder mit meinem Bruder, der zu uns nach Potsdam kam. Es war der liebenswürdigſte Prinz, den man ſehen konnte, ſchön und gut gebaut, ſein Verſtand ſeinem Alter vorausgeeilt, und im Beſitz aller Eigenſchaften, die einen vollendeten Prinzen ausmachen können. Doch da bin ich bei einem ernſthaften Punkte und der Quelle alles Unglücks angelangt, das dieſer theure Bruder und ich erduldete.

Der Kaiſer hatte vom Jahre 1717 an eine indiſche Compagnie in Oſtende, einer Stadt nebſt Meerhafen in den Niederlanden, gebildet. Der Handel hatte zuerſt nur mit zwei Schiffen angefangen und der Erfolg war trotz des Widerſtandes der Holländer ſo groß geweſen, daß dies dieſen Fürſten veranlaßte, derſelben das Privilegium zu ertheilen, in Afrika und Oſtindien dreißig Jahre lang, mit Ausſchluß aller ſeiner andern Unterthanen, dieſen Handel zu treiben. Da der Handel eins von denen Dingen iſt, welche am meiſten zu der Blüthe eines Staates beitragen, ſo hatte der Kaiſer 1725 einen geheimen Vertrag mit Spanien geſchloſſen, durch welchen er ſich anheiſchig machte, dieſer Nation Gibraltar und Port Mahon zu verſchaffen. Später trat Rußland dem bei. Die Seemächte wurden ſehr bald die geheimen Umtriebe des Wiener Hofes gewahr, und ſchloſſen, um ſich den ehrgeizigen Abſichten des öſterreichiſchen Hauſes entgegenzuſtellen, das mit nichts Geringerem umging, als ihren Handel, der die hauptſächlichſte Stärke dieſer Staaten ausmachte, zu zerſtören, eine Allianz unter ſich, welcher nachher Frankreich, Dänemark, Schweden und Preußen beitraten, dieſelbe, die in Charlottenburg unterzeichnet ward, und deren ich ſchon Erwähnung that. Der Kaiſer war, da er wohl einſah, daß er ſich

gegen einen ſo furchtbaren Verband nicht halten könne, genöthigt, andere Maaßregeln zu nehmen und einen Verſuch zu machen, jene zu vereinigen. Der General Seckendorf ſchien ihm die geeignetſte Perſon zur Ausführung ſeiner Pläne am Hofe von Berlin zu ſein. Man hat bereits geſehen, daß dieſer Geſandte mit Grumbkow im engſten Freundſchaftsverhältniſſe ſtand; er kannte den intereſſirten und ehrgeizigen Charakter des Letztern und trug kein Bedenken, ihn in die Intereſſen des Kaiſers zu ziehen. Er fing damit an, ihm zu ſchreiben und ſeine Geſinnungen zu durchſchauen zu ſuchen, ja er wagte es ſogar, ihm einige Eröffnungen über die Conjuncturen zu machen, in denen ſich ſein Souverain befinde. Dieſer Briefwechſel hatte mit dem vorhergehenden Jahre begonnen, und Seckendorfs Briefe waren von ſehr ſchönen Geſchenken und großen Verſprechungen begleitet geweſen. Das käufliche Gemüth Grumbkows ergab ſich bald ſo großen Vortheilen. Die Umſtände begünſtigten ihn in ſeinen Plänen. Die Verbindung des preußiſchen und hannöverſchen Hofes fing an kälter zu werden. Der König, mein Vater, war durch die Verzögerung meiner Vermählung ſehr verletzt, und dazu geſellten ſich andere Urſachen zu Klagen. Der König hatte nur Wohlgefallen an der Vermehrung ſeines Rieſenregiments. Die mit der Rekrutirung beauftragten Offiziere nahmen die langen Leute, welche ſie auf den fremden Gebieten fanden, mit Güte oder Gewalt weg.

Die Königin hatte es bei ihrem Vater dahin gebracht, daß das Kurfürſtenthum Hannover jährlich eine gewiſſe Anzahl derſelben liefern ſollte. Das hannöverſche Miniſterium, vielleicht durch die Antipreußen, deren Oberhaupt Milady d'Arlington war, gewonnen, vernachläſſigte die Ausführung der

Befehle des Königs von England. Die Königin ließ deshalb mehrere Male Vorſtellungen machen, aber ſie erhielt nur unhaltbare Entſchuldigungen darüber. Der König fühlte ſich durch die geringe Aufmerkſamkeit, die man ihm bezeigte, ſehr beleidigt, und Grumbkow verfehlte nicht, ihn ſo heftig zu erbittern, daß er aus Rache ſeinen Offizieren anbefahl, im Kurfürſtenthum Hannover Alles, was ſie lang genug fänden, um in die Regimenter treten zu können, wegzunehmen. Dieſe Gewaltthätigkeit erregte ungeheuern Lärmen. Der König von England verlangte Genugthuung und begehrte, daß man ſeine Unterthanen wieder entlaſſe. Der von Preußen dagegen beſtand darauf ſie zu behalten, woraus ein Mißverſtändniß zwiſchen den beiden Höfen entſprang, das nach und nach in offenen Haß ausartete. Die Lage der Dinge war alſo ganz, wie ſie Seckendorf bei ſeiner Ankunft in Berlin nur wünſchen konnte. Die Mühe, die ſich Grumbkow ſeit längerer Zeit gegeben hatte, den Sinn des Königs vorzubereiten, erleichterte ſeine Unterhandlungen. Er wurde von dieſem Fürſten, der ihn, als er noch in ſächſiſchen Dienſten geſtanden, perſönlich hatte kennen lernen und ſtets ſehr geſchätzt hatte, ſehr gut aufgenommen. Ein großes Gefolge von Heiducken oder vielmehr von Rieſen, das er Seiten des Kaiſers dem Könige vorſtellte, vermehrte nur dieſe Stimmung, und das Compliment, das er dem Könige von ſeinem Herrn brachte, entzückte dieſen vollends. »Da der Kaiſer,« ſo ſagte er, »nichts mehr wünſcht, als Eurer Maj. bei jeder Gelegenheit Vergnügen zu machen, ſo bewilligt er Ihnen die Rekrutirungen in Ungarn und hat ſchon Befehl gegeben, daß man alle langen Leute in ſeinen Staaten ausſuche, um ſie Ew. Maj. anzubieten.« Dieſes von dem des Königs, ſeines Schwiegervaters, ſo ganz ver-

ſchiedene Benehmen rührte ihn, brachte ihn aber blos noch zum Schwanken. Seckendorf ſah wohl, daß es Zeit koſten würde, ihn von der großen Allianz abtrünnig zu machen. Er gab ſich Mühe, ſich nach und nach bei dem Könige einzuſchmeicheln, und da er deſſen Schwäche kannte, verfehlte er nicht, ihn dadurch in ſeine Netze zu ziehen. Er gab ihm faſt täglich köſtliche Feſte, wobei nur die Creaturen zugegen waren, die er und Grumbkow ſich gemacht hatten. Man verfehlte auch dabei nicht, die Unterhaltung ſtets auf die gegenwärtigen Conjuncturen Europa's zu lenken, und auf künſtliche Weiſe für die Sache des Kaiſers zu ſprechen. Endlich ließ ſich der König inmitten des Schmauſens und Trinkens dahin verleiten, auf einige der Verpflichtungen, die er gegen England übernommen, zu verzichten, und ſich mit dem öſterreichiſchen Hauſe zu verbinden. Er verſprach dieſem die Truppen, welche er in Folge eines Artikels des Traktats von Hannover an England zu ſtellen habe, nicht gegen Oeſterreich agiren zu laſſen. Dieſes Verſprechen wurde geheim gehalten. Der König war damals noch nicht geſonnen, von der großen Allianz zurückzutreten, und ſchmeichelte ſich noch immer, meine Vermählung zu Stande bringen zu können. Erſt am Ende des folgenden Jahres, das ich jetzt beginnen will, legte er die Maske ab. Die Königin war in der größten Verzweiflung, als ſie den Gang ſah, den die Angelegenheiten nahmen. Sie litt perſönlich dadurch. Der König mißhandelte ſie und warf ihr ohne Unterlaß die Verzögerung meiner Vermählung vor; er ſprach in beleidigenden Ausdrücken von dem Könige, ſeinem Schwiegervater, und ſuchte die Königin bei jeder Gelegenheit zu kränken.

Der Credit Seckendorfs vermehrte ſich von Tage zu

Tage. Er erlangte ein ſo großes Uebergewicht über den Geiſt des Königs, daß er alle Stellen vergab. Die ſpaniſchen Piſtolen hatten die meiſten Hofbedienten und ſelbſt die Generale, die um den König waren, ſo ſehr in ſein Intereſſe gezogen, daß er von allen Schritten deſſelben unterrichtet war. Da die mit England verabredete Doppelheirath ein für ſeine Abſichten ſehr unangenehmes Hinderniß war, ſo beſchloß er dies dadurch zu beſeitigen, daß er Uneinigkeit unter die Familienglieder bringe. Dazu bediente er ſich ſeiner geheimen Emiſſaire. Tauſend falſche Nachrichten, die man dem Könige täglich in Bezug auf mich und meinen Bruder beibrachte, ſtimmten ihn ſo unfreundlich gegen uns, daß er uns mißhandelte und alle Qualen erdulden ließ. Man ſchilderte ihm meinen Bruder als einen ehrſüchtigen und intriganten Prinzen, der ihm den Tod wünſche, um bald ſelbſt zum Throne zu gelangen. Man verſicherte ihm, er liebe das Militair nicht und ſage laut, daß, wenn er einmal Herr wäre, er die Truppen verabſchieden werde. Man gab ihn für verſchwenderiſch aus, kurz, legte ihm einen von dem des Königs ſo ganz verſchiedenen Charakter bei, daß es natürlich war, daß der König Widerwillen gegen ihn hegte. Mich ſchonte man ebenſo wenig. Ich wäre, ſagten ſie, unausſtehlich hochmüthig, ränkeſchmiedend und herrſchſüchtig; ich gäbe meinem Bruder Rathſchläge und führe über den König ſehr unehrerbietige Reden. Da dieſer die Unterbringung aller ſeiner Töchter ſehr wünſchte, ſo inſinuirte ſich Seckendorf bei ihm auch in dieſer Beziehung und veranlaßte den jungen Markgrafen von Anſpach, einen Prinzen von 17 Jahren, nach Berlin zu kommen, um meine nachgeborene Schweſter zu ſehen. Dieſer Prinz war damals ſehr liebenswürdig und vielverſprechend. Meine Schweſter war

ſchön wie ein Engel, beſaß aber wenig Verſtand bei furchtbarem Eigenſinn. Sie war in der Gunſt des Königs, der ſie verdarb, an meine Stelle getreten. Der furchtbare Kummer, den ſie nach ihrer Vermählung zu dulden gehabt hat, hat ſie gebeſſert. Die Jugend beider Verlobten verhinderte die ſofortige Vollziehung der Vermählung und ſie wurde erſt zwei Jahre ſpäter gefeiert, wie ich zu ſeiner Zeit erwähnen werde. Die Königin hatte ſich immer geſchmeichelt, die Ankunft des Königs von England, der in dieſem Jahre wieder nach Deutſchland kommen ſollte, werde die Eintracht der beiden Höfe wieder herſtellen, aber ein unvorhergeſehenes Ereigniß vernichtete ihre Hoffnungen. Sie empfing die traurige Nachricht von dem Tode dieſes Fürſten. Er war in vollkommener Geſundheit von England abgereiſt, und hatte gegen ſeine Gewohnheit die Ueberfahrt ſehr gut ertragen. Ohnweit Osnabrück fühlte er ſich unwohl. Alle Hilfe, die man ihm leiſten konnte, war nutzlos, er ſtarb nach vierundzwanzig Stunden an einem Schlagfluſſe in den Armen des Herzogs von York, ſeines Bruders.

Dieſer Verluſt verſenkte die Königin in die tiefſte Betrübniß. Der König ſelbſt ſchien gerührt davon. Trotz aller ſeiner Anfälle gegen den König von Großbritannien hatte er ihn doch ſtets als einen Vater geachtet und ſelbſt gefürchtet. Dieſer Fürſt hatte für ihn in ſeiner Kindheit und als der König Friedrich I. ſich nach Hannover geflüchtet, um ſich vor den Verfolgungen der Kurfürſtin Dorothea, ſeiner Schwiegermutter, ſicher zu ſtellen, viele Vorſorge getragen. Dieſes Bedauern vermehrte ſich noch, als man kurz darauf erfuhr, daß dieſer Monarch die Abſicht gehabt habe, meine Vermählung zu Stande zu bringen, und er entſchloſſen geweſen ſei, ſie in Hannover zu

feiern. Der Prinz, sein Sohn, wurde zum Könige von Großbritannien ausgerufen und der Herzog von Glocester nahm den Titel eines Prinzen von Wales an. Die vielen Schwelgereien, zu welchen Seckendorf den König verleitete, untergruben indeß dessen Gesundheit. Er fing an zu kränkeln. Die Hypochondrie, mit der er sehr geplagt war, machte ihn schwermüthig. Herr Franke, ein berühmter Frömmler und Begründer des Waisenhauses auf der Universität Halle, trug nicht wenig dazu bei, dies zu vermehren. Dieser Geistliche fand ein Vergnügen daran, Gewissensscrupel bei den unschuldigsten Dingen zu erregen. Er verbot alle Vergnügungen, die er verdammlich fand, selbst Jagd und Musik. Man durfte von nichts Anderem reden, als von der Bibel, jedes andere Gespräch war untersagt. Er selbst war der größte Redner an der Tafel, wo er das Amt eines Lectors wie in den Refectorien übernahm. Der König hielt uns alle Nachmittage eine Predigt, sein Kammerdiener intonirte einen Gesang, in den wir Alle einstimmten. Man mußte diese Predigt mit eben so vieler Aufmerksamkeit anhören, als ob es die eines Apostels gewesen wäre. Meinem Bruder und mir kam oft die Lust zu lachen an, und nicht selten brach sie aus. Sogleich belegte man uns mit allen Anathemen der Kirche, die wir mit zerknirschter und trauriger Miene, welche uns sehr schwer ward, anhören mußten. Mit einem Worte, dieser abscheuliche Franke verschaffte uns ein Leben, wie das der Mönche von la Treppe. Dieses Uebermaaß von Frömmigkeit gab dem Könige wieder andere sonderbare Gedanken. Er beschloß die Krone zu Gunsten meines Bruders niederzulegen. Er wollte, wie er sagte, sich blos 10,000 Thlr. jährlich vorbehalten und mit der Königin und seinen Töchtern nach Wuster-

hausen sich zurückziehen. »Da,« setzte er hinzu, »da werde ich zu Gott beten und mich auf die Landwirthschaft legen, während meine Frau und Töchter den Haushalt besorgen. Du bist geschickt,« sagte er zu mir, »Dir will ich die Aufsicht über die Wäsche geben, die Du nähen und reinigen lassen wirst. Friederike, die geizig ist, soll alle Vorräthe unter sich haben. Charlotte wird auf den Markt gehen und Lebensmittel einkaufen, und meine Frau für meine kleinen Kinder und die Küche Sorge tragen.« Er fing sogar an eine Instruction für meinen Bruder auszuarbeiten und mehrere Schritte zu thun, welche Grumbkow und Seckendorf ernstlich beunruhigten. Sie wendeten vergebens alle ihre Beredtsamkeit an, um diese trüben Gedanken zu verscheuchen, sahen aber bald, daß des Königs ganzer Plan nur eine Wirkung seiner Stimmung gewesen, und da sie fürchteten, dieser Fürst möchte ihn, wenn sie nicht ein Ende derselben bewirkten, in der That ausführen, so beschlossen sie sich zu bemühen, ihn zu zerstreuen.

Der sächsische Hof war von jeher sehr eng mit dem österreichischen verbunden gewesen. Sie wendeten also ihre Blicke nach dieser Seite hin und nahmen sich vor, dem Könige zuzureden, nach Dresden zu reisen. Eine Idee zieht gewöhnlich die andere nach sich. Diese ließ sie auf den Gedanken kommen, mich mit dem Könige August von Polen zu vermählen.

Dieser Fürst war damals vierzig Jahre alt. Er ist stets wegen seiner Galanterie sehr bekannt gewesen. Er besaß große Eigenschaften, aber sie wurden durch bedeutende Fehler verdunkelt. Eine zu große Neigung zu Vergnügungen ließ ihn das Glück seiner Völker und Staaten vernachlässigen, und sein Hang

zum Trinken riß ihn hin, in der Trunkenheit Unwürdigkeiten zu begehen, welche sein Andenken für immer beflecken werden.

Seckendorf war in seiner Jugend in sächsischen Diensten gewesen und ich habe schon oben erwähnt, daß Grumbkow sehr gut bei diesem Könige stand. Beide wendeten sich nun an den Grafen von Flemming, dem Günstlinge desselben, um eine Unterhandlung über diesen Gegenstand anzuknüpfen. Der Graf von Flemming besaß ein höheres Verdienst. Er war sehr oft in Berlin gewesen und kannte mich sehr genau. Die Eröffnungen dieser Minister entzückten ihn und er eilte, darüber des Königs von Polen Sinn zu erforschen. Dieser Fürst schien einer solchen Allianz ziemlich geneigt und sendete den Grafen nach Berlin, um den König von Preußen einzuladen, den Carneval in Dresden zuzubringen. Grumbkow und sein Pilades theilten dem Könige ihre Pläne mit. Dieser war erfreut, ein so schönes Unterkommen für mich zu finden und willigte mit Freuden in ihre Wünsche. Er gab dem Marschall Flemming eine sehr verbindliche Antwort und reiste gegen die Mitte Januars 1728 nach Dresden ab.

Mein Bruder war in Verzweiflung nicht mitzureisen. Er sollte während der Abwesenheit des Königs in Potsdam bleiben, was ihm gar nicht gelegen war. Er theilte mir seinen Kummer mit und da ich nur daran dachte ihm Vergnügen zu machen, so versprach ich ihm, dahin zu arbeiten, daß er dem Könige folgen könne. Wir kehrten nach Berlin zurück, wo die Königin wie gewöhnlich Apartement hielt. Dort sah ich Herrn von Suhm, sächsischen Gesandten, den ich sehr gut kannte und der viel auf meinen Bruder hielt. Ich grüßte ihn von diesem und erzählte ihm von dessen Bedauern, daß er nicht mit nach Dresden ein-

geladen worden. »Wenn Sie ihm eine Freude machen wollen,« fuhr ich fort, »so veranlassen Sie, daß der König von Polen den von Preußen ersucht, ihn kommen zu lassen.« Suhm schickte sogleich eine Stafette an seinen Hof, um den König, seinen Herrn, davon zu unterrichten, der denn auch nicht verfehlte, dem Könige, meinem Vater, zuzureden, meinen Bruder kommen zu lassen. Dieser erhielt Befehl zur Abreise, was er denn mit Freuden that. Die Aufnahme, die der König fand, war beider Monarchen würdig. Da der preußische keine Ceremonien liebte, richtete man sich ganz nach seinem Sinne. Er hatte gebeten, bei dem Grafen Wackerbart, den er sehr schätzte, wohnen zu können. Das Haus dieses Generals war köstlich, der König fand dort eine königliche Vorrichtung. Unglücklicherweise entstand darin in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft Feuer und der Brand war so plötzlich und heftig, daß man alle Mühe von der Welt hatte, ihn selbst zu retten. Der ganze schöne Palast wurde in Asche gelegt. Dieser Verlust würde für den Grafen Wackerbart sehr bedeutend gewesen sein, wenn der König von Polen nicht eingeschritten wäre; dieser aber schenkte ihm das pirnaische Haus, das prächtiger als jenes war und dessen Geräthschaften außerordentliche Verschwendung zeigten.

Der Hof dieses Fürsten war damals der glänzendste in Deutschland. Die Pracht grenzte an das Uebertriebene, alle Vergnügen herrschten dort, man konnte ihn mit Recht die Insel der Cythere nennen, denn die Frauen waren sehr liebenswürdig und die Höflinge sehr höflich. Der König unterhielt eine Art von Serail der schönsten Frauen seines Landes. Als er starb, berechnete man, daß er von seinen Maitressen 354 Kinder gehabt habe. Der ganze Hof richtete sich nach seinem Beispiele.

Man athmete dort nur Wollust, und Bachus und Venus waren die beiden Modegottheiten. Der König, mein Vater, war nicht lange dort, als er auch schon seine Frömmigkeit vergaß. Die Tafelschwelgereien und der Ungarwein machten ihn bald wieder heiter gelaunt. Die einnehmende Art und Weise des Königs von Polen ließen ihn enge Freundschaft mit diesem Fürsten schließen. Grumbkow, der sich bei Vergnügungen nicht vergaß, wollte von dieser guten Stimmung Gewinn ziehen, um dem Könige Geschmack an Maitressen beizubringen, und theilte dem von Polen seinen Plan mit, der die Ausführung übernahm.

Eines Abends, als man dem Bachus gehuldigt hatte, führte der König von Polen seinen Gastfreund unvermerkt in ein reichgeschmücktes Zimmer, dessen Meubles und ganze Anordnung von dem ausgesuchtesten Geschmack zeugten. Dieser, von Allem was er sah entzückt, blieb stehen, um alle Schönheiten zu betrachten, als man auf einmal eine Tapetenwand hob, die ihm ein ganz neues Schauspiel darbot. Es war dies ein Mädchen in dem Zustande unserer ersten Eltern, nachlässig auf einem Ruhebette hingestreckt. Dieses Geschöpf war schöner als man Venus und die Grazien malt: sie bot dem Blicke einen Körper von Elfenbein dar, weißer als der Schnee und schöner geformt als der der schönen Statue der mediceischen Venus in Florenz. Das Cabinet, welches diesen Schatz einschloß, war von so vielen Kerzen erleuchtet, daß ihr Glanz blendete und der Schönheit dieser Göttin einen neuen Schimmer verlieh. Die Erfinder dieses Schauspiels zweifelten nicht daran, daß der Gegenstand Eindruck auf das Herz des Königs machen werde, aber es kam ganz anders. Kaum hatte dieser Fürst einen Blick auf diese

Schöne geworfen, als er ſich unwillig umdrehte, und da er meinen Bruder hinter ſich erblickte, dieſen ſehr derb aus dem Zimmer ſtieß, das er ſelbſt unmittelbar darauf verließ, ſehr erbittert über den Streich, den man ihm hatte ſpielen wollen. Er ſprach an demſelben Abende in ſehr ſtarken Ausdrücken mit Grumbkow darüber und erklärte ihm geradezu, daß, wenn man dergleichen Auftritte wiederhole, er auf der Stelle abreiſen werde. Etwas Anderes war es bei meinem Bruder. Trotz der Sorgfalt des Königs hatte er doch Zeit genug gehabt, die Venus des Cabinets zu betrachten, die ihm nicht ſo viel Abſcheu einflößte, als es bei ſeinem Vater der Fall geweſen war. Er erhielt ſie auf eine ziemlich ſonderbare Art vom Könige von Polen.

Mein Bruder hatte ſich leidenſchaftlich in die Gräfin Orſelska verliebt, die zugleich die natürliche Tochter und Maitreſſe des Königs von Polen war. Ihre Mutter war eine franzöſiſche Kaufmannsfrau aus Warſchau. Dieſes Mädchen verdankte ihr Glück dem Grafen Rudofski, ihrem Bruder, deſſen Maitreſſe ſie war, und der ſie mit dem Könige von Polen, ſeinem Vater, bekannt machte, der, wie ſchon geſagt, ſo viele Kinder hatte, daß er nicht für alle ſorgen konnte. Doch wurde er durch die Reize der Orſelska ſo ergriffen, daß er ſie ſogleich als Tochter anerkannte. Er liebte ſie mit außerordentlicher Leidenſchaft. Die Bemühungen meines Bruders um dieſe Dame flößten ihm eine furchtbare Eiferſucht ein. Um dieſes Verhältniß zu zerſtören, ließ er ihm die ſchöne Formera unter der Bedingung anbieten, daß er die Orſelska verlaſſe. Mein Bruder ließ ihm verſprechen was er wünſchte, um in den Beſitz dieſer Schönheit zu gelangen, welche ſeine erſte Maitreſſe wurde.

Der König vergaß indeß den Zweck seiner Reise nicht. Er schloß mit dem Könige August einen geheimen Traktat, dessen Artikel ohngefähr folgende waren. Der König von Preußen verpflichtete sich, dem von Polen eine gewisse Anzahl von Truppen zu liefern, um die Polen zu zwingen, die Krone in dem kurfürstlichen Hause Sachsen erblich zu machen. Er versprach mich diesem Fürsten zur Gemahlin und lieh ihm 4 Millionen Thaler außer meiner sehr beträchtlichen Mitgift. Dafür gab ihm der König von Polen als Hypothek für die 4 Millionen die Lausitz. Er sicherte mir ein Witthum von 200,000 Thalern auf diese Provinzen zu, mit der Erlaubniß, nach seinem Tode residiren zu können wo ich wollte. Ich sollte freie Religionsübung in Dresden haben, wo man mir eine Kapelle errichten würde, um Gottesdienst darin zu halten, und endlich sollten alle diese Artikel vom Kurprinzen von Sachsen unterzeichnet und bestätigt werden. Da mein Vater den König von Polen nach Berlin zur Revue seiner Truppen eingeladen hatte, wurde die Unterzeichnung dieses Traktats bis dahin verschoben. Dieser Fürst hatte Zeit verlangt, um den Sinn seines Sohnes vorzubereiten und ihn zu dem Schritte, den man von ihm begehrte, zu bewegen.

Der König reiste also, so wie mein Bruder, sehr zufrieden von Dresden ab. Sie hörten Beide nicht auf, das Lob des Königs von Polen und seines Hofes zu preisen.

Während alles dies vorging, litt ich fürchterlich in Berlin an den Verfolgungen der Gräfin Amalie. Sie hörte nicht auf, die Königin gegen mich zu reizen. Diese Fürstin mißhandelte mich unausgesetzt. Mit Ehrerbietung ertrug ich ihre ungerechte Behandlung, aber die ihres Günstlings brachte mich

manchmal in entſetzliche Wuth. Dieſes Mädchen behandelte mich mit einem Hochmuthe, der unerträglich war, und ob ſie gleich nur zwei Jahre älter war als ich, wollte ſie ſich doch auf den Fuß ſetzen, mir zu befehlen. Trotz alles Abſcheues, den ich gegen ſie hatte, war ich doch genöthigt an mich zu halten und ihr ein freundliches Geſicht zu machen, was mir ſchrecklicher war als der Tod. Denn ich verabſcheue die Falſchheit, und meine Aufrichtigkeit iſt oft Schuld an vielem Kummer geweſen, den ich erduldet. Das iſt aber ein Fehler, von dem ich mich nie beſſern will. Mein Grundſatz iſt, immer geradeaus zu gehen, und daß man ſich keinen Kummer zuziehen kann, wenn man ſich nichts vorzuwerfen hat. Ein neues Ungeheuer begann ſich auf den Fuß eines Günſtlings zu erheben, und theilte die Gunſt der Königin mit der Gräfin Amalie. Es war eine der Kammerfrauen dieſer Fürſtin. Sie nannte ſich Ramen, und es war dieſelbe, welche der Königin unerwartet beiſtand, als ſie mit meiner Schweſter Amalie niederkam. Dieſe Frau war Wittwe, oder ſie folgte vielmehr dem Beiſpiele der Samaritanerin und hatte ſo viele Männer als es Monate im Jahre giebt. Ihre falſche Frömmigkeit, ihre angenommene Freigebigkeit gegen Arme und die Sorge, die ſie trug, ihre Liederlichkeit zu verkleiden, hatten Frau von Blatſpiel veranlaßt, ſie der Königin zu empfehlen. Sie begann durch ihre Geſchicklichkeit mehrere unterhaltende Arbeiten zu machen, ſich bei der Königin einzuſchmeicheln, gelangte aber zu dem hohen Grade der Gunſt, auf dem ſie damals ſtand, nur durch die Nachrichten, die ſie der Königin über den König brachte. Erſtere ſetzte in dieſe Frau ein blindes Vertrauen, und theilte ihr ihre Angelegenheiten und geheimſten Gedanken mit. Zwei Nebenbuhlerinnen im Ruhm

können ſich nicht lange zuſammen vertragen. Die Gräfin Amalie und die Ramen waren geſchworene Feindinnen, da aber Eine die Andere fürchtete, ſo verbargen ſie ihre Feindſeligkeit.

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Königs von Dresden kam der Marſchall Graf von Flemming in Begleitung der Prinzeſſin Ratzewill, ſeiner Gemahlin, in Berlin unter dem Charakter eines außerordentlichen Geſandten des Königs von Polen an. Die Prinzeſſin war eine junge Dame ohne Erziehung, aber ſehr lebhaft und naiv. Ohne ſchön zu ſein war ſie reizend. Der König zeichnete ſie ſehr aus, und befahl der Königin daſſelbe zu thun. Sie ſchloß ſich ſehr an mich an. Ihr Mann, der mich von meiner Kindheit an kannte, war mein wahrer Freund. Da er ſchon bejahrt, ſo hatte ihm die Königin erlaubt, mich zu beſuchen ſo oft er wollte. Er benutzte dieſes Vorrecht ſehr häufig und brachte alle Morgen mit ſeiner Gemahlin bei mir zu. Ich war ſehr ſchlecht angethan. Die Königin ließ mich friſiren und kleiden, wie meine Großmutter in ihrer Jugend gegangen. Die Gräfin Flemming ſtellte ihr vor, daß der ſächſiſche Hof ſich über mich luſtig machen würde, wenn er mich ſo angeputzt ſähe. Sie ließ mich nach der neuen Mode anziehen und Jedermann ſagte, daß ich ganz unkenntlich und viel hübſcher ſei als vorher. Meine Taille fing an ſich zu bilden, und wurde ſchlanker, was mir ein beſſeres Anſehen gab. Die Gräfin ſagte der Königin täglich hundert Mal, daß ich ihre Gebieterin werden müſſe. Da weder dieſe noch ich Etwas von dem Dresdener Traktat wußten, ſo nahmen wir dieſe Reden für Scherz. Der Graf blieb zwei Monate in Berlin, und nahm am Abende vor ſeiner Abreiſe Abſchied von mir mit vielen erneuerten Verſicherungen ſeines Reſpects. „Ich hoffe,“

sagte er, »daß ich Eurer Königl. Hoheit bald Beweise der unverletzlichen Anhänglichkeit werde geben können, die ich für Sie hege, und Sie so glücklich machen, als Sie es zu sein verdienen. Ich rechne darauf, in kurzem die Ehre zu haben, Sie wiederzusehen, und zwar in Begleitung des Königs, meines Herrn.« Ich verstand den Sinn dieser Worte nicht und glaubte ganz treuherzig, er wolle an meiner Vermählung mit dem Prinzen von Wales arbeiten. Ich antwortete ihm sehr verbindlich, worauf er sich entfernte.

Einige Tage darauf reisten wir nach Potsdam. Zu jeder andern Zeit hätte mir diese Reise sehr mißfallen, aber dieses Mal war ich sehr erfreut darüber, mich aus Berlin zu entfernen. Ich schmeichelte mir, das Wohlwollen der Königin wieder zu erlangen, denn man hatte sie so gegen mich aufgebracht, daß sie mich nicht mehr ausstehen konnte. Die englischen Angelegenheiten ruhten gewissermaßen. Die Königin intriguirte stets wegen meiner Vermählung, ohne weiter zu kommen, indem man sie nur mit schönen Worten hinhielt. Alles dies machte sie gegen mich sehr übelgelaunt, denn sie sagte, wenn ich besser erzogen gewesen, würde ich bereits verheirathet sein. Ich hoffte in Abwesenheit der Gräfin Amalie alle diese Gedanken zu verscheuchen, da diese sie ihr einflüsterte, aber ich täuschte mich. Ihr Gemüth war so gegen mich erbittert, daß mein Schicksal in Potsdam nicht besser sich gestaltete, als in Berlin. Die Königin stand selbst auf dem Punkte, sich beim Könige über meine Gouvernante und mich zu beklagen, und ihn zu bitten, jemand Anderem meine Leitung zu übertragen, und nur die Furcht hielt sie davon zurück. Sie kannte die besondere Achtung, die der König für Fräulein von Sonsfeld hatte, und fürchtete daher,

daß ſie ihre Abſichten nicht werde durchſetzen können. Selbſt der Graf von Fink, mit dem ſie davon ſprach, rieth es ihr ſehr ab, dieſen Schritt zu thun. Dieſer General war von den ehrgeizigen Umtrieben ſeiner Tochter nicht unterrichtet und auch ein zu rechtlicher Mann, um ſie zu billigen. Er ſprach ſehr ſtark mit der Königin über mich und Fräulein von Sonsfeld, und machte ihr wegen der Härte ihres Verfahrens gegen uns Beide ſo viele Vorſtellungen, daß ſie in ſich ging. Sie ſprach noch Nachmittags ſelbſt mit mir und entdeckte mir alle Klagen, die ſie über mich habe. Sie könne, ſagte ſie zu mir, die Vertraulichkeit, die ich meiner Gouvernante ſchenke, nicht billigen; überdies ſei ſie böſe, daß ich dem Rathe dieſer Dame blindlings folge, und hundert ähnliche Dinge. Ich warf mich ihr zu Füßen und ſagte, daß die Kenntniß, die ich von dem Charakter des Fräulein von Sonsfeld hätte, mir nicht erlaube, Etwas vor ihr verborgen zu halten, daß ich ihr alle meine eignen Geheimniſſe anvertraue, aber nie mit ihr von denen anderer Perſonen ſpreche, und dieſelbe Kenntniß von ihren Verdienſten mich auch beſtimme, ihrem Rathe zu folgen, feſt überzeugt, daß ſie mir nur guten geben könne, ich auch dadurch nur den Befehlen gehorche, welche die Königin ſelbſt mir ertheilt. Ich flehete ſie an, Fräulein von Sonsfeld Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und mich nicht zur Verzweiflung zu bringen, wenn ſie auf die Güte verzichte, die ſie mir ſtets gezeigt habe. Die Königin war über meine Antwort etwas verlegen. Sie ſuchte alle Arten ſchlechter Vorwände, um Stoff zu Klagen gegen mich zu finden. Ich bezeigte mich außerordentlich unterwürfig, und endlich ſchloſſen wir Frieden. Ich war zwei Tage darauf mehr in Gnaden als je zuvor, und Fräulein von Sonsfeld, welche ſie vorher ab-

sichtlich gekränkt hatte, wurde besser behandelt. Ich hätte in vollkommener Ruhe gelebt, wenn mein Bruder diese nicht gestört hätte. Seit seiner Rückkehr aus Dresden verfiel er in eine tiefe Schwermuth. Diese Aenderung seines Humors wirkte auf seine Gesundheit zurück. Er magerte sichtlich ab und zeigte solche Schwäche, daß man fürchten mußte, er werde hektisch werden. Die Königin that alles Mögliche, um ihn zu zerstreuen. Ich liebte ihn leidenschaftlich, und wenn ich ihn nach der Ursache seines Kummers fragte, antwortete er mir stets, daß es die schlechte Behandlung des Königs sei. Ich suchte ihn nach Kräften zu trösten, aber Alles vergebens. Sein Uebel vermehrte sich so sehr, daß man sich endlich genöthigt sah, den König davon in Kenntniß zu setzen. Dieser Fürst trug es seinem Oberchirurg auf, über seine Gesundheit zu wachen und seine Krankheit zu untersuchen. Der Bericht, den ihm dieser über meinen Bruder abstattete, beunruhigte ihn sehr. Er meldete ihm, daß er den Kronprinzen sehr schlecht finde, daß dieser eine Art schleichenden Fiebers habe, das in Hektik ausarten werde, wenn man ihn nicht schone und er nicht Gegenmittel nehme. Der König hatte von Natur ein gutes Herz. Ohnerachtet der Abneigung, die ihm Grumbkow gegen diesen armen Prinzen eingeflößt hatte und der gerechten Ursachen zu Klagen, die er gegen ihn zu haben glaubte, ließ sich die Stimme der Natur vernehmen. Er warf sich vor, daß er durch den Kummer, den er ihm bereitet, an der traurigen Lage schuld sei, in welcher er sich befinde. Er suchte das Vergangene zu verbessern, indem er ihn mit Zärtlichkeit und Güte überhäufte, aber alles dies bewirkte nichts, und man war weit davon entfernt, den wahren Grund seines Uebels zu errathen. Endlich entdeckte man, daß seine Krankheit

nur durch die Liebe verurſacht werde. Er hatte, ſeit er in Dresden geweſen war, an Ausſchweifungen Geſchmack gefunden. Die Beſchränkung, in der er jetzt lebte, hinderte ihn daran, ſich ihnen zu überlaſſen, und ſein Temperament konnte dieſe Beraubungen nicht ertragen. Mehrere wohlgeſinnte Perſonen benachrichtigten den König davon und riethen ihm, ihn zu vermählen, ſonſt laufe er Gefahr zu ſterben oder in Ausſchweifungen zu verfallen, die ſeine Geſundheit zu Grunde richten würden. Der König antwortete in Gegenwart einiger jungen Offiziere darauf, daß er Dem 100 Dukaten ſchenken wolle, der ihm die Nachricht bringe, mein Bruder leide an einer böſen Krankheit. Die Liebkoſungen und die Güte, die er ihm gezeigt, machten Vorwürfen und harten Worten Platz. Graf Fink und Herr von Kalkſtein erhielten Befehl, mehr als je ſeine Aufführung zu überwachen. Erſt lange nachher erfuhr ich alle dieſe Umſtände.

Der Tod des Königs von England hatte den König vollends gänzlich von der großen Allianz getrennt. Er ſchloß endlich einen Traktat mit dem Kaiſer, Rußland und Sachſen. Er verpflichtete ſich ebenſo, wie die letztern beiden Mächte, 10,000 Mann dem Kaiſer zu ſtellen, wenn er deren bedürfe, wogegen dieſer ſich anheiſchig machte, die Länder Berg und Jülich ihm zu garantiren. Die Königin verging in Gram, alle ihre Pläne ſcheitern zu ſehen. Sie konnte ihren Verdruß nicht verbergen und er fiel ganz auf Seckendorf und Grumbkow. Der König ſprach oft bei Tafel von ſeinem Vertrage mit dem Kaiſer und verfehlte nie, über den König von England loszuziehen, indem er dieſe Schimpfreden ſtets an die Königin richtete. Dieſe gab ſie auf der Stelle Seckendorf wieder, und ihre Lebhaftigkeit überſchritt alles Maaß. Sie behandelte dieſen Geſandten auf

sehr harte und beleidigende Art, indem sie ihm manchmal Vergänge aus seinem früheren Benehmen vorwarf, von denen man nicht gut sprechen konnte. Seckendorf war außer sich vor Wuth, nahm aber Alles mit verstellter Mäßigung hin, was den König sehr ergötzte. Doch entging dabei dem Teufel nichts, und er wußte sich anders als durch Worte zu rächen.

Da die Ankunft des Königs von Polen sich nahte, kehrten wir nach Berlin Anfang Mai's zurück. Die Königin fand dort Briefe aus Hannover, in denen man ihr meldete, daß der Prinz von Wales beschlossen habe, incognito nach Berlin zu reisen und den Tumult während des Aufenthaltes des Königs von Polen dazu zu benutzen, mich zu sehen. Diese Nachricht verursachte ihr eine außerordentliche Freude. Sie theilte sie mir sogleich mit. Da ich nicht immer ihrer Meinung war, so empfand ich nicht gleiches Vergnügen darüber. Ich bin stets ein wenig Philosophin gewesen und Ehrgeiz ist mein Fehler nicht. Ich ziehe Glück und Ruhe im Leben jeder Größe vor. Aller Zwang und jede Beschränkung sind mir verhaßt; ich liebe die Welt und ihre Freuden, aber ich hasse zu große Zerstreuung. Mein Charakter, so wie ich ihn eben beschrieb, paßte daher durchaus nicht an den Hof, für welchen die Königin mich bestimmte, das fühlte ich bei mir selbst und fürchtete mich daher, dort mein Bleiben finden zu sollen. Die Ankunft mehrerer Damen und Herren aus Hannover ließ die Königin glauben, daß sich der Prinz von Wales darunter befinde. Sie hielt Jedermann für ihren Neffen, und schwur darauf, daß sie ihn in Monbijou gesehen habe. Ein zweiter Brief, den sie aus Hannover erhielt, riß sie aber aus ihrem Irrthume. Sie erfuhr, daß der ganze Lärmen aus einem Scherze entstanden sei, den der Prinz von Wales Abends

bei Tafel gemacht habe, woraus man geſchloſſen, daß er nach Berlin reiſen werde.

Der König von Polen kam endlich am 29. Mai an. Er ſtattete ſogleich der Königin einen Beſuch ab. Dieſe empfing ihn an der Thüre des dritten Vorzimmers. Der König von Polen gab ihr die Hand und führte ſie in das Audienzzimmer, wo wir ihm vorgeſtellt wurden. Dieſer damals 50 Jahre alte Fürſt hatte eine majeſtätiſche Haltung und Phyſiognomie, und eine leutſelige und höfliche Art und Weiſe begleitete alle ſeine Handlungen. Er war für ſein Alter ſehr hinfällig, die furchtbaren Ausſchweifungen, denen er ſich ergeben, hatten ihm einen Zufall am rechten Fuße zugezogen, der ihn hinderte zu gehen und lange zu ſtehen. Es war ſchon der Krebs daraus geweſen und man hatte den Fuß nur durch die Amputation zweier Zehen retten können. Die Wunde war ſtets offen und er litt fürchterlich. Die Königin bot ihm ſogleich an ſich zu ſetzen, was er lange nicht thun wollte, endlich ſetzte er ſich aber, weil man ſo ſehr in ihn drang, auf ein Tabouret. Die Königin nahm auch eines und ſetzte ſich ihm gegenüber; da wir ſtehen blieben, ſo entſchuldigte er ſich bei meiner Schweſter und mir außerordentlich wegen ſeiner Unhöflichkeit. Er betrachtete mich ſehr aufmerkſam und ſagte Jeder etwas Verbindliches. Nach einer Stunde dieſer Unterhaltung verließ er die Königin. Sie wollte ihn zurückführen, er es aber nicht dulden. Der Kronprinz von Polen machte bald darauf der Königin die Aufwartung. Dieſer Prinz iſt groß und ſehr ſtark, ſein Geſicht iſt regelmäßig ſchön, er beſitzt aber nichts Einnehmendes. Ein verlegenes Weſen begleitet Alles was er thut, und um dieſe Verlegenheit zu verbergen, nimmt er oft ſeine Zuflucht zu einem ſehr unangenehmen

Lachen. Er ſpricht wenig und beſitzt nicht die Gabe, verbindlich und zutraulich zu ſein, wie ſein Vater. Man kann ihn ſogar der Unaufmerkſamkeit und Unart beſchuldigen; ſein Aeußeres iſt wenig vortheilhaft, umgiebt aber hohe Eigenſchaften, die erſt, ſeit er König von Polen geworden, an's Licht getreten ſind. Er ſetzt Etwas darein, ein durchaus rechtlicher Menſch zu ſein, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit iſt darauf gerichtet, ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Wer in Ungnade bei ihm fällt, könnte ſich, wenn er in einem andern Lande lebte, unter der Zahl der Beglückten glauben. Weit entfernt, Solchen auch nur das mindeſte Unangenehme zuzufügen, beſchenkt er ſie mit anſehnlichen Penſionen, denn er hat Diejenigen nie verlaſſen, denen er einmal ſeine Huld gewährt. Sein Leben iſt ſehr regelmäßig, man kann ihm kein Laſter vorwerfen, und das gute Einverſtändniß, in welchem er mit ſeiner Gemahlin lebt, iſt lobenswerth. Dieſe Prinzeſſin war außerordentlich häßlich und beſaß nichts, was ihn für ihr wenig einnehmendes Geſicht entſchädigen konnte. Er blieb nicht lange bei der Königin. Nach dieſem Beſuche traten wir wieder in unſer Nichts zurück und brachten unſern Abend wie gewöhnlich in Faſten und Zurückgezogenheit zu. Ich ſage in Faſten, denn kaum hatten wir ſo viel, um uns ſättigen zu können. Doch wir verſchieben dieſes Detail unſerer Lebensweiſe auf einen andern Ort.

Der König und der Prinz von Polen aßen jeder beſonders zu Abende. Am folgenden Tage, Sonntags, begaben wir uns Alle nach der Predigt in die großen Apartements des Schloſſes. Die Königin ſchritt von einer Seite der Gallerie in Begleitung ihrer Töchter, der Prinzeſſinnen von Geblüt und ihres Gefolges vor, während die beiden Könige von der andern eintraten.

Ich habe nie einen ſchönern Anblick gehabt. Alle Damen aus der Stadt ſtanden längs dieſer Gallerie in zwei Reihen, auf's Köſtlichſte geſchmückt. Der König und der Kronprinz von Polen nebſt ihrem Gefolge, das in 300 Großen ihres Hofes beſtand, ſowohl Polen als Sachſen, waren herrlich gekleidet. Man bemerkte einen großen Abſtand zwiſchen ihnen und den Preußen. Dieſe hatten nur ihre Uniform, deren Eigenthümlichkeit den Blick auf ſich zog. Ihre Röcke waren ſo kurz, daß ſie unſern erſten Eltern nicht als Feigenblätter hätten dienen können, und ſo enge, daß ſie nicht wagten ſich zu rühren, um ſie nicht zu ſprengen. Ihre Sommerhoſen ſind von weißer Leinwand, ſowie ihre Gamaſchen, ohne welche ſie nie zu erſcheinen wagen. Ihre Haare ſind gepudert, aber ohne Friſur und hinten mit einem Bande umwickelt. Der König ſelbſt war ſo gekleidet. Nach den erſten Complimenten ſtellte man alle dieſe Fremden der Königin und dann mir vor. Der Prinz Johann Adolph von Weißenfels, ſächſiſcher Generallieutenant, war der Erſte, mit dem wir Bekanntſchaft machten. Mehrere Andere folgten ihm. Dahin gehörte der Graf von Sachſen und der Graf von Rudoſski, Beide natürliche Söhne des Königs. Herr von Libski, nachher Primas und Erzbiſchof von Krakau; die Grafen Manteufel, Lagnasko und Brühl, Günſtlinge des Königs; der Graf Solkoſski, Günſtling des Kronprinzen, und viele Andere vom erſten Range, bei denen ich mich nicht verweilen werde. Der Graf von Flemming war nicht mit unter dem Gefolge. Er war in Wien vor drei Wochen verſtorben und noch allgemein betrauert. Man ſpeiſte an der Ceremonientafel. Sie währte lange. Der König von Polen und meine Mutter ſaßen an dem einen Ende, der König, mein Va-

ter, neben dem von Polen, der Kurprinz neben Ersterem. Dann kamen die Prinzen von Geblüt und die Fremden. Ich saß neben der Königin, meine Schwester neben mir und dann die Prinzessinnen von Geblüt nach ihrem Range. Man trank eine Menge Gesundheiten, sprach wenig und langweilte sich außerordentlich. Nach dem Essen zogen sich Alle zurück. Abends war großes Apartement bei der Königin. Die Gräfinnen Orselska und Bielinska, natürliche Töchter des Königs von Polen, kamen dazu, sowie Madame Potge, die wegen ihrer Liederlichkeit sehr berüchtigt. Die Erstere war, wie ich schon sagte, die Maitresse ihres Vaters, was zum Entsetzen ist. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu sein, besaß sie viel Anmuth. Ihr Wuchs war vollendet schön und sie besaß ein gewisses Etwas, das für sie einnahm. Ihr Herz war nicht für ihren überjährigen Geliebten ergriffen, sie liebte ihren Bruder, den Grafen Rudofski. Dieser war der Sohn einer Türkin, welche Kammerfrau bei der Gräfin Königsmark, der Mutter des Grafen von Sachsen gewesen. Die Orselska zeigte die außerordentlichste Pracht, besonders in Edelsteinen, da ihr der König ein Geschenk mit denen der verstorbenen Königin, seiner Gemahlin, gemacht hatte. Die Polen, welche mir vorgestellt worden waren, wunderten sich sehr, daß ich ihre barbarischen Namen zu nennen und sie wiederzuerkennen im Stande war. Sie waren von den Höflichkeiten, die ich ihnen erwies, entzückt und sagten laut, daß ich ihre Königin werden müsse. Am folgenden Tage war große Revue. Die beiden Könige speisten allein zusammen und wir zeigten uns nicht öffentlich. Tags darauf gab es eine Illumination der Stadt, wozu wir gehen durften. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Alle Häuser der Hauptstraßen der Stadt

waren mit Deviſen geſchmückt und ſo von Lampen erhellt, daß die Augen ganz geblendet wurden. Zwei Tage nachher war Ball in den großen Apartements. Man zog das Loos und der König von Polen wurde mir zu Theil. Dann gab es ein großes Feſt in Monbijou. Die ganze Orangerie war erleuchtet, was eine ſehr hübſche Wirkung machte. Die Feſte hörten in Berlin nur auf, um in Charlottenburg wieder anzufangen. Mehrere darunter waren prachtvoll. Ich genoß nur wenig davon. Die unvortheilhafte Meinung, welche der König, mein Vater, von unſerem Geſchlechte hatte, war Urſache, daß er uns in furchtbarer Unterwerfung hielt und die Königin in Betracht ſeiner Eiferſucht große Rückſichten nehmen mußte. Am Tage der Abreiſe des Königs von Polen hielten die beiden Monarchen das, was man Vertrauenstafel hieß. Sie ward ſo genannt, weil man blos eine Geſellſchaft auserwählter Freunde zuließ. Dieſe Tafel iſt ſo eingerichtet, daß ſie auf Rollen heruntergelaſſen werden kann. Man bedarf keiner Bedienten. Kleine Tiſchchen neben jedem Gaſte vertreten deren Stelle. Man ſchreibt auf, was man bedarf, und läßt das Tiſchchen verſinken, das dann, wenn es wieder heraufkommt, das Verlangte mit ſich bringt. Das Mahl dauerte in dieſer Art von 1 Uhr bis 10 Uhr Abends. Man opferte dabei dem Bachus und die beiden Könige verſpürten ſeinen Götterſaft. Sie hoben die Tafel blos auf, um zur Königin zu gehen. Dort ſpielte man ein paar Stunden; ich mit dem Könige von Polen und der Königin. Dieſer Fürſt ſagte mir die artigſten Sachen und ſpielte falſch, um mich gewinnen zu laſſen. Nach dem Spiele nahm er von uns Abſchied und fuhr in ſeinen Libationen für den Nebengott fort. Am ſelben Abende reiſte er noch ab, wie ich erwähnte.

Der Herzog von Weißenfels hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Berlin ſehr um mich bemüht. Ich hatte ſeine Aufmerkſamkeiten bloßer Höflichkeit zugeſchrieben und mir nie eingebildet, daß er es wagen ſollte, die Augen bis zu mir zu erheben und ſich in den Kopf zu ſetzen, mich zu heirathen. Er war der jüngere Sohn eines Hauſes, das, obgleich ſehr alt, doch nicht unter die angeſehenſten Deutſchlands gezählt wurde, und obgleich mein Herz keinen Ehrgeiz kannte, war es doch der Niedrigkeit fremd, daher ich denn keinen Gedanken an die wahren Abſichten des Herzogs hegte. Doch war ich im Irrthum, wie man es in der Folge ſehen wird.

Ich habe ſeit unſerer Abreiſe von Potsdam meines Bruders nicht gedacht. Seine Geſundheit fing an ſich zu beſſern, er ſtellte ſich aber kränker als er war, um nicht zu der Ceremonientafel gezogen zu werden, die in Berlin ſtattfinden ſollte, da er dem Kurprinzen von Sachſen nicht den Vorrang geben wollte, was doch der König ohnfehlbar von ihm verlangt haben würde. Die Freude, die er hatte, die Orſelska wieder zu ſehen, und die gute Aufnahme, die er von ihr bei den ihr gemachten geheimen Beſuchen erhielt, ſtellten ihn gänzlich wieder her. Doch ließ der König, mein Vater, als er nach Berlin abreiſte, meinen Bruder in Potsdam zurück, mit der Erlaubniß, zwei Mal in der Woche der Königin die Aufwartung machen zu können. Wir beluſtigten uns während dieſer Zeit außerordentlich. Durch die Menge von Fremden, welche den Hof beſuchten, war dieſer ſehr glänzend. Ueberdies ſchickte der König von Polen der Königin die geſchickteſten Virtuoſen, wie z. B. den berühmten Weiſſ, der ſo herrlich die Laute ſpielte, daß er nie ſeines Gleichen gehabt hat, und die nach ihm kamen blos die Ehre genoſſen, ihm

nachzuahmen; Busardin, berühmt wegen schönen Ansatzes auf der Querflöte, und Quantz, der dasselbe Instrument spielte, ein großer Tonsetzer war und dessen außerordentlicher Geschmack und Kunst das Mittel fanden, die Flöte den schönsten Stimmen gleich zu stellen. Während unsere Tage so in ruhigen Vergnügungen verflossen, war der König von Polen damit beschäftigt, seinen Sohn zu bereden, die Artikel des Vertrages in Bezug auf meine Vermählung zu unterzeichnen, aber so viel er auch in ihn drang, dieser verweigerte auf's Bestimmteste seine Unterschrift. Da nun der König von Preußen keine Sicherheit mehr für die Vortheile zu erlangen wußte, welche darin für ihn und mich festgesetzt, so annullirte er Alles, was darüber bestimmt worden, und ließ meine Vermählung zurückgehen. Die Königin und ich erfuhren alles dieses erst lange Zeit nachher. Sie war sehr erfreut darüber, daß diese Unterhandlung fehlgeschlagen, denn sie hörte nie auf, mit den Gesandten von Frankreich und England zu intrigniren. Diese gaben ihr Nachricht von allen ihren Schritten, und da sie Spione bezahlte, die in der Nähe des Königs waren, so unterrichtete sie jene wieder von Allem, was man ihr hinterbrachte. Der König spielte ihr aber das Wiedervergeltungsrecht. Ihm stand die Ramen, Kammerfrau und Günstling dieser Fürstin, zu Gebote. Die Königin hatte vor dieser Creatur kein Geheimniß; sie vertraute ihr alle Abende die geheimsten Gedanken und alle Schritte, welche sie den Tag über gethan. Diese Elende verfehlte nun nicht, den König durch den unwürdigen Eversmann und erbärmlichen Holtzendorf, einem neuen Ungeheuer und Gunstbesitzer, davon in Kenntniß zu setzen. Sie war selbst mit Seckendorf im Einverständniß, was ich durch meine treue Mermann

erfuhr, die ſie alle Tage im Zwielicht in das Haus gehen ſah, wo dieſer Geſandte wohnte. Der Graf von Rottenburg, franzöſiſcher Geſandte, hatte ſchon lange bemerkt, daß es Verräther gebe, welche Seckendorf von allen ſeinen Plänen unterrichteten. Er ſtellte daher ſo viele Leute an, daß er alle Umtriebe der Ramen erfuhr. Er würde die Königin davon benachrichtigt haben, wenn ihn nicht der engliſche Geſandte, Mr. Bourguai, und der däniſche, Namens Leuvener, daran gehindert hätten. Sie waren alle Drei in der größten Wuth, ſich ſo betrogen zu ſehen. Der Graf von Rottenburg ſprach mit mir eines Tages auf merkwürdige Art und Weiſe davon. »Die Königin,« ſagte er, »hat alle unſere Maaßregeln zu Schanden gemacht. Wir ſind Alle darin übereingekommen, ihr nichts mehr anzuvertrauen, aber wir werden uns an Sie wenden, Hoheit, und ſind von Ihrer Verſchwiegenheit überzeugt; auch werden Sie uns ebenſo viele Auskunft geben als Jene.« — »Nein, mein Herr,« antwortete ich, »machen Sie mir nie ſolche Eröffnungen, ich bitte Sie ſehr, denn es iſt mir ſchon ſehr unangenehm, wenn die Königin mir dergleichen macht; ich wollte lieber nichts von alledem wiſſen; dieſe Sachen gehören nicht für mich, und ich miſche mich in Nichts, was mich nichts angeht.« — »Es zweckt aber doch alles dies auf Ihr Glück ab, Hoheit,« erwiderte der Graf, »auf das des Prinzen, Ihres Bruders, und der ganzen Nation.« — »Ich will das glauben,« verſetzte ich, »aber bis jetzt bekümmere ich mich nicht um die Zukunft; ich bin ſo glücklich, ſehr geringen Ehrgeiz zu beſitzen, und habe darüber Gedanken, die vielleicht von denen Anderer ſehr verſchieden ſind.« So wurde ich der Zudringlichkeiten dieſes Geſandten los. Der König war indeß über alle dieſe In-

triguen der Königin sehr bös, ohnerachtet seines heftigen Charakters verheimlichte er aber seine Unzufriedenheit. Auf der andern Seite waren Grumbkow und Seckendorf nicht wenig verlegen bei der Nachricht über meine Vermählung mit dem Könige von Polen. Sie mußten, um ihre Pläne auszuführen, nothwendig mich unterzubringen suchen. Sie bedachten wohl, daß, so lange ich nicht vermählt, der König nicht ganz in ihre Absichten eingehen werde. Dieser Fürst wünschte noch stets, mich mit dem Prinzen von Wales verbunden zu sehen, und nahm daher noch gewissermaßen auf den König von England Rücksichten; so arbeiteten sie denn gemeinschaftlich daran, einen neuen Plan zu schmieden.

Der König kam während dessen aus Preußen zurück und wir folgten ihm sechs Wochen darauf nach Wusterhausen. Wir hatten zu viel Vergnügen in Berlin gehabt, um länger dessen und des Paradieses, in welchem wir gelebt hatten, zu genießen. Wir geriethen ins Fegefeuer. Es fing sich einige Tage nach unsrer Ankunft an diesem schrecklichen Orte an zu zeigen. Der König unterhielt sich allein mit der Königin, nachdem er meine Schwester und mich in ein benachbartes Zimmer fortgeschickt hatte. Ob die Thüre gleich geschlossen war, hörte ich doch bald an der Art, wie sie sprachen, daß sie einen heftigen Streit mit einander hatten. Ich hörte sogar oft meinen Namen aussprechen, was mich sehr beunruhigte. Dieses Gespräch dauerte anderthalb Stunden und alsdann ging der König wüthend fort. Ich trat nun sogleich in der Königin Zimmer und fand sie ganz in Thränen. Sobald sie mich sah, umarmte sie mich und hielt mich lange in ihre Arme geschlossen, ohne ein Wort zu sprechen. »Ich bin in der größten Verzweiflung,« sagte sie endlich. »Man will Dich

verheirathen, und der König hat die elendeſte Parthie ausgeſucht, die man nur finden kann. Er beſteht darauf, daß Du den Herzog von Weißenfels heirathen ſollſt, einen elenden jüngern Sohn, der nur von der Gnade des Königs von Polen lebt. Nein, da ſtürbe ich vor Gram, wenn Du ſo niedrig dächteſt, darein zu willigen.« Ich glaubte, Alles, was ich hörte, ſei ein Traum, ſo ſonderbar erſchien mir das, was mir die Königin ſagte. Ich wollte ſie beruhigen und ſtellte ihr vor, daß dies nicht des Königs Ernſt ſein könne, und ich feſt überzeugt ſei, daß er ihr dies Alles nur geſagt habe, um ſie zu beunruhigen. »Aber mein Gott,« erwiderte ſie, »er wird ſpäteſtens in einigen Tagen hier ſein, um Verlobung mit Dir zu halten. Hier gilt es Feſtigkeit. Ich werde Dich unterſtützen, ſo viel ich kann, wenn Du mir nur mit hilfſt.« Ich verſprach ihr aufs Heiligſte, ihrem Willen zu folgen, feſt entſchloſſen, den nicht zu heirathen, den man mir beſtimmte. Ich geſtehe, daß ich alles dies für eine Kleinigkeit anſah, aber noch an demſelben Abende änderte ich dieſe Anſicht, da die Königin Briefe aus Berlin erhalten hatte, welche dieſe ſchönen Sachen beſtätigten. Ich brachte die Nacht auf's Schrecklichſte zu; ich ſtellte mir nur zu gut die traurigen Folgen davon vor und ſah das Mißverſtändniß voraus, das dadurch in der Familie entſtehen würde. Mein Bruder, der ein geſchworner Feind Seckendorfs und Grumbkows und ganz für die engliſche Parthei geſtimmt war, ſprach mit mir ſehr ſtark über dieſen Gegenſtand. »Du wirſt uns Alle verderben,« ſagte er, »wenn Du dieſe lächerliche Vermählung eingehſt. Ich ſehe ſchon, daß wir Alle darüber die ſchwerſten Leiden werden zu erdulden haben, aber es iſt doch beſſer, dieſe zu ertragen, als in die Gewalt ſeiner Feinde zu gerathen. Wir haben keine andere Stütze als England, und wenn

Deine Vermählung mit dem Prinzen von Wales rückgängig wird, sind wir Alle zu Grunde gerichtet.« Die Königin sprach auf dieselbe Art mit mir, so wie meine Gouvernante, aber ich bedurfte aller ihrer Anermahnungen nicht, und die Vernunft schrieb mir selbst schon vor, was ich zu thun habe. Der liebenswürdige Gemahl, den man mir bestimmte, kam am 27. September Abends an. Der König benachrichtigte sogleich die Königin davon und befahl ihr, ihn wie einen Prinzen aufzunehmen, der ihr Schwiegersohn werden solle, da er entschlossen sei, mich mit ihm zu verloben. Diese Nachricht verursachte einen neuen Streit, der damit endete, daß beide Partheien durchaus bei ihrer Meinung blieben. Am folgenden Tage, Sonntag Morgens, gingen wir in die Kirche. Der Herzog hörte nicht auf, mich anzusehen, so lange sie währte. Ich war in der furchtbarsten Aufregung. Seit diese Sache im Gange war, hatte ich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Sobald wir aus der Kirche zurück waren, stellte der König der Königin den Herzog vor. Diese sagte ihm kein Wort und kehrte ihm den Rücken zu. Ich hatte mich weggeschlichen, um seine Nähe zu meiden. Ich konnte keinen Bissen essen, und die Veränderung meines Gesichts, verbunden mit der geringen Fassung, die ich besaß, ließen leicht erkennen, was in meinem Herzen vorging. Die Königin hatte Nachmittags noch eine furchtbare Scene mit dem Könige. Sobald sie allein war, ließ sie den Grafen Fink, meinen Bruder und meine Gouvernante rufen, um mit ihnen zu berathschlagen, was zu thun sei. Der Herzog von Weißenfels war als ein Prinz von Verdiensten bekannt, der aber kein großes Genie sei. Alle waren der Meinung, die Königin solle mit ihm sprechen lassen. Der Graf von Fink übernahm diesen Auftrag. Er stellte dem

Herzoge Seiten der Königin vor, daß sie nie die Hand zu seiner Vermählung bieten werde, daß ich eine unbesiegbare Abneigung gegen ihn habe, daß er unausbleibliche Zerwürfnisse in die Familie bringen werde, wenn er auf seinem Vorhaben beharre, daß die Königin entschlossen sei, ihm, wenn er dabei bleibe, alle Arten von Unannehmlichkeiten zu bereiten, jedoch überzeugt, daß er es bis zu diesem Aeußersten nicht werde kommen lassen; daß sie nicht zweifle, er werde als rechtlicher Mann lieber von seinen Verfolgungen abstehen, als mich unglücklich machen, und daß in solchem Falle es nichts auf der Welt gebe, was sie nicht thun würde, um ihm ihre Hochachtung und Dankbarkeit zu beweisen. Der Herzog bat den Grafen von Fink, der Königin zu antworten, daß er nicht leugnen könne, von meinen Reizen sehr ergriffen zu sein, es jedoch nie gewagt haben würde, auf das Glück, sich mit mir zu vermählen, Ansprüche zu machen, wenn man ihm nicht sichere Hoffnungen gegeben hätte. Da er aber sehe, daß sie und ich dem entgegen wären, so werde er der Erste sein, der dem Könige von seinem Vorhaben abrede. Die Königin könne also seinetwegen vollkommen ruhig sein. Er hielt auch in der That Wort und ließ dem Könige fast dasselbe sagen, was er dem Grafen von Fink gesagt, nur mit dem Unterschiede, daß er diesen Fürsten bitten ließ, wie er sich, im Falle die Hoffnungen, die ihm noch für eine Verbindung zwischen mir und dem Prinzen von Wales übrig blieben, gänzlich scheiterten, immer noch schmeichle, der König werde ihm vor allen andern Parthieen, außer gekrönten Häuptern, die sich für mich darböten, den Vorzug geben. Der König, den dieses Benehmen des Prinzen sehr befremdete, begab sich Augenblicks darauf zur Königin und suchte sie vergebens zu bereden, die Hand zu dieser Verbindung für

mich zu bieten. Ihr Streit wurde hitzig. Die Königin weinte, ſchrie und bat endlich den König ſo ſehr, daß dieſer darein willigte, für dieſesmal nicht weiter zu gehen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie an die Königin von England ſchreibe und wegen meiner Vermählung mit dem Prinzen von Wales eine beſtimmte Erklärung verlange. »Geben ſie mir eine beifällige Antwort,« ſagte der König zu ihr, »ſo weiſe ich jede andere Unterhandlung als die mit ihnen für immer ab, wenn ſie ſich aber dagegen nicht kategoriſch erklären, ſo können ſie darauf rechnen, daß ich nicht mehr ihr Narr ſein werde, ſie ſollen ſehen, mit wem ſie zu thun haben, und ich verlange dann Herr und Meiſter zu ſein, meine Tochter zu geben, wem ich will. Rechne in dieſem Falle nicht darauf, daß Deine Thränen und Geſchrei mich abhalten werden, meinem Kopfe zu folgen. Ich überlaſſe es alſo Dir, Deinen Bruder und Deine Schwägerin zu überreden, und ſie werden über unſern Zwiſt entſcheiden.« Die Königin antwortete, daß ſie bereit ſei nach England zu ſchreiben, und nicht zweifle, König und Königin würden ihren Wünſchen nachkommen. »Das wollen wir ſehen,« ſagte der König. »Ich wiederhole es Dir, keine Gnade für Deine Tochter, wenn man mich nicht zufrieden ſtellt; und was Deinen ungezogenen Sohn betrifft, ſo glaube nicht, daß ich ihn jemals eine engliſche Prinzeſſin werde heirathen laſſen. Ich mag keine Schwiegertochter, die ſich ein vornehmes Anſehn giebt und meinen Hof mit Intriguen füllt, wie Du ſie machſt. Dein Sohn iſt blos eine Rotznaſe, den ich lieber werde Steigriemen laufen laſſen, als ihn verheirathen. Er iſt mir ein Abſcheu, aber ich werde ihn ſchon zu Recht bringen. (Das war der gewöhnliche Ausdruck des Königs.) Der Teufel ſoll mich holen, wenn er ſich nicht zu ſeinem Vortheile ändert; ich will

ihn auf eine Art behandeln, die er nicht erwartet.« Er fügte nun noch mehrere Schimpfreden gegen meinen Bruder und mich hinzu und ging dann fort. Sobald dies geschehen, überlegte die Königin, was sie nun thun solle. Wir versprachen uns Alle nichts Gutes davon, weil wir überzeugt waren, der König von England werde nie in meine Vermählung ohne die meines Bruders willigen. Da die Königin aber gern sich mit Etwas schmeichelte, ward sie böse auf uns über die Hindernisse, die wir sie erblicken ließen, und weil ich ihr die schreckliche Lage vorstellte, in welche sie und ich gerathen würden, wenn die Antwort aus England ihren Wünschen nicht entspreche. Sie gerieth in Zorn gegen mich und sagte mir, sie sehe wohl, daß ich schon verschüchtert und entschlossen sei, den ungeschlachten Johann Adolph zu heirathen, sie aber lieber mich sterben, als mich mit ihm vermählt sehen, und mir also tausendmal ihren Fluch geben würde, wenn ich fähig wäre, mich soweit zu vergessen, und daß, wenn sie sich vorstellen könnte, daß ich die geringste Absicht dafür habe, sie mich mit ihren eignen Händen erwürgen würde. Sie ließ indeß den Grafen von Fink rufen, um sich mit ihm zu berathen. Dieser General machte ihr dieselben Vorstellungen wie ich. Sie fing an Angst zu bekommen, und nachdem sie eine Zeit lang nachgedacht, sagte sie plötzlich: »Da fällt mir ein Gedanke ein, den ich für unfehlbar halte, um uns aus der Verlegenheit zu ziehen, aber mein Sohn muß ihn ausführen, er muß an die Königin, meine Schwägerin, schreiben und ihr authentisch versprechen, ihre Tochter zu heirathen, unter der Bedingung, daß sie die Vermählung des Prinzen von Wales mit seiner Schwester zu Stande bringe. Das ist der einzige Weg, sie zur Einwilligung in das, was wir wünschen, zu bewegen. In diesem Augenblicke trat

mein Bruder in's Zimmer. Sie machte ihm dieſen Vorſchlag. Er willigte ſogleich ein. Wir beobachteten Alle ein tiefes Schweigen und ich mißbilligte dieſen Schritt, den ich als ungünſtig vorausſah, ſehr, ohne ſie jedoch davon abbringen zu können. Die Königin drängte meinen Bruder, den Brief auf der Stelle zu ſchreiben. Sie legte nun den ihren bei und ließ beide durch einen Courier abgehen, den Herr von Bourgnai, der engliſche Geſandte, heimlich abſchickte. Sie ſchrieb auch noch einen andern Brief, den ſie dem Könige zeigte, und der auf die Poſt gegeben ward. Der Herzog von Weißenfels befreite uns auch von ſeiner ungelegenen Gegenwart, wodurch wir Zeit zum Aufathmen gewannen, ohne jedoch unſere Beſorgniſſe gehoben zu ſehen.

Der König war von Seckendorf und Grumbkow umlagert; ſie hatten zuſammen häufige Schwelgereien. Eines Tages, als ſie im beſten Zuge waren, ließ man einen großen Becher in Geſtalt eines Mörſers bringen, womit der König von Polen dem von Preußen ein Geſchenk gemacht hatte. Dieſer Mörſer war von vergoldetem Silber und gravirter Arbeit. In ihm ſteckte ein zweiter Becher von gleicher Art und eine goldne mit Edelſteinen verzierte Bombe ſchloß das Ganze. Man leerte dieſe beiden Gefäße in der Weinlaune mehrmals in der Runde. Mein Bruder ſtürzte auf den König los und küßte ihn wiederholt. Dies wollte Seckendorf hindern, mein Bruder ſtieß ihn aber heftig zurück und fuhr fort ſeinen Vater zu liebkoſen, ihm verſichernd, daß er ihn zärtlich liebe, von der Güte ſeines Herzens überzeugt ſei, und die Ungnade, die er ihn täglich fühlen laſſe, nur den böſen Rathſchlägen gewiſſer Leute zuſchreibe, die von der Uneinigkeit, welche ſie in Familien ausſäeten, Vor-

theil zu ziehen ſuchten; daß er den König lieben und ſchätzen und ihm unterworfen ſein werde, ſo lange er lebe. Dieſer Ausfall gefiel dem Könige ſehr wohl, und verſchaffte meinem Bruder vierzehn Tage lang einige Erleichterung. Aber auf dieſe kurze Ruhe folgten neue Stürme. Der König begann wieder, ihn auf die grauſamſte Art zu miſshandeln. Der arme Prinz hatte nicht die geringſte Erholung mehr. Muſik, Lectüre, Wiſſenſchaften und Künſte waren Alles Verbrechen, die ihm verboten wurden; Niemand wagte mit ihm zu ſprechen, kaum er ſelbſt es, die Königin zu beſuchen, und er führte das traurigſte Leben von der Welt. Ohnerachtet des Verbots des Königs legte er ſich auf die Wiſſenſchaften und machte darin groſſe Fortſchritte. Die Verlaſſenheit, in welcher er lebte, ließ ihn aber ſich der Lüderlichkeit ergeben. Seine Gouverneurs wagten nicht ihm dabei zu folgen, und er überließ ſich ihr alſo ganz. Einer der Pagen des Königs, Namens Keith, war der Gehilfe ſeiner Ausſchweifungen. Dieſer junge Mann hatte ſich ſo ſehr bei ihm einzuſchmeicheln gewußt, daß er ihn leidenſchaftlich liebte und ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Ich wußte von dieſen Unordnungen nichts, hatte aber wohl die Familiarität bemerkt, in welcher er mit dieſem Pagen lebte, und machte ihm mehrmals Vorwürfe deshalb, indem ich ihm vorſtellte, daß dieſe Art und Weiſe ſeinem Charakter nicht angemeſſen ſei. Er entſchuldigte ſich aber ſtets und ſagte, daß, da dieſer junge Menſch ſein Zuträger ſei, er ihn ſchonen müſſe, indem er durch die Nachrichten, die er von ihm erhalte, ſich vielen Verdruß erſpare. Mein eignes Ich beunruhigte mich indeſſen auch, da mein Loos ſich entſcheiden ſollte. Die Königin vermehrte durch ihre ſchönen Geſpräche den Widerwillen, den ich ſtets gegen den Prinzen von

Wales gehabt hatte. Das Portrait, das ſie mir täglich von ihm entwarf, war nicht nach meinem Geſchmacke. »Er iſt ein Prinz,« ſagte ſie, »der ein gutes Herz beſitzt, aber ſehr wenig Geiſt. Er iſt mehr häßlich als ſchön und ſelbſt etwas mißgewachſen. Wenn Du nur ſo gefällig gegen ihn biſt, ſeine Ausſchweifungen zu dulden, wirſt Du ihn ganz beherrſchen, und wenn ſein Vater geſtorben, mehr König ſein als er. Sieh einmal, welche Rolle Du dann ſpielſt. Du wirſt über das Wohl und Wehe von Europa entſcheiden und der Nation Geſetze vorſchreiben.« Wenn die Königin ſo mit mir ſprach, kannte ſie meine wahrhaften Geſinnungen nicht. Ein Gemahl der Art, wie ſie mir den Prinzen, ihren Neffen, ſchilderte, wäre ganz nach ihrer Wahl geweſen; die Grundſätze aber, die ich mir über ein Eheband gemacht hatte, waren von den ihrigen gänzlich verſchieden. Ich verlangte, daß eine gute Ehe auf gegenſeitige Hochſchätzung und Beachtung gegründet ſein müſſe, ich begehrte, daß beiderſeitige Liebe die Baſis derſelben und alle Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten nur die Folge davon ſein ſollten. Nichts ſcheint uns zu ſchwer, thun wir es für die, welche wir lieben; aber kann man lieben ohne Erwiederung? Die wahre Zärtlichkeit duldet keine Theilung. Ein Mann, der Maitreſſen hat, kettet ſich an dieſe; ſo wie ſeine Liebe dort zunimmt, nimmt ſie für die, welche ihr legitimer Gegenſtand ſein ſollte, ab. Welche Meinung und Achtung kann man für einen Mann haben, der ſich völlig beherrſchen läßt, und das Wohl ſeiner Geſchäfte und ſeines Landes vernachläſſigt, um ſich ungeregelten Vergnügungen hinzugeben? Ich wünſchte mir einen wahren Freund, dem ich mein ganzes Vertrauen, mein volles Herz geben könnte; für den ich durch Achtung und Neigung eingenommen, der meine Glückſeligkeit ausmachen könnte

und deſſen Glück ich zu ſein vermöchte. Ich ſah voraus, daß der Prinz von Wales nicht der Mann meiner Wahl ſei, da ihm alle die Eigenſchaften, welche ich verlangte, abgingen. Auf der andern Seite war es der Herzog von Weißenfels noch weniger. Außer der Ungleichheit, die zwiſchen uns ſtattfand, paßte ſein Alter nicht zu dem meinen, denn ich war 19, er 43 Jahre alt. Sein Geſicht war mehr unangenehm als einnehmend; er war klein und außerordentlich dick; er beſaß Welt, war aber in ſeinem Privatleben ſehr hochmüthig und dabei ſehr ausſchweifend. Urtheile man von dem Zuſtande meines betrübten Herzens! Nur meine Gouvernante war von meinen wahren Geſinnungen unterrichtet, und in ihren Buſen durfte ich ſie ergießen.

Die Königin vernichtete uns vollends durch ihren Hochmuth. Grumbkow hatte ein ſehr ſchönes Haus in Berlin von dem Gelde gekauft, das er vom Kaiſer gezogen. Er hatte Mittel gefunden, es auf Koſten aller gekrönten Häupter zu meubliren und zu zieren. Der verſtorbene König von England und die ruſſiſche Kaiſerin hatten dazu beigetragen. Er bat die Königin, ihm ihr Bildniß zu geben, das, wie er ſagte, die größte Zierde ſeines Hauſes werden ſollte. Dieſe bewilligte es ihm ohne Mühe. Sie ließ es eben damals durch den berühmten Maler Pene malen, welcher ſehr großen Ruf in ſeiner Kunſt hatte, und es war für die Königin von Dänemark beſtimmt. Da erſt der Kopf vollendet war, als ſie nach Wuſterhauſen ging, ſo befahl ſie dem Maler, für Grumbkow eine Copie davon zu machen, da ſie Originale nur an Fürſtinnen gab. Grumbkow bedankte ſich nicht lange darauf bei der Königin dafür und bezeigte ihr ſeine Freude, daß er ein ſo ausgezeichnetes Werk beſitze. »Es iſt Pene's Meiſterwerk,« fuhr er fort, »und man

kann nichts Aehnlicheres und beſſer Gearbeitetes ſehen.« Die Königin ſagte ganz leiſe zu mir: »Ich will nicht hoffen, daß man ein Qui pro quo gemacht und ihm das Original ſtatt der Copie gegeben hat?« Zugleich fragte ſie ihn deshalb ganz laut. »Da der König,« erwiderte er, »die Gnade für mich gehabt hat, mir ſein Originalbildniß zu ſchenken, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich das Portrait Eurer Majeſtät in gleicher Art wie das ſeine beſitze; ich habe es daher vom Maler holen laſſen und es iſt ein Meiſterwerk.« — »Und auf weſſen Befehl?« entgegnete die Königin; »denn ich beehre keinen Privatmann mit einem Originale und beabſichtige nicht, Sie von den Andern zu unterſcheiden.« Sie wollte ihm den Rücken zukehren, indem ſie dieſe letzten Worte ſprach, er hielt ſie aber zurück und beſchwor ſie, ihm dieſes Portrait zu laſſen. Sie ſchlug es ihm ſehr unfreundlich ab und ſagte ihm noch im Fortgehen mehrere ſtechende Worte. Sobald der König auf der Jagd war, erzählte ſie dieſen ganzen Auftritt dem Grafen von Fink. Dieſer, der entzückt war, Grumbkow, gegen den er eine beſondere Abneigung hatte, einen Streich ſpielen zu können, ermunterte die Königin, ihn die ganze Unart ſeines Betragens fühlen zu laſſen. Es ward daher beſchloſſen, daß ſie, ſobald ſie wieder nach Berlin komme, einige ihrer Bedienten zu Grumbkow ſchicken ſolle, um ihr Portrait wieder abholen und ihm zugleich ſagen zu laſſen, daß ſie ihm nicht eher weder Original noch Copie geben werde, bis er ſein Benehmen gegen ſie ändere und den Reſpect lerne, den er ihr als ſeiner Königin ſchuldig ſei. Am nächſten Morgen ſchon wurde dieſer ſchöne Entſchluß in Ausführung gebracht. Wir kamen an dieſem Tage wieder zur Stadt, und ſobald die Königin dort angelangt, beeilte ſie ſich deshalb Befehl

zu geben, denn sie fürchtete, die Vorstellungen, die man ihr machen würde, könnten sie daran hindern. Grumbkow, der vielleicht schon durch die Ramen von dem Vorhaben der Königin unterrichtet worden war, nahm die Anrede, welche der Kammerdiener der Königin an ihn hielt, mit spöttischer Miene an und sagte ihm darauf: »Sie können das Portrait der Königin wieder mitnehmen, ich besitze so viele von andern großen Fürsten, daß ich mich trösten kann, des ihren zu entbehren.« Er verfehlte jedoch nicht, den König von dem Verluste, den er erlitten, zu unterrichten und Allem die boshafteste Wendung zu geben. Weder er noch Jemand von seiner Familie kamen mit einem Fuße mehr zur Königin. Wohlgesinnte schlugen sich in's Mittel, um diese Sache beizulegen. Grumbkow machte bei dem Könige den Respect geltend, den er für Alles hegte, was diesem angehörte, indem er eine Art von Entschuldigung bei der Königin vorbrachte, auf welche diese verbindlich antwortete, so daß dem Anscheine nach diese Zerwürfnisse beseitigt waren.

Da die Antwort aus England sich verzögerte, so fing die Königin an, unruhig darüber zu werden. Sie hatte alltäglich Conferenzen mit Herrn von Bourgnai, die meist zu nichts führten. Endlich langten nach vier Wochen diese so ersehnten Briefe an. Folgendes war der Inhalt dessen, den die Königin von England zur Abgabe an den König schrieb: »Der König, mein Gemahl, ist sehr geneigt, die Bande der Allianz, welche der verstorbene König, sein Vater, mit dem von Preußen geschlossen hat, zu befestigen und die Hand zu der Doppelvermählung seiner Kinder zu bieten, kann aber nichts eher entscheidend sagen, bis er diese Angelegenheit dem Parlamente vorgelegt hat.« Das hieß ausweichen und eine unbestimmte Antwort

geben. Der andere Brief enthielt ebenſowenig Reelles. Es waren nichts als Ermahnungen an die Königin, die Verfolgungen des Königs in Betreff meiner Verheirathung mit dem Prinzen von Weißenfels mit Feſtigkeit zu ertragen; dieſe Parthie ſei zu wenig furchtbar, um ſich deshalb ſo ſehr zu beunruhigen, und könne nur ein Kunſtgriff von Seiten des Königs ſein. Der Brief an meinen Bruder lautete ohngefähr ebenſo. Nie hat der Kopf der Meduſe noch ſo viel Schrecken verurſacht, als das Leſen dieſer Briefe der Königin. Sie würde ſich entſchloſſen haben, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen und noch ein Mal nach England zu ſchreiben, um günſtigere zu bewirken zu ſuchen, wenn Herr von Bourguai ihr nicht gemeldet hätte, daß er dieſelben Aufträge an den König erhalten habe. Die Königin ſprach ſehr ſtark mit dieſem Geſandten und bezeigte ihm das Mißvergnügen, das ſie über das Verfahren ſeines Hofes gegen ſie empfinde; zugleich trug ſie ihm auch auf, dem Könige, ihrem Bruder, zu verſichern, daß, wenn er ſeine Meinung nicht ändere, Alles verloren ſei. Einige Tage darauf kam der König an. Sobald er in's Zimmer trat, fragte er ſie, ob Antwort da ſei? »Ja,« ſagte die Königin, mit Keckheit erwidernd, »ſie iſt ganz ſo wie Du ſie wünſcheſt. Der König nahm ſie, las und gab ſie ihr mit zorniger Miene zurück. »Ich ſehe ſchon,« ſagte er, »daß man mich wieder betrügen will, aber ich werde kein Narr ſein.« Er ging ſogleich fort und ließ Grumbkow rufen, der in ſeinem Vorzimmer war. Zwei Stunden unterhielt er ſich mit dieſem Miniſter und kam dann wieder in das Zimmer, wo wir uns befanden, mit heiterem, offenem Geſichte. Er ſprach nicht mehr davon und betrug ſich ſehr freundlich gegen die Königin. Dieſe ließ ſich durch die Liebkoſungen des Königs blen-

den und bildete ſich ein, Alles ſtehe ganz vortrefflich. Mich aber täuſchte man nicht; ich kannte dieſen Fürſten, und ſeine Verſtellung ließ mich mehr fürchten, als ſeine Heftigkeit gethan haben würde. Er blieb blos einige Tage in Berlin und kehrte dann nach Potsdam zurück.

Das Jahr 1729 fing ſogleich mit einer neuen Epoche an. Herr de la Motte, ein hannöverſcher Offizier, kam heimlich nach Berlin und logirte ſich bei Herrn Saſtot (Jaſtrov?), Kammerherrn der Königin, ſeinem nahen Verwandten, ein. »Ich bin,« ſagte er zu ihm, »mit Commiſſionen von der größten Wichtigkeit beauftragt, aber ſie erfordern das allerſtrengſte Geheimniß und nöthigen mich, meinen Aufenthalt verborgen zu halten. Ich habe einen Brief an den König, es iſt mir aber ausdrücklich anbefohlen, ihn in deſſen eigene Hände zu übergeben. Ich habe mich alſo an Niemand gewendet, habe auch keine Bekanntſchaften hier. So ſchmeichle ich mir denn, daß Sie als mein alter Freund und Verwandter mich aus dieſer Verlegenheit reißen und meine Depeſchen an den König gelangen laſſen werden.« Dieſer Anfang von Vertraulichkeit flößte Herrn von Saſtot Neugierde ein. Er drang lebhaft in de la Motte, ihm den Gegenſtand ſeiner Abſendung mitzutheilen. Nach langem Widerſtande Seiten des Letzteren erfuhr er endlich, daß ihn der Prinz von Wales abgeſendet habe, um dem Könige zu hinterbringen, daß der Prinz entſchloſſen ſei, ſich heimlich aus Hannover ohne Vorwiſſen des Königs, ſeines Vaters, zu entfernen, und von da nach Berlin ſich zu begeben, um mich zu heirathen. »Sie ſehen alſo wohl,« ſagte de la Motte zu ihm, »daß der ganze glückliche Erfolg dieſes Planes nur von deſſen Geheimhaltung abhängt. Da man mir aber nicht verboten hat, die

Königin davon in Kenntniß zu ſetzen, ſo überlaſſe ich es Ihnen, ſie davon zu unterrichten, wenn Sie ſie dazu für verſchwiegen genug halten.« Saſtot antwortete ihm, daß er, um nichts auf's Spiel zu ſetzen, Fräulein von Sonsfeld in's Vertrauen ziehen und ſie über das befragen werde, was hier zu thun ſei. Ich war einige Tage vorher an einem heftigen rheumatiſchen Fieber krank geweſen. Saſtot fand Fräulein von Sonsfeld bei der Königin, damit beſchäftigt, ihr Bericht über meine Krankheit abzuſtatten. Sobald er mit ihr ſprechen konnte, verfehlte er nicht, ihr die Ankunft des de la Motte und die Nachrichten, die er ihm anvertraut, mitzutheilen, und ſie zu bitten, ihm zu ſagen, ob er ſie der Königin entdecken ſolle. Saſtot ſowohl als Fräulein von Sonsfeld wußten recht wohl, daß dieſe Fürſtin nichts vor der Ramen geheim hielt und folglich Seckendorf ſogleich von dem Vorgange werde benachrichtigt werden. Nach einer reiflichen Ueberlegung beſchloſſen ſie aber doch, ihr dies anzuvertrauen. Man kann ſich's nicht vorſtellen, welche Freude dieſe Nachricht der Königin verurſachte. Sie konnte ſie weder der Gräfin von Fink noch dem Fräulein von Sonsfeld verbergen. Beide ermahnten ſie zur Verſchwiegenheit und ließen ihr die nachtheiligen Folgen erblicken, die daraus entſtehen könnten, wenn dieſer Plan bekannt würde. Sie verſprach ihnen auch alles Mögliche und ſagte, ſich an meine Gouvernante wendend: »Gehen Sie und bereiten Sie meine Tochter vor, dieſe Kunde zu vernehmen; ich werde morgen zu ihr gehen, um mit ihr ſelbſt zu ſprechen, aber vor Allem richten Sie es ſo ein, daß ſie bald im Stande iſt wieder auszugehen.« Fräulein von Sonsfeld kam nun ſogleich zu mir. »Ich weiß nicht, was Saſtot hat,« ſagte ſie, »er iſt wie ein

Wahnſinniger, er ſingt, er tanzt, und Alles aus Freude, wie er ſagt, über eine gute Nachricht, die er erhalten hat und deren Ausbreitung ihm verboten iſt.« Ich hatte keine Acht darauf, und da ich nichts antwortete, ſo fuhr ſie fort: »Ich bin doch bei alledem neugierig zu wiſſen, was es ſein kann, denn er hat mir geſagt, daß es Eurer Hoheit angeht.« — »Ach!« antwortete ich nun, »was für eine gute Nachricht kann es für mich in der Lage geben, in welcher ich mich befinde, und woher hätte ſie Saſtot erhalten ſollen?« — »Aus Hannover,« entgegnete ſie, »und vielleicht vom Prinzen von Wales ſelbſt.« — »Da ſehe ich noch kein ſo großes Glück,« verſetzte ich, »Sie kennen ja meine Geſinnungen darüber hinreichend.« — »Das iſt wohl wahr, Hoheit,« antwortete ſie, »aber ich fürchte ſehr, Gott könne uns wegen der Verachtung beſtrafen, die Sie gegen einen Prinzen hegen, der ſich für Sie ſo weit aufopfert, daß er die Ungnade des Königs, ſeines Vaters, wagt und vielleicht das Zerwürfniß mit ſeiner ganzen Familie, um hieher zu kommen und ſich mit Ihnen zu vermählen. Welche Parthie wollen Sie denn ergreifen? Hier iſt nichts zu wählen. Lieben Sie den Herzog von Weißenfels etwa mehr, oder den Markgrafen von Schwedt, oder wollen Sie eine alte Jungfer werden? Sie brechen mir wahrhaftig das Herz, Hoheit, und wiſſen im Grunde ſelbſt nicht, was Sie wollen.« Ich fing über ihren Eifer an zu lachen, da ich gar nicht erwarten konnte, daß das, was ſie geſagt hatte, ſo ſicher ſei. Ich erwiderte dann: »Die Königin hat ohnſtreitig wieder Briefe bekommen, wie die vor ſechs Wochen, und dies iſt wahrſcheinlich die Urſache der großen Rede, die Sie mir halten.« — »Nein, nein, keineswegs,« erwiderte ſie, und zugleich erzählte ſie mir die Sendung von de la Motte. Jetzt ſah

ich wohl, daß die Sache ernſthaft ſei, und die Luſt zu lachen verging mir, um einem düſtern Grame Raum zu geben, der meiner Geſundheit nicht vortheilhaft war. Am folgenden Tage kam die Königin zu mir. Nachdem ſie mich mehrere Male mit allen Zeichen der größten Zärtlichkeit umarmt hatte, wiederholte ſie mir Alles, was Fräulein von Sonsfeld mir Tags vorher geſagt: »Endlich wirſt Du doch glücklich ſein! Welche Freude für mich!« Während dieſer ganzen Zeit küßte ich ihr die Hände und benetzte ſie mit meinen Thränen, ohne ihr zu antworten. »Aber Du weinſt ja,« fuhr ſie fort, »was iſt Dir denn?« Ich machte mir ein Gewiſſen daraus, ihre Zufriedenheit zu ſtören. »Der bloße Gedanke, Sie zu verlaſſen,« antwortete ich, »betrübt mich mehr, als alle Kronen der Erde mich erfreuen würden.« Meine Antwort rührte ſie. Sie machte mir tauſendfache Liebkoſungen und ging dann fort. Dieſen Abend war Apartement bei der Königin. Der böſe Genius dieſer Fürſtin führte Herrn von Bourguai, den engliſchen Geſandten, dahin. Dieſer theilte ihr wie gewöhnlich den Inhalt der Briefe mit, die er von ſeinem Hofe erhalten, und kam ſo unmerklich mit der Königin auf jenen Gegenſtand, welche, nun alle ihre gegebenen Verſprechungen vergeſſend, ihm den Plan des Prinzen von Wales mittheilte. Herr von Bourguai ſchien davon überraſcht und fragte, ob das Alles auch ganz gewiß ſei? »So gewiß,« antwortete ſie, »daß de la Motte von ihm hieher geſchickt worden iſt und ſchon den König von dieſer Angelegenheit in Kenntniß geſetzt hat.« Hierauf zuckte der Geſandte die Achſeln und ſagte: »Ich bin ſehr unglücklich, gnädigſte Frau, daß Ew. Majeſtät mir eben ein Geſtändniß macht, das Sie ebenſowohl vor mir als vor Secken-

dorf hätten geheim halten ſollen. O mein Gott, wie ſehr bin ich zu beklagen, da ich mich genöthigt ſehe, dieſen Abend noch einen Courier nach England zu ſchicken, um den König, meinen Herrn, davon zu benachrichtigen, der nicht verfehlen wird, die Pläne des Prinzen, ſeines Sohnes, zu durchkreuzen, aber ich kann nicht anders.« Man kann ſich das Entſetzen der Königin leicht denken; ſie wendete alle mögliche Kraft an, um Bourguai von ſeinem Vorhaben abzuhalten, dieſer aber war unerbittlich und ging auf der Stelle fort. Die Königin blieb alſo in Beſtürzung und furchtbarer Verzweiflung zurück. Zum Uebermaaß des Unglücks hatte ſie ſich auch der Namen vertraut. Seckendorf, der durch dieſe von Allem unterrichtet worden, hatte ſich nach Potsdam begeben, um den König davon in Kenntniß zu ſetzen und ihn zu hindern, eine Antwort abgehen zu laſſen. Die Gräfin Fink erzählte mir dies Alles Tags darauf. Die Mine war geplatzt, mithin alſo nichts weiter zu thun, als zu verhindern, daß die Unbeſonnenheit der Königin nicht zu den Ohren des Königs gelange. Dieſer begab ſich acht Tage darauf nach Berlin. Trotz aller Vorſtellungen Seckendorfs ließ er Herrn de la Motte kommen, den er außerordentlich gnädig aufnahm und ihm die Ungeduld zu erkennen gab, den Prinzen von Wales zu ſehen. Er händigte ihm einen Brief an den Prinzen ein und drängte ihn, ſo ſchnell als möglich abzureiſen, um deſſen Ankunft zu beſchleunigen. Die Sachen hatten ſich aber gewaltig geändert. Die Zögerung des Königs und die Unbeſonnenheit der Königin verſchafften dem Courier Bourguai's Zeit, in England anzukommen. Da er an das Staatsſecretariat gewieſen war, ſo drängte und nöthigte man den König von Großbritannien, einen andern nach Hannover zu

senden, um dem Prinzen von Wales den Befehl zu ertheilen, sogleich nach England zurückzukehren. Dieser Courier kam einen Augenblick vor der Abreise des Prinzen an. Da er an das Ministerium adressirt worden, so war kein anderer Weg als der des Gehorsams zu ergreifen und der Prinz sah sich genöthigt, sich sogleich wieder auf den Weg zurück zu machen, während König und Königin ihn in Berlin mit unbeschreiblicher Freude und Hoffnung erwarteten. Diese Freude verwandelte sich aber bald in Traurigkeit durch die Ankunft einer andern Estafette, die ihnen die Nachricht von seiner eiligen Abreise nach England brachte.

Es ist aber nun Zeit, dieses ganze Geheimniß zu enthüllen. Die englische Nation wünschte leidenschaftlich die Gegenwart des Prinzen von Wales in seinem künftigen Königreiche. Man war mehrere Male deshalb sehr kräftig in den König gedrungen, ohne einen günstigen Entschluß zu erhalten. Dieser wollte nämlich nicht, daß sein Sohn nach England komme, da er voraussah, dessen Ankunft werde Partheiung veranlassen, die nothwendig seinem eigenen Ansehen nachtheilig werden müsse. Doch bemerkte er wohl, daß er nicht im Stande sein werde, noch länger die Erfüllung des Wunsches der Nation zu verschieben. Er schrieb daher heimlich an seinen Sohn, nach Berlin zu reisen und mich zu heirathen, unter dem ausdrücklichen Verbote, ihn nicht bei diesem Schritte zu compromittiren. Es würde dies einen guten Vorwand gegeben haben, sich mit dem Prinzen zu entzweien und ihn in Hannover zu lassen, ohne daß die Nation sich darüber hätte beklagen können. Die Plauderei der Königin und die Ankunft des Couriers von Bourguai zerstörten diesen ganzen Plan und nöthigten den König, den Wünschen der Na-

tion nachzugeben. Der arme de la Motte war das Opfer davon. Er wurde zwei Jahre lang in die Festung Hameln eingesperrt und dann cassirt, doch nahm ihn der König, mein Vater, nach seiner Entlassung in seine Dienste, wo er noch gegenwärtig ein Regiment commandirt. Alle diese Dinge verschlimmerten nur unsern Zustand. Der König war mehr als je wider den König, seinen Schwager, aufgebracht, und beschloß von nun an nichts mehr zu schonen, wenn man ihn nicht wegen meiner Vermählung zufrieden stelle.

Wir folgten ihm einige Zeit darauf nach Potsdam, wo er an einem heftigen Gichtanfalle in beiden Füßen krank ward. Diese Krankheit versetzte ihn, verbunden mit dem Verdrusse, seine Hoffnungen vereitelt zu sehen, in die unausstehlichste Laune. Die Qualen des Fegefeuers können nicht schlimmer sein als die, welche wir zu erdulden hatten. Wir waren genöthigt, alle Morgen um 9 Uhr in seinem Zimmer zu sein, speisten dort zu Mittag und wagten nicht, es zu verlassen, unter welchem Vorwande es auch sei. So ging der ganze Tag nur in Schimpfreden gegen mich und meinen Bruder hin. Der König nannte mich nicht mehr anders als die englische Canaille und meinen Bruder den Schurken Fritz. Er zwang uns Dinge zu essen und zu trinken, vor welchen wir Abneigung hatten, oder die unserem Temperament zuwider wären, was uns manchmal nöthigte, in seiner Gegenwart das wieder herauszugeben, was wir im Magen hatten. Jeder Tag war durch irgend ein schmerzliches Ereigniß bezeichnet, und man konnte die Augen nicht aufschlagen, ohne irgend einen Unglücklichen auf diese oder jene Art quälen zu sehen. Die Ungeduld des Königs erlaubte ihm nicht, im Bette zu bleiben, er ließ sich auf einen Rollstuhl

ſitzen, und auf dieſe Weiſe durch's ganze Schloß fahren. Seine beiden Arme waren auf Krücken geſtützt, die ihn aufrecht hielten. Wir folgten ſtets dieſem Triumphwagen wie arme Gefangene, die ihr Urtheil hören ſollen. Der arme Fürſt litt ſehr und ſchwarze Galle, die ſich ihm in's Blut ergoſſen hatte, war Schuld an ſeiner ſchlechten Laune.

Eines Tages, als wir zu ihm kamen, um ihm den Hof zu machen, ſchickte er uns wieder fort. »Geh,« ſagte er mit zorniger Miene zur Königin, »mit Deinen verwünſchten Kindern, ich will allein ſein.« Die Königin wollte entgegnen, er gebot ihr aber Schweigen und befahl, daß man das Mittagseſſen im Zimmer derſelben anrichten ſolle. Die Königin war darüber betroffen, wir aber erfreut, denn wir wurden aus Erſchöpfung mager wie die Häringe, mein Bruder und ich. Kaum hatten wir uns aber zu Tiſch geſetzt, als ein Kammerdiener des Königs ganz außer Athem ankam und rief: »Um Gotteswillen kommen Sie ſchnell, gnädige Frau, denn der König will ſich erwürgen.« Ganz erſchrocken eilte die Königin ſogleich zu ihm. Sie fand den König, wie er ſich eine Schnur um den Hals gewunden hatte und erſtickt wäre, wenn ſie nicht zu Hilfe gekommen. Er hatte Gehirnentzündung und große Hitze, die jedoch gegen Abend nachließ, wo er ſich etwas beſſer befand. Darüber waren wir Alle außerordentlich erfreut, hoffend, daß ſeine üble Laune ſich mindern werde; es war aber dem nicht ſo. Er erzählte am nächſten Mittag der Königin bei Tiſche, daß er Briefe aus Anſpach mit der Nachricht bekommen habe, daß der junge Markgraf im Mai nach Berlin kommen wolle, um ſich mit meiner Schweſter zu vermählen, und Herrn von Bremer, ſeinen Gouverneur, ſenden werde, um den Verlobungsring zu überbringen.

Darauf fragte er meine Schweſter, ob ihr das Freude mache, und wie ſie ihre Wirthſchaft einrichten werde, wenn ſie verheirathet? Meine Schweſter hatte ſich auf den Fuß geſetzt, ihm Alles zu ſagen, was ſie dachte, ſelbſt Wahrheiten, ohne daß er deshalb böſe ward. Sie antwortete ihm alſo mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, daß ſie einen guten, geſchmackvoll verſehenen Tiſch haben würde, und ſetzte hinzu, »der beſſer ſein ſoll als Ihrer, und wenn ich Kinder habe, werde ich ſie nicht mißhandeln, wie Sie thun, und ſie nicht zwingen, zu eſſen was ihnen widerſteht.« — »Was verſtehſt Du darunter,« antwortete der König, »was fehlt denn meinem Tiſche?« — »Es fehlt,« ſagte ſie, »daß man ſich daran nicht ſatt eſſen kann und daß das Wenige, was darauf iſt, nur aus ſchweren Gemüſen beſteht, die wir nicht vertragen können.« Der König hatte ſchon angefangen, ſich über ihre erſte Antwort zu erzürnen, dieſe letztere aber ſetzte ihn vollends in Wuth, ſein ganzer Zorn entlud ſich jedoch auf meinen Bruder und mich. Zuerſt warf er meinem Bruder einen Teller an den Kopf, welchem dieſer aber auswich, und dann einen zweiten mir, wobei ich daſſelbe that. Ein Hagel von Schimpfreden folgte dieſen erſten Feindſeligkeiten. Er ward auch gegen die Königin böſe, warf ihr die ſchlechte Erziehung, die ſie ihren Kindern gebe, vor, und ſagte zu meinem Bruder: »Du ſollteſt Deine Mutter verfluchen, denn ſie iſt Schuld daran, daß Du ſo ungerathen biſt. Ich hatte einen Hofmeiſter, der ein redlicher Mann war, und erinnere mich noch immer einer Geſchichte, die er mir in meiner Jugend erzählte. „Es gab," ſagte er, „einen Mann in Carthago, der wegen mehrerer Verbrechen, die er begangen, zum Tode verurtheilt worden war. Er bat, als man ihn zur Hinrichtung führte, noch mit ſeiner

Mutter ſprechen zu dürfen. Man ließ ſie kommen. Er näherte ſich ihr, als wolle er leiſe mit ihr ſprechen, und riß ihr mit ſeinen Zähnen ein Stückchen Ohr ab. „„Ich behandle Dich ſo,““ ſagte er zu ſeiner Mutter, „„damit Du als Beiſpiel allen Eltern daſtehſt, welche nicht Sorge dafür tragen, ihre Kinder in Ausübung der Tugend zu erziehen.““ Mache davon die Anwendung,« fuhr er fort, indem er ſich immer an meinen Bruder wendete, und da dieſer nicht antwortete, fing er wieder an auf uns loszuziehen, bis er außer Stande war noch weiter zu ſprechen. Wir ſtanden vom Tiſche auf und da wir bei ihm vorbei mußten, gab er mir einen heftigen Schlag mit ſeiner Krücke, dem ich glücklicherweiſe auswich, ſonſt hätte er mich todtgeſchlagen. Er verfolgte mich noch eine Zeit lang auf ſeinem Rollſtuhle, aber die Perſonen, die ihn zogen, ließen mir Zeit, mich in das Zimmer der Königin zu flüchten, das ſehr weit davon entfernt war. Ich kam halb todt vor Schrecken und ſo zitternd dort an, daß ich auf einen Stuhl ſank, weil ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte. Die Königin war mir nachgefolgt. Sie that was ſie konnte, um mich zu tröſten und mir zuzureden, zum Könige zurückzukehren. Die Teller und Krücken hatten mir ſo große Angſt gemacht, daß ich mich ſehr ſchwer dazu entſchloß. Wir gingen aber doch wieder in das Zimmer des Königs, den wir ganz ruhig mit ſeinen Offizieren fanden. Nicht lange war ich dort, ſo fühlte ich mich unwohl und mußte wieder zur Königin gehen, wo ich zwei Mal in Ohnmacht fiel. Ich blieb einige Zeit dort. Die Kammerfrau dieſer Prinzeſſin betrachtete mich genau und ſagte: »Ach Du mein Gott, Hoheit! was iſt Ihnen? Sie ſehen fürchterlich aus!« — »Ich weiß es nicht,« entgegnete ich, »aber ich bin ſehr krank.« Sie brachte

mir einen Spiegel und ich war ſehr verwundert, das ganze Geſicht und die Bruſt mit rothen Flecken bedeckt zu ſehen. Ich ſchob dies auf die Alteration, die ich gehabt, und achtete nicht darauf. Sobald ich aber wieder in das Zimmer des Königs kam, trat dieſer Ausſchlag zurück und ich fiel abermals in Ohnmacht. Die Urſache davon war, daß ich durch eine ganze Reihe Zimmer hatte gehen müſſen, die nicht geheizt waren und worin eine furchtbare Kälte herrſchte. In derſelben Nacht bekam ich ein heftiges Fieber und befand mich am nächſten Morgen ſo unwohl, daß ich bei der Königin mich entſchuldigen ließ, nicht ausgehen zu können. Sie ließ mir ſagen, ich müßte lebend oder todt zu ihr kommen, worauf ich ihr melden ließ, daß ich einen Blutausſchlag habe und es unmöglich ſei. Noch ein Mal kam ihrerſeits derſelbe Befehl. Vier Perſonen ſchleppten mich alſo in ihr Zimmer, wo ich aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Ebenſo führte man mich zum Könige. Als meine Schweſter mich ſo leidend ſah und glaubte, ich ſtehe im Begriff zu ſterben, ſprach ſie mit dem Könige davon, der nicht auf mich geachtet hatte. »Was iſt Dir denn?« fragte er mich, »Du ſiehſt ganz anders aus, aber ich will Dich bald wieder herſtellen.« Und damit ließ er mir einen großen Becher voll ſehr ſtarken Rheinwein reichen, und zwang mich, ihn im Guten oder Böſen auszutrinken. Kaum hatte ich dies gethan, als mein Fieber wuchs und ich zu phantaſiren anfing. Die Königin ſah wohl, daß man mich fortſchicken mußte. Man trug mich alſo auf mein Zimmer, wo man mich mit vollem Kopfputze in's Bett legte, weil man mir ausdrücklich anbefohlen, Abends wieder zu erſcheinen. Doch dauerte es nicht lange, ſo ſteigerte ſich meine Krankheit auf's Furchtbarſte. Der Arzt Stahl, den

man hatte rufen laſſen, hielt meine Krankheit für ein hitziges Fieber und gab mir mehrere dem Uebel, das ich wirklich hatte, ganz entgegengeſetzte und unangemeſſene Arzneien. Ich blieb dieſen ganzen und den folgenden Tag in fortwährendem Delirio. Sobald ich wieder meiner Sinne mächtig war, bereitete ich mich zum Tode. In dieſen kurzen Zwiſchenräumen ſehnte ich ihn innig herbei, und als ich Fräulein von Sonsfeld und meine gute Mermann an meinem Bette weinen ſah, ſuchte ich ſie zu tröſten, indem ich ihnen ſagte, daß ich von der Welt losgekettet ſei und in eine Ruhe übergehen werde, die mir dann Niemand mehr rauben könne. »Ich bin,« ſagte ich ihnen, »die Urſache alles Kummers der Königin und meines Bruders. Wenn ich ſterben muß, ſo ſagt dem Könige, daß ich ihn ſtets geliebt und verehrt habe, daß ich mir nichts gegen ihn vorzuwerfen wiſſe und ich alſo hoffe, daß er mir vor meinem Hinſcheiden ſeinen Segen geben werde. Sagt ihm, daß ich ihn bitte, die Königin und meinen Bruder milder zu behandeln und allen Zwiſt und alle Feindſeligkeit in mein Grab zu verſenken. Dies iſt das Einzige, was ich wünſche, und das Einzige, was mich in dem Zuſtande, in welchem ich mich befinde, beunruhigt.« Ich blieb zwei Mal vierundzwanzig Stunden zwiſchen Tod und Leben, nach deren Verfluß ſich die Blattern zeigten. Der König hatte ſich ſeit der ganzen Zeit meiner Krankheit nicht nach mir erkundigt. Sobald man ihm hinterbracht, daß ich die Blattern habe, ſchickte er mir ſeinen Chirurg Holtzendorf, um nachzuſehen, wie es mir gehe. Dieſer grobe Menſch ſagte mir tauſend harte Dinge Seiten des Königs und ſetzte noch von den ſeinen hinzu. Ich war ſo krank, daß ich nicht darauf achtete. Doch beſtätigte er dem Könige den Bericht, den man die-

ſem über meine Geſundheit gemacht. Aus Furcht, daß meine Schweſter von dieſer Krankheit angeſteckt werden möchte, ergriff er alle möglichen Vorſichtsmaaßregeln, um dies zu verhindern, aber auf eine für mich ſehr harte Art. Ich wurde ſogleich wie eine Staats-Gefangene behandelt. Man verſiegelte alle Zugänge, die zu meinem Zimmer führten, und ließ nur einen einzigen Eingang dazu offen. Der Königin und allen Dienſtleuten wurde auf's Strengſte verboten, zu mir zu gehen, ſowie auch meinem Bruder. So blieb ich denn mit meiner Gouvernante und der armen Mermann allein, welche Letztere noch dazu ſchwanger war, mir aber trotz deſſen Tag und Nacht mit einem Eifer und einer Anhänglichkeit ohne Gleichen diente. Die Bouillon, die ich erhielt, beſtand blos aus Waſſer und Salz, und wenn man andere verlangte, ſo wurde geantwortet, daß der König geſagt habe, ſie ſei gut genug für mich. Wenn ich gegen Morgen ein wenig eingeſchlafen war, ſo erweckte mich der Lärm der Trommeln jedesmal wieder, denn der König hätte mich lieber ſterben als dieſe ſchweigen laſſen. Zum größten Unglücke noch ward nun auch die Mermann krank. Da alle Anzeichen ihr eine vorzeitige Niederkunft ankündigten, ſo war man genöthigt, ſie nach Berlin bringen, und meine zweite Kammerfrau kommen zu laſſen, die ſich alle Tage betrank und daher nicht im Stande war, mich abzuwarten. Mein Bruder, welcher die Blattern ſchon gehabt hatte, verließ mich nicht. Er beſuchte mich verſtohlen zwei Mal des Tages. Die Königin wagte zwar nicht zu mir zu kommen, ließ ſich aber unter der Hand alle Augenblicke nach Nachrichten von mir erkundigen. Ich war neun Tage lang in großer Gefahr, alle Umſtände meines Uebels waren tödtlich, und wer mich nur ſah, glaubte, daß, wenn ich auch

davon käme, ich doch furchtbar entſtellt ſein würde. Meine Laufbahn war jedoch noch nicht geſchloſſen, und ich aufgeſpart, alle die Widerwärtigkeiten zu ertragen, die man in der Folge dieſer Memoiren leſen wird. Drei Mal bekam ich die Blattern wieder; ſobald ſie abgetrocknet waren, fingen ſie immer von Neuem wieder an. Trotz deſſen ließen ſie keine Spuren zurück und meine Haut wurde viel beſſer als zuvor.

Indeſſen kam Herr von Bremer in Potsdam Seiten des Markgrafen von Anſpach an. Er übergab meiner Schweſter den Verlobungsring, was ohne die mindeſte Ceremonie geſchah. Der König war von ſeiner Gicht auch ganz wieder hergeſtellt, und dieſe Geneſung hatte ſeine üble Laune verſcheucht. Nur ich war noch der Gegenſtand derſelben. Holtzendorf kam von Zeit zu Zeit in ſeinem Auftrage zu mir, aber nur um mir die unangenehmſten Dinge zu ſagen. Dieſer ſuchte auch noch ſtets die Complimente, die er mir auszurichten hatte, ſeinerſeits mit den beißendſten Ausdrücken zu würzen. Er war eine Creatur Seckendorfs, und beim Könige in ſo großer Gunſt, daß alle Welt die Kniee vor ihm bog. Er bediente ſich ſeines Einfluſſes blos dazu, Menſchen unglücklich zu machen, und hatte nicht einmal das Verdienſt, geſchickt in ſeiner Kunſt zu ſein. Mit meinem Bruder verfuhr der König auf Veranlaſſung Grumbkows und Seckendorfs, welche den Geiſt dieſes Fürſten ganz in ihren Händen hatten, ein wenig beſſer. Die ſchnellen Umwälzungen in den Geſinnungen des Königs, welche ſie ſchon erlebt hatten, erhielten ſie ſtets in Furcht. Sie beſorgten mit Recht, der König von England möchte ſich endlich doch noch zu der Doppelheirath entſchließen, und in dieſem Falle ihre Pläne umſtoßen. Auch waren ihnen die Umtriebe der Königin bekannt, welche ſtets mit jenem

Hofe intriguirte, und ſie wußten von dem Briefe, den mein Bruder nach England geſchrieben hatte. Endlich faßten ſie das unſeligſte aller Projekte, um jedes Verſtändniß mit dem engliſchen Monarchen zu verhindern. Dies beſtand darin, in dem preuſſiſchen Hauſe die Uneinigkeit vollſtändig zu machen und meinen Bruder durch die ſchlechte Behandlung des Königs dahin zu bringen, daß er irgend einen gewaltſamen Entſchluß faſſe, der ihn und mich ihnen überliefere. Der Graf von Fink war ihnen für dieſe Abſicht ein Hinderniß. Mein Bruder hatte Achtung für ihn und ſeine Stellung als Gouverneur gab ihm ein gewiſſes Uebergewicht über ſeinen Zögling, den er ſomit hindern konnte, Schritte zu thun, die ſeinem Intereſſe nachtheilig waren. Sie ſtellten daher dem Könige vor, daß mein Bruder, da er jetzt das achtzehnte Jahr überſchritten, keines Mentors mehr bedürfe, und daß, wenn man den Grafen Fink von ihm nehme, alle Intriguen der Königin, deren Beiſtand er ſei, aufhören würden. Der König fand dieſe Gründe nach ſeinem Sinne. Die beiden Gouverneure wurden ehrenvoll verabſchiedet, ſie erhielten beide anſehnliche Penſionen und traten wieder in ihre militairiſchen Geſchäfte. Man gab dagegen meinem Bruder zwei Offiziere auf dem Kriegsfuße. Einer war der Oberſt von Rochow, ein ſehr rechtlicher, aber eben ſo geiſtig beſchränkter Mann, der andere der Major von Kaiſerling, auch ſehr rechtlich, aber ein unbeſonnener Menſch und Schwätzer, der den Schöngeiſt machte, und nur eine untereinandergeworfene Bibliothek war. Mein Bruder hatte ſie Beide gern, aber Kaiſerling war, als jünger und ſehr ausſchweifend, ihm der Willkommenſte. Dieſer liebe Bruder brachte alle Nachmittage bei mir zu, wo wir zuſammen laſen und ſchrieben und uns damit beſchäftigten,

unſern Geiſt zu bilden. Ich muß geſtehen, daß das, was wir ſchrieben, oft ſatyriſch war, wobei der Nächſte nicht geſchont wurde. So erinnere ich mich, daß, als wir den komiſchen Roman von Scarron laſen, wir eine ſehr luſtige Anwendung deſſelben auf die kaiſerliche Clique machten. Wir nannten Grumbkow den Groller (la rancune), Seckendorf den Plünderer (la rapinière), den Markgrafen von Schwedt den Gaukler (saldagne) und den König den Murrkopf (ragotin). Ich geſtehe, daß ich ſehr ſtrafbar war, den Reſpect, den ich dem Könige ſchuldig war, ſo aus den Augen zu ſetzen, aber ich habe nicht die Abſicht mich zu ſchonen, und will mir durchaus nicht Gnade widerfahren laſſen. Was Kinder auch für Urſache zu Klagen gegen ihre Eltern haben mögen, ſo müſſen ſie doch nie vergeſſen, was ſie ihnen ſchuldig ſind. Ich habe mir ſeitdem oft die Verirrungen meiner Jugend in dieſem Punkte vorgeworfen, aber ſtatt uns zu tadeln, ermunterte uns die Königin nur noch durch ihre Billigung, dieſe ſchönen Satyren fortzuſetzen. Frau von Kamken, ihre Gouvernante, wurde darin auch nicht geſchont. Ob wir gleich dieſe Dame ſehr ehrten, konnten wir uns doch nicht enthalten, ihre Lächerlichkeiten aufzufaſſen und uns darüber zu beluſtigen. Da ſie ſehr ſtark und von Geſtalt der Madame Bonvillon ähnlich war, ſo nannten wir ſie ſo. Wir ſcherzten manchmal in ihrer Gegenwart darüber, ſo daß ſie neugierig wurde, zu wiſſen, wer dieſe famöſe Madame Bonvillon ſei, von der man ſo viel ſpreche. Mein Bruder machte ihr weis, daß es die Camerera major der Königin von Spanien ſei. Als wir wieder in Berlin waren, fiel es ihr eines Tages, wo Apartement war und man vom ſpaniſchen Hofe ſprach, ein, zu ſagen, die Camerera major wären Alle

aus der Familie der Bouvillons. Man lachte ihr laut in's Geſicht, und ich glaubte erſticken zu müſſen. Sie ſah nun wohl, daß ſie eine Albernheit geſagt hatte und erkundigte ſich bei ihrer Tochter, die ſehr beleſen war, was das ſein könnte. Dieſe enthüllte ihr das Geheimniß. Sie wurde nun ſehr böſe auf mich, da ſie wohl fühlte, daß ich ſie zum Beſten gehabt, und ich hatte viele Mühe, ſie mir wieder gut zu machen. Ein ſatyriſcher Charakter iſt wenig ſchätzbar; man gewöhnt ſich unmerklich an dieſes Laſter, und endlich ſchont man weder Freund noch Feind. Es iſt nichts leichter, als Lächerlichkeiten aufzufaſſen, da Jedermann die ſeinen hat. Allerdings iſt es intereſſant, eine Perſon, die uns gleichgiltig iſt, auf geiſtreiche Art lächerlich machen zu ſehen, zugleich aber auch empfindlich, zu bedenken, daß man ſelbſt vielleicht daſſelbe Schickſal zu erdulden hat. Wie blind wir Menſchen doch ſind! Wir ſticheln auf die Fehler Anderer, während wir auf unſere eigenen nicht achten. Ich habe mich dieſes Laſters ganz entwöhnt, und bin nicht mehr zum Spotten geneigt, als höchſtens über Leute, die einen böſen Charakter haben und es durch ihre giftigen Zungen verdienen, daß man ihnen Gleiches mit Gleichem vergelte. Doch zu meinem Gegenſtande zurück!

Die Zeit der Ankunft des Markgrafen von Anſpach nahete, und da dieſer Prinz die Blattern noch nicht gehabt hatte, ſo hielten König und Königin es für angemeſſen, mich nach Berlin zurückzuſenden. Ehe ich aber abreiſte, ging ich zum Könige. Er nahm mich wie gewöhnlich, d. h. ſehr ſchlecht auf, und ſagte mir die härteſten Dinge von der Welt. Die Königin kürzte, aus Furcht, er möchte in ſeinem üblen Benehmen gegen mich noch weiter gehen, meinen Beſuch ab, und brachte mich ſelbſt auf

mein Zimmer. Tags darauf ging ich nach Berlin, wo ich die Gräfin Amalie als Braut mit Herrn von Viereck, dem Staatsminiſter, fand. Herr von Wallenrodt, ihr vormaliger Geliebter, war geſtorben. Vor einiger Zeit hatte man ihr dieſe Nachricht, gerade als Apartement bei der Königin geweſen war, hinterbracht. Da ſie nicht einmal gewußt hatte, daß er krank ſei, ſo ergriff ſie dieſer plötzliche Tod ſo heftig, daß ſie in Gegenwart des ganzen Hofes in Ohnmacht fiel, was denn das Verhältniß, in welchem ſie mit ihm geſtanden, enthüllte. Dieſes Abenteuer hatte ihrem Einfluſſe bei der Königin ſehr geſchadet, die daher nicht böſe war, ſie loszuwerden. Einige Tage nach mir kamen König und Königin in Berlin an. Dort wurde die Vermählung meiner Schweſter feierlich begangen, und ſie reiſte vierzehn Tage nach derſelben ab. Nun trat ich aus meiner Einſamkeit und folgte nach einiger Zeit der Königin nach Wuſterhauſen. Die Streitigkeiten wegen meiner Verheirathung erneuerten ſich da. Es gab den ganzen Tag nichts als Streit und Zwietracht. Der König ließ meinen Bruder und mich vor Hunger umkommen. Dieſer Fürſt vertrat das Amt eines Vorſchneiders. Er bediente alle Welt, nur meinen Bruder und mich nicht, und wenn zufällig Etwas auf meinem Teller blieb, ſpuckte er darauf, um uns zu hindern es zu genießen. Wir lebten Beide nur von Kaffee und Milch und getrockneten Kirſchen, was mir gänzlich den Magen verdarb. Dagegen nährte ich mich mit Schimpfreden und Beleidigungen, denn ich wurde alle Tage und vor aller Welt mit allen nur möglichen Titeln angeredet. Der Zorn des Königs ging ſogar ſo weit, daß er meinen Bruder und mich fortjagte und uns verbot, in ſeiner Gegenwart anders als beim Eſſen zu erſcheinen.

Die Königin ließ uns heimlich kommen, während der König auf der Jagd war. Sie hatte Spione von allen Seiten im Felde, die ihr es anzeigten, sobald man ihn von weitem erblickte, damit sie Zeit habe uns fortzuschicken. Die Nachlässigkeit dieser Leute war Schuld, daß der König uns beinah bei ihr überrascht hätte. Es gab in dem Zimmer der Königin nur Einen Ausgang, und er kam so schnell, daß wir ihn nicht mehr vermeiden konnten. Die Furcht brachte uns zum Entschlusse. Mein Bruder verbarg sich in eine Nische, worin eine gewisse Bequemlichkeit war, und was mich betraf, so steckte ich mich unter das Bett der Königin, das so niedrig war, daß ich es dort nicht aushalten konnte und mich in einer sehr unbequemen Stellung befand. Wir waren kaum so vortrefflich untergebracht, als der König eintrat. Da er von der Jagd sehr ermüdet war, so fing er an zu schlafen, und schlief zwei Stunden lang. Ich erstickte fast unter dem Bette und mußte manchmal den Kopf vorstrecken, um Athem zu holen. Wenn Jemand diesen Auftritt hätte mit ansehen können, würde er gewiß gelacht haben. Endlich kam er zum Schlusse. Der König ging und wir traten so schnell als möglich aus unsern Verstecken, die Königin beschwörend, uns nicht mehr solchen Scenen auszusetzen. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß wir keinen Schritt thaten, um uns mit dem Könige auszusöhnen. Ich sprach auch mehrmals mit der Königin darüber, sie wolle aber durchaus nicht, und sagte, der König werde mir antworten, daß ich, wenn ich sein Wohlwollen gewinnen wolle, entweder den Herzog von Weißenfels, oder den Markgrafen von Schwedt heirathen müsse, was durch die Verlegenheit, in welcher ich mich befände, ihm nicht willfahren zu können, die Sache nur noch verschlimmern würde. Diese Gründe

waren zu richtig, als daß ich mich ihnen nicht hätte unterwerfen sollen.

Einige gute Tage folgten auf alle diese Stürme. Der König ging nach Lübbenau, einer kleinen sächsischen Stadt, um dort eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen zu haben. Hier entlockten Grumbkow und Seckendorf, von dem Letzteren unterstützt, dem Könige ein feierliches Heirathsversprechen für den Herzog von Weißenfels, dem ich förmlichst zugesagt ward. Der König von Polen versprach ihm einige Vortheile zu gewähren, und der von Preußen meinte, daß ich mit 50,000 Thalern Einkünften sehr anständig mit ihm leben könne. Er blieb unterwegs zu Dahme, einer kleinen dem Herzoge als Apanage gehörenden Stadt, wo er reichlich mit Ungarwein traktirt wurde, was nicht verfehlte die Freundschaft zu vermehren, die der König ohnedies für ihn hegte. Doch hielt er alle seine Kunstgriffe so geheim, daß wir erst einige Zeit nachher Etwas davon erfuhren.

Sobald er zurückgekehrt war, fing die schlechte Behandlung wieder an, und er sah nie meinen Bruder, ohne ihm mit seinem Stocke zu drohen. Dieser sagte mir täglich, daß er Alles dulden werde, nur keine Schläge, und daß, wenn es je zu diesem Aeußersten käme, er sich dem durch die Flucht werde zu entziehen wissen. Der Page Keith war Offizier in einem Regimente geworden, das im Cleveschen sein Standquartier hatte. Ich hatte große Freude über dessen Fortgehen, in der Hoffnung, daß mein Bruder ein geregelteres Leben führen werde, aber es war dem nicht so. Ein zweiter noch gefährlicherer Günstling folgte dem ersten. Dies war ein junger Mann, Capitain-Lieutenant bei den Gensdarmen, Namens Katt. Er war ein Enkel

des Marschalls Grafen von Wartensleben. Der General Katt, sein Vater, hatte ihn studiren lassen, da er ihn für das Gerichtsfach bestimmte, und dann auf Reisen geschickt. Da jedoch nur Gnade für Diejenigen zu hoffen war, die Militairs wurden, so sah er sich ohne sein Erwarten in dieser Art angestellt. Er fuhr jedoch fort sich den Studien zu ergeben. Er besaß Geist, Lektüre und Welt. Die gute Gesellschaft, in der er sich immer befand, hatte seine Sitten gebildet, was damals in Berlin sehr selten war. Sein Gesicht war mehr abstoßend als einnehmend; ein Paar schwarze Augenbrauen hingen ihm fast über die Augen. Sein Blick hatte etwas Unheimliches, was ihm sein Schicksal prophezeihete. Eine dunkle, von den Blattern bezeichnete Hautfarbe vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Starkgeist und trieb die Liederlichkeit bis zum Exzeß. Viel Ehrgeiz und Keckheit begleiteten dieses Laster. Ein solcher Günstling war weit entfernt, meinen Bruder von seinen Verirrungen zurückzuführen. Erst bei meiner Rückkehr nach Berlin, wohin wir uns wenige Tage nach der des Königs aus Lübbenau begaben, wurde ich von dieser neuen Freundschaft unterrichtet. Wir lebten eine Zeitlang ziemlich ruhig, als ein neues Ereigniß neue Störung brachte.

Die Königin erhielt einen Brief von meinem Bruder, der ihr durch einen seiner Bedienten heimlich eingehändigt ward. Dieser Brief hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich den genauen Inhalt so ziemlich hier mittheilen kann.

„Ich bin in der größten Verzweiflung! Was ich immer befürchtete, ist mir endlich begegnet. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich wie den niedrigsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen wie

gewöhnlich in ſein Zimmer. Sobald er mich ſah, ergriff er mich und ſchlug mich mit ſeinem Stocke auf die grauſamſte Art von der Welt. Vergebens ſuchte ich mich zu vertheidigen, er war in einer ſo furchtbaren Aufregung, daß er ſich nicht mehr kannte, und nur aus Ermüdung wieder aufhörte. Ich bin auf's Aeußerſte gebracht, habe zu viel Ehrgefühl, um ſolche Behandlung zu ertragen und bin entſchloſſen, auf eine oder die andere Art ein Ende zu machen.«

Dieſer Brief ſtürzte die Königin und mich in den tiefſten Schmerz, aber mir verurſachte er noch mehr Unruhe als Jener. Ich begriff beſſer als ſie den Sinn dieſes letzten Satzes und wußte wohl, daß der Entſchluß, von dem mein Bruder ſchrieb, auf eine oder die andere Art ſeinen Leiden ein Ende zu machen, in der Flucht beſtand. Ich nahm von dem Kummer, in welchen ich die Königin verſenkt ſah, Gelegenheit her, ihr vorzuſtellen, daß ſie von meiner Vermählung abſtehen müſſe. Ich machte ihr begreiflich, daß der König von England nicht geſonnen ſei, mich ſeinen Sohn heirathen zu laſſen, daß, wenn er dieſe Abſicht hätte, er ganz anders gehandelt haben würde, daß aber indeß der Sinn des Königs, meines Vaters, ſich gegen ſie, gegen ſeinen Sohn und mich immer mehr erbittere, daß, da er nun den erſten Schritt gethan, meinen Bruder zu mißhandeln, dieſes harte Verfahren gegen ihn und mich nur ſtets zunehmen und er vielleicht zu Dingen ſchreiten werde, die für ihn ſehr unheilvoll werden könnten, daß ich freilich die unglücklichſte Perſon von der Welt ſein würde, wenn man mich zwänge, den Herzog von Weißenfels zu heirathen, daß ich aber wohl voraus ſehe, daß Eins von uns ſich dem Haſſe Seckendorfs und Grumbkows opfern müſſe, und ich dies lieber thun wolle,

als mein Bruder, und daß ich endlich nur dies einzige Mittel vor Augen sehe, um den Frieden in der Famille wieder herzustellen. Die Königin gerieth in heftigen Zorn gegen mich. »Willst Du mir nicht das Herz durchbohren,« sagte sie zu mir, »und mich vor Schmerz sterben sehen, so sprich nie in Deinem Leben wieder so mit mir, und sei überzeugt, daß, wenn Du im Stande wärest, eine solche Feigheit zu begehen, ich Dir meinen Fluch geben, Dich nicht als meine Tochter anerkennen und nie mehr dulden würde, daß Du mir vor die Augen kämest.« Diese letzteren Worte sagte sie so aufgeregt, daß ich darüber erschrak. Sie war schwanger und dies vermehrte noch meine Leiden. Ich suchte sie wieder zu besänftigen, indem ich ihr versicherte, daß ich nie Etwas thun würde, das ihr den mindesten Kummer verursachen könnte.

Fräulein von Bülow, erste Ehrendame der Königin, hatte in deren Gunst die Stelle der Gräfin Amalie eingenommen, welche bald nach meiner Schwester sich verheirathet hatte. Dieses Mädchen war gut und dienstfertig und that Niemand Uebles, aber sie war intrigant und plauderhaft. Die Königin bediente sich ihrer, um Alles, was vorging, Herrn von Bourguai und Herrn Kniphausen, erstem Cabinetsminister, mitzutheilen. Dieser, ein Mann von Geist und großer Geschäftskenntniß, war ein geschworner Feind Grumbkows, und folglich zu der englischen Clique gehörend. Die Königin sandte ihm den Brief meines Bruders und bat ihn um Rath über die Schritte, die sie thun könne, um Gewaltthätigkeiten Seiten des Königs zu verhindern. Kniphausen war schon durch die Bülow von allen Umtrieben der Ramen unterrichtet, er wußte, daß diese Frau mit Eversmann, dem großen Günstlinge des Königs,

eng verbunden war, und es war ihm nicht fremd, daß das Vertrauen, welches die Königin diesem Geschöpfe schenkte, die Hauptursache meiner Leiden sei, da sie durch die Nachrichten, welche sie und ihr Mitgesell dem Könige wahr oder falsch über mich und meinen Bruder brachten, diesen aufregten. Er hielt es daher für's Beste, diese beiden Personen um jeden Preis zu gewinnen. Gegen die Königin that er nur Evermanns Erwähnung, da es zu gefährlich war, ihr die Namen zu nennen, und rieth ihr, es zu versuchen, ihn in ihr Interesse zu ziehen, indem sie ihm vom Könige von England eine Summe Geldes verschaffe, die im Stande wäre, ihn zu reizen. Der Königin leuchtete dieser Rath ein, und sie sprach davon mit Herrn von Bourguai. Nach vielen Schwierigkeiten ließ ihr dieser 500 Thlr. einhändigen, während auf Kniphausens Antrieb er der Namen heimlich ebensoviel zufließen ließ. Beide versprachen Wunderdinge, aber sobald sie das Geld in den Händen hatten, benachrichtigten sie den König von dem ganzen Kunstgriffe, und hielten die Königin und Herrn von Bourguai durch falsche Eröffnungen hin. Dieses Verfahren der Königin trieb nun den König vollends aufs Aeußerste. Er hielt sich für verrathen, weil sie nun schon anfangen wollte, seine Dienerschaft zu bestechen, und wir werden die Wirkungen seines Verdrusses darüber im Jahre 1730 sehen, das ich jetzt beginnen will.

Der König ging nach Berlin, um die Weihnachtsfeiertage dort zuzubringen. Er war während des ganzen dortigen Aufenthaltes sehr guter Laune, und ob er gleich mich und meinen Bruder nicht eben freundlich aufnahm, verschonte er uns doch wenigstens mit Beleidigungen. Wir hatten Mittel gefunden, Letzteren ruhiger zu stimmen, und lebten Alle in vollkommener

Sicherheit, da das gütige Benehmen des Königs uns jeden Verdacht raubte. Aber wer kann die Falten des menschlichen Herzens erforschen?

Der König reiste nach Potsdam zurück. Einige Tage darauf erhielt der Graf Fink einen Brief von ihm mit einem besonderen Befehle, den er nur in Gegenwart des Marschalls von Bork und Grumbkows eröffnen sollte. Zugleich war ihm bei Lebensstrafe verboten, weder von dem Einen noch dem Andern mit Jemand zu sprechen. Die beiden ebengenannten Minister hatten gleiche Befehle erhalten, in welchen ihnen eingeschärft war, sich beim Grafen Fink einzufinden. Sobald diese Drei beisammen waren, lasen sie diesen Brief, in welchem einer an die Königin lag. Hier der Inhalt des, der an den Grafen Fink gerichtet.

»Sobald Bork und Grumbkow sich zu Ihnen werden begeben haben, gehen Sie alle Drei zu meiner Frau. Sie sagen ihr von mir, daß ich alle ihre Intriguen kenne, daß sie mir mißfallen und ich ihrer müde bin, daß ich nicht mehr der Spielball ihrer Familie sein will, die mich unwürdig behandelt hat, und ein für allemal meine Tochter Wilhelmine verheirathen werde. Daß ich ihr aber als letzte Gnade erlaube, noch ein Mal nach England zu schreiben und vom König eine förmliche Erklärung wegen der Vermählung meiner Tochter zu verlangen. Sie sagen ihr, daß, im Falle die Antwort, welche sie erhalten wird, nicht nach meinen Wünschen ausfällt, ich darauf bestehe, diese mit dem Herzoge von Weißenfels oder dem Markgrafen von Schwedt zu vermählen; daß ich ihr die Wahl zwischen beiden Parthien überlassen werde, sie mir aber ihr Ehrenwort darauf

geben müſſe, ſich meinem Willen nicht länger zu widerſetzen, und daß, wenn ſie fortfahre mich durch ihre Kinder zu ärgern, ich für immer mit ihr brechen und ſie und ihre unwürdige Tochter, die ich als die meinige ablengne, nach Oranienburg verbannen würde, wo ſie ihre Hartnäckigkeit beweinen könnte. Thun Sie Ihre Schuldigkeit als treue Diener und geben Sie ſich Mühe, ſie zu beſtimmen, meinem Willen zu folgen, was ich Ihnen hoch anrechnen werde. Im Falle des Gegentheils jedoch werde ich die Folgen Ihres Benehmens auf Sie und Ihre Familien kommen laſſen. Ich bin Ihr wohlaffectionirter König

Wilhelm.«

Sie begaben ſich ſogleich zur Königin. Dieſe erwartete ſich nichts weniger als dieſen Beſuch. Ich war bei ihr, als man ihr meldete, daß dieſe drei Herren ſie im Auftrage des Königs zu ſprechen wünſchten. Ich ſagte ihr im Voraus, wie ich ahnete, daß das mich betreffe. Sie zuckte die Achſeln und ſagte mir: »Gleichviel, man muß feſt ſein, und ich bin deshalb nicht in Verlegenheit.« Zu gleicher Zeit ging ſie in das Audienzzimmer, wo jene Herren ſich befanden. Der Graf Fink theilte ihr ihren Auftrag mit und übergab ihr des Königs Brief. Nachdem ſie ihn geleſen hatte, nahm Grumbkow das Wort und wollte ihr in einer großen politiſchen Rede zeigen, daß des Königs Intereſſe und Ehre forderten, daß ſie ſich ſeinen Wünſchen füge, falls die Antwort des Königs von England den ihrigen nicht entſpreche, und hoffte, wie Satanas als er den Heiland verſuchen wollte, ſie durch Anführung bibliſcher, dem Gegenſtande, um den ſich's handelte, analoger bibliſcher Stellen zu überführen. Alsdann ſtellte er ihr vor, daß die Väter mehr

Rechte an ihre Kinder hätten als die Mutter, und daß, wenn die Eltern unter sich nicht einig, die Kinder vorzugsweise dem Vater gehorchen müßten; daß die Eltern sie zwingen könnten, sich auch wider ihren eigenen Willen zu verheirathen, und daß endlich die Königin das ganze Unrecht auf ihrer Seite haben würde, wenn sie diesen Gründen nicht nachgäbe. Dieses Letztere leugnete die Königin, indem sie ihm das Beispiel Bethuels entgegenstellte, der auf den Heirathsantrag, den Abrahams Diener ihm für seinen Herrn, den Isaak, brachte, antwortete: Laßt meine Tochter holen und befragt sie um ihre Meinung. »Ich kenne sehr wohl die Unterwerfung, welche Frauen gegen ihre Männer haben müssen,« setzte sie hinzu, »aber diese müssen auch gerechte und vernünftige Dinge von ihnen fordern. Das Verfahren des Königs verträgt sich damit nicht. Er verlangt, der Neigung meiner Tochter Gewalt anzuthun und sie auf ihre ganze übrige Lebenszeit unglücklich zu machen, indem er ihr einen ausschweifenden groben Menschen, der der Jüngere seiner Familie und blos General des Königs von Polen, ohne Land und ohne Mittel, seine Stellung und seinen Rang aufrecht zu erhalten, ist, zum Manne giebt. Welches Glück kann eine solche Verbindung dem Staate gewähren? Keines! Im Gegentheile wird sich der König genöthigt sehen, immerfort diesen Schwiegersohn, der ihm stets zur Last fallen wird, zu erhalten. Ich werde nach dem Befehle des Königs nach England schreiben, aber wenn auch die Antwort von dorther nicht günstig ausfallen sollte, so werde ich nie meine Einwilligung zu einer Heirath geben, wie Sie mir sie vorschlagen, und tausend Mal lieber wollte ich meine Tochter im Grabe als unglücklich sehen.« Hier hielt sie plötzlich inne und sagte dann, daß sie sich unwohl

fühle, hinzufügend, daß man in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befinde, mehr Rückſichten für ſie haben ſollte. »Doch klage ich deshalb den König nicht an,« fuhr ſie fort, indem ſie auf Grumbkow blickte; »ich weiß, wem ich ſeine ſchlechte Behandlung zu danken habe.« Mit dieſen letzten Worten entfernte ſie ſich und warf noch einen Blick auf ihn, der ihm genugſam zeigte, wie erbittert ſie gegen ihn ſei. Sie kam ſehr aufgeregt in ihr Zimmer zurück. Sobald wir allein waren, erzählte ſie mir dieſe ganze Unterredung und zeigte mir den Brief des Königs. Die Ausdrücke darin waren ſo ſtark und hart, daß ich ihn mit Stillſchweigen übergehen will. Wir vergoſſen Ströme von Thränen, als wir ihn wieder laſen. Sie fühlte wohl ſelbſt, daß ſie in England ſehr wenig ausrichten werde, aber doch wenigſtens bis zur Rückkehr der Antwort, die ſie von dort erhalten mußte, Zeit gewönne. Sie beſchloß jedoch Alles anzuwenden, um eine günſtige zu erlangen. Daher trug ſie mir auf, an meinen Bruder zu ſchreiben, ihm alles Vorgefallene zu melden und ihm den Inhalt zu einem zweiten Briefe mitzutheilen, den er an die Königin von England ſchreiben ſollte. Folgendes ſetzte ich alſo ganz gegen meinen Willen dafür auf:

„Gnädigſte Schweſter und Tante!

Ob ich gleich bereits die Ehre gehabt habe, Eurer Maj. zu ſchreiben und Ihnen die traurige Lage zu ſchildern, in welcher ich und meine Schweſter ſich befinden, ſo hat mich doch die wenig günſtige Antwort, welche Sie mir darauf ertheilten, nicht entmuthigt. Ich kann mir es nicht denken, daß eine Fürſtin, deren Tugenden und Verdienſte allgemein bewundert werden, durch Verweigern der Genehmigung zu der

Vermählung meiner Schweſter mit dem Prinzen von Wales, die doch durch den Hannöverſchen Traktat ſo beſtimmt feſtgeſetzt worden, eine Schweſter, die ihr zärtlich ergeben iſt, ohne Beiſtand laſſen könne. Ich habe Eurer Maj. ſchon mein Ehrenwort gegeben, nie jemand Andern als die Prinzeſſin Amalie, Eurer Maj. Tochter, zu heirathen, und wiederhole dieſes Verſprechen hiermit, wenn Sie Ihre Einwilligung zu der Verbindung meiner Schweſter geben. Wir ſind Alle in der ſchrecklichſten Lage von der Welt, und Alles würde verloren ſein, wenn Eure Maj. noch zögerten, uns eine vortheilhafte Antwort zu ertheilen. Ich würde mich aber dann auch von allen Verſprechungen entbunden erachten, welche ich Ihnen eben gemacht, und genöthigt ſein, dem Willen des Königs, meines Vaters, zu folgen, und die Parthie anzunehmen, welche er mir vorſchlagen wird. Ich bin jedoch überzeugt, daß ich von dieſer Seite nichts zu befürchten habe, und daß Eure Maj. reiflich über das nachdenken wird, was ich die Ehre habe mitzutheilen, der ich verharre ꝛc.«

Mein Brüder trug kein Bedenken, dieſen Brief abzuſchreiben. Die Königin ſchrieb deren zwei, von denen der eine dem Könige gezeigt wurde, der andere aber eine genaue Beſchreibung von dem Vorgefallenen und die Angabe der ſtärkſten Gründe enthielt, welche den engliſchen Hof beſtimmen könnten, ſich den Wünſchen des Königs zu fügen. Alle dieſe Briefe gingen durch einen Courier ab, da es der König ſo beſtimmt hatte, um die Antwort ſchneller zu erhalten. Er hatte ſogar ausgerechnet daß bei ungünſtigem Winde dieſer in drei Wochen wieder zurück ſein könnte. Schon waren zehn Tage davon vorüber und die Beſorgniſſe der Königin mehrten ſich nach Maaßgabe wie die Zeit

verſtrich. Da Niemand etwas Gutes von den engliſchen Entſchließungen erwartete und man ihr von allen Seiten bemerklich machte, daß der König zum Aeußerſten ſchreiten würde, wenn ſie zu lange zögere, ſo prüfte ſie ſorgfältig, was zu thun wäre, um jedes unſelige Ereigniß abzuwenden. Die Gräfin von Fink, Fräulein von Sonsfeld und ich brachten einen ganzen Nachmittag in ihrem Cabinet zu, um Auswege zu ſuchen. Endlich beſchloſſen wir einſtimmig, daß ſie ſich krank ſtellen müſſe. Aber woher das Mittel, dies dem Könige glauben zu machen? Erfuhr die boshafte Ramen dieſe Liſt, ſo wurden die Sachen nur eher ſchlimmer als beſſer. Wir wagten es nicht, der Königin den ganzen Abſcheu zu erkennen zu geben, den wir vor dieſer Frau hatten, denn ſie war ſo von ihr eingenommen, daß ſie im Stande geweſen wäre, es ihr wiederzuſagen. Und doch gab es keinen andern Weg einzuſchlagen, als dieſen. Es war nicht wahrſcheinlich, daß man die kranke und ſchwangere Königin beunruhigen werde, und mindeſtens würde man die Rückkehr des Couriers abwarten. Wir hielten uns alſo an dieſen Rath, ließen ihr aber offen zu wiſſen thun, daß, wenn ſie nicht Alles geheim halte, auch Alles nur dazu dienen würde, unſere Lage noch ſchlimmer zu machen. Die Gräfin von Fink ſtellte ihr ſogar vor, daß ſie Verräther unter ihren Dienſtleuten habe, die dem Könige und Seckendorf Alles hinterbrächten, daß ſie ſelbſt davon unterrichtet ſei, daß man in des Letzteren Hauſe Unterhaltungen gewußt habe, welche ſie und die Königin insgeheim gehabt und die nur durch Perſonen, die an den Thüren gehorcht, hätten weiter verbreitet werden können. Sie lobte, ohne daß es auffiel, mehrere von den Dienſtleuten dieſer Fürſtin, redete aber durchaus nicht von der Ramen und fügte noch

hinzu: »Wer Eurer Majestät am zugethansten scheint, ist vielleicht gerade die, welche Sie verräth.« Aus der Unruhe der Königin sahen wir wohl, daß sie sehr wohl begriffen habe, was man ihr sagen wollte, aber sie ließ es sich nicht merken und versprach uns unverbrüchliches Stillschweigen. Wir verschoben es bis zum nächsten Abende, die Comödie aufzuführen. Die Königin fing damit an, sich am Morgen zu beklagen und um mehr Aufsehen zu erregen, in Ohnmacht zu fallen. Des Abends richteten wir unsere Handlungen und Mienen so vortrefflich ein, daß Jedermann dadurch getäuscht wurde, selbst die Ramen. Die Königin blieb den folgenden Tag im Bette und that alles Mögliche, um Glauben zu erregen, daß sie sehr krank sei. Auf ihren Befehl benachrichtigte ich meinen Bruder von dem was vorging, um aller Besorgniß zuvorzukommen, welche er wegen dieser erdichteten Krankheit haben konnte. Mein Geist war aber nichts weniger als ruhig. Trotz der Abneigung, die ich gegen den Prinzen von Wales hatte, sah ich doch ein, daß unter drei Uebeln, womit man mich bedrohete, er ohnstreitig bei weitem das kleinste war, und so sah ich mich durch meinen bösen Stern gezwungen, das zu wünschen, was ich zu jeder andern Zeit würde gefürchtet haben. Die Königin stand gegen Abend auf und speiste mit uns in ihrer Schlafkammer, der Arzt aber ließ ihr diese Gewalt sich anthun, weil man ihn selbst dazu angetrieben hatte. Dieser Mann war ganz im Interesse der Königin. Mochte aber nun die Ramen die List entdeckt, oder die Königin sie ihr vertraut haben, die Krisis begann. Eine neue, aus denselben Personen, die zuerst mit ihr gesprochen hatten, bestehende Gesandtschaft wurde an sie von Seiten des Königs am 25. Januar, einem Tage, den ich nie vergessen werde, abge-

ſchickt. Der Auftrag, den die Herren auszurichten hatten, war viel ſtärker als der vorhergehende, und der Brief des Königs, der ihn begleitete, ſo furchtbar, daß dagegen der, den ſie früher erhalten, ſanft zu ſein ſchien.

»Der König,« ſagten ſie ihr, »will durchaus nicht mehr von einer Verbindung mit England ſprechen hören. Jede Antwort, die von dorther kommen könnte, iſt ihm vollkommen gleichgiltig, und würde nichts an dem Vorhaben ändern, das er gefaßt, die Prinzeſſin, ſeine Tochter, mit dem Herzog von Weißenfels oder dem Markgrafen von Schwedt zu vermählen. Er verlangt, daß man ihm unbedingt gehorche und würde ſelbſt ſeinen Zorn Eurer Majeſtät fühlen laſſen, wenn er Widerſtand gegen ſeinen Willen fände. Er erklärt Ihnen, daß er ſich von Ihnen trennen, Sie auf Ihren Wittwenſitz verweiſen, die Prinzeſſin in eine Feſtung einſperren und den Kronprinzen enterben würde. Nach reiflichem Nachdenken habe er gefunden, daß der Ungehorſam ſeiner Familie ein gefährliches Beiſpiel für ſeine Unterthanen gebe, weil, ſtatt ſie durch ihr Beiſpiel zur Unterwürfigkeit anzufeuern, ſie das Gegentheil thue. Er iſt daher darauf vorbereitet, einen Akt der Gerechtigkeit in ſeinem Hauſe auszuüben, um die unſeligen Folgen zu verhüten, welche Ihr Mangel an Reſpect nach ſich ziehen könnte.« Die Königin antwortete nur in wenigen Worten darauf: »Sie können dem Könige in Antwort vermelden, daß er mich nie dahin bringen wird, in das Unglück meiner Tochter zu willigen, und daß, ſo lange ich einen Athem in mir habe, ich es nicht dulden werde, daß ſie die eine oder die andere der vorgeſchlagenen Parthien eingehe.« Sie wollten darauf erwidern, die Königin bat ſie aber, ſie in Ruhe zu laſſen, weil ſie keinen andern Entſchluß

aus ihr bringen würden. Am folgenden Tage legte sie sich wieder zu Bette und spielte die Kranke.

Endlich kam die Antwort aus England an. Es war immer das alte Lied. Die Königin, meine Tante schrieb, daß der König, ihr Gemahl, sehr geneigt sei, mich mit seinem Sohne zu verbinden, wenn die Vermählung meines Bruders mit seiner Tochter zugleich geschehe. Der Brief, der an meinen Bruder adressirt war, enthielt nichts als bloße Complimente. Die Königin, meine Mutter, war durch dieses Benehmen sehr verletzt und theilte mir diese schönen Nachrichten sogleich mit. Der Kummer, den sie darüber empfand, ließ mich Alles für ihre Gesundheit fürchten. Sie konnte es aber doch nicht vermeiden, den Brief, den sie eben bekommen, an den König zu senden. Sie fügte ihm einen von ihrer Hand bei, der in den rührendsten Ausdrücken abgefaßt war. Der König wurde sogleich von der Ramen von dem Inhalte dieser Briefe in Kenntniß gesetzt und sendete sie der Königin zurück, ohne sie gelesen zu haben. Eversmann überbrachte sie. Er kam desselben Abends zu der Königin und erzählte ihr, daß der König im heftigsten Zorne gegen sie und mich sei, daß er mehrmals geschworen habe, er werde alles nur erdenkliche Aeußerste anwenden, um uns zur Vernunft zu bringen, wenn wir uns nicht gutwillig seinem Willen fügten; daß er in der gräßlichsten Laune sei, welche er aller Welt fühlen lasse, und besonders meinem Bruder, den er auf die barbarischste Art von der Welt behandelt habe, indem er ihn ganz blutig geschlagen und bei den Haaren im ganzen Zimmer herumgezogen habe. Ich war bei dieser Erzählung nicht zugegen. Nachdem dieser Elende sich an dem tödtlichen Kummer, den sein Bericht der Königin verursachte, genug geweidet, suchte

er mich auf. »Wie lange,« sagte er zu mir, »wollen Sie denn noch die Uneinigkeit in der Familie unterhalten und sich den Zorn Ihres Vaters zuziehen? Ich rathe Ihnen als Freund, sich seinem Willen zu unterwerfen, außerdem haben Sie sich nur auf die furchtbarsten Scenen gefaßt zu machen. Es ist keine Zeit zu verlieren. Geben Sie mir einen Brief an den König, und setzen Sie sich über alles Geschrei der Königin weg. Ich sage Ihnen das nicht von mir selbst, sondern auf Befehl.« Man stelle sich an meinen Platz und urtheile darnach, was in meinem Herzen vorging, da ich mich von diesem gemeinen Manne so unwürdig behandeln sah. Tausendmal stand ich im Begriffe, ihm zu antworten, wie er es verdiente, aber ich sah voraus, daß ich die Sachen nur verschlimmern würde. Ich begnügte mich daher, ihm sehr kalt zu sagen, daß ich das gute Herz des Königs zu sehr kenne, um zu glauben, daß er mich unglücklich machen wolle; daß ich in Verzweiflung sei, seine Ungnade mir zugezogen zu haben, und bereit, alle nur denkbare Unterwürfigkeit zu zeigen, um sein Wohlwollen wieder zu gewinnen, da ich es nie an dem Respect und der Zärtlichkeit hätte fehlen lassen, die eine Tochter ihrem Vater schuldig sei. Ich wendete ihm, als ich diese letzten Worte gesprochen hatte, den Rücken und setzte mich sehr bewegt in einen Winkel des Zimmers. Aber der Auftritt war noch nicht zu Ende; er wandte sich nun an Fräulein von Sonsfeld. »Der König,« sagte er zu dieser, »läßt Ihnen befehlen, der Prinzessin zuzureden, den Herzog von Weißenfels zu heirathen. Er läßt Ihnen sagen, daß, wenn sie das nicht thue, er es ihr freistelle, den Markgrafen von Schwedt zu nehmen; daß wenn Sie glauben, den Befehlen der Königin mehr gehorchen zu müssen, als den seinen, er Ihnen zu zeigen wissen werde, daß er Ihr

Herr sei, und Sie nach Spandau bei Wasser und Brot schicken könne. Das ist noch nicht Alles. Auch Ihre Familie wird die Geißel seines Zornes treffen, er wird sie unglücklich machen, statt daß er sie mit Gnaden überhäufen würde, wenn Sie Ihrer Pflicht gemäß handelten.«

»Der König,« antwortete ihm diese Dame, »hat mich mit der Erziehung der Prinzessin beauftragt. Ich habe diese Anstellung nur mit tausend Thränen und einzig aus Gehorsam für die Befehle des Königs übernommen. Es geziemt mir nicht, der Prinzessin guten Rath zu geben oder mich in ihre Vermählung zu mischen; ich werde ihr weder für noch gegen eine der beiden Parthien zureden, welche der König ihr vorgeschlagen hat. Ich werde den Himmel anrufen, daß er ihr das eingebe, was das Heilsamste sein wird. Außerdem unterwerfe ich mich Allem, was dem Könige in Bezug auf mich und meine Familie gefällig ist.« — »Alles das ist gut und schön,« entgegnete Eversmann, »aber Sie werden sehen, was geschieht, und was Sie Alle mit Ihrer Hartnäckigkeit gewinnen werden. Der König hat gewaltsame Maßregeln genommen. Er bewilligt der Prinzessin nur drei Tage, um sich zu entscheiden. Wenn sie nach dieser Frist nicht nachgiebt, wird er sie nach Wusterhausen bringen lassen, wo die beiden fraglichen Prinzen sich befinden werden. Da wird er das Mädchen zwingen, einen davon zu wählen, und wenn sie es nicht im Guten thut, wird man sie mit dem Herzog von Weißenfels einsperren, wo sie dann sich noch glücklich schätzen wird, ihn heirathen zu können.«

Frau von Kamken, welche gegenwärtig war und bis dahin stillgeschwiegen hatte, konnte sich nun nicht länger halten. Sie schalt ihn tüchtig aus und warf ihm vor, daß er lüge, und

was er eben gesagt erdichtet habe. Ihr Eifer trieb sie sogar so weit, den König zu hofmeistern. Jener behauptete dagegen mit höhnischem Tone, daß die Folgen das beweisen würden, was er gesagt habe. »Aber,« rief Frau von Kamken, »giebt es denn in der Welt keine andere angemessene Parthie für die Prinzessin, als die beiden, die man ihr vorschlägt?« — »Wenn die Königin,« antwortete er ihr, »eine bessere finden kann, mit Ausschluß des Prinzen von Wales, so wird sich vielleicht der König mit ihr darüber verständigen, ob er sich gleich den Herzog leidenschaftlich zum Schwiegersohne wünscht.«

Die Königin, welche uns Alle rufen ließ, machte dieser unhöflichen Unterredung ein Ende. Die Gräfin von Fink saß am Kopfende ihres Bettes und suchte sie zu beruhigen. Sie bemerkte sogleich aus unsern Gesichtszügen, daß wir etwas gehabt hätten. Wir erzählten ihr die ganze Unterhaltung, die wir eben geführt, und sie theilte uns die mit, welche sie gehabt. Lange beriethen wir uns mit einander über das, was unter so kritischen Umständen zu thun sei. Frau von Kamken gab einen Rath, der befolgt ward. Sie rieth der Königin, morgenden Tages den Marschall von Bork kommen zu lassen, einen Mann von außerordentlicher Redlichkeit und Geradheit, und ihn in der Lage, in welcher sie sich befinde, um seine Ansicht zu ersuchen. Dieser Rath wurde befolgt. Die Königin setzte dem Marschall Alles auseinander, was Tags zuvor geschehen, hinzufügend: »ich bitte nun um Ihre Meinung, als die eines Freundes; sprechen Sie mit mir ohne Umschweife und nach Ihrer Ueberzeugung.« — »Ich bin in Verzweiflung,« antwortete ihr der Marschall, »die Uneinigkeit zu sehen, welche in der Königlichen Familie herrscht, so wie die schrecklichen Leiden, welche Ew. Majestät duldet. Nur

der König von England könnte allem dem ein Ende machen; da jedoch seine Antworten stets ausweichend sind, so sehe ich wohl, daß man von dieser Seite sich nicht mehr schmeicheln darf. Was Everesmann Ihnen gestern von den Gewaltthätigkeiten gesagt hat, welche der König gegen die Prinzessin beabsichtigt, so scheint mir dies nicht ganz grundlos zu sein. Ich habe gestern Abend erfahren, daß der Markgraf von Schwedt sich hier incognito befindet, und einer meiner Bedienten hat ihn gesehen. Die Neugierde hat mich getrieben, mich unter der Hand zu erkundigen, ob es wahr sei. Man hat mir berichtet, daß er schon seit drei Tagen hier in der Stadt ist und in einem kleinen Hause der Neustadt wohnt, von wo er nur des Abends in der Dämmerung ausgeht, um unerkannt zu bleiben. Ich habe heute Briefe aus Dresden erhalten, die ich Ew. Majestät zeigen kann, worin man mir schreibt, daß der Herzog von Weißenfels heimlich dort abgereist sei, um sich in eine kleine Stadt einige Meilen von Wusterhausen zu begeben. Euer Majestät kennt die Art des Königs: wenn man ihn bis auf einen gewissen Punkt gereizt hat, ist er seiner nicht mehr mächtig und seine Hitze reißt ihn zu sehr nachtheiligen Excessen fort. Diese sind jetzt um so mehr zu fürchten, da er stets von übelwollenden Menschen umlagert ist, man ihm also keine Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen. Weit entfernt daher, ihn durch Verweigerung zu erbittern, muß man Zeit zu gewinnen und den ersten Gewaltthätigkeiten auszuweichen suchen, indem man eine dritte Parthie für die Prinzessin wählt. Ew. Majestät wagen nichts, wenn Sie dies thun. Seckendorf und Grumbkow sind zu sehr für den Herzog von Weißenfels eingenommen, um zuzugeben, daß die Prinzessin jemand Anderen heirathe. Grumbkow hat seine beson-

deren Absichten, er will den Fürsten von Anhalt gänzlich aus dem Sattel heben und den Herzog an dessen Stelle setzen. Der König wird sich durch diese Nachgiebigkeit besänftigen lassen und Ihnen Zeit verstatten, noch einen Versuch in England zu machen.« Die Königin schien mit diesem Rathe zufrieden, und nachdem sie eine Zeit lang über die Parthie, die man dem Könige vorschlagen könne, sich besprochen, fiel die Wahl auf den Erbprinzen von Brandenburg-Culmbach. Der Marschall nahm es über sich, dem Könige von dieser Veränderung unter der Hand Nachricht zukommen zu lassen. »In jedem Falle,« sagte er der Königin, »und wenn alle diese Maaßregeln zu nichts dienen, wird Ew. Majestät wenigstens die Beruhigung haben, die Prinzessin Tochter gut untergebracht zu sehen. Man spricht viel Gutes von dem Prinzen von Baireuth, er steht in einem Alter, das dem der Prinzessin angemessen ist, und wird nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines schönen Landes.« Die Königin billigte diese Ansichten des Marschalls sehr und stimmte ganz damit überein.

Nach zwei Tagen kam der König in Berlin an. Er ging sogleich zur Königin. In seinen Augen malten sich Zorn und Wuth. Ich war nicht dabei zugegen. Die Königin lag, noch immer die Kranke spielend, im Bett. Die Wuth und Heftigkeit des Königs waren grenzenlos. Er sagte ihr alles Beleidigende und Anzügliche, was ihm nur in den Sinn kam. Sie ließ diese erste Aufregung vorüber, und wollte ihn erweichen, indem sie ihm die zärtlichsten und rührendsten Dinge sagte. Alles das besänftigte ihn nicht. »Wähle,« sagte er ihr, »zwischen den beiden Parthien, die ich Dir habe vorschlagen lassen, und wenn Du mir ein Vergnügen machen willst, so bestimme Dich

für den Herzog.« — »Davor behüte mich Gott!« rief die Königin. »Nun denn,« fuhr er fort, »an Deiner Einwilligung ist nicht viel gelegen; so will ich zu der Markgräfin Philippine gehen (der Mutter des Markgrafen von Schwedt), um die Heirath Deiner nichtswürdigen Tochter in Ordnung zu bringen und mit ihr Anstalten zur Hochzeit zu treffen.«

Damit verließ er das Zimmer der Königin und begab sich zu der Markgräfin. Nach den ersten Complimenten theilte er ihr den Gegenstand seines Besuchs mit und sagte ihr, daß sie dem Prinzen, ihrem Sohne, seinerseits zusichern könne, daß trotz aller Widersetzlichkeit der Königin er ihn zum Herrn meiner Person machen werde. Er trug auch dieser Prinzessin die Besorgung der Ausrichtung der Hochzeit auf, die in acht Tagen stattfinden sollte. Die Markgräfin hatte beim Beginn des Gesprächs mit dem Könige außerordentliche Freude empfunden, aber das Ende desselben änderte diese Ansicht. »Ich erkenne nach Verdienst die Gnade, die Ew. Majestät meinem Sohn durch die Wahl als Ihren Schwiegersohn gewährt, ich fühle ganz den Werth des Glückes, das Sie ihm bestimmen, und die Vortheile, die daraus für ihn und mich fließen würden. Diesen Sohn liebe ich mehr als mein Leben, und ich wüßte nicht, was ich nicht thun würde, um ihn glücklich zu sehen, aber Sire, in Verzweiflung wäre ich, wenn es gegen den Willen der Königin und der Prinzessin geschähe. Ich kann meine Einwilligung in diese Verbindung nicht geben, welche Letzere wegen der Abneigung, die sie gegen ihn zeigt, unglücklich machen würde, und wenn mein Sohn so schlecht wäre, sich wider ihren Willen mit ihr vermählen zu wollen, so würde ich die Erste sein, die sein Benehmen tadelte und ihn nicht mehr für einen rechtlichen Mann hielte.«

— »Wollten Sie denn da lieber,« entgegnete der König, »daß sie den Herzog von Weißenfels heirathe?« — »Mag sie heirathen, wen sie will, wenn nur weder mein Sohn noch ich das Werkzeug zu ihrem Unglücke sind.«

Da der König die Festigkeit dieser Fürstin nicht beugen konnte, so ging er wieder. Noch an demselben Abende wurde ich durch ein Billet der Markgräfin, das sie mir heimlich zugehen ließ, und worin sie mich bat, der Königin Alles mitzutheilen, davon unterrichtet. Ich war voll Bewunderung und Dank über ein so großmüthiges Benehmen. Diese Gefühle drückte ich ihr in der Antwort auf dieses Billet aus, und werde nie die Verbindlichkeit, die ich ihr dafür schulde, vergessen. Die steten Aufregungen meines Geistes wirkten jedoch auf meinen Körper zurück. Ich magerte sichtlich ab. Man hat früher gesehen, daß ich sehr voll war, jetzt ward ich so dünn, daß meine Taille nur eine halbe Elle im Umfange betrug. Ich war noch nicht wieder vor dem Könige erschienen, da die Königin mich nicht dem aussetzen wollte, wie mein Bruder behandelt zu werden. Dieser war in der äußersten Verzweiflung. Seine Leiden waren mir empfindlicher als die meinen, und gern hätte ich mich selbst geopfert, um ihn davon zu befreien. Ich ging alle Nachmittage zur Königin, in den Stunden, wo der König anderwärts beschäftigt war. Sie hatte in ihrem Zimmer ein Labyrinth einrichten lassen, das blos aus Schirmen bestand, die so gestellt waren, daß ich den König vermeiden konnte, im Fall er zufällig ohne gesehen zu werden, eingetreten wäre. Die boshafte Ramen, die gleich dem Teufel nie ruhete, wollte sich einen Spaß auf meine Unkosten machen und brachte dieses Asyl in Unordnung, ohne daß ich Acht darauf hatte. Der König überraschte

uns, ich wollte mich retten, fand mich aber unglücklicherweise zwischen diesen verwünschten Schirmen, von denen einige umfielen, so in Verlegenheit, daß ich nicht fort konnte. Sobald mich der König gesehen hatte, war er hinter mir drein und suchte mich zu fassen, um mich zu schlagen. Da ich ihm nicht mehr ausweichen konnte, versteckte ich mich hinter meine Gouvernante. Der König stieß diese rechts und links, so daß sie zurücktreten mußte, als er sie aber endlich zwischen das Kamin geklemmt hatte, mußte sie stehen bleiben. Ich befand mich noch immer hinter Fräulein von Sonsfeld und mithin zwischen dem Feuer und den Schlägen. Nun legte er den Kopf auf die Schulter von dieser, überhäufte mich mit Schimpfreden und suchte mich bei den Haaren zu erwischen. Ich kauerte halb gebraten am Boden. Dieser Auftritt hätte ein tragisches Ende genommen, wenn er noch länger gedauert, denn meine Kleider fingen schon an zu brennen. Der König machte ihm endlich, von Schreien und Treiben ermüdet, ein Ende und ging. Fräulein von Sonsfeld zeigte, ob sie gleich erschrocken war, ihre Festigkeit bei dieser Gelegenheit; sie blieb die ganze Zeit vor mir wie ein Pfahl stehen, und sah den König steif an. Dieser war den folgenden Tag wüthender, als er noch jemals gewesen. Die arme Königin ward behandelt wie eine Mohrin von einem Türken; er drohete ihr, mir und meinem Bruder in ihrer Gegenwart die Knochen zu brechen und mich auf der Stelle nach Spandau zu schicken. Sie hatte es noch aufgeschoben, mit ihm von dem Prinzen von Baireuth zu sprechen, in der Hoffnung, ihn besänftigen zu können, da sie aber sah, daß der Zorn dieses Fürsten auf den höchsten Grad gestiegen war, so zögerte sie nicht länger, den Rath des Marschall von Bork zu befolgen. »Laß uns

Beide recht vernünftig mit einander sprechen,« sagte sie zu ihm; »ich willige darein, daß Du die Verbindung meiner Tochter mit dem Prinzen von Wales abbrichst, weil Du sagst, Deine Ruhe hänge davon ab, sprich mir dagegen aber auch nie wieder von den verhaßten Parthien, die Du sie machen lassen willst. Suche ein angemessenes Unterkommen für sie und einen Mann, mit dem sie glücklich leben kann. Weit entfernt, mich dann Deinem Willen entgegenzustellen, werde ich die Erste sein, dafür zu wirken.« Der König antwortete erst gar nicht, nachdem er aber eine Zeit lang nachgedacht hatte, antwortete er: »Dein Ausweg ist nicht schlecht; aber ich kenne keine für meine Tochter sich besser passende Parthie als die, welche ich Dir genannt habe. Kannst Du mir eine andere vorschlagen, so laß ich mir's gefallen.« Die Königin nannte ihm nun den Erbprinzen von Baireuth. »Recht gut,« sagte der König, »aber es ist nur eine kleine Schwierigkeit dabei, die ich Dir mittheilen will, nämlich, daß ich ihr weder Mitgift noch Ausstattung geben, und bei ihrer Hochzeit nicht zugegen sein werde, weil sie Deinen Willen dem meinen vorzieht. Verheirathete sie sich nach meinen Wünschen, so hätte ich sie vor meinen andern Kindern bevorzugt, sie mag also wählen, welchem von uns Beiden sie gehorchen will.« — »Du bringst mich zur Verzweiflung,« rief die Königin; »ich thue Alles auf der Welt, um Dich zu befriedigen, und Du bist nicht zufrieden, willst mir den Tod geben und mich in's Grab stürzen. Nun denn! meine Tochter mag Deinen Herzog von Weißenfels heirathen, ohne daß ich mich dagegen setze, aber meinen Fluch gebe ich ihr, wenn sie ihn bei meinen Lebzeiten nimmt.« — »Wohlan, Madame, Sie sollen zufriedengestellt werden,« erwiderte der König. »Ich werde morgen an den

Markgrafen von Baireuth über dieſe Angelegenheit ſchreiben, und Sie den Brief leſen laſſen. Sie können auch mit Ihrer ungerathenen Tochter davon ſprechen, ich laſſe ihr Zeit, bis morgen über die Parthei, die ſie ergreifen will, ſich zu entſchließen.« Sobald der König fort war, ließ mich die Königin holen. Sie umarmte mich mit Freudenausbrüchen, die ich nicht begriff. »Alles geht nach Wunſche,« ſagte ſie zu mir; »liebe Tochter, es iſt nicht mehr weder von dem dicken Adolph, noch von dem Markgrafen von Schwedt die Rede. Du wirſt den Prinzen von Baireuth erhalten, und das aus meiner Hand.« Zugleich erzählte ſie mir die ganze Unterredung, die ſie ſoeben mit dem Könige gehabt hatte. Der Schluß war mir ganz und gar nicht angenehm; ich blieb völlig beſtürzt, und wußte nicht, was ich ihr antworten ſollte. »Nun? biſt Du denn nicht mit der Mühe, die ich mir für Dich gegeben habe, zufrieden?« Ich antwortete ihr, daß ich alle Gnade, die ſie für mich habe, pflichtgemäß erkenne, ſie aber bitte, mir Zeit zu laſſen, um das, was ich nun thun ſolle, zu bedenken. »Wie?« antwortete ſie, »Zeit? Ich hätte geglaubt, die Sache entſcheide ſich von ſelbſt, und Du würdeſt meinem Willen folgen?« — »Ich würde kein Bedenken tragen es zu thun, wenn der König nicht unüberſteigliche Schwierigkeiten dagegen aufſtellte. Ew. Majeſtät wird nicht von mir verlangen, daß ich mich ohne Einwilligung des Königs und die nothwendigen Förmlichkeiten vermähle. Was würde das dem Publikum für eine Idee beibringen, und was würde man von mir denken, wenn ich auf eine ſo unwürdige Art, wie der König es vorhat, aus dem väterlichen Hauſe träte! Unter dieſen Umſtänden kann ich nichts Anderes thun, als dem Könige antworten, daß ich bereit bin, einen der drei fraglichen Prinzen

zu heirathen, vorausgesetzt, daß Ew. Majestät mit ihm sich über die Wahl vereinigen. Eher werde ich mich aber nicht entschließen, als bis die Gesinnungen meines Vaters und meiner Mutter einverstanden sind.« — »Nun so nimm den Groß-Sultan oder den Groß-Mogul,« entgegnete die Königin, »und folge Deinem Eigensinne, ich würde mir nicht so vielen Kummer zugezogen haben, wenn ich Dich besser gekannt hätte. Gehorche den Befehlen des Königs, das hängt von Dir ab, ich werde mir nicht mehr Deinetwegen Mühe geben, und verschone mich gütigst mit der Last Deiner verhaßten Gegenwart, denn ich kann sie nicht mehr ertragen.« Ich wollte ihr antworten, aber sie gebot mir Schweigen und befahl mir, mich zu entfernen. Ich ging in Thränen gebadet. Dann wurde Fräulein von Sonsfeld gerufen. Die Königin beklagte sich bei ihr sehr bitter über mich und befahl ihr mich zu überreden, ihr zu gehorchen. »Ich will durchaus,« sagte sie zu ihr, »daß sie den Prinzen von Baireuth heirathe. Diese Heirath macht mir ebenso viel Vergnügen, als die englische, und ich will mir nicht ein Dementi dabei geben lassen, so daß meine Tochter gewiß sein kann, ich würde ihr nie verzeihen, wenn sie mir Schwierigkeiten darüber macht.« Fräulein von Sonsfeld machte ihr dieselben Vorstellungen wie ich und antwortete ihr beherzt, daß sie sich nie erlauben würde, mir einen Rath deshalb zu geben, wodurch die Königin sehr böse ward. Mein Bruder, der bei dieser ganzen Unterredung zugegen gewesen war, kam zu mir und wollte mich überreden, der Königin zu gehorchen. Seine Geduld war auf's Aeußerste gebracht. Der König fuhr stets fort ihn zu mißhandeln, und er fing an, der Zögerungen Englands überdrüssig zu werden. Ich glaube sogar, daß schon damals

sein Entschluß zu fliehen gereift war. Ohnerachtet der vernünftigen Gründe, die ich ihm für meine Weigerung anführte, wurde er doch zornig und sagte mir sehr harte Dinge, was mich vollends zur Verzweiflung brachte. Alle aber, die ich wegen meines Benehmens befragte, billigten es und ermunterten mich, fest zu bleiben, unter der Versicherung, daß dies das einzige Mittel sei, mich mit dem Könige zu versöhnen, der sich bewegen lassen und leichter den Wünschen der Königin beistimmen würde. Fräulein von Bülow suchte, als sie mich ganz verweint und über das Benehmen meines Bruders außer sich sah, mich zu trösten. Sie versicherte mir sogar, daß sie ein sicheres Mittel besitze, die Königin zu beschwichtigen, daß sie dieser nur Zeit lassen wolle, sich zu beruhigen und die erste Hitze verübergehen zu lassen, und mir dafür stehe, daß, sobald sie mit ihr gesprochen, sie ganz anders denken werde als jetzt. Den andern Morgen früh zeigte der König der Königin den Brief, den er an den Markgrafen von Baireuth geschrieben hatte. Er war sehr höflich abgefaßt. Nachdem ihn die Königin gelesen, wiederholte er dieser mit zornigem Tone Alles, was er ihr Tags zuvor gesagt, das heißt, daß er bei der Hochzeit nicht zugegen sein und mir keine Mitgift geben wolle. Die Königin unterwarf sich Allem, und er ging mit den Worten fort, daß er den Brief absenden werde. Es war dies auch allerdings seine Absicht, Seckendorf und Grumbkow aber, die dabei nicht ihre Rechnung fanden, hinderten ihn daran. Die Königin erfuhr dies an demselben Abende noch insgeheim vom Marschall von Bork. Fräulein von Bülow fand endlich Gelegenheit mit ihr zu sprechen. Sie sagte ihr, daß Herr von Bourguai und Herr von Knyphausen nach reiflicher Ueberlegung endlich

beſchloſſen hätten, daß in Betracht der höchſt gefährlichen Lage, in welcher ſich gegenwärtig die Sachen befänden, man noch einen letzten Verſuch in England machen müſſe, indem man den engliſchen Kaplan, der dieſe Sprache mich lehrte, dahin ſende. Herr von Bourgnai würde ihm für das Miniſterium rührende Briefe über unſre Lage mitgeben, und dieſer Mann, der mich alle Tage ſähe, könnte dieſem ein Bild von meiner Perſon und Charakter entwerfen, ſowie es von dem bejammernswerthen Zuſtande, in den wir verſetzt worden, unterrichten. Die Königin billigte dieſe Maaßregeln ſehr. Sie ſchrieb auf dieſem Wege an die Königin von England, klagte bitter über ihre Langſamkeit und warf ihr den Mangel an Freundſchaft vor, den ſie ihr zeige. Der Kaplan reiſte mit ſeinen Depeſchen und mit Geſchenken der Königin überhäuft ab. Er weinte heiße Thränen, als er von mir Abſchied nahm, und ſagte zu mir, indem er mich auf engliſche Art grüßte, daß er ſeine ganze Nation verleugnen würde, wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht ihre Schuldigkeit thue.

Der König ſchien indeß beſänftigter, benahm ſich ziemlich gut gegen die Königin und erwähnte nichts mehr. Meines Bruders Lage ſowie die meinige waren aber dadurch nicht im mindeſten gebeſſert und ich wagte es noch nicht, mich vor ihm zu zeigen. Mein armer Bruder, der ſich nicht entziehen konnte um deſſen Perſon zu ſein, erduldete täglich Fußſtöße und Stockſchläge. Er war in furchtbarer Verzweiflung, und ich litt mehr als er, ihn ſo behandelt zu ſehen.

Unterdeß beſchloß der König einen Ausflug nach Dresden zu machen, um ſich mit dem Könige von Polen zu beſprechen. Seine Abreiſe war auf den ſechszehnten Februar beſtimmt. Schon hatte ich von meinem Bruder bei der Königin Abſchied genom-

men und wollte, nachdem ich ſie verlaſſen, mich eben zu Bett legen, als ich einen jungen, prachtvoll franzöſiſch gekleideten Mann bei mir eintreten ſah. Da ich nicht wußte, wer es ſei, ſchrie ich laut auf und verbarg mich hinter einem Schirme. Fräulein von Sonsfeld, die eben ſo erſchrocken war als ich, ging ſogleich hinaus, um zu erfahren, wer ſo kühn ſei, zu ſo unpaſſender Stunde einzutreten. Ich ſah ſie aber augenblicklich darauf mit demſelben jungen Manne wiederkommen, in welchem ich nun meinen Bruder erkannte. Dieſe Kleidung änderte ihn ſo, daß er nicht mehr dieſelbe Perſon zu ſein ſchien. Er war in der beſten Laune von der Welt. »Ich komme noch ein Mal Abſchied von Dir zu nehmen, liebe Schweſter,« ſagte er, »und da ich die Freundſchaft kenne, die Du für mich haſt, ſo will ich Dir kein Geheimniß aus meinen Plänen machen. Ich reiſe, um nie wieder zu kommen, denn ich kann die Mißhandlungen, die mir widerfahren, nicht mehr ertragen. Meine Geduld iſt zu Ende. Die Gelegenheit iſt günſtig, um mich von einem verhaßten Joche zu befreien. Ich werde aus Dresden entwiſchen und nach England gehen, und zweifle gar nicht, daß ich Dich mir nachziehe, ſobald ich nur dort angelangt ſein werde. Daher bitte ich Dich, Dich zu beruhigen, wir werden uns bald an Orten wiederſehen, wo die Freude auf Thränen folgt, und wir die Luſt genießen können, uns in Frieden und frei von aller Verfolgung zu erblicken.«

Ich ſtand unbeweglich; als ich aber von meiner erſten Ueberraſchung mich erholt hatte, machte ich ihm die ſtärkſten Vorſtellungen gegen den Schritt, den er thun wollte. Ich ſtellte ihm deſſen Unmöglichkeit und die furchtbaren Folgen davon dar, und da ich ſah, daß er unbeugſam bei ſeinem Entſchluſſe blieb, warf ich mich ihm zu Füßen und benetzte dieſe mit Thränen. Fräulein

von Sonsfeld, welche gegenwärtig war, vereinte ihre Bitten mit den meinen. Wir ließen ihn endlich ſo deutlich einſehen, daß ſein Plan eine Chimäre ſei, daß er mir ſein Ehrenwort gab, ihn nicht auszuführen.

Einige Tage nach der Abreiſe des Königs wurde die Königin gefährlich krank. Ein ſchneller Anfall brachte ſie bis an den Rand des Grabes. Sie litt unendlich und trotz ihrer Feſtigkeit mußte ſie bei ihren Schmerzen laut aufſchreien. Da ihr Uebel nur nach und nach ſo anwuchs, war der König einige Tage zuvor, ehe es auf den höchſten Gipfel geſtiegen, in Potsdam wieder angelangt. Frau von Kamken und Herr Stahl, ſein erſter Leibarzt, hatten ihn von dem Zuſtande der Königin unterrichtet, man that ihm zu wiſſen, daß ſie in Lebensgefahr ſei und Gefahr laufe, eine für ſie und ihr Kind ſehr bedenkliche Operation aushalten zu müſſen, wenn ſie nicht bald beſſer werde. Die Ramen widerſprach mit Seckendorfs Unterſtützung dieſen Berichten und ließ den König verſichern, daß die Königin nicht krank und alles Geziere, das ſie mache, nur ein Spiel ſei. Ich verließ der Königin Krankenlager nicht.

Die Gleichgiltigkeit, die der König ihr zeigte, vermehrte ihre Leiden. Sie wurden endlich ſo heftig, daß man eine Staffette an den König ſendete, um ihn zu beſchwören, nach Berlin zu kommen, wenn er ſie noch am Leben finden wolle. Er begab ſich ſogleich dahin, trotz aller Mühe, die ſich Seckendorf gab, um ihn davon abzuhalten. Er nahm Holtzendorf mit, um völlig überzeugt zu werden, ob die Krankheit auch nicht erdichtet ſei. Sobald er aber nur einen Blick auf die Königin geworfen, verſchwand jeder Verdacht und machte tiefer Betrübniß Raum. Seine Verzweiflung mehrte ſich durch den Bericht ſeines

Chirurgen, er brach in Thränen aus, und sagte Allen, die umher standen, daß er die Königin nicht überleben werde, wenn sie ihm entrissen werden sollte. Die rührenden Gespräche, die sie mit ihm hielt, vollendeten sein Verzweifeln. Er bat sie tausend Mal in Gegenwart aller ihrer Damen um Vergebung wegen des Kummers, den er ihr bereitet, und ließ ihr deutlich sehen, daß sein Herz weniger Antheil dabei gehabt habe, als die elenden Menschen, welche ihn gegen sie erbittert. Die Königin benutzte diesen Augenblick, um ihn zu bitten, freundlicher gegen meinen Bruder und mich zu verfahren. »Vertrage Dich mit diesen beiden Kindern wieder,« sagte sie, »und laß mir sterbend den Trost, daß ich den Frieden in der Familie wiederhergestellt.« Er ließ mich rufen. Ich warf mich ihm zu Füßen und sagte ihm Alles, was ich am geeignetsten glaubte, um ihn zu rühren und zu meinem Besten zu bewegen. Mein Schluchzen raubte mir die Sprache und alle Umstehenden vergossen heiße Thränen. Endlich hob er mich auf, umarmte mich, und schien selbst von meinem Zustande gerührt. Darauf kam mein Bruder. Diesem sagte er ganz einfach, daß er ihm in Betracht seiner Mutter alles Vergangene verzeihe; er solle sein Benehmen ändern und sich künftig nach seinem Willen richten, wo er dann auf seine väterliche Liebe rechnen könne. Dieses in der Familie wiederhergestellte Einverständniß wirkte so heilsam auf die Königin zurück, daß sie sich nach drei Tagen außer Gefahr befand. Da der König nun deshalb nicht mehr in Sorgen war, so begann sein alter Haß gegen mich und meinen Bruder wieder; weil er aber doch für die noch schwankende Gesundheit seiner Gemahlin fürchtete, so machte er uns in deren Gegenwart ein freundliches Gesicht, um uns, sobald wir außerhalb deren Zimmer waren, desto mehr zu mißhandeln.

Selbſt mein Bruder begann wieder die gewohnten Liebkoſungen mit Fußſtößen und Stockſchlägen zu erhalten. Wir verbargen unſre Leiden der Königin. Mein Bruder wurde immer ungeduldiger und ſagte mir alle Tage, daß er entſchloſſen ſei zu entfliehen, und nur eine Gelegenheit dazu abwarte. Sein Geiſt war ſo erbittert, daß er meine Ermahnungen nicht mehr mit anhörte und ſelbſt oft gegen mich auffuhr. Eines Tages, als ich alle meine Kräfte aufbot, um ihn zu beruhigen, ſagte er zu mir: »Du predigſt mir ſtets Geduld, willſt Dich aber nie an meine Stelle ſetzen. Ich bin der unglückſeligſte aller Menſchen, von Morgens bis Abends von Spionen umgeben, die allen meinen Worten und Handlungen eine ſchlechte Auslegung geben. Man verbietet mir die unſchuldigſten Erholungen, ich wage nicht zu leſen, die Muſik iſt mir unterſagt und ich genieße dieſe Vergnügungen nur verſtohlen und zitternd. Was mich aber vollends zur Verzweiflung gebracht hat, iſt der Vorfall, der mir zuletzt in Potsdam begegnet iſt, und den ich der Königin nicht habe erzählen wollen, um ſie nicht zu beunruhigen. Als ich eines Morgens in des Königs Zimmer trat, ergriff er mich ſogleich bei den Haaren und warf mich zu Boden, wo er dann, nachdem er die Kraft ſeiner Arme an meinem armen Leibe geübt, mich trotz meines Widerſtandes zu einem nahen Fenſter ſchleppte. Er hatte im Sinne, das Handwerk der Stummen im Serail auszuüben, denn er nahm dort die Vorhangsſchnure und ſchlang ſie mir um den Hals. Ich hatte zum Glücke für mich noch Zeit genug aufzuſtehen, ergriff ſeine beiden Hände und fing an zu ſchreien. Ein Kammerdiener kam mir ſogleich zu Hilfe und riß mich aus ſeinen Händen. Täglich bin ich nun ähnlichen Gefahren ausgeſetzt und mein Elend iſt ſo grenzenlos, daß es

nur durch gewaltſame Mittel geendet werden kann. Katt iſt in meinem Intereſſe, er hängt an mir und würde mir bis an's Ende der Welt folgen, wenn ich es wollte. Keith wird ſich auch zu mir finden. Dies ſind die beiden Perſonen, die mein Unternehmen erleichtern werden und mit welchen ich Alles dazu vorbereite. Der Königin ſage ich nichts davon, denn ſie würde es ſicherlich der Ramen erzählen und dies mich in's Verderben ſtürzen. Dir will ich Alles heimlich melden, was geſchieht, und ich werde Mittel finden, meine Briefe ſicher in Deine Hände zu bringen.« Man kann ſich meinen Schmerz bei dieſer unſeligen Mittheilung denken. Die Lage meines Bruders war ſo beklagenswerth, daß ich ſeinen Entſchluß nicht mißbilligen konnte, aber ich ſah die fürchterlichſten Folgen davon voraus. Sein Plan war ſo ſchlecht ausgedacht und die Perſonen, die davon unterrichtet waren, ſo unbeſonnen und ungeeignet, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit zu leiten, daß ſie nur mißlingen konnte. Ich ſtellte alles dies meinem Bruder vor, er war aber ſo von ſeinen Plänen eingenommen, daß er dem, was ich ſagte, nicht glaubte, und Alles, was ich von ihm erlangen konnte, dies war, daß er die Ausführung ſo lange verſchob, bis wir Antwort auf die Briefe haben könnten, die mit dem engliſchen Kaplane nach England geſchickt worden waren. Die Königin erholte ſich indeß nach und nach und der König kehrte nach Potsdam zurück. Einige Tage nach ſeiner Abreiſe kamen jene Briefe an. Der Kaplan war glücklich in ſeinem Vaterlande angelangt, wo er ſich ſeines Auftrages entledigt und dem engliſchen Miniſterio unſere Lage geſchildert hatte. Das vortheilhafte Bild, das er von meinem Bruder und mir entworfen, hatte die ganze Nation für uns eingenommen. Er hatte ſogar eine Audienz beim Prin-

zen von Wales erlangt, der ihm den größten Eifer gezeigt hatte, sich mit mir zu vermählen, und selbst dem Könige, seinem Vater, erklärt, daß er nie eine Andere heirathen werde als mich. Das Ministerium hatte die Bitten des Prinzen kräftigst unterstützt, und die ganze Nation so laut gegen die Verzögerungen des Königs gemurrt, daß dieser sich endlich entschlossen, den Ritter Hotham als außerordentlichen Gesandten nach Berlin zu ernennen. Dieser sollte nun unverzüglich abreisen, um sich auf seinen Posten zu begeben. Der Königin verursachte diese Nachricht eine unbeschreibliche Freude; auch stillte sie einigermaßen die Unruhe, die mir mein Bruder verursachte, dem ich nicht verfehlte sie mitzutheilen. Ich benutzte diesen Augenblick der Ruhe, um meine Andacht zu halten. Sonntags beim Weggehen aus der Kirche fand ich Herrn von Katt, der mich unten an der Schloßtreppe erwartete. Er übergab mir sehr unkluger Weise einen Brief meines Bruders. Das Zimmer der Ramen war der Treppe gegenüber, ihre Thür offen und sie saß so, daß sie Alles, was vorging, sehen konnte. »Ich komme von Potsdam,« sagte Katt zu mir, »wo ich drei Tage incognito zugebracht habe, um den Kronprinzen zu sehen. Er hat mir diesen Brief gegeben mit dem Befehl, ihn in Eurer Hoheit Hände selbst zu legen. Er ist von Wichtigkeit und der Kronprinz läßt Hoheit zugleich bitten, ihn der Königin nicht zu zeigen.« Ich nahm den Brief, ohne ihm darauf zu antworten und sprang die Treppe hinauf wie ein Blitz, sehr erzürnt über die eben vorgefallene Unbesonnenheit. Nachdem ich nun meine Galle über Katt und die Verlegenheit, in die er mich gesetzt, vor meiner Gouvernante ausgeschüttet hatte, öffnete ich den Brief und las Folgendes:

»Ich bin in Verzweiflung. Die Tyrannei des Königs wächst täglich und meine Standhaftigkeit ist erschöpft. Du schmeichelst Dir, obschon vergebens, daß die Ankunft des Ritters Hotham unsern Leiden ein Ende machen werde. Die Königin verdirbt alle unsere Angelegenheiten durch ihr blindes Vertrauen zu der Ramen. Der König ist schon durch dieses Weib von den angelangten Nachrichten unterrichtet, sowie von jeder Maaßregel, die man ergreift, was ihn immer noch mehr erbittert. Ich wünschte, daß diese alte Vettel an den höchsten Galgen gehängt würde, sie ist an unserm Unglücke Schuld. Man sollte der Königin die einlaufenden Nachrichten nicht mehr mittheilen, denn ihre Schwäche für diese schändliche Creatur ist unverzeihlich. Der König kommt Dienstag nach Berlin zurück, doch ist das noch Geheimniß. Lebe wohl, meine liebe Schwester, ich bin ganz der Deine.«

Ich zweifelte nicht daran, daß die Königin es bereits durch die Ramen wisse, daß ich Briefe erhalten habe. Ich konnte ihr diesen nicht zeigen und wußte doch nicht, welchen Vorwand ich dafür brauchen sollte. Ich sprach also mit der Mermann darüber und befahl ihr, mir diesen Brief nicht zu schicken, wenn ich ihr auch dreißig Botschaften darnach senden sollte. Sie dürfte nur antworten, nachdem sie gethan als ob sie ihn recht eifrig suche, ich müßte ihn unversehens mit einigen anderen Papieren, die ich in's Feuer geworfen, verbrannt haben. Um ihr eine Lüge zu ersparen, opferte ich ihn auch wirklich dem Vulkan. Glücklicher Weise hatte die Ramen nichts davon gesagt und dies zog mich aus der Verlegenheit. Man wird in der Folge sehen, wie vielen Kummer mir diese Unbesonnenheit Katte verursachte.

Unterdeß kam Herr Hotham am 2. Mai wirklich an. Große Schwäche hinderte die Königin noch das Bett zu verlassen. Hotham wollte ihr die Aufträge nicht mittheilen, die er erhalten, so viel sie ihn auch darum bitten ließ. Er suchte zuerst um eine Audienz beim Könige nach. Dieser gab ihm ein Rendezvous in Charlottenburg. Die Königin war neugierig, was dort vorgehen könne, und schickte einige verkleidete Diener dahin, um womöglich zu erfahren, welche Wendung die Angelegenheiten nähmen. Herr Hotham sagte dem Könige, nachdem er ihm die freundschaftlichen Gesinnungen bezeugt, welche der König von England stets für ihn hege, daß er beauftragt sei, um meine Hand für den Prinzen von Wales zu bitten, und daß, um die Verbindung zwischen beiden Häusern um so enger zu befestigen, er auch nicht im Geringsten zweifele, daß der König in die Vermählung meines Bruders mit der Prinzessin Amalie willigen werde, der König, sein Herr, jedoch damit zufrieden sei, daß die meine zuerst stattfinde, und daß es von dem von Preußen abhänge, die meines Bruders für ihn beliebige Zeit zu bestimmen.

Diese Eröffnung machte dem Könige viele Freude. Er antwortete auf die verbindlichste Art. Das Mittagessen machte dem Gespräche ein Ende. Man bemerkte sogleich die zufriedene Miene des Königs. Das Mahl ging sehr fröhlich vorüber. Bachus präsidirte dabei wie gewöhnlich. Der König nahm im Uebermaaße seiner guten Laune ein großes Glas und brachte laut dem Herrn Hotham die Gesundheit seines Schwiegersohnes, des Prinzen von Wales, und die meine zu. Diese wenigen Worte machten einen sehr verschiedenen Eindruck auf die Mitspeisenden. Grumbkow und Seckendorf wurden dadurch

beſtürzt, während die Anhänger der Königin und die übrigen Abgeſandten triumphirten. Sie beobachteten jedoch ein gleichmäßiges Benehmen. Alle ſtanden von der Tafel auf, um Glück zu wünſchen. Der König war ſo voll Freuden, daß er Thränen vergoß. Nach dem Eſſen trat Herr Hotham zum Könige und bat ihn die Anträge, die ihm in Betreff meiner Verheirathung gemacht worden, nicht zu veröffentlichen, bevor er ihm nicht eine zweite Audienz gewährt habe. Der König war wegen der Verſchwiegenheit, die man ihm auflegte, ein wenig überraſcht, und man bemerkte ſogar einige Zeichen von Verdruß auf ſeinem Geſichte. Seckendorf und Grumbkow kehrten niedergedrückt von der Scene, deren Zeugen ſie geweſen waren, nach Berlin zurück, höchſt verdrüßlich, daß ſie ihre Pläne vernichtet ſahen. Die Diener der Königin aber meldeten dieſer unterdeß dieſe Neuigkeiten.

Ich ſaß ruhig in meinem Zimmer mit Arbeiten und Leſen beſchäftigt. Die Damen der Königin, denen eine Schaar von Bedienten folgte, unterbrachen mich, knieten vor mir auf ein Knie und ſchrieen daß mir die Ohren gellten, wie ſie gekommen, die Prinzeſſin von Wales zu begrüßen. Ich glaubte, dieſe Leute wären verrückt geworden, denn ſie hörten nicht auf, mich zu betäuben, und ihre Freude war ſo groß, daß ſie nicht wußten was ſie thaten. Sie ſprachen Alle auf einmal, weinten, lachten, tanzten und umarmten mich. Endlich, nachdem dieſe Comödie eine Zeit lang gedauert hatte, erzählten ſie mir, was man eben geleſen hat. Ich war ſo wenig dadurch erregt, daß ich zu ihnen, in meiner Arbeit fortfahrend, ſagte: »Wenn's weiter nichts iſt!« was ſie ſehr in Staunen ſetzte. Einige Zeit darauf kamen auch meine Schweſtern und einige Damen, um mir

Glück zu wünſchen. Ich war ſehr geliebt, und erfreuter über die Beweiſe, die mir Jede bei dieſer Gelegenheit davon gab, als von dem, was ſie veranlaßte. Am ſelbigen Abende ging ich zur Königin. Man kann ſich ihre Freude leicht denken. Sie nannte mich ſogleich ihre liebe Prinzeſſin von Wales und titulirte Fräulein von Sonsfeld mit Milady. Dieſe nahm ſich die Freiheit ihr zu bemerken, daß ſie ſich lieber verſtellen möchte, daß der König, da er ihr noch nicht die geringſte Nachricht über dieſe Sache gegeben, leicht böſe darüber werden dürfte, daß ſie ſo viel Aufſehen mache und die geringſte Kleinigkeit noch alle ihre Hoffnungen vernichten könnte. Da die Gräfin von Fink auch dieſer Meinung war, ſo verſprach ihnen die Königin, obgleich ungern, ſich zu mäßigen.

Der König kam zwei Tage nachher. Er erwähnte nichts von dem Vorgegangenen, was uns eine ſehr ſchlechte Meinung von den ganzen Verhandlungen des Herrn Hotham beibrachte. Er theilte der Königin die Verpflichtungen mit, die er gegen den Herzog von Braunſchweig-Bevern eingegangen, der um die Hand meiner zweiten Schweſter für ſeinen älteſten Sohn gebeten. Er erwartete dieſe beiden Fürſten am folgenden Tage. Seckendorf war der Vermittler dieſer Heirath, er hatte weitere Ausſichten und machte durch dieſe Allianz nur den flüchtigen Entwurf zu dem großen Plane, den er vorhatte. Der Herzog, Schwager der Kaiſerin, war damals nur ein apanagirter Fürſt, da ſein Schwiegervater, der Herzog von Blankenburg, präſumtiver Erbe des Herzogthums Braunſchweig war. Ich werde nicht dabei verweilen, ſein Portrait zu machen, es genüge blos, daß dieſer Fürſt von allen ehrlichen Leuten geliebt und geachtet war. Sein Sohn trat in ſeine Fußtapfen. Da die Königin

ihrer Entbindung nahe, so ging die Verlobung meiner Schwester ohne Festlichkeiten vorüber. Der Graf Seckendorf war der einzige fremde Gesandte, der dazu eingeladen wurde.

Unterdeß hatte Herr Hotham fast alle Tage geheime Besprechungen mit dem Könige. Der Abschluß der Doppelheirath stieß sich blos an eine Bedingung, die der König von England von dem von Preußen verlangte, nämlich, ihm Grumbkow zu opfern. Der englische Gesandte stellte ihm vor, daß dieser Mann, der ganz für den Wiener Hof gewonnen, die einzige Ursache der Zerwürfnisse zwischen den beiden Häusern sei, daß er die Geheimnisse des Staates verrathen und im Einverständnisse mit einem gewissen Reichenbach, Residenten des Königs von England, die abscheulichsten Intriguen anspinne. Der Ritter setzte hinzu, daß man Briefe von Grumbkow an diesen Reichenbach aufgefangen habe, und daß er bereit sei, das, was er gesagt, dadurch zu beweisen, daß er diese dem Könige zeige. Er fuhr fort in den König wegen Abschluß der Doppelheirath zu dringen, ihm versichernd, daß der König, sein Herr, mit der Feier der Verlobung meines Bruders zufrieden sein und ihm ganz die Bestimmung der Zeit überlassen würde, wenn die Vermählung stattfinden solle. Er that noch mehr. Indem er dem Könige 100,000 Pfund Sterling als Mitgift der Prinzessin von England anbot, verlangte er keine für mich. Der König ward durch so viele vortheilhafte Anerbietungen erschüttert. Er antwortete, daß er nicht anstehen würde, Grumbkow zu opfern, wenn man ihn durch dessen Schriftzüge von den abscheulichen Umtrieben überzeugen könne, deren man ihn beschuldigte, daß er mit Vergnügen die Verbindung mit dem Prinzen von Wales annehme, und über die Vorschläge nach-

denken werde, die Hotham ihm wegen der Vermählung meines Bruders gemacht habe. Einige Tage darauf erklärte er Herrn Hotham, daß er auch in diesen letzten Artikel willigen werde, unter der Bedingung jedoch, daß mein Bruder zum Statthalter des Königreichs Hannover ernannt werde, bis er durch seinen Tod die Krone Preußens erbe. Der Gesandte antwortete ihm, daß er deshalb an seinen Hof schreiben werde, aber sich nicht mit der Hoffnung der Bewilligung schmeichele.

Er bekam mit jeder Post Briefe vom Herzog von Wales. Ich sah mehrere, die er der Königin gesendet hatte. »Ich beschwöre Sie, mein lieber Hotham,« schrieb er, »bringen Sie es bald mit meiner Heirath zu Ende. Ich bin ganz toll verliebt und meine Ungeduld ist grenzenlos.« Ich fand diese Gesinnungen sehr romanhaft, er hatte mich nie gesehen und kannte mich blos dem Rufe nach, daher lachte ich auch darüber.

Die Königin kam am 25sten mit einem Prinzen nieder, der August Ferdinand genannt wurde und die Familie Braunschweig zu Pathen und Pathinnen erhielt.

Es schien jedoch, als ob die Mittheilungen des Ritters Hotham Eindruck auf den König gemacht hätten. Er sprach nicht mehr mit Grumbkow und redete absichtlich vor Personen, die er als dessen Freunde kannte, Nachtheiliges über ihn.

Am 30sten reiste der König in's Feldlager bei Mühlberg, wohin ihn der König von Polen eingeladen hatte. Dort war die ganze sächsische Armee versammelt und führte die Evolutionen und Manoeuvres aus, die der berühmte Ritter Follard beschrieben hat. Uniformen, Livreen und Equipagen waren von vollendeter Pracht, hundert Tische auf's Reichste besetzt, und man

fand, daß dieses Lager das goldstoffene unter Ludwig XIV. bei weitem überbot.

Mein Bruder nahm Abschied von mir am Abende vor seiner Abreise. Er war noch französisch gekleidet, was uns von keiner guten Vorbedeutung schien. Ich irrte mich auch nicht. »Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen,« sagte er zu mir, nicht ohne großen Schmerz, »denn ich dürfte Dich wohl in langer Zeit nicht wiedersehen. Ich habe den früheren Plan, mich dem Zorne des Königs zu entziehen, nur verschoben, ihn aber nie aus den Augen verloren. Deine Bitten haben mich das letzte Mal, als ich nach Dresden reiste, verhindert, meinen Plan auszuführen, aber ich darf nun nicht länger zaudern, mein Schicksal wird von Tag zu Tag schlechter, und laß ich diese Gelegenheit vorübergehen, so finde ich für lange Zeit keine so günstige vielleicht wieder. Ergieb Dich also in meine Wünsche und widersetze Dich nicht mehr meinem Entschlusse, denn es würde vergebens sein.« Wir blieben ganz bestürzt, Fräulein von Sonsfeld und ich. Ich wollte ihm nicht gleich geradezu widersprechen und wagte ihn daher zu fragen, auf welche Art er seine Entweichung bewirken wolle. Ich fand seinen Plan so abenteuerlich, daß er mir es selbst eingestehen mußte. Meine Gouvernante führte ihm dagegen ihrerseits an, daß er durch diesen Schritt die guten Absichten des Königs von England gänzlich zerstöre, daß er, ehe er Etwas unternehme, das Ende der Unterhandlungen des Ritters Hotham abwarten müsse, daß, wenn diese scheiterten, es ihm immer noch freistehe, zu diesem Aeußersten zu schreiten, und daß, wenn im Gegentheile sie gelängen, sein Schicksal dadurch nicht verschlimmert werden könne. Alle diese Gründe bestimmten ihn endlich, mir sein Ehren-

wort zu geben, nichts zu verſuchen. Wir trennten uns, mit einander ſehr zufrieden.

Sobald der König in Mühlberg war, gab man ſich Mühe, alle Maaßregeln des Herrn Hotham zu hintertreiben. Er hatte der Königin durch Fräulein von Bülow von Allem Nachricht gegeben, was in den Conferenzen, die er mit dem Könige gehabt hatte, vorgegangen war. Dieſe Fürſtin hatte die Schwäche, es der Ramen wieder zu erzählen, dieſe aber ermangelte nicht, es Grumbkow mitzutheilen, der davon Gebrauch zu machen verſtand. Er ließ dem Könige durch ſeine Creaturen beibringen, daß das ganze Entgegenkommen Englands nur ein Spiel ſei, um Alle, die ihm treu anhingen, von ihm zu entfernen; daß dieſer Hof nach nichts Weiterem ſtrebe, als meinen Bruder auf den Thron zu ſetzen und ſich durch die Prinzeſſin von England, die er heirathen ſolle, der Regierung zu bemächtigen; daß, da man die Wachſamkeit der treuen Diener des Königs befürchte, man dieſe nach und nach zu entfernen ſuchen würde, um keine Hinderniſſe mehr bei ihren Plänen zu finden; daß man, um dahin zu gelangen, Alles, was der König verlangt habe, bewilligen werde; daß dieſer Letztere dieſen Gewaltſtreich nur dadurch abwenden könne, wenn er ſich ſtandhaft weigere, die Hand zur Vermählung meines Bruders zu reichen, und Schwierigkeiten entſtehen laſſe, die fähig wären, dieſe Unterhandlung abzubrechen, ohne ſich gänzlich zu entzweien. Dieſelben Sachen wurden dem Könige durch ſo viele verſchiedene Perſonen wiederholt, die nur aus Anhänglichkeit zum Könige dabei intereſſirt zu ſein ſchienen, daß ſie endlich Eindruck auf ihn machten. Man rieth ihm aber deſſenohnerachtet, ſich noch zu verſtellen und die Antwort von England abzuwarten, ehe er

die Maske fallen lasse. Diese schändlichen Mittheilungen machten ihn wüthend gegen meinen Bruder. Sein mißtrauischer und verdachtsvoller Geist erlaubten ihm nicht, die Wahrheit zu ergründen, er erinnerte sich der heftigen Angriffe, die man schon vorher gegen Grumbkow gemacht, der sich stets auf Unkosten seiner Ankläger daraus gerettet hatte, und bestärkte sich in seinen Gedanken von der Unschuld dieses Günstlings.

So gestimmt kehrte er nach Berlin zurück. Die Liebkosungen der Königin, die er im Grunde außerordentlich liebte, verbunden mit einer gewissen Zärtlichkeit, die er doch für seine Familie behielt, beunruhigten ihn so, daß, da er nicht mehr schweigen konnte, er sein Herz dem Herrn von Leuvener eröffnete, der dänischer Gesandter und ein sehr redlicher Mann war, sehr vielen Verstand besaß und den er außerordentlich schätzte. Herr von Leuvener, der die Kunstgriffe Seckendorfs und Grumbkows sehr wohl kannte, nahm nicht nur die Parthei des Ritter Hotham, sondern theilte auch noch dem Könige gewisse Einzelnheiten mit, die fähig waren, dessen Zweifel zu heben. Er bewies Alles, was er gesagt, so gut, daß dieser Fürst, durch seine Worte überzeugt, ihm versprach, seinen Günstling zu entfernen, sobald meine Vermählung veröffentlicht worden, da doch noch ein Ueberrest von Mißtrauen ihn hinderte, dieses Opfer eher zu bringen, als bis ihm bewilligt worden, was er in dieser Beziehung verlangte. Der Ritter Hotham, welchem Herr von Leuvener von dieser Unterredung Kunde gab, war damit nicht zufrieden. Er zeigte ihm seine Instructionen und sagte ihm, daß der König, sein Herr, keinen der stipulirten Artikel eher unterzeichnen werde, als bis er die verlangte Genugthuung erhalten habe. Man mochte ihm noch so sehr vorstellen,

daß er ja an seinen Hof schreiben könne, um Nachlaß wegen dieser Artikel zu erlangen, er wollte es nicht thun, überzeugt, daß die Ehre seiner Nation dabei im Spiele sei.

Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, hielt die Königin Apartement in Monbijou. Herr Hotham kam aus Politik nicht dazu. Grumbkow spielte dabei eine traurige Figur. Er war blaß wie der Tod und wie ein Excommunizirter, da er die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Er hatte sich in einen kleinen Winkel des Saales zurückgezogen, wo weder die Königin noch sonst Jemand mit ihm sprach. Die Betrachtungen, die ich, als ich ihn so gedemüthigt sah, über den Wechsel aller menschlichen Dinge anstellte, flößten mir Mitleid mit seinem Unglück ein. Ich wollte ihn dabei nicht noch kränken, redete ihn also an und war so höflich gegen ihn wie gewöhnlich. Herr von Leuvener machte mir darüber Vorwürfe und sagte, der englische Gesandte werde sehr verletzt sein, wenn er erfahre, daß ich mich gegen den Todfeind seines Königs und Hofes so benommen habe. »Ich habe,« antwortete ich ihm, »bis jetzt mit dem Ritter Hotham oder seinem Hofe nichts zu verhandeln, und daher nicht nöthig, mein Benehmen nach deren Ansichten einzurichten. Ich habe Mitleid mit allen Unglücklichen. Grumbkow hat mir viele Leiden verursacht, ich besitze aber ein zu gutes Herz, um ihm zu einer Zeit, wo ich ihn betroffen und dem Falle nahe sehe, die mindeste Empfindlichkeit darüber zu zeigen. Uebrigens halte ich es für eine schlechte Politik, seinen Feind zu verachten, wenn man glaubt, daß man nichts mehr von ihm zu fürchten hat. Er könnte sich ja wohl doch noch aus diesem schlimmen Handel ziehen und gefährlicher werden als je. Was mich betrifft, so wünsche ich ihm

keine andere Bestrafung als die, nicht mehr im Stande zu sein Uebles zu thun.« Leuvener sagte mir nachher, daß er sich sehr oft an diese Unterredung erinnert habe, in welcher ich, was bald nachher geschah, nur zu gut vorausgesehen.

Der König kam wieder nach Berlin. Ich fand meinen Bruder verzweifelter als je. Der Obrist Rochow, der nie von ihm wich, ließ der Königin zu wissen thun, daß er mit einer Flucht umgehe, daß er in seinen heftigen Zornanfällen oft davon spreche, und gewisse Maaßregeln nehme, die ihn Alles befürchten ließen; doch ließ er sie versichern, daß er den Schritten meines Bruders so sorgfältig folgen werde, daß er hoffen könne, alle Pläne desselben zu vereiteln. Dieses Verfahren des Herrn von Rochow war sehr lobenswerth, aber sein geringer Verstand veranlaßte ihn zu groben Fehlern. Er befand sich allerdings in einer sehr schwierigen Lage. Wenn er sich dem Willen meines Bruders widersetzte, so zog er sich dessen Haß zu, und wenn er ihn entfliehen ließ, fiel er in Ungnade beim Könige und wagte vielleicht seinen Kopf. Diese Betrachtungen setzten ihn so in Furcht, daß er sich darüber von Haus zu Haus in ganz Berlin beklagte, und sein Geheimniß bald das der Fabel wurde. Man kann leicht denken, daß es der österreichischen Clique auch nicht unbekannt blieb. Die Königin, in Verzweiflung über das, was Rochow ihr hatte melden lassen, sprach mit mir davon, da sie wohl wußte, daß ich den Charakter meines Bruders genau kannte. Sie bat mich um Rath, was sie thun solle. Ich wagte es nicht, ihr den wahren Stand der Sachen aufrichtig zu entdecken, da ich ihre Schwäche für die Ramen kannte, die meinen Bruder hätte in's Unglück stürzen können. Ich gestand ihr, daß dieser in eine furchtbare Schwermuth ver-

falle, daß er Augenblicke der Wuth habe, die mich oft erſchreckten, daß er ihr das Schreckliche ſeiner Lage verberge, weil er ſie nicht bekümmern wolle, daß ich ihn aber doch nicht für fähig halte zu dem Aeußerſten zu ſchreiten, was ſie befürchte. Ich machte ihr begreiflich, daß man im Ausbruche der Verzweiflung oft Dinge ſage, die man bei kaltem Blute nachher nicht ausführe, und ſuchte nach Möglichkeit ihr dieſe Gedanken auszureden.

Unterdeß kam die Antwort von England an. Sie war ſo wie der König ſie nur wünſchen konnte, man bewilligte ihm geradezu Alles, was er verlangt hatte, aber ſtets unter der Bedingung, Grumbkow zu entfernen, ehe Etwas abgeſchloſſen werde. Herr Hotham hatte die Originalbriefe erhalten, die von dieſem Miniſter unterſchlagen worden waren. Er ließ es dem Könige wiſſen, bei dem er um eine geheime Audienz bat. Seckendorf, der überall Spione hatte, erfuhr es ſogleich. Er kam Hotham zuvor und ſprach zuerſt mit dem Könige davon. Hierbei fing er an, die Mühe zu ſchildern, die ſich der Kaiſer gegeben, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen, die Gefälligkeit geltend zu machen, die dieſer gehabt, ihm die Rekrutirungen in ſeinen Staaten freizugeben, ſowie die Garantie der Herzogthümer Jülich und Berg, die er ihm gewährt, hinzufügend, daß es ſehr hart für den Kaiſer ſei, ohnerachtet aller dieſer Zuvorkommenheiten zu ſehen, wie er ihn verlaſſe, um die Parthei ſeiner Feinde zu ergreifen. »Ich bin ein ehrlicher Mann,« fuhr er fort, »Ihre Majeſtät haben mich ſtets als ſolchen anerkannt, ich bin Ihnen perſönlich zugethan und ſehe mich aus Uebermaaß der Ergebenheit, die ich für Sie hege, genöthigt, mich in eine ſehr delicate Sache zu miſchen, aber der Zuſtand, in welchem

ich Sie erblicke, macht mich schaudern. Geschehe was da wolle, so werde ich wenigstens den Trost haben, daß ich meine Schuldigkeit gethan, indem ich Sie von dem benachrichtige, was vorgeht. Der Kronprinz schmiedet heimliche Ränke mit England. Hier sind Briefe, die ich eben von unserm Gesandten an jenem Hofe erhielt, hier sind andere vom Gesanden von Cassel und einigen andern meiner Freunde. Die Königin von England ist so unvorsichtig gewesen, die Briefe, welche der Kronprinz ihr geschrieben hat, mehreren Personen anzuvertrauen. Sie enthalten Heirathsversprechungen in aller Form, was ohne Ew. Majestät Wissen geschehen, und überdies läuft das Gerücht in der Stadt, daß der Kronprinz zu entfliehen beabsichtigt. Diese Umstände alle zusammen genommen, erregen Verdacht in mir. Grumbkow hat über diesen Gegenstand umständlichere Mittheilungen erhalten, die er Ihnen vorlegen könnte. Wenn übrigens die Vermählung der Prinzessin Ew. Majestät so sehr am Herzen liegt, so habe ich Befehl von meinem Hofe, an derselben zu arbeiten und verzweifle nicht, damit zu Stande zu kommen. Die des Kronprinzen scheint mir aber zu gefährlich, als daß Sie darein willigen könnten. Bedenken Sie, Sire, wie viele Unannehmlichkeiten sie zur Folge hat. Sie würden eine eitle und ruhmsüchtige Schwiegertochter bekommen, die Ihren Hof mit Intriguen anfüllen würde, die Einkünfte Ihres Königreichs würden für ihre Ausgaben nicht hinreichen, und wer weiß, ob sie nicht endlich noch dahin gelangte, Sie Ihrer Autorität zu berauben. Ich werde hitzig, aber verzeihen Sie mir, Sire, in Betracht meines Eifers. Es ist Seckendorf und nicht der Gesandte des Kaisers, der mit Ihnen spricht. England handelt mit uns, wie man es mit einem Kinde thun würde; es lockt Sie mit einem

Stückchen Zucker und scheint zu sagen: Das will ich Dir geben, wenn Du mir fein gehorchst und Grumbkow fortjagst. Welch ein Flecken für den Ruhm von Ew. Majestät, wenn Sie in einen so groben Fallstrick gingen, und welche Zuversicht könnten Ihre treuen Diener in Sie setzen, wenn sie ohne Unterlaß sich als Spielwerk fremder Mächte betrachten müßten.« — Er trieb seine Heuchelei so weit, zu weinen, und spielte seine Rolle so gut, daß seine Reden Frucht brachten. Der König blieb nachdenkend und unruhig, antwortete nur wenig und verließ ihn kurz darauf. Den übrigen Tag war er von unerträglicher Laune. Am folgenden Tage, den 14. Juli, hatte der Ritter Hotham seinerseits eine Audienz bei dem Könige. Nachdem er dem Könige versichert, daß sein Hof in Alles willige, was er gewünscht, übergab er ihm Grumbkows Briefe und fügte hinzu, wie er nicht daran zweifle, daß der König ihn, sobald er dieselben gelesen habe, aufgeben werde; daß der eine Brief freilich in Chiffren sei, man aber Leute gefunden habe, die geschickt genug wären, ihn zu entziffern. Der König nahm sie mit wüthender Miene, warf sie Herrn Hotham in's Gesicht und hob den Fuß, als wolle er ihm einen Stoß damit versetzen. Doch besann er sich und ging aus dem Zimmer ohne ihm ein Wort zu sagen, die Thür hinter sich heftig zuwerfend. Der englische Gesandte entfernte sich eben so voll Wuth, wie der König. Sobald er zu Hause war, ließ er die Gesandten von Dänemark und Holland zu sich bitten, denen er erzählte, was vorgegangen. Sein englischer Sinn gab sich bei dieser Gelegenheit kund. Er sagte diesen Herren, daß wenn der König noch einen Augenblick länger geblieben wäre, er den Respect gegen ihn aus den Augen gesetzt und sich selbst Satisfaction ver-

schafft haben würde. Er interessirte sie für seine Sache, welche die aller gekrönter Häupter wurde. Da sein Charakter als Gesandter durch diese Beleidigung verletzt worden, so erklärte er ihnen, daß, indem seine Unterhandlung somit beendet, er am nächsten Tage sehr früh abreisen werde. Die Königin erfuhr diesen unangenehmen Vorfall durch ein Billet des Herrn Hotham an Fräulein von Bülow. Man kann sich ihren Schmerz leicht denken. Auch der König fühlte seinerseits brennende Reue. In Verzweiflung über seine Hitze, nahm er seine Zuflucht zu den Gesandten von Dänemark und Holland, und bat sie, ihn mit dem von England wieder zu versöhnen. Er trug ihnen auf, diesem seine Entschuldigung wegen des begangenen Fehlers zu machen, und versicherte ihnen, daß wenn Jener bleiben wolle, er sich bestreben werde, ihm denselben dadurch vergessen zu lassen, daß er ihm nur Ursache zur Zufriedenheit gebe. Der ganze Tag verstrich in Kommen und Gehen, ohne Etwas von Herrn Hotham erhalten zu können, der unerschütterlich auf seiner Abreise bestand. Die üble Laune des Königs fiel nun auf die Königin. Er sagte ihr im spöttischen Tone, daß, da die ganze Unterhandlung abgebrochen, er entschlossen sei, mich zur Coadjutorin von Herford zu machen. Deshalb schrieb er auf der Stelle an die Markgräfin Philippine, Aebtisin daselbst, um ihre Einwilligung dazu zu erlangen. Man kann leicht denken, daß sie keine Schwierigkeiten machte, darauf einzugehen. Ich glaube, daß dies nur ein Kunstgriff des Königs war, um die Königin zu bewegen, bei Herrn Hotham zu wirken. Da seine Unruhe im Verlauf des Tages wuchs, so theilte er darauf den obengenannten Gesandten mit, daß er ihm eine förmliche Ehrenerklärung in ihrer Gegenwart machen wolle. Herr von Leuvener benachrichtigte meinen Bruder davon und

beſchwor dieſen, einen Brief an den engliſchen Geſandten zu ſchreiben, um ihn zu vermögen dieſes Auskunftsmittel anzunehmen. Nachdem mein Bruder dies der Königin mitgetheilt und dieſe darein gewilligt hatte, ſo ſchrieb er ihm Folgendes.

„Mein Herr!

Da ich von Herrn von Leuvener die neueſten Abſichten meines Vaters erfahren habe, ſo zweifle ich nicht, daß Sie ſeinen Wünſchen nachgeben werden. Bedenken Sie, mein Herr, daß mein Glück, ſowie das meiner Schweſter von dem Entſchluſſe abhängt, den Sie faſſen werden, und daß Ihre Antwort die Vereinigung oder ewige Zerwürfniß beider Häuſer herbeiführen wird. Ich ſchmeichle mir daher, daß ſie günſtig ſein und Sie ſich meinen dringenden Bitten ergeben werden. Einen ſolchen Dienſt werde ich nie vergeſſen und ihn mein ganzes Leben lang durch die vollkommenſte Hochachtung anerkennen u. ſ. w.“

Dieſer Brief wurde durch Katt an Herrn Hotham gebracht. Folgendes war die Antwort.

„Königliche Hoheit!

Herr von Katt hat mir Ihren Brief ſoeben eingehändigt. Ich bin von Dankbarkeit für das Vertrauen durchdrungen, das Sie mir zeigen. Handelte es ſich blos um meine eigne Sache, ſo würde ich ſelbſt das Unmögliche verſuchen, um Ihnen durch meinen Gehorſam gegen Ihre Befehle meine Verehrung zu bezeigen, aber die Beleidigung, die mir widerfahren iſt, betrifft den König, meinen Herrn, und ſo kann ich den Wünſchen Ew. Hoheit mich nicht fügen. Ich werde mich beſtreben, dieſer Angelegenheit die beſtmöglichſte Wendung zu

geben, und ob sie gleich die Unterhandlungen unterbricht, so hoffe ich doch, daß sie sie nicht ganz zerstören soll. Ich bin u. s. w.«

Für die Königin und mich war das Lesen dieses Briefes ein Donnerschlag. Ich besaß damals ebensowenig Neigung zu einer Verheirathung mit dem Prinzen von Wales wie vordem, aber der Markgraf von Schwedt, der Herzog von Weißenfels, und die Schläge und Schimpfreden waren mir zu gegenwärtig, um nicht zu wünschen, ihrer entledigt zu sein, und ich war überzeugt, daß mein Loos in England nicht so traurig ausfallen könne, als es in Berlin werden müsse, wo ich von allen Seiten nur Abgründe sah. Mein Bruder schien über diese abschlägliche Antwort nicht sehr betroffen, er zuckte die Achseln und sagte zu mir: »Werde Aebtissin, da hast Du doch ein Unterkommen; ich begreife nicht, warum die Königin sich solchen Kummer macht, das Unglück ist nicht sehr groß. Ich bin aller dieser Umtriebe überdrüssig, meine Parthie ist genommen. Ich habe mir Dir gegenüber nichts vorzuwerfen, ich habe Alles für Deine Heirath versucht, zieh Dich nun jetzt aus der Sache so gut Du kannst; es ist Zeit, daß ich an mich selbst denke; ich habe genug gelitten; liege mir nicht mehr mit Deinen Bitten und Klagen in den Ohren, sie würden nutzlos sein und mich nicht mehr rühren.« Alles dies, das er mit verdrüßlichem Tone sagte, drang mir durchs Herz. Sein Geist war seit einiger Zeit so erbittert, und er führte ein so ausschweifendes Leben, daß die guten Gefühle, die er gehabt, mir erstickt zu sein schienen. Ich versuchte ihn zu beruhigen und Vernunft annehmen zu lassen. Seine unfreundlichen und verächtlichen Redensarten machten mich nun auch böse, ich antwortete durch einige spitzige Reden, die mir noch

ſtärkere zuzogen, wodurch ich endlich zum Schweigen gebracht wurde, in der Hoffnung, daß ich mich mit ihm würde verſtändigen können, wenn ſeine Aufregung vorüber ſei.

Er ſollte am folgenden Tage ſehr früh mit dem Könige nach Anſpach abreiſen. So mußte ich denn durchaus noch an dieſem Abende mit ihm Frieden ſchließen. Ich liebte ihn zu ſehr, um in Zwiſt mit ihm mich von ihm zu trennen, und ich wollte auch noch wo möglich den Streich, den er im Sinne hatte, durch mein Entgegenkommen abwenden. Er nahm alle zärtlichen und verbindlichen Dinge, die ich ihm ſagte, ſehr kalt auf, und als ich in ihn drang, mir ſein Wort zu geben, daß er nichts unternehmen wolle, antwortete er mir: »Ich habe viele Betrachtungen angeſtellt, die meine Anſichten geändert haben, ich denke alſo nicht die Flucht zu ergreifen, und werde gewiß hierher zurückkehren.« Ich konnte ihm nicht darauf antworten und hatte nur noch Zeit ihn zu umarmen. Da der König eingetreten war, ſagte er mir ganz leiſe: »Ich werde noch dieſen Abend zu Dir kommen.« Dieſe wenigen Worte belebten meine Hoffnungen wieder. Als wir nun vom Könige Abſchied genommen, und uns zurückgezogen hatten, erwartete ich vergebens meinen Bruder. Endlich Mitternachts ſchickte er ſeinen Kammerdiener mit einem Billet, das nur Entſchuldigungen und Freundſchaftsverſicherungen enthielt. Dieſer Kammerdiener war in meines Bruders Dienſten ſeit deſſen Geburt geweſen, er beſaß Verſtand und ſeine Treue war erprobt. Unglücklicherweiſe verliebte er ſich in eine Kammerfrau der Königin und heirathete ſie. Dieſe Frau, welche durch die Ramen gewonnen worden, entlockte ihrem Manne alle Geheimniſſe meines Bruders, erzählte ſie dieſer Megäre

wieder und dieſe brachte ſie wieder an den König. Erſt nachher erfuhren wir alle dieſe Dinge.

Der König reiſte indeß, wie ich ſchon ſagte, am folgenden Tage, den 15. Juli ab. Die Aufregung meines Geiſtes ließ mich nicht einſchlafen. Ich verbrachte die Nacht im Geſpräche mit Fräulein von Sonsfeld. Wir zerfloſſen in Thränen, da wir nur zu gut vorausſahen, was geſchehen werde. Ich mußte mich jedoch vor der Königin zu faſſen ſuchen. Dieſe achtete aber gar nicht auf meine Stimmung, da ſie ſich damit beſchäftigte, die Briefe zu leſen, die man von Grumbkow aufgefangen und welche Herr Hotham ihr hatte einhändigen laſſen. Es waren darunter ſechs bis ſieben, ſämmtlich vom Monat Februar, der Zeit, wo die Königin, wie ich bereits erwähnt, ſo gefährlich krank geweſen war. Hier ohngefähr ihr Inhalt.

»Man macht hier großen Lärmen von der Unpäßlichkeit der Königin, die dem Tode nahe ſein ſoll. Machen Sie dem Hofe bekannt, daß ſie ſich wie ein Fiſch im Waſſer befindet*), ihr Uebel iſt bloße Verſtellung, um den König, ihren Bruder, zu rühren. Ich habe ſchon zwei meiner Emiſſäre**) auf die Lauer geſtellt, um den Dicken***) gegen ſeinen Sohn aufzubringen. Fahren Sie fort, mir Alles zu berichten, was Sie von ihren Intriguen mit der Königin von England erfahren werden.«

---

*) Dies ſind die wörtlichen Ausdrücke dieſes Briefes.
**) Es waren Kammerdiener und oft noch Geringeres.
***) Das war der König.

In einem andern ſtand Folgendes:

„Ich habe dem Freunde (Seckendorf) den Auftrag gegeben, daß er den Dicken von dem Briefwechſel ſeines Sohnes mit England unterrichten ſoll. Schreiben Sie mir darüber einen Brief, den ich zeigen kann, und ſuchen Sie ihn ſo zu wenden, daß der Verdacht, den er erregen wird, uns eher zu unſerm Ziele führe. Fürchten Sie nichts, ich werde Sie zu halten wiſſen und ſchon hindern, daß man meine Maaßregeln nicht entdecke, denn das Herz des Dicken iſt in meinen Händen, ich mache damit was ich will.“

Hier das, was die vom Monat März enthielten.

„Wie verwundert bin ich, mein theurer Reichenbach, über die Schritte Englands und namentlich über die des Prinzen von Wales. Was will man denn mit dieſer Ambaſſade des Herrn Hotham? und was für ein Drängen eine Prinzeſſin zu heirathen, die häßlicher als der Satan, kupfrig, ekelhaft und dumm iſt? Ich ſtaune, daß der Prinz, der die Wahl alles Vollkommenen haben kann, ſich an einen ſolchen Pavian wendet. Sein Schickſal dauert mich, man ſollte ihn warnen. Ich überlaſſe das Ihnen.“

Die andern Briefe waren in demſelben Style geſchrieben. Der Charakter ihres Verfaſſers giebt ſich genugſam aus denen, die ich hier mitgetheilt habe, kund, er wird ſich in der Folge dieſes Werkes immer mehr erkennen laſſen.

Herr Hotham reiſte, wie er es ſich vorgenommen hatte, ab. Während der Abweſenheit des Königs hielt die Königin vier Mal in der Woche Apartement zu Monbijou. Es freute mich ſehr, Herrn von Katt dort zu ſehen, denn ich war überzeugt, daß mein Bruder, ſo lange dieſer in Berlin wäre, nichts

unternehmen würde. Er sagte mir eines Tages, daß er an den Kronprinzen eine Stafette senden werde und fragte, ob ich diesem nicht auf einem so sichern Wege schreiben wolle. Ich war durch diesen Antrag sehr überrascht. »Sie thun sehr Unrecht daran,« antwortete ich, »mein Herr, so Etwas zu wagen; bedenken Sie die schlimmen Folgen, die diese Stafette nach sich ziehen kann, wenn der König Etwas davon erfährt. Argwöhnisch, wie er ist, kann das meinem Bruder vielen Kummer bereiten und Ihr Glück für immer vernichten. Wie sehr ich auch meinen Bruder liebe, so werde ich ihm doch mit einer solchen Gelegenheit nicht schreiben.« Er wollte noch in mich dringen, ich wendete ihm aber den Rücken, sehr betroffen über das, was er mir gesagt hatte, da ich voraussah, daß dieser Schritt nur aus Ursachen geschehe, die ich seit langer Zeit fürchtete. Einige Tage nachher benachrichtigten mich die Bülow und einige Wohlgesinnte, daß Katt die Pläne meines Bruders in der ganzen Stadt bekannt mache und selbst vor verdächtigen Personen davon gesprochen habe. Von seiner Begünstigung trunken rühmte er sich deren laut und prunkte mit einer Dose, in welcher das Portrait des Kronprinzen und das meine war. Durch diese Unbesonnenheit war das Uebel auf den höchsten Grad gestiegen. Ich hielt es daher für nothwendig, die Königin davon zu unterrichten, damit sie durch ihr Ansehen die Dose ihm aus den Händen ziehe und ihm Stillschweigen auferlege. Sie war über alle diese Unartigkeiten sehr aufgebracht und gab dem Fräulein von Sonsfeld Befehl, den Herrn von Katt verbindlichst ihrerseits zu grüßen und mein Portrait von ihm zurückzufordern. Diese richtete das noch an demselben Abende aus. Katt entschuldigte sich so gut er konnte, aber wie viele Vorstellungen

ihm auch meine Gouvernante machte, das Portrait wollte er ihr doch nicht geben, sondern sagte, mein Bruder habe ihm erlaubt, es nach einem Miniaturoriginale zu copiren, womit die Königin selbst ihn beschenkt, und das er ihm bis zu seiner Rückkehr anvertraut. Er versicherte sie seiner Discretion für die Zukunft und bat sie, der Königin zu sagen, er beschwöre sie sich zu beruhigen, denn so lange er beim Kronprinzen in Gnade stehe, werde er sich bemühen, alle unheilvollen Entschlüsse, welche dieser fassen könnte, abzuwenden, nur müsse er deshalb den Schein manchmal annehmen, als gehe er in dessen Geist ein, um ihn leichter zurückzubringen, und daß bis jetzt nichts zu fürchten sei. Die Königin schmeichelte sich gern selbst eines guten Ausgangs und diese Antwort verbannte alle ihre Besorgniß wegen meines Bruders. Die abschlägliche Erklärung in Betreff des Portraits verstimmte uns jedoch Beide so gegen Katt, daß wir nicht mehr mit ihm sprachen.

Ich war eines Morgens beim Erwachen sehr überrascht, die Ramen bei mir eintreten zu sehen. Diese Erscheinung kam mir wie die Fortsetzung eines bösen Traumes vor. Sie sagte mir, daß sie blos deshalb komme, um mir ihr Herz zu öffnen. Fräulein von Sonsfeld wollte sich entfernen, sie bat sie aber zu bleiben mit den Worten, daß diese Sache auch sie angehe. »Sie sind darüber betrübt,« fuhr sie fort, »daß die Königin Sie mißhandelt, danken Sie lieber dem Himmel dafür. Wären Sie ihr Günstling, so würde der König Sie bald fortjagen. Was mich betrifft, so habe ich von dieser Seite nichts zu fürchten, ich habe es verstanden im Voraus meine Maaßregeln zu nehmen, daß selbst, wenn ich außer Gunst käme, der König mich nicht verlassen kann und wohl wissen würde, mich

aufrecht zu erhalten. Ich weiß recht gut, daß Ihnen alle meine Intriguen bekannt sind, und will sie Ihnen auch gestehen. Es hängt von Ihnen ab, die Königin davon zu unterrichten. Wenn Sie sich dem Mißvergnügen des Königs aussetzen wollen, auf dessen Befehl ich handle, so wird er auf der Stelle von den Hindernissen in Kenntniß gesetzt werden, die Sie auf diese Weise seinen Absichten entgegenstellen, und gegen Sie zum Aeußersten schreiten. Uebrigens kennen Sie ja selbst den schwachen Verstand der Königin. Im nächsten Augenblicke würde ich die Berichte bemerken, die Sie ihr über mich abgestattet hätten, und Mittel finden, ihr einzureden, daß Alles, was Sie ihr gesagt, nur Verleumdung wäre, so daß das Schicksal, das Sie mir bereiten wollten, auf Sie zurückfiele.« Bis dahin hatte sie mit uns Beiden gesprochen, jetzt wendete sie sich aber an mich und setzte hinzu: »Hoheit, Sie gehen einem großen Unglücke entgegen, nehmen Sie Ihre Parthie im Voraus, Sie können sich aus dieser unseligen Lage nur dadurch reißen, daß sie den Herzog von Weißenfels heirathen. Ist's denn etwas so Großes, sich zu verheirathen? Nur hier macht man so großen Lärmen davon. Glauben Sie mir, ein Mann, den man beherrschen kann, ist eine schöne Sache. Uebrigens bekümmern Sie sich nicht darum, was die Königin darüber sagen würde, ich kenne sie von Grund aus und versichere Ihnen, daß, wenn der König sie ein wenig liebkoset und vor der Welt auszeichnet, sie sich bald trösten und um nichts mehr kümmern wird.« Ich war außer mir über dieses Weib. Hätte ich meiner ersten Eingebung gefolgt, so hätte ich sie zum Fenster hinausgeworfen, um ihr den Weg zu ersparen. Aber ich mußte meinen Unwillen verbergen. Ich antwortete ihr, daß ich mich ganz den Beschlüssen

der Vorſehung unterwerfe und übrigens auch nicht das Mindeſte thue, ohne die Königin um Rath zu fragen und ihre Zuſtimmung zu erhalten. So ward ich dieſen verwünſchten Beſuch los, noch voll Abſcheu über das Benehmen dieſer ſchändlichen Creatur. Wir beweinten lange das Schickſal der Königin, in ſolche Hände gerathen zu ſein.

Doch ich komme auf Grumbkow zurück. Sein Verhalten war ſeit Hothams Abreiſe ſehr verändert. Zufriedenheit herrſchte in allen Zügen ſeines Geſichts. Er kam eifrigſt der Königin zu huldigen, die ſehr höflich gegen ihn war. Eines Abends, am 11. Auguſt, einem in jeder Art merkwürdigen Tage, wo mein Geiſt ſehr aufgeregt war, da ich den ganzen Tag ſchwermüthig geweſen, ohne mehr Urſache dazu zu haben als gewöhnlich, endete ich zeitig mein Spiel und ging mit der Bülow ſpazieren. Nach einigen Gängen ſetzte ich mich am Ende des Gartens auf eine Raſenbank. Grumbkow trat zu mir. Wir wollten am nächſten Sonntage zum Abendmahle gehen. Er gehörte zu Denen, die um ihre Leidenſchaften zu befriedigen und ohne näher unterrichtet zu ſein, die Religion mißachten. Da er in ſeinen Grundſätzen nicht feſt war, machte er ſich manchmal heftige Vorwürfe und fühlte Gewiſſensbiſſe, die ihn ſchwermüthig machten und welche er dann durch Wein und Wohlleben verſcheuchte. Herr Jablonski, einer der Kaplane des Königs, hatte den Tag mit ihm zugebracht und aller Wahrſcheinlichkeit nach ein lebhaftes Gemälde von der Hölle entworfen. Er begann zuvörderſt eine große moraliſche Rede, die mir in ſeinem Munde wie das Evangelium in dem des Teufels vorkam, und alsdann in andere Materien einlenkend, ſagte er mir, daß er über die ſchlechte Behandlung des Königs gegen mich, ſowie

über die, welche mein Bruder erdulden mußte, sehr böse sei. »Der Kronprinz,« sagte er, »sollte sich mehr in den Willen seines Vaters fügen; er ist der größte König, der je existirt hat, und der alle bürgerlichen Tugenden mit ebenso vielen moralischen vereinigt.« Ich fürchtete, diese Unterredung möchte ihn zu weit führen und wollte dies vermeiden. Ich stand also auf und ging sehr schnell nach dem Hause zu. Ich antwortete ihm blos in Betreff des Königs und suchte die Elogen, die er ihm machte, noch zu überbieten, aber er kam immer wieder auf das Vorige zurück. »Sie haben so großen Einfluß auf den Geist des Kronprinzen, daß Sie die einzige Person sind, Hoheit, die ihn zu seiner Pflicht zurückführen kann. Er ist ein allerliebster Prinz, aber schlecht berathen.« — »Wenn mein Bruder,« antwortete ich ihm, »meinem Rathe folgen will, so wird er sich stets nach dem Willen des Königs richten, wenn er nur dessen Absichten kennt.« Er wollte mir antworten, aber mehrere Damen unterbrachen uns, was mich aus großer Verlegenheit zog. An demselben Abende wollte sich eben die Königin vor ihrer Toilette auskleiden und die Bülow saß neben ihr, als sie im Nebencabinette einen furchtbaren Lärmen hörten. Dieses prachtvolle Cabinet war mit Bergkrystall und anderen Edelsteinen von außerordentlichem Werthe geschmückt, ohne die kunstvollen Gold- und andern Arbeiten zu rechnen, die sich darin in großer Anzahl befanden. Zwischen diesen sonderbaren Stücken standen alte japanische und chinesische Porzellanvasen von ungeheurer Größe. Die Königin glaubte zuerst, eine dieser großen Vasen sei heruntergefallen und habe den Lärmen verursacht, als aber die Bülow hineingegangen, war sie sehr verwundert, nichts in Unordnung zu finden. Kaum war sie aber zurückgekommen und die

Thür wieder geschlossen, als der Lärmen von Neuem anfing. Drei Mal wiederholte sie ihren Besuch in Begleitung einer Kammerfrau der Königin und fand immer Alles in der vollkommensten Ordnung. Endlich hörte der Lärmen im Cabinet auf, aber ihm folgte ein noch viel fürchterlicherer in einem Corridor, der die Zimmer des Königs von denen der Königin trennte und die Communication derselben ausmachte. Niemand ging durch ihn als die Kammerbedienten und deshalb standen zwei Wachen an beiden Enden, um den Eintritt zu verwehren. Die Königin, neugierig zu wissen was den Lärmen hervorgebracht habe, befahl ihren Frauen dies zu untersuchen. Die Furcht entlarvte hier die falsche Anhänglichkeit der Damen. Sie wollte nicht mit der Konigin gehen und entfloh, um sich in das benachbarte Zimmer zu verstecken. Zwei andere ihrer Cameradinnen begleiteten nebst der Bülow diese Fürstin und kaum hatten sie die Thür geöffnet, als fürchterliches Gewimmer, durch Geschrei, das sie vor Furcht erzittern ließ, erhöht, an ihre Ohren drang. Nur die Königin behielt ihre Festigkeit. So wie sie in den Corridor trat, ermuthigte sie die Andern nachzusehen, was es sein könne. Sie fanden alle Thüren verriegelt. Nachdem sie sie geöffnet, untersuchten sie Alles umher, aber ohne Etwas zu finden. Die beiden Wachen waren halb todt vor Schrecken. Diese Leute hatten ganz in ihrer Nähe dasselbe Gewimmer und Geschrei gehört, aber ohne Etwas zu sehen. Die Königin fragte sie, ob Jemand zu dem Könige gegangen sei, sie versicherten aber das Gegentheil. Nun kehrte sie etwas betroffen in ihr Zimmer zurück und erzählte mir am folgenden Tage dieses Abenteuer. Ob sie gleich nichts weniger als abergläubisch war, befahl sie mir doch, den Datum aufzu-

schreiben, um zu sehen, was dieser Lärmen angezeigt habe. Ich bin überzeugt, daß die Sache sehr natürlich zuging. Der Zufall wollte aber, daß gerade an demselben Abende mein Bruder verhaftet wurde und nach der Rückkehr des Königs die traurigste Scene für die Königin in diesem Corridor vorging.

Da an diesem Tage keine Cour war, so gab es Conzert in Monbijou. Die Musikliebhaber hatten die Erlaubniß, sich dort einzufinden und Katt fehlte nie. Nachdem ich lange auf dem Klavier accompagnirt hatte, ging ich in ein Nebenzimmer, wo gespielt wurde. Katt folgte mir dahin und bat mich um des Himmels willen, ihn zum Besten meines Bruders nur einen Augenblick anzuhören. Dieser so theure Name ließ mich sogleich still stehen. »Ich bin in Verzweiflung,« sagte er, »daß ich mir der Königin und Ew. Königl. Hoheit Ungnade zugezogen habe. Man hat Ihnen falsche Nachrichten über mich beigebracht. Man beschuldigt mich, den Kronprinzen in seinem Plane, zu entfliehen, zu bestärken. Ich schwöre Ihnen bei dem Heiligsten auf der Welt, daß ich ihm geradezu abgeschlagen habe ihm zu folgen, wenn er die Flucht unternehme, und stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß er diesen Schritt nicht ohne mich unternehmen wird.« — »Ich sehe ihn schon zwischen Ihren Schultern wackeln,« erwiderte ich, »und wenn Sie nicht bald Ihr Benehmen ändern, könnte ich ihn leicht vor Ihren Füßen sehen. Ich leugne Ihnen nicht, daß die Königin und ich sehr unzufrieden mit Ihnen sind, und ich nie geglaubt hätte, daß Ihre Unbesonnenheit so weit gehen würde, überall die Pläne meines Bruders auszuschwatzen, und dessen Geheimnisse Jedermann anzuvertrauen. Sie hätten die Güte, die er für Sie hat, besser erkennen und

reiser über die Unregelmäßigkeit Ihrer Aufführung nachdenken sollen. Vor Allem ziemt es sich in keiner Art für Sie, mein Portrait zu besitzen und damit zu prunken. Die Königin hat es Ihnen abfordern lassen, Sie hätten ihr gehorchen und es ihr zustellen lassen sollen. Dies war das Mittel, Ihren Fehler wieder gut zu machen, und diesen einzigen Ausweg giebt es nur, um Sie bei ihr und mir wieder zu Gnaden zu bringen.« — »Was den ersten Punkt betrifft,« erwiderte er, »so kann ich Ihnen zuschwören, Hoheit, daß ich nur mit dem Herrn von Leuvener über den Kronprinzen gesprochen habe, dies ist aber keine verdächtige Person und ich glaube nicht, daß die Königin Etwas dagegen sagen kann. Da ich selbst das Portrait Ew. Königl. Hoheit, so wie das des Kronprinzen copirt habe, so habe ich es nicht für unangemessen gehalten, beide einigen meiner Freunde sehen zu lassen, um so weniger, als ich sie blos als Proben von meiner Arbeit vorgezeigt habe, aber ich gestehe Ihnen, Hoheit, daß mir der Tod minder hart sein würde, als mich davon trennen zu müssen. Uebrigens,« fuhr er fort, »habe ich sehr viele Feinde, die mir die Gunst des Kronprinzen beneiden, und da sie sonst nichts gegen mich aufbringen können, zu Verleumdungen ihre Zuflucht nehmen, aber ich wiederhole es Ihnen nochmals, so lange ich um diesen theuren Prinzen sein werde, werde ich ihn auch stets verhindern, seinen Plan auszuführen, ob ich gleich im Grunde nicht einsehe, daß er dabei viel riskiren würde. Was für Uebel und Unglück könnte ihm geschehen, wenn man ihn wieder beläme? Er ist der Erbe der Krone und Niemand würde so verwegen sein, sich an ihm zu reiben.« — »Wahrhaftig, mein Herr,« sagte ich zu ihm, »Sie spielen ein großes Spiel und ich fürchte sehr, daß ich nur ein

allzugutter Prophet bin.« — »Wenn ich den Kopf verliere,« erwiderte er, »so geschieht es um einer schönen Sache willen, aber der Prinz wird mich nicht im Stiche lassen.« Ich ließ ihm nicht Zeit mir mehr zu sagen und ging von ihm fort. Dies war das letzte Mal in meinem Leben, wo ich ihn sprach, und ich war weit entfernt zu glauben, daß meine Voraussagungen sich so bald erfüllen sollten, da ich ihn nur hatte einschüchtern wollen.

Am 15. August, dem Geburtstage des Königs, gratulirte Jedermann der Königin und die Cour war sehr zahlreich. Ich hatte noch eine lange Unterredung mit Grumbkow. Er hatte seine Moral verabschiedet und sich wieder auf den scherzhaften Ton gestellt. Er belustigte mich sehr, da er außerordentlich viel Geist besaß. Er verbreitete sich noch sehr lange in Lobeserhebungen des Königs, und als er sah, daß ich ihn verlassen wollte, sagte er mir mit einem so ausdrucksvollen Tone, daß ich ganz darüber erstaunte: »Sie werden in kurzem sehen, Hoheit, wie sehr ich Ihnen zugethan und Ihr Diener bin.« Ich antwortete ihm in Bezug auf das Letztere sehr höflich und wollte mich entfernen, die Bülow kam jedoch und fing an mit ihm sich zu kampeln. Sie hatte sich auf diesen Fuß gesetzt und konnte ihn nicht sehen, ohne ihm etwas Spitziges zu sagen. Ich hatte sie schon mehr als ein Mal gewarnt, den Scherz nicht zu weit zu treiben und Grumbkow zu schonen, auch ihr gerathen, dem Beispiele der Indier zu folgen, die den Teufel anbeten, damit er ihnen kein Leid zufüge, aber sie dachte nicht daran, meine Lehren auszuführen. Der Zwist, den sie an diesem Abende mit ihm hatte, war sehr lebhaft. Ihr Gegner beendete ihn, indem er ihr dasselbe sagte wie mir, in kurzem werde er sie überzeugen können, wie sehr er ihr Freund sei. Es schien mir, als

ob unter dieſen zwei Mal wiederholten Worten ein Sinn verborgen liege, der mich beunruhigte.

Die Königin machte ſich ein Vergnügen daraus, mich am folgenden Tage, den 16ten deſſelben Monats, zu überraſchen. Sie gab einen Ball in Monbijou zu Ehren des Königs. Der Speiſeſaal war mit Inſchriften und Lampen verziert, die Tafel ſtellte ein Blumenparterre vor. Jedes von uns fand ein Geſchenk unter ſeinem Couvert. Wir waren Alle in der beſten Laune von der Welt. Nur die beiden Gouvernanten, die Kamken und Sonsfeld, die Gräfin Fink und die Bülow ſchienen traurig. Sie ſprachen kein Wort und klagten über Unwohlſein. Nach dem Abendeſſen begann der Ball von Neuem. Seit länger als ſechs Jahren hatte ich nicht getanzt; es war verbotene Frucht und ich genoß ſie im Uebermaaß, ohne ſehr auf das Acht zu geben, was verging. Die Bülow ſagte mehrere Male zu mir: »Es iſt ſpät, ich wünſchte, daß man ſich entfernte.« — »Ach Du mein Gott,« entgegnete ich, »laſſen Sie mir doch das Vergnügen, mich heute recht ſatt zu tanzen, denn vielleicht paſſirt mir das in langer Zeit nicht wieder.« — »Das könnte leicht möglich ſein,« verſetzte ſie. Ich gab darauf nicht Acht und fuhr fort mich zu vergnügen. Nach einer halben Stunde kam ſie wieder. »Hören Sie doch auf,« ſagte ſie mit zorniger Miene, »Sie ſind ſo beſchäftigt, daß Sie nicht hören und ſehen.« — »Sie ſind heute ſo übler Laune,« antwortete ich, »daß ich nicht weiß, was ich davon denken ſoll.« — »Sehen Sie doch die Königin an, Hoheit, und Sie werden keine Urſache mehr haben, mir Vorwürfe zu machen.« Ein Blick, den ich auf dieſe warf, ließ mein Blut erſtarren. Ich erblickte dieſe Fürſtin bläſſer als der Tod in einer Ecke des Zimmers, ſich mit

ihrer Oberſthofmeiſterin und Fräulein von Sonsfeld unterhaltend. Da mein Bruder mich mehr intereſſirte als irgend Etwas auf der Welt, ſo erkundigte ich mich ſogleich, ob es ihn betreffe. Die Bülow zuckte die Achſeln und ſagte: »Ich weiß es nicht.« Die Königin gab einen Augenblick nachher gute Nacht und ſtieg mit mir in den Wagen. Unterwegs ſagte ſie mir kein Wort, was mich ſo ſehr beunruhigte, daß ich furchtbares Herzklopfen bekam. Sobald ich zu Hauſe war, plagte ich meine Gouvernante auf's Aeußerſte, um zu erfahren, wovon die Rede ſei. Sie antwortete mir mit Thränen in den Augen, daß die Königin ihr Stillſchweigen auferlegt habe. In dieſem Augenblicke hielt ich meinen Bruder für todt, und dies ſetzte mich ſo in Verzweiflung, daß Fräulein von Sonsfeld es für angemeſſen hielt, mich aus meinem Irrthume zu reißen. Sie erzählte mir alſo, daß Frau von Kamken an demſelben Tage eine Stafette vom Könige erhalten habe, nebſt zwei Briefen für ſich und die Königin, daß dieſer Fürſt ihr befohlen, dieſe nach und nach vorzubereiten, um ihr endlich mitzutheilen, daß er den Kronprinzen, der verſucht zu entfliehen, habe feſtnehmen laſſen. Das Unglück meines Bruders drang mir durch's Herz, ich brachte die ganze Nacht in der furchtbarſten Unruhe zu. Die Königin ließ mich ſehr früh rufen, um mir den Brief des Königs an ſie zu zeigen. Deutlich gab ſich große Wuth in dieſem Briefe kund. Hier ſein Inhalt:

»Ich habe den Schurken Fritz verhaften laſſen; ich werde ihn behandeln, wie ſeine Unthat und Schlechtigkeit es verdienen; ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt: ein ſolcher elender Menſch iſt nicht mehr werth zu leben.«

Ich fiel nach dem Lesen dieses Briefes in Ohnmacht. Der Zustand der Königin wie der meine hätte ein Herz von Stein gerührt. Sobald sie sich ein wenig erholt hatte, erzählte sie mir die Arrestation Katts, wovon ich hier das Nähere mittheilen werde, so wie wir es späterhin erfahren haben.

Herr von Grumbkow war am 15ten bereits von der Katastrophe meines Bruders unterrichtet gewesen. Er hatte seine Freude darüber nicht verbergen können und mehreren seiner Freunde es vertraut. Herr von Leuvener, der Spione um ihn hatte, war auch davon benachrichtigt. Er schrieb auf der Stelle an Katt und rieth ihm, auf's Schnellste abzureisen, weil er ohnstreitig werde arretirt werden. Katt benutzte die Nachricht und bat sich Urlaub bei dem Marschall von Natzmer, der sein Corps commandirte, aus, um nach Friedrichsfelde zu gehen und dem Markgrafen Albert dort seine Aufwartung zu machen, was ihm auch bewilligt wurde. Er hatte einen Sattel anfertigen lassen, in welchem er Geld und Papiere verbergen konnte. Unglücklicherweise war dieser noch nicht fertig und er mußte darauf warten. Doch wandte er seine Zeit gut an, denn er verbrannte seine Papiere. Endlich war sein Pferd gesattelt und er wollte es eben besteigen, als der Marschall mit seinen Wachen ankam, ihm den Degen abforderte und Seiten des Königs ihn arretirte. Katt übergab ihm ohne die Farbe zu ändern den Degen und wurde sogleich in's Gefängniß abgeführt. Man legte alle seine Sachen in Gegenwart des Marschall, der betreten er als sein Gefangener zu sein schien, unter Siegel. Letzterer hatte länger als drei Stunden gezögert, die Befehle des Königs zu vollziehen, um Katt Zeit zur Flucht zu lassen und war sehr böse ihn noch vorzufinden.

Ich komme wieder auf die Königin zurück. Sie fragte mich, ob mein Bruder mit mir jemals von seinem Vorhaben gesprochen habe. Ich erzählte ihr nun alles Einzelne, was ich über diesen Gegenstand wußte, unter Entschuldigungen, daß ich es ihr verschwiegen, aus Furcht, sie eintretender Falles zu compromittiren. Auch gestand ich ihr, daß die Versicherungen, die mir Katt gegeben, mich in volle Zuversicht gesetzt hätten, so daß ich nicht im Geringsten das, was ich jetzt erfahren, hätte erwarten können. »Aber,« fragte sie nun, »weißt Du nichts von unsern Briefen?« — »Ich habe oft mit meinem Bruder darüber gesprochen und er hat mir gestanden, daß er sie verbrannt habe.« — »Ich kenne Deinen Bruder zu gut,« entgegnete sie, »und wette darauf, daß sie sich unter Katts Sachen befinden. Wenn das ist, so sind wir verloren.« Die Königin hatte recht gerathen. Am folgenden Tage erfuhren wir, daß man mehrere Cassetten, die meinem Bruder gehörten, bei Katt gefunden und versiegelt habe. Bei dieser Nachricht erbebte ich. Nachdem wir nun vielfach überlegt, nahm die Königin ihre Zuflucht zum Marschall Natzmer, der ihr, wie ich vorher erzählt, in einem ähnlichen Falle dienstlich gewesen war. Sie ließ sogleich ihren Beichtvater, Namens Reinbeck, rufen, um ihn damit zu beauftragen, den Marschall zu bewegen, daß er ihr die Cassette, in welcher die Briefe wären, möchte zugehen lassen. Reinbeck war krank und ließ sich entschuldigen, was unsere Unruhe noch vermehrte. Ein Zufall half uns dabei.

Die Gräfin von Fink kam am folgenden Morgen zu mir. Ich war über die Zerstörung, die ich in ihren Zügen las, erschrocken. Nachdem ich Jedermann, Fräulein von Sonsfeld ausgenommen, fortgeschickt hatte, sagte sie mir, daß sie die un-

glücklichſte Perſon von der Welt ſei und komme, um mir ihre Leiden zu vertrauen. »Stellen Sie ſich, Hoheit,« ſagte ſie, »meine Verlegenheit vor. Ich fand geſtern Abend, als ich nach Hauſe kam, eine verſiegelte und an die Königin adreſſirte Caſſette vor, die man an meine Dienerſchaft mit folgendem Billet abgegeben hatte.« Sie gab mir dies und es ſtanden blos folgende Worte darin:

»Haben Sie die Güte, gnädige Frau, dieſe Caſſette der Königin zu übergeben; ſie enthält die Briefe, welche dieſe und die Prinzeſſin an den Kronprinzen geſchrieben haben.«

»Ich habe nicht begreifen können,« fuhr ſie fort, »wer mir dieſen Streich geſpielt haben kann, denn die Leute, welche die Caſſette brachten, waren maskirt. Doch weiß ich nun nicht, welchen Entſchluß ich faſſen ſoll. Ich ſehe voraus, daß wenn ich dieſes unſelige Unterpfand an den König ſende, ich die Königin unglücklich mache, und wenn ich es dieſer Fürſtin übergebe, werde ich das Opfer werden. Eins wie das Andere iſt ſo ſchrecklich für mich, daß ich nicht weiß, wozu ich mich entſchließen ſoll.« Wir ſprachen ihr ſo ſtark zu und drängten ſie ſo ſehr, daß wir ſie endlich überredeten, mit der Königin davon zu ſprechen, indem wir ihr bewieſen, daß ſie bei dieſem Schritte nichts riskire, da das Paket doch an Jene adreſſirt ſei.

So begaben wir uns denn alle Drei zur Königin. Die Freude, welche ſie über dieſe gute Nachricht hatte, beſchwichtigte einige Zeit lang ihren Schmerz, aber nicht auf lange. Betrachtungen folgten bald darauf. Wir ſagten uns ſelbſt Folgendes: Auf welche Art dieſe Caſſette heimlich in's Schloß bringen, ohne daß es Jemand bemerkt, da es überall Spione giebt? Und wenn dies auch geglückt, muß man nicht fürchten,

daß Katt davon Erwähnung thut, wenn er verhört wird? Was sollte alsdann aus der Gräfin Fink werden, die sich unschuldigerweise in diese böse Sache verwickelt fände, ohne zu wissen, wie sich herauszuziehen? Handelt die Letztere ohne Hinterhalt und überläßt die Cassette öffentlich der Königin, so wird der König auf der Stelle davon unterrichtet werden und die Königin zwingen, selbst das Werkzeug ihres Unglücks zu werden, indem sie ihm ihre Briefe ausliefert. Der Fall war sehr schwierig; auf allen Seiten Abgründe. Nachdem man das Für und Wider lange abgewogen hatte, wählte man endlich die letztere Parthie als die minder gefährliche und in der Hoffnung, noch einen Ausweg zu finden, um uns in den Besitz der Papiere zu setzen. So wurde denn das Portefeuille, denn ein solches war es, in das Zimmer der Königin gebracht, die es sogleich in Gegenwart ihrer Dienerschaft und der Damen verschloß.

Nachmittags fingen unsere Conferenzen wieder an. Die Königin war der Meinung, die Briefe zu verbrennen und ganz einfach dem Könige zu sagen, daß, da sie nicht von Wichtigkeit gewesen, sie daran nichts Unrechtes zu thun geglaubt habe. Wir Andern traten dieser Meinung heftig entgegen. Die Eine wollte dies, die Andere das, und so verging der Tag, ohne daß Etwas beschlossen worden war.

Sobald ich wieder in meinem Zimmer war, sagte ich dem Fräulein von Sonsfeld, daß ich ein untrügliches Mittel gefunden habe, das aber sehr gefährlich werden könnte, wenn es die Königin der Damen anvertraute. Ich gab ihr nämlich zu bedenken, daß, wenn man das Siegel abnehmen könnte, ohne es zu zerbrechen, nichts leichter sein werde, als das Vorlegeschloß durchzufeilen, welches das Portefeuille schloß, und man alsdann

bequem im Stande sein würde, die Briefe herauszunehmen und andere zu schreiben, die man dann an deren Stelle legte. Meine Gouvernante billigte meine Idee sehr und wir kamen überein, sie im Verein mit der Gräfin Fink der Königin vorzuschlagen und uns ihr Ehrenwort geben zu lassen, nicht davon zu sprechen.

Schon am folgenden Tage führten wir dieses Vorhaben aus, wie wir uns das Wort darauf gegeben hatten. Wir sprachen Alle auf eine so verständliche Art, ohne jedoch Jemand zu nennen, daß die Königin bald merkte, es gelte der Namen. Ihre Schwäche für diese Person war aber Schuld daran, daß sie that, als verstehe sie uns nicht. Sie versprach uns jedoch ein ewiges Stillschweigen und hielt auch dieses Mal Wort. Des Nachmittags führten wir unser Unternehmen aus. Die Königin schickte ihre Damen und Dienerschaft fort, so daß ich allein bei ihr blieb. Wir stießen sogleich auf fruchtbare Hindernisse. Das Portefeuille war so schwer, daß weder die Königin noch ich es fortbringen konnten, was sie nöthigte, sich einem ihrer Kammerdiener, einem alten und treuen Manne von erprobter Verschwiegenheit und Redlichkeit, anzuvertrauen. Lange Zeit versuchte ich das Siegel abzuheben. Die Unmöglichkeit, die ich vorfand, machte mich zittern. Nachdem jener Kammerdiener, Namens Beck, das Wappen untersucht hatte, welches das Katt'sche war, sagte er mit großer Freude zu mir: »Ach mein Gott, Hoheit, ich habe ja ein ganz gleiches Petschaft bei mir. Es ist länger als vier Wochen her, daß ich's im Garten von Monbijou gefunden habe. Seitdem habe ich es immer bei mir gehabt, um zu erfahren, wem es gehöre. Als wir die beiden Siegel mit einander verglichen, fanden wir, daß sie vollkommen gleich waren, und jenes Petschaft also Katt gehört hatte. Nach-

dem wir nun die Schnüre gelöst, und das Vorlegeschloß aufgebrochen, gelangten wir zur Untersuchung der Briefe. Es ist aber Zeit, daß ich mich darüber etwas ausführlicher verbreite.

Ich habe im Fortgange dieses Werkes bereits von der wenig ehrerbietigen Art gesprochen, mit welcher wir oft vom Könige redeten. Die Königin fand Vergnügen an unsern Satyren und überbot sie noch. Die Briefe dieser Fürstin, wie die meinen, waren voll davon. Ueberdies enthielten sie das Genaueste über alle Intriguen in England, die verstellte Krankheit vom vergangenen Winter, um Zeit zu gewinnen, und mit einem Worte, die wichtigsten Geheimnisse. Außerdem stand noch etwas Besonderes in den meinen. Zu größerer Sicherheit schrieb ich nämlich nur gleichgiltige Dinge mit Dinte, und bediente mich des Zitronensafts für diejenigen, welche Folgen haben konnten. Hielt man das Papier übers Feuer, so traten die Züge hervor und konnten gelesen werden. Die Namen war der gewöhnliche Gegenstand dieser geheimnißvollen Schreibart. Ich schimpfte auf sie, indem ich mich bitter über ihren Einfluß auf die Gesinnungen der Königin beklagte. Wir verständigten uns auch so über das, was wir dieser sagen oder verheimlichen wollten. Ich war so tief erregt, daß ich gar nicht bedacht hatte, welche Wirkung diese Briefe auf die Königin hervorbringen könnten, und als mir beim Oeffnen des Portefeuille dieser Gedanke durch den Sinn fuhr, zitterte ich davor. Ein glücklicher Zufall zog mich aus der Verlegenheit. Der Beichtvater Reinbeck ließ sich melden. Die Königin konnte nicht umhin mit ihm zu sprechen, da sie Tags vorher nach ihm geschickt hatte. Sie war durch alles Vorgefallene so verstört, daß sie mir beim Fortgehen sagte: »Verbrenne doch in des Himmels Namen alle diese Briefe, daß ich

keinen mehr finde.« Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen und warf sie auf der Stelle ins Feuer. Es waren deren wenigstens 1500 von der Königin und mir. Kaum hatte ich dieses schöne Werk vollendet, als sie wiederkam. Wir untersuchten dann die noch übrigen Papiere. Es waren Briefe von einer Menge Leute, Liebesbriefe, moralische Betrachtungen und Bemerkungen über die Geschichte, von meinem Bruder verfaßt, eine Börse mit 1000 Pistolen, mehrere Edelsteine und Schmucksachen und endlich ein Brief meines Bruders an Katt, vom Monat Mai datirt, dessen Inhalt folgender war:

»Ich reise, mein lieber Katt. Ich habe meine Maaßregeln so gut genommen, daß ich nichts zu fürchten habe. Ich werde durch Leipzig kommen, wo ich mir den Namen eines Marquis d'Ambreville beilegen will. Schon habe ich Keith benachrichtigen lassen, der geradesweges nach England gehen wird. Verlieren Sie keine Zeit, denn ich rechne darauf, Sie in Leipzig zu finden. Adieu! Haben Sie guten Muth!«

Wir warfen alle diese Papiere ins Feuer, die kleinen Arbeiten meines Bruders ausgenommen, die ich aufgehoben habe. Noch an demselben Abende fing ich an, die Briefe neu zu schreiben, welche die andern ersetzen sollten. Die Königin that am nächsten Tage dasselbe. Wir brauchten die Vorsicht, Papier von dem jedesmaligen Jahre zu nehmen, um jede Entdeckung zu verhindern. Drei Tage wurden zu dieser Arbeit verwendet, während welcher Zeit wir 6 bis 700 Briefe fabrizirten. Das war sehr wenig im Vergleich zu denen, die wir verbrannt hatten. Wir bemerkten dies, als wir das Portefeuille schließen wollten. Es blieb so leer, daß dies allein uns verrathen konnte. Meine Meinung war, noch mehr zu schreiben, um es zu füllen, die Un-

geduld der Königin aber war so groß, daß sie lieber alle Arten von Rippes hineinsteckte, als noch länger mit dem Schließen desselben zu warten. Ich widersetzte mich dem so viel ich nur konnte, jedoch vergeblich. Wir brachten es endlich in denselben Zustand wieder wie vorher, ohne daß man die geringste Veränderung daran merken konnte.

Am 27. August um 5 Uhr Abends kam indeß der König an. Seine Dienerschaft war ihm vorausgegangen. Die Königin ließ sie kommen und fragte nach meinem Bruder. Diese versicherten, daß ihnen sein Schicksal gänzlich unbekannt sei, daß sie bei ihrer Abreise ihn in Wesel gelassen hätten und nicht wüßten was seitdem aus ihm geworden. Ich glaube aber hier die Umstände seiner Entweichung, wie ich sie aus seinem eignen und dem Munde Derer vernommen, die zugegen waren, mittheilen zu müssen.

Sein erster Vorsatz war, sich von Anspach aus zu entfernen. Die Unbesonnenheit, die er beging, dem Markgrafen seine Unzufriedenheit zu vertrauen, hinderte es. Da dieser Fürst ihn so sehr gegen den König erbittert sah, vermuthete er Etwas von seiner Absicht und vereitelte seinen Plan, indem er ihm die Pferde, die er unter dem Vorwande einer Spazierfahrt verlangte, verweigerte. Der König beobachtete nicht die mindeste Mäßigung mehr gegen ihn, und hatte ihn öffentlich in Gegenwart mehrerer Fremden gemißhandelt, ja selbst wiederholt, was ich ihn oft hatte sagen hören: »Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, wie ich Dich, so wäre ich tausendmal für einmal davon gelaufen, aber Du hast kein Herz und bist nur ein Poltron.« Da mein Bruder während seines Verweilens zu Anspach nicht zu seinem Zwecke gelangen konnte, mußte er eine andere Gelegenheit abwarten, die sich unterwegs leicht zeigen konnte. Einige Meilen

von dieſer Stadt erhielt er eine Staſette von Katt. Er antwortete ſogleich darauf und ſchrieb ihm, daß er darauf rechne, in zwei Tagen ſich retten zu können, verſprach ihm ein Rendezvous in Haag, und verſicherte ihm, daß ſein Anſchlag nicht fehlen könne, weil ſelbſt, wenn man ihn verfolge, er in den auf dieſer Straße ſo häufigen Klöſtern ein Aſyl finden werde. In ſeiner Unruhe vergaß er dieſen Brief nach Berlin zu adreſſiren. Zu ſeinem Unglücke gab es einen Couſin von Katt, der denſelben Namen führte, und 10 bis 15 Meilen davon zum Rekrutiren abgeſchickt war. Dieſen ſuchte die Staſette auf und übergab ihm den Brief meines Bruders.

Während deſſen war der König ohnweit Frankfurt in ein Dorf gekommen, wo er und ſein ganzes Gefolge die Nacht in einigen Scheuern zubrachten. Mein Bruder, der Oberſt Rochow und ſein Kammerdiener theilten eine derſelben.

Ich habe ſchon erwähnt, daß Keith Lieutenant im Regimente Moſel geworden war. Der König hatte ſtatt ſeiner deſſen Bruder als Pagen angenommen. Dieſer Burſche war ſo dumm, wie ſein Bruder das Gegentheil. Da dies der Kronprinz wußte, ſo hatte er ihm ſein Vorhaben nicht mitgetheilt, glaubte aber, er werde ſich mehr als ein Anderer, eben wegen ſeiner Dummheit, dazu eignen, ſein Entweichen zu begünſtigen. Er machte ihn alſo glauben, daß, da er erfahren, es gebe hübſche Mädchen in einem kleinen benachbarten Flecken, er dort ſein Heil verſuchen wolle, und ihm daher auftrage, ihn früh um 4 Uhr zu wecken und Pferde zu bringen, was um ſo leichter, da an dieſem Tage ein Pferdemarkt war. Der Page gehorchte, ſtatt aber meinen Bruder zu wecken, wendete er ſich an deſſen Kammerdiener; dieſer, ſchon ſeit lange ein Spion des

Königs, vermuthete ein Geheimniß, stellte sich schlafend und blieb, um die Sache zu ergründen, ganz ruhig. Einen Augenblick nachher wachte mein Bruder, der am Vorabende einer so großen Unternehmung nicht ohne Unruhe war, von selbst auf. Er stand auf, zog sich an, jedoch statt der Uniform ein französisches Kleid, und verließ das Zelt. Sein Kammerdiener, der Alles dies mit angesehen hatte, setzte schnell den Herrn von Rochow davon in Kenntniß. Dieser lief voll Unruhe zu den Generalen im Gefolge des Königs. Es waren Bodenbrock, Waldow und Derschow, welcher Letztere zu der kaiserlichen Clique gehörte und ein würdiger Freund und Beschützer derselben war. Nachdem sie sich zusammen berathen, eilten sie dem Kronprinzen nach, den sie im ganzen Dorfe suchten. Endlich fanden sie ihn auf dem Roßmarkte an einen Wagen gelehnt. Sie staunten, ihn in französischer Kleidung zu finden, und fragten sehr ehrerbietig, was er da mache. Der Kronprinz gab ihnen eine sehr kurze Antwort. Er sagte mir nachher, daß er so wüthend gewesen, sich entdeckt zu sehen, daß wenn er Waffen bei sich gehabt, er sie gegen diese Herren gebraucht haben würde. »Königl. Hoheit,« sagte Rochow zu ihm, »ziehen Sie um des Himmelswillen sich sogleich um, der König ist wach und will in einer halben Stunde fort; was sollte daraus werden, wenn er Sie so sähe!« — »Ich verspreche Ihnen,« antwortete der Kronprinz, »daß ich vor der Abreise des Königs hier sein werde, und nur noch eine kleine Promenade machen will.« Noch stritten sie so mit einander, als Keith mit den Pferden ankam. Mein Bruder nahm eins am Zügel und wollte sich darauf werfen. Die Herren hinderten ihn daran, umgaben ihn und nöthigten ihn im Guten oder Bösen, wieder in die Scheuer zurückzukehren,

wo ſie ihn zwangen ſeine Uniform anzuziehen. Trotz ſeiner Wuth war er genöthigt ſich zu faſſen. Noch an demſelben Tage unterrichtete der General Derſchow und der Kammerdiener den König von Allem, was vorgefallen. Dieſer verbarg ſeinen Unwillen unter Verſtellung, da er noch nicht hinreichende Beweiſe gegen meinen Bruder hatte, und vermuthete, dieſer werde es nicht bei dieſem erſten Verſuche bewenden laſſen.

So kamen ſie Alle des Abends in Frankfurt an. Dort erhielt der König am folgenden Morgen eine Stafette von Katts Couſin, worin die Briefe, welche mein Bruder an Jenen in Berlin geſchrieben hatte, lagen. Auf der Stelle theilte er ſie dem Generale Waldow und dem Oberſten Rochow mit, und befahl ihnen, das Benehmen meines Bruders zu überwachen, für den ſie ihm mit ihren Köpfen zu ſtehen hätten, und ihn gerades Weges in die Jacht zu führen, die man für ihn zugerichtet, da man die Fahrt von Frankfurt nach Weſel zu Schiffe machen wollte. Dieſe Befehle wurden auf der Stelle befolgt und dieſer Auftritt ging am 11. Auguſt vor.

Der König blieb den ganzen Tag in Frankfurt und ſchiffte ſich erſt am folgenden Morgen ein. Sobald er meinen Bruder erblickte, ſtürzte er auf ihn los und hätte ihn erwürgt, wenn dieſem der General Waldow nicht zu Hilfe gekommen wäre. Er riß ihm die Haare aus, und verſetzte ihn in einen ſo ſchrecklichen Zuſtand, daß dieſe Herren, welche die Folgen davon fürchteten, ihn beſchworen, zu verſtatten, daß man ihn in ein anderes Boot bringe, was denn auch bewilligt ward. Man nahm ihm ſeinen Degen ab und er wurde von dieſem Augenblicke an wie ein Staatsverbrecher behandelt. Der König nahm ſeine Effecten und Sachen an ſich und der Kammerdiener meines Bruders

bemächtigte ſich ſeiner Papiere. Er verbeſſerte ſeine Fehler, indem er ſie in Gegenwart ſeines Herrn ins Feuer warf, wodurch er uns einen großen Dienſt erzeigte. Dem König erregte dies aber einen ſo furchtbaren Zorn, daß er die unſeligſten Pläne brütete. Auf der andern Seite ſchien mein Bruder ziemlich ruhig, indem er ſich ſtets damit ſchmeichelte, der Wachſamkeit ſeiner Aufſeher entgehen zu können.

In dieſer Stimmung kamen ſie nach Geldern. Der König ging von da voraus und mein Bruder folgte ihm mit ſeinen zwei Wächtern. Er bat ſie ſo ſehr, daß ſie ihm verſprachen, erſt bei Nacht nach Weſel zu gelangen. Als ſie auf der Schiffbrücke ankamen, die ſich beim Eingange in dieſe Stadt befindet, beſchwor er dieſe Herren, ihn ausſteigen zu laſſen, um nicht erkannt zu werden. Sie bewilligten ihm dieſe kleine Gunſt, da ſie nicht glaubten, daß ſie von Folgen ſein könne. Sobald er aber aus dem Wagen war, machte er noch eine Anſtrengung zur Flucht und fing an aus allen Kräften zu laufen. Eine ſtarke Wache, vom Oberſt-Lieutenant Borck commandirt, welche der König ihm entgegengeſchickt hatte, erwiſchte ihn wieder und brachte ihn aufs Stadthaus, das neben dem Hauſe lag, wo der König wohnte, welchem man dieſen letzten Verſuch ſorgſam verbarg. Am folgenden Tage verhörte ihn der König ſelbſt. Nur der General Moſel war bei ihm, ein Offizier ohne Herkunft, der durch Bravour und Verdienſt zu dieſem Grade geſtiegen war. Er befragte meinen Bruder mit wüthendem Tone, warum er habe deſertiren wollen? (Das ſind ſeine eignen Ausdrücke.) »Weil,« antwortete ihm dieſer mit feſtem Tone, »Sie mich nicht wie Ihren Sohn, ſondern wie einen niedrigen Sklaven behandelt haben.« — »So biſt Du alſo nur ein feiger Deſerteur,«

erwiderte der König, »der keine Ehre im Leibe hat.« — »Ich habe deren soviel als Sie,« versetzte der Kronprinz, »ich habe nur das gethan, was Sie mir hundert Mal sagten, daß Sie es selbst thun würden, wenn Sie an meiner Stelle wären.« Durch diese Antwort aufs Aeußerste gebracht und von Wuth fortgerissen, zog der König seinen Degen und wollte ihn damit durchbohren. Der General Mosel bemerkte dieses Vorhaben und warf sich zwischen Beide, um den Stoß abzuwenden. »Durchbohren Sie mich,« Sire,« rief er aus, »aber schonen Sie Ihren Sohn!« Diese Worte zügelten die Wuth des Königs, der meinen Bruder in seine Wohnung zurückbringen ließ. Der General machte ihm ernstliche Vorstellungen über seine Handlung und gab ihm zu bedenken, daß er stets Herr der Person seines Sohnes sein werde, daß er ihn nicht verurtheilen dürfe ohne ihn gehört zu haben, und daß er eine unverzeihliche Sünde begehen würde, wenn er selbst dessen Henker würde. Er beschwor ihn zugleich, den Kronprinzen durch sichere und treue Personen vernehmen zu lassen und ihn nicht mehr zu sehen, weil er nicht Herr genug seiner selbst sei, um dessen Gegenwart zu ertragen. Der König beherzigte diese Gründe und gab ihnen nach.

Er blieb nur einige Tage in Wesel und schlug dann wieder den Weg nach Berlin ein. Ehe er abreiste, fügte er den General Dossо den andern beiden Aufsehern meines Bruders hinzu und empfahl ihnen, ihm in vier Tagen zu folgen, hinterließ ihnen auch eine versiegelte Ordre, worin er ihnen den Ort bezeichnete, wohin sie ihn bringen sollten, und die sie erst einige Meilen hinter Wesel eröffnen durften.

Mein Bruder war von dem ganzen Lande angebetet. Die grausame Art, wie der König mit ihm verfahren, entschuldigte

gewiſſermaßen was er gethan. Man zitterte für ſein Leben, da die Gewaltthätigkeiten des Königs bekannt waren. Mehrere Offiziere, der Oberſt Gröbnitz an ihrer Spitze, beſchloſſen Alles zu wagen, um ihn zu befreien. Sie hatten ihm ſchon ein Bauernkleid und Stricke verſchafft, um ſich vom Fenſter herabzulaſſen, als der General Doſſo dieſe ſchönen Projekte dadurch ſcheitern machte, daß er Eiſengitter vor den Fenſtern anbringen ließ. Dieſer Menſch war ein Günſtling des Königs und ſein Zuträger. Zum Unglück hatte dieſer Fürſt ſtets nur derartige ſchlechte, und dieſer war ein wahrer Teufelsbraten, der ehrliche Leute ins Unglück brachte und das arme Volk mit Füßen trat. Die vier Tage waren vorüber, ſie reiſten mit dem Kronprinzen ab, und brachten ihn nach den erhaltenen Befehlen in eine kleine Stadt Namens Mittenwalde, 6 Meilen von Berlin.

Man iſt vielleicht begierig zu wiſſen was aus Keith geworden. Ein Page des Fürſten von Anhalt, der zugegen geweſen, als der Kronprinz in Frankfurt feſtgenommen wurde, war vierundzwanzig Stunden vor dem Könige in Weſel angekommen, hatte Keith, der ſein Kamerad geweſen, beſucht und ihm ganz unbefangen die Kataſtrophe meines Bruders erzählt. Dieſer rettete ſich nun noch an demſelben Abende unter dem Vorwande einen Deſerteur aufzuſuchen, und flüchtete ſich nach Haag in das Haus des Milord Cheſterfield, des engliſchen Geſandten. Der Obriſt Mühlen wurde ihm nachgeſchickt. Dieſer eilte auch ſo ſehr, daß er eine Viertelſtunde nach ihm ankam und ihn am Fenſter des engliſchen Geſandtſchaftshotels ſah. Keith ließ ſich durch die ſchönen Verſprechungen, die ihm Herr von Mühlen machte, nicht verblenden, und dieſer hatte den

Verdruß, ihn Tags darauf im Wagen Milord Cheſterfields vorbeifahren und ſich nach England einſchiffen zu ſehen.

Ich komme zu der Zuſammenkunft des Königs mit der Königin zurück. Dieſe war in dem Zimmer deſſelben allein, als er ankam. So wie er ſie von weitem ſah, ſchrie er ihr zu: »Dein ungerathener Sohn lebt nicht mehr, er iſt todt.« — »Was?« rief die Königin, »Du haſt die Grauſamkeit gehabt, ihn zu tödten?« — »Ja,« ſage ich Dir, »fuhr der König fort; »aber her mit der Caſſette!« Die Königin ging fort ſie zu holen, und ich benutzte dieſen Augenblick, ſie zu ſehen. Sie war ganz außer ſich und ſchrie unaufhörlich: »Mein Gott, mein Sohn! mein Gott, mein Sohn!« Mir verging der Athem und ich fiel ohnmächtig in die Arme des Fräulein von Sonsfeld. Sobald die Königin dem Könige die Caſſette übergeben hatte, trat er ſie in Stücke, nahm die Briefe heraus und mit ſich fort. Die Königin benutzte dieſe Zeit, um in das Zimmer zu kommen, wo wir waren. Ich ward wieder zu mir gebracht. Sie erzählte uns was vorgegangen und ermahnte mich, Feſtigkeit zu beſitzen. Die Ramen erfriſchte ein wenig unſere Hoffnungen, indem ſie der Königin zuſicherte, daß mein Bruder lebe, und ſie dies von guter Hand wiſſe. Der König kam indeß zurück. Wir liefen Alle zu ihm, um ihm die Hand zu küſſen; kaum hatte er aber mich erblickt, als Zorn und Wuth ſich ſeines Herzens bemächtigten. Er wurde ganz ſchwarz, ſeine Augen funkelten aus Wuth und der Schaum trat ihm vor den Mund. »Infame Canaille,« ſagte er zu mir, »wagſt Du es Dich vor mir zu zeigen? Geh, und leiſte Deinem Schurken von Bruder Geſellſchaft.« Mit dieſen Worten ergriff er mich mit einer Hand und gab mir mehrere Fauſtſchläge ins Geſicht, wovon

einer mich ſo ſtark am Schlafe traf, daß ich rückwärts hinfiel und mir den Kopf gegen den Rand des Lambris würde zerſchmettert haben, wenn Fräulein von Sonsfeld mich nicht vor der ganzen Gewalt des Falles geſchützt hätte, indem ſie mich bei den Haaren zurückhielt. Leblos lag ich auf dem Boden. Der König, der ſich nicht mehr kannte, wollte ſeine Schläge verdoppeln und mich mit Füßen treten. Die Königin, meine Brüder und Schweſtern, ſowie alle Anweſende hinderten ihn daran. Sie ſtellten ſich Alle um mich, wodurch Frau von Kamken und die Sonsfeld Zeit gewannen mich aufzuheben. Sie ſetzten mich in einen Stuhl, der in der ganz nahen Fenſterbrüſtung ſtand, da ſie aber ſahen, daß ich immer in demſelben Zuſtande blieb, ſchickten ſie eine meiner Schweſtern fort, welche ein Glas Waſſer und einige Spirituoſa brachte, durch deren Hilfe ſie mich in's Leben zurückriefen. Sobald ich ſprechen konnte, warf ich ihnen die Sorge vor, die ſie für mich trügen, da mir in dem Zuſtande, wohin die Sachen jetzt gekommen, der Tod tauſend Mal lieber als das Leben ſei. Unmöglich iſt es, die unſelige Lage zu beſchreiben, in der wir uns befanden.

Die Königin ſtieß heftiges Geſchrei aus, ihre Feſtigkeit hatte ſie verlaſſen; ſie rang die Hände und rannte verzweiflungsvoll im Zimmer umher. Die Wuth verſtellte das Geſicht des Königs ſo ſehr, daß er erſchrecklich anzuſehen war. Meine Brüder und Schweſtern, deren jüngſte erſt vier Jahre alt war, umklammerten ſeine Knie und ſuchten ihn durch ihre Thränen zu erweichen. Fräulein von Sonsfeld hielt meinen ganz von den Schlägen, die ich erhalten hatte, verletzten und angeſchwollenen Kopf aufrecht. Kann man ſich ein rührenderes Bild denken?

In der That hatte der König seinen Ton geändert. Er gestand, daß mein Bruder noch am Leben sei, aber die fürchterlichen Drohungen, die er ausstieß, ihn hinrichten und mich auf meine übrige Lebenszeit zwischen vier Mauern einsperren zu lassen, verursachten diese Verzweiflung. Er beschuldigte mich, Theilnehmerin der Unternehmung des Kronprinzen zu sein, den er für einen Majestätsverbrecher ansah, und eine Liebesintrigue mit Katt zu haben, von dem ich, wie er sagte, mehrere Kinder gehabt hätte. Meine Gouvernante konnte sich bei diesen Beschuldigungen nicht mehr mäßigen und hatte den Muth ihm zu antworten: »Das ist nicht wahr, und wer Ew. Majestät so Etwas gesagt hat, hat gelogen.« Der König erwiderte darauf nichts, sondern fing von Neuem an zu schimpfen. Die Furcht meinen Bruder zu verlieren, trieb mich zu einer Kraftanstrengung. Ich rief ihm so laut, als meine Schwäche es mir nur erlaubte, zu, daß ich einwillige den Herzog von Weißenfels zu heirathen, wenn er mir dessen Leben schenke. Der große Lärmen, den er machte, hinderte ihn daran, mich zu hören. Ich würde ihm dieselbe Erklärung wiederholt haben, wenn die Sonsfeld mich nicht daran gehindert hätte, indem sie mir den Mund mit einem Tuche verstopfte. Ich wollte mich davon losmachen und erblickte, als ich den Kopf wendete, den armen Katt, der von vier Gensdarmen begleitet, die ihn zum Könige brachten, über den Platz ging. Bleich und entstellt nahm er doch den Hut ab, um mich zu grüßen. Hinter ihm trug man die Koffer meines Bruders und die seinen, welche man weggenommen und versiegelt hatte. Einen Augenblick nachher benachrichtigte man den König, daß Katt da sei. Dieser ging ab, ausschreiend: »Jetzt werde ich den Schurken Fritz und die Ca-

naille Wilhelmine überführen können! ich werde hinreichende Gründe finden, um ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen.« Frau von Kamken und die Ramen folgten ihm. Letztere hielt ihn am Arme zurück und sagte zu ihm: »Wenn Sie den Kronprinzen hinrichten lassen wollen, so schonen Sie wenigstens die Königin, sie ist an Allem unschuldig und Sie können das auf mein Wort glauben. Behandeln Sie sie mit Milde und sie wird Alles thun, was Sie begehren.« Frau von Kamken sprach aus einem andern Tone mit ihm. »Sie haben sich bis jetzt bestrebt, ein gerechter Fürst zu heißen,« sagte sie ihm, »billig denkend und Gott fürchtend. Dieses erhabene Wesen hat es Ihnen auch vergolten, indem es Sie mit Segnungen überhäuft hat; zittern Sie aber davor, von seinen weisen Befehlen abzuweichen, und fürchten Sie die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit. Sie hat zwei Fürsten zu bestrafen gewußt, welche so, wie Sie es thun zu wollen sich vermessen, das Blut ihrer eigenen Söhne zu vergießen wagten. Philipp II. und Peter der Große sind gestorben ohne männliche Nachkommen; ihre Staaten sind fremden und einheimischen Kriegern zur Beute und diese beiden Monarchen, so groß sie auch waren, doch zum Abscheu für das menschliche Geschlecht geworden. Kehren Sie in sich selbst zurück, Sire, der erste Augenblick Ihres Zornes verdient noch Verzeihung, aber strafbar wird er, wenn Sie sich nicht bemühen ihn zu besiegen.«

Der König unterbrach sie nicht, sondern sah sie nur eine Zeit lang an. Als sie geendet, unterbrach er endlich das Schweigen. »Sie sind sehr kühn, mir so Etwas zu sagen,« entgegnete er, »aber ich bin nicht böse darüber, denn Ihre Absicht ist gut,

Sie ſprechen freimüthig mit mir, das vermehrt meine Achtung für Sie. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau.«

Dieſe Handlung iſt von beiden Seiten ſo großartig, daß man ſie nur zu leſen braucht, um ihr das verdiente Lob zu ertheilen. In der That ſind die Mäßigung des Königs im heftigſten Zorne und der Muth dieſer Dame, ſich dieſem auszuſetzen, hiſtoriſche Züge, die ihnen zu unendlicher Ehre gereichen. Wir bewunderten die Unverſchämtheit der Ramen und ihre Keckheit, es gewagt zu haben, ſo wie ſie gethan, in Gegenwart der Frau von Kamken von der Königin zu ſprechen.

So wie der König fort war, brachte man mich in ein benachbartes Zimmer, wohin er nie kam. Ich zitterte ſo heftig, daß ich mich nicht auf den Füßen halten konnte, und der Schrecken warf ſich ſo ſehr auf meine Nerven, daß ich Zeitlebens einen traurigen Kalender davon behielt. Der König hatte Grumbkow, den General-Auditeur Millus und den General-Fiscal Gerber, der an die Stelle von Katzſch ſeit deſſen Ableben vor einigen Jahren gekommen war, in ſeinem Apartement zuſammenkommen laſſen. Katt warf ſich ſogleich dem Könige zu Füßen. Bei ſeinem Anblicke fühlte dieſer all ſeinen Unwillen wieder erwachen und er gab ihm Fußſtöße, Stockhiebe und Ohrfeigen, daß das Blut ihm über's Geſicht ſtrömte. Grumbkow beſchwor ihn, ſich zu mäßigen und zu erlauben, daß man Katt befrage. Dieſer geſtand auf der Stelle Alles, was er von der Entweichung meines Bruders wußte, und bekannte ſich als Mitſchuldigen, jedoch unter der Verſicherung, daß ſie nie den geringſten Plan weder gegen die Perſon des Königs noch gegen den Staat gehabt. Ihr Vorſatz ſei nur geweſen, ſich dem Zorne des Königs zu entziehen, nach England zu flüch-

ten und sich unter den Schutz dieser Krone zu stellen. Als er nachher über die Briefe der Königin und die meinen befragt wurde, antwortete er, daß er sie nach den Befehlen des Kronprinzen dieser Fürstin habe zurückgeben lassen. Man fragte ihn, ob ich Etwas von ihrem Vorhaben gewußt, er leugnete es aber fest; ferner, ob er mir nicht Briefe meines Bruders gebracht und ich ihm die meinen zur Besorgung gegeben, worauf er antwortete, daß er sich entsinne, eines Sonntags, als ich aus dem Dome gekommen, mir einen Brief von meinem Bruder gegeben zu haben, dessen Inhalt er nicht kenne, die meinigen aber nie durch seine Hände gegangen wären. Er gestand, daß er mehrere Male heimlich in Potsdam gewesen sei, um den Kronprinzen zu sprechen, und daß der Lieutenant Spahn von des Königs Regimente ihn verkleidet in die Stadt gebracht, endlich, daß Keith sie auf ihrer Flucht hätte begleiten sollen und daß sie zusammen Briefe gewechselt.

Als das Verhör beendigt war, untersuchte man die Effekten meines Bruders, worunter sich nicht das Mindeste von Bedeutung fand. Grumbkow durchsah der Königin und meine Briefe, und war böse, das nicht darin zu finden, was er suchte. Er wendete sich nun zornig zu dem Könige und sagte: »Sire, diese verwünschten Frauen haben uns betrogen, ich finde in den Briefen nichts, was ihnen nachtheilig sein könnte, und diejenigen, die uns Licht geben könnten, existiren gewiß nicht mehr.

Der König kam zur Königin zurück. »Ich habe mich nicht geirrt,« sagte er zu ihr, »Deine schlechte Tochter ist mit im Complotte. Katt hat bekannt, daß er ihr Briefe ihres Bruders gegeben hat. Kündige ihr an, daß ich sie auf ihrem Zimmer einsperren lasse. Ich werde Befehl geben, daß man die

Wachen davor verdoppelt. Ich werde sie auf's Strengste befragen und an einen Ort bringen lassen, wo sie Buße thun kann für ihre Vergehungen. Sie kann sich, sobald sie verhört worden, zur Reise vorbereiten.« Dieses sprach er noch in Wuth und Aufregung. Die arme Königin betheuerte meine Unschuld, sie ereiferte sich heftig gegen Katt, daß er eine solche Lüge habe machen können, und befahl Frau von Kamken, mich zu fragen, was daran sei. Ich befand mich in der schrecklichsten Verlegenheit. Man wird sich noch erinnern, daß jener Brief Schimpfreden gegen die Namen enthielt, daher ich es nicht gewagt ihn der Königin zu zeigen. Ich hielt mich für verloren, da ich mich auf dem Punkte sah, mich auch noch mit ihr zu entzweien. Bei näherem Nachdenken jedoch, daß seit diesem Vorfalle fast ein Jahr verstrichen sei, beschloß ich mit Keckheit zu zahlen. Ich antwortete daher der Frau von Kamken, daß die Königin wahrscheinlich vergessen, daß ich ihr diesen Brief gezeigt, daß er kein Geheimniß enthalte, daß die Art, wie Katt ihn mir eingehändigt, mich vollkommen rechtfertige, weil er mir ihn öffentlich gegeben, daß ich ihn allerdings verbrannt, jedoch noch so gut im Gedächtniß behalten habe, daß, wenn der König befehle, ich ihn Wort für Wort aufschreiben könne. Diese Antwort wurde sogleich dem Könige hinterbracht, der den Augenblick darauf fortging, um noch mit Denen zu sprechen, die bei ihm versammelt waren.

Die Königin suchte mich auf. Fräulein von Sonsfeld unterstützte mich so gut, daß wir ihr einredeten, sie sei von allem dem unterrichtet gewesen, was ich dem Könige sagen ließ. Sie richtete unter Thränenströmen die Aufträge aus, welche ihr dieser an mich gegeben hatte, und befahl mir noch auf's Strengste, über das, was die Taffette betraf, das größte Geheimniß zu be-

wahren, und ſtets bei der Verneinung zu bleiben. Dann nahmen wir zärtlichen Abſchied. Sie hielt mich lange in ihren Armen. Ich beſchwor ſie ſich zu beruhigen, mit der Verſicherung, daß ich ganz in den Willen Gottes und des Königs ergeben, und das größte Unglück, das ich für mich fürchtete, das ſei, von ihr getrennt zu werden. Man riß ſie mit Mühe von mir weg. Ich wurde in einem Tragſeſſel mitten durch eine Menge Menſchen, die ſich im Schloſſe eingefunden, auf mein Zimmer gebracht.

Da die Zimmer der Königin Parterre und die Fenſter offen waren, ſo hatten die Landleute dieſem ganzen Auftritt mit beiwohnen und Alles deutlich hören und ſehen können. Wie nun ſtets Alles übertrieben wird, ſo lief auch jetzt das Gerücht, daß ich und mein Bruder todt ſei, was denn in der Stadt einen furchtbaren Lärmen machte und dieſe ganz in Troſtloſigkeit ſtürzte.

Sobald ich auf meinem Zimmer war, verdoppelte man die Wachen vor allen meinen Thüren, und der Offizier machte täglich ſieben bis acht Mal die Runde. Fräulein von Sonsfeld und die Mermann waren die beiden treuen Gefährtinnen meines Unglücks. Ich brachte eine furchtbare Nacht zu. Die unſeligſten Ideen ſtellten ſich meiner Einbildung dar. Mein Schickſal verurſachte mir keine Unruhe, mein Geiſt hatte ſich ſeit früheſter Jugend an Kummer und Mißvergnügen gewöhnt und ich ſah den Tod als das Ende meiner Leiden an; aber das Schickſal ſo vieler Perſonen, die mir theuer waren, intereſſirte mich ſo, daß ich tauſend Tode für einen erlitt, wenn ich an ihre verſchiedenen Lagen dachte. Ich war am folgenden Tage außer Stande, das Bett zu verlaſſen, konnte mich nicht auf den Füßen

halten und hatte von den Stößen, die ich bekommen, die fürchterlichsten Kopfschmerzen.

Die Ramen richtete mir mit trauriger und ernster Miene einen Gruß von der Königin aus, die mich benachrichtigen ließ, daß ich noch an demselben Tage von denselben Personen befragt werden solle, welche gestern Katt verhört hatten. Sie ermahnte mich, meine Aussagen wohl zu bedenken und vor allen Dingen ihr das Versprechen zu halten, das ich ihr gegeben. Dieser Auftrag war im Stande, mich in's Verderben zu stürzen, da er deutlich genug zu erkennen gab, daß ich von Umständen unterrichtet sei, welche Wichtigkeit für sie hätten. Ich ergriff jedoch auf der Stelle meine Parthie. »Versichern Sie die Königin meines Respects,« antwortete ich, »und sagen Sie ihr, daß dies die beste Nachricht sei, die sie mir habe senden können; daß ich offen auf Alles antworten werde, was man mich frage, und meine Unschuld so klar darlegen, daß man mir nichts anhaben könne.« — »Die Königin ist aber doch wegen dieser Befragung in größter Unruhe, denn sie befürchtet, Hoheit möchte nicht die Festigkeit haben, sie auszuhalten.« — »Man bedarf keiner Festigkeit,« antwortete ich ihr, »wenn man sich nichts vorzuwerfen hat.« — »Der König hat furchtbare Dinge im Sinne,« fuhr sie fort; »Ihre Abreise ist beschlossen, Hoheit, er wird Sie in ein Kloster, Namens Sepulcre (zum heiligen Grabe), schicken, wo sie als Staatsverbrecherin werden behandelt werden, von Ihrer Oberhofmeisterin und Dienerschaft getrennt, und unter so strenger Disciplin, daß Sie mich dauern.« — »Der König ist mein Vater und Gebieter,« erwiderte ich, »er ist Herr über mich nach seinem Gutdünken zu bestimmen. Mein einziges Vertrauen steht auf Gott, der mich nicht verlassen wird.« — »Sie

stellen sich nur so außerordentlich fest,« versetzte sie, »weil Sie sich einbilden, alles dies seien nur leere Drohungen. Ich habe aber mit meinen eigenen Augen den Befehl zu Ihrer Verbannung von der Hand des Königs unterzeichnet gesehen, und um Sie von der Wahrheit dessen, was ich sage, zu überzeugen, so ist die arme Bülow vom Hofe gejagt und mit ihrer ganzen Familie nach Litthauen verwiesen, der Lieutenant Spahn cassirt und nach Spandau geschickt, eine Maitresse des Kronprinzen zum Auspeitschen und Landesverweisung, Daun, der Lehrer Ihres Bruders, nach Memel verwiesen, und Jacques, der Bibliothekar des Kronprinzen, zu gleichem Schicksale verurtheilt worden, Fräulein von Sonsfeld aber würde noch unglücklicher sein als alle diese, wenn sie sich nicht vorigen Sommer mit der Königin verunreinigt hätte.«

Hier muß ich bemerken, daß die Königin nur deswegen sich mit ihr erzürnt hatte, weil sie behauptet, man habe Unrecht gethan, sich in den Kopf zu setzen, Grumbkow vor meiner Verheirathung zu stürzen, und hätte damit vor allen Dingen anfangen sollen, diese zu Stande zu bringen, nachher aber daran zu arbeiten, diesen Minister zu entfernen.

Ich weiß nicht, wie ich dieses Gespräch der impertinenten Namen aushalten konnte. Meine ruhige Fassung rettete mich aber und ließ diese Megäre glauben, ich sei entweder unschuldig, oder lasse mich nicht einschüchtern. Endlich befreite sie mich von ihrer verhaßten Gegenwart.

Sobald sie fort war, verließ mich meine Verstellung. Das Unglück so vieler rechtschaffenen Leute durchbohrte mir das Herz. Ich ergoß es in den Busen des Fräulein von Sonsfeld. Unsere Trennung, mit der man mir gedroht hatte, voll-

endete meine Verzweiflung. Ich weiß nicht, wie ich so vielen schmerzlichen Kummer überleben konnte. Der Tag verging in Trauer und Thränen. Ich erwartete Die, welche mich befragen sollten. Jedes kleine Geräusch vermehrte meine Unruhe. Mein Warten war jedoch vergebens, es kam Niemand.

Am folgenden Tage erneuete die dienstbeflissene Ramen ihren Besuch. Sie empfahl mir wieder Festigkeit Seiten der Königin und sagte, daß gestern meine Befragung nicht habe vor sich gehen können, weil der König für gut befunden habe, den Kronprinzen kommen zu lassen, um ihn mit Katt und mir zu confrontiren. Diesen werde man nun in der Dämmerung in die Stadt bringen, um allen Tumult zu vermeiden, daher ich mich vorbereiten solle, folgenden Tages auf die Anschuldigungen, die man gegen mich erheben werde, zu antworten. Ich blieb mir gleich. »Legen Sie mich der Königin zu Füßen,« erwiderte ich ihr, »und sagen Sie ihr, daß ich, wenn man mich befragt, nichts von Allem, was ich weiß, verheimlichen werde, sie aber bitte, sich zu beruhigen, weil ich in Nichts strafbar bin.«

Diese Antworten beunruhigten die Königin jedoch sehr. Sie bildete sich ein, daß Furcht und Kummer mir den Kopf verrückt hätten, und ich bei der ersten an mich gerichteten Frage die Geheimnisse, deren Bewahrerin ich war, entdecken würde. Um darüber Licht zu erhalten, sendete sie mir Nachmittags ihren treuen Kammerdiener Bock. Ich war hocherfreut, diesen Mann zu sehen. Gegen ihn beklagte ich mich bitter über das Verfahren der Königin, die mich durch die Aufträge, welche sie der Ramen ertheile, dem größten Unglücke bloßstelle. Ich trug ihm auf, diese Fürstin von meiner Verschwiegenheit zu versichern und sie anzuflehen, nicht mehr so oft zu mir zu schicken, um

nicht Verdacht zu erwecken, vor Allem aber Niemand mit Etwas zu beauftragen, das sie mir wolle zu wissen thun, als ihn, der allein um die Sache mit der Cassette wisse, wegen der ich mich nicht gegen die Ramen erklären könne. Ich war genöthigt, diesen Umweg zu nehmen, um die Königin nicht zu beleidigen, die sehr verletzt würde gewesen sein, wenn sie bemerkt, daß ich ihrem Günstlinge mißtraue.

Ich verbrachte den ganzen Tag am Fenster, in der Hoffnung, meinen Bruder vorübergehen zu sehen. Die einzige Idee eines so theuren Anblicks ließ mich wünschen mit ihm confrontirt zu werden. Es geschah aber nicht.

Der König änderte seine Meinung und ließ ihn am 5. September nach Küstrin, einer an der Warthe in der Neumark liegenden Festung bringen.

Der Kronprinz war zuerst nach Mittenwalde ohnweit Berlin gebracht worden, wo Grumbkow, Derscho, Milius und Gerber ihn zum ersten Male befragten. Der Letztere machte ihm große Angst. Als er ihn aus dem Wagen mit einem rothen Mantel steigen sah, hielt er ihn für den Scharfrichter, der ihn auf die Folter spannen wolle. Er saß in Ermangelung eines Stuhles auf einem schlechten Koffer, und hatte während dieser ganzen Zeit kein anderes Bett als den Fußboden. Mit Festigkeit hielt er das Verhör aus. Seine Antworten lauteten ganz wie die von Katt. Man zeigte ihm die Trümmer seines Portefeuille und fragte, ob die Briefe und Schriften, die es enthielt, vollständig wären? Mein Bruder besaß die Geistesgegenwart zu antworten, daß die Briefe darin wären, er aber mehrere Schmucksachen sehe, die er nicht kenne.

Diese Antwort öffnete Grumbkow die Augen und bestä-

tigte ihm die Betrügerei, die wir vorgenommen hatten. Es gab kein Gegenmittel mehr. Er sah wohl ein, daß weder Drohungen noch Gewaltthätigkeiten uns ein Bekenntniß über ihren Inhalt erpressen würden. Noch drang er in meinen Bruder über mehrere Artikel, ohne jedoch von ihm andere als stolze und sehr harte Gegenreden zu erhalten, wodurch er die Geduld verlor und ihm mit der Folter drohete. Mein Bruder hat mir nachher gestanden, daß ihm bei dieser Erklärung das Blut in den Adern erstarrt sei. Doch wußte er seinen Schrecken zu verbergen und entgegnete, daß ein Henkersknecht wie er nur Vergnügen daran finden könne, von seinem Handwerke zu sprechen, er aber die Folgen davon nicht fürchte und Alles gestanden habe, es jedoch bereue, »weil,« fuhr er fort, »es sich nicht für mich paßt mich herabzulassen, einem Schurken, wie Sie sind, zu antworten.«

Als er am folgenden Tage nach Küstrin gebracht worden, beraubte man ihn seiner Diener und Sachen und ließ ihm nur das, was er auf dem Leibe hatte. Statt aller andern Beschäftigung gab man ihm eine Bibel und einige Andachtsbücher. Sein Aufwand wurde zu 4 Groschen täglich regulirt (hiesiges Geld 3 gute Batzen oder 12½ franz. Sous). Das Gemach, das ihm zum Gefängnisse diente, erhielt nur durch eine kleine Oeffnung Licht. Er blieb den ganzen Abend in der Dunkelheit und man brachte ihm erst zum Abendessen, das um 7 Uhr festgesetzt, Licht. Welche furchtbare Lage für einen jungen Prinzen, die Liebe und einzige Hoffnung seines Landes. Einige Tage nachher wurde er wieder verhört. Zu bemerken ist, daß man ihn während des ganzen Verhörs nur unter dem Namen Oberst Fritz aufführte, und mich blos Demoiselle Wilhelmine be-

nannte. Grumbkow besaß zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß das vermeinte Verbrechen des Straffälligen im Grunde nur der tolle Streich eines jungen Mannes sei, der nicht einmal zu verdammen, wenn man die Verhältnisse bedachte, in denen mein Bruder sich befunden. Er brachte also den König dahin, den Prozeß auf eine andere Art anzugreifen und ihn als Deserteur nach Militairgesetzen zu behandeln.

Mein Bruder war durch die unwürdige Art, mit der man gegen ihn verfuhr, so empört, daß die Commissarien nur Beleidigungen und Schimpfreden von ihm herausbringen konnten, und wüthend, nichts entdecken zu können, fiel ihr ganzer Zorn auf Katt, den sie auf die Folter legen lassen wollten. Der Marschall von Wartensleben, sein Großonkel und vertrauter Freund Seckendorfs, wendete durch wiederholtes Eindringen in diesen Gesandten diesen Schlag noch ab.

Mein Schicksal blieb indeß ganz dasselbe. Ich nahm alle Abende zärtlichen Abschied von Fräulein von Sonsfeld und der Mermann, da ich nicht gewiß war sie am folgenden Tage wiederzusehen. Heimlich ließ ich der Königin meinen Schmuck und was ich sonst Kostbares besaß, übergeben. In Nacht schickte ich die Briefe, die ich von meinem Bruder erhalten hatte, an Madame von Jocour, Gouvernante meiner jüngern Schwestern, da ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verbrennen. Nachdem ich diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, erwartete ich mein Schicksal mit Standhaftigkeit.

Endlich reiste der König ab. Die Königin kam noch an demselben Abende zu mir. Unsere Zusammenkunft war höchst rührend. Sie sagte mir, daß sie mich für geschützt gegen Verhör und Kloster halte, da der König in den letzteren Tagen

nicht mehr davon gesprochen habe. Sie erzählte mir auch, daß man dem Fürsten von Anhalt die Entweichung Keiths zu verdanken habe, denn dieser habe ihn durch seinen Pagen von der Verhaftung meines Bruders in Kenntniß setzen lassen. Dieser Fürst habe sich seit der Vereinigung mit Grumbkow ganz zu seinem Vortheile geändert, mische sich nicht mehr in Intriguen und suche aller Welt dienstlich zu sein. Ich hatte das Glück gehabt, ihn mit der Königin und dem Kronprinzen auszusöhnen, denen er gänzlich ergeben war. Da der König sich nicht persönlich an Keith rächen konnte, so ließ er ihn im Bildnisse hängen und machte seinen Bruder zum Sergeant in einem Regimente, zur Strafe, daß er dem Kronprinzen die Pferde zugeführt. Die Königin theilte mir auch eine, wie man in der Folge sehen wird, sehr interessante Neuigkeit mir. Dies war die Vermählung meiner vierten Schwester mit dem Erbprinzen von Baireuth, welche der König Tags zuvor veröffentlicht hatte. »Gott sei Dank,« fügte sie hinzu, »so habe ich denn von dieser Seite her nichts mehr für Dich zu fürchten. Es ist eine gute Parthie für Sophie, die aber für Dich nicht paßte.« Einige Tage darauf sagte sie mir mit einer Art von Zufriedenheit, daß dieser Prinz an einem hitzigen Fieber in Paris gestorben. »Das thut mir sehr leid,« antwortete ich, »alle Welt sprach Gutes von ihm und meine Schwester würde mit ihm sehr glücklich gewesen sein.« — »Und ich,« entgegnete sie, »bin entzückt darüber. Ich habe immer eine Hinterlist dabei gefürchtet, und es ist daher eine Unruhe weniger.« (Diese Nachricht war falsch. Er befand sich allerdings sehr schlecht, aber er entging dem kalten Fieber doch glücklich.)

Die Königin reiste den 13. September nach Wusterhausen.

Unſere Trennung geſchah nicht ohne Thränen. Wir kamen überein, unſere Briefe durch den Kammerdiener Bock gehen zu laſſen, an deſſen Frau man ſie in Berlin abgab.

Ich gewöhnte mich recht leidlich an mein Gefängniß. Bis dahin war meine neue Lebensweiſe ſehr mild. Ich ſah von Zeit zu Zeit meine Schweſtern und die Damen der Königin. Meine Stunden waren ſo gut eingetheilt, daß ich mich nicht langweilte. Ich las, ich ſchrieb, ich componirte und machte kleine Arbeiten zu meinem Vergnügen. Aber alles dies zerſtreute mich nur einige Momente. Die Lage meines Bruders ſtellte ſich meiner Phantaſie ohne Unterlaß vor und ſtürzte mich in tiefe Schwermuth. Mein Befinden war ſehr ſchlecht. Ich hatte eine ſolche Nervenſchwäche behalten, daß ich kaum gehen konnte und ſo ſtark zitterte, daß ich nicht den Arm zu heben vermochte.

Eines Nachmittags dachte ich ſo nach. Da unterbrach mich meine gute Mermann. Sie war blaß wie der Tod und ich bemerkte an ihr alle Zeichen großen Schreckens. »Mein Gott,« fragte ich ſie, »was iſt Ihnen denn? Iſt mein Urtheil gefällt?« — »Nein, Hoheit, aber das meine wird es bald ſein. Ich befinde mich in der ſchrecklichſten Verlegenheit. Ein Gensdarmerie-Sergeant iſt heut früh zu meinem Manne gekommen, um ihm Seiten Katte ein Paket einzuhändigen, das, wie er ſagte, von großer Wichtigkeit für Ew. Hoheit ſei. Mein Mann, auf welchen man ſchon einen Verdacht hat, weil er deſſen Freund geweſen, hat es nicht annehmen wollen, und jenen Mann gebeten, Abends wiederzukommen. Hoheit mögen nun entſcheiden, was zu thun iſt. Sie kennen meine Anhänglichkeit an Sie und ich bin entſchloſſen, Alles zu riskiren, um Sie davon zu überzeugen.« Ich hatte dieſe Frau, die gewiß wahre Verdienſte

hatte, ſehr lieb. Die Gefahr, die ſie lief, ließ mich eine Zeit lang zögern. Fräulein von Sonsfeld, welche gegenwärtig war, fragte ſie, ob ſie nicht wiſſe, was in dem Pakete ſei? »Der Sergeant,« erwiderte ſie, »hat meinem Manne geſagt, es ſei ein Portrait darin.« — »Mein Gott!« rief meine Gouvernante, »es iſt das von Ew. Hoheit, das ich dem Kronprinzen gegeben habe, und das er Katt aufzuheben anvertraut, wie er mir ſelbſt geſagt. Sie ſind verloren, Hoheit, wenn es dem Könige in die Hände fällt. Er beſchuldigt ſchon Katt, daß er Ihr Liebhaber geweſen, findet er nun noch dieſes Portrait, ſo wird er ohne lange Unterſuchung damit anfangen zu ſtrafen, und Sie auf die grauſamſte Art behandeln. Wir müſſen es durchaus wiederhaben,« fuhr ſie fort, indem ſie ſich an die Mermann wendete; »Sie wagen ebenſoviel, wenn Sie es annehmen, als wenn Sie es zurückweiſen, alſo iſt's immer beſſer, jene Parthie zu ergreifen, weil Sie nur die Schwatzhaftigkeit des Sergeanten zu befürchten haben, ſtatt daß Ihr Unglück gewiß iſt, wenn Sie das Zweite thun, denn wenn die Prinzeſſin unglücklich gemacht wird, werden wir es mit ihr, und ihre und unſere Unſchuld helfen zu nichts.« Die Mermann ſchwankte nun nicht länger und gab mir an demſelben Abende mein Portrait. Die Sache blieb geheim, da der Sergeant zum Glück ein redlicher Mann war.

Die arme Frau gerieth wenige Tage darauf in neue Unruhe, die eben ſo groß war wie jene. Ein Unbekannter überbrachte ihr einen Brief. Ihre Verwunderung war groß, als ſie beim Eröffnen deſſelben einen von meinem Bruder an mich fand. Sie brachte mir ihn ſogleich. Er war mit Bleiſtift geſchrieben.

Ich habe ihn sorgfältig bis heute aufgehoben. Dies ist sein genauer Inhalt:

»Meine theure Schwester!

Man wird mich nach dem Kriegsgerichte, das man eben halten wird, verketzern, denn es bedarf nichts Weiteres, um für einen Ketzer zu gelten, als nicht in allen Dingen mit der Gesinnung des Herrn übereinzustimmen. Du kannst Dir also leicht die allerliebste Art denken, mit der man mich zurechtweisen wird. Was mich betrifft, so kümmere ich mich gar nicht um die Anatheme, die gegen mich werden losgelassen werden, wenn ich nur weiß, daß meine liebenswürdige Schwester nicht gleicher Meinung ist. Welches Vergnügen für mich, daß weder Gitter noch Riegel mich verhindern können, Dir meine innige Freundschaft zu bezeigen. Ja, meine theure Schwester, es giebt noch ehrliche Leute in diesem fast ganz verdorbenen Jahrhunderte, die mir die nöthigen Mittel verschaffen, Dir meine Ergebenheit zu zeigen. Ja, meine theure Schwester, wenn ich nur weiß, daß Du glücklich bist, so wird mir mein Gefängniß zu einem Aufenthalte des Glückes und der Zufriedenheit. Chi ha tempo, ha vita! (Wer Zeit hat, hat Leben.) Trösten wir uns damit. Ich wünschte vom Grunde meines Herzens nicht mehr eines Dolmetschers zu bedürfen, um mit Dir zu sprechen, und wir erlebten die schönen Tage, wo Dein Principe und meine Principessa*) eine

*) Mein Bruder hatte diesen Namen seiner Flöte gegeben, indem er sagte, er werde in Niemand wirklich verliebt sein, als in diese Prinzessin. Er scherzte manchmal so allerliebst darüber, daß wir herzlich lachen mußten. Zum Gegenstücke hatte ich meine Laute den Prinzen genannt und ihm gesagt, dies sei sein Nebenbuhler.

süße Harmonie ausmachten, oder um deutlicher zu reden, wo ich das Vergnügen haben könnte, Dich selbst zu unterhalten und Dir zu versichern, daß nichts in der Welt meine Freundschaft für Dich vermindern kann. Lebe wohl.

Der Gefangene.«

Dieser Brief durchbohrte mir das Herz. Meine Thränen hinderten mich lange am Reden. Ich begriff die scherzhaften Wendungen meines Bruders nicht. Sein Styl gab mir für Augenblicke Trost, um mich dann wieder in die furchtbarste Unruhe zu stürzen. Das Kriegsgericht, dessen er Erwähnung that und woraus man mir ein Geheimniß gemacht hatte, versenkte mich in die schrecklichste Aufregung. Vergebens plagte ich Fräulein von Sonsfeld, mir zu erlauben, ihm zu antworten, sie blieb unerbittlich und brachte mich nur mit vieler Mühe zur Vernunft. Einige Tage darauf änderte sich mein Schicksal.

Als ich eines Sonntags, am 5. November, ganz ruhig in meinem Bette lag, benachrichtigte man mich, daß Eversmann Seiten des Königs mich zu sprechen wünsche. Ich ließ ihn eintreten und verbarg übel und böse meine Unruhe. »Ich komme aus Wusterhausen,« sagte er zu mir, »der König hat mir befohlen, Ihnen zu sagen, daß er Sie bis jetzt mit Milde und Schonung behandelt habe, er hat Sie nicht verhören lassen wollen, aus Furcht, Sie strafbar zu finden, um so mehr, als der Kronprinz und Katt gestanden haben, daß Sie ihre Mitverschworene seien (das war durchaus falsch), aber zum Danke dafür begehrt er von Ihnen, daß Sie sich wegen der Wahl der beiden Parthien bestimmen, die er Ihnen so oft vorgeschlagen hat. Bedenken Sie die Antwort wohl, die Sie ihm geben wollen, Ho-

heit! Das Leben des Kronprinzen und vielleicht selbst das Ihrige hängt davon ab. Er ist in dem wüthendsten Zorne gegen Ihren Bruder und spricht nur davon, ihn enthaupten zu lassen. Ich wage es gar nicht, Ihnen die schrecklichen Pläne zu sagen, die er gegen Sie Beide im Sinne hat; ich zittere, wenn ich daran denke, und nur Sie können ihn davon abbringen. Bedenken Sie das wohl, ich mache nur das Vorspiel, aber der König wird Ihnen zwei Personen schicken, die es wohl verstehen werden, Sie zur Vernunft zu bringen, wenn Sie keine günstige Erklärung von sich geben.«

Während dieser ganzen Rede litt ich tausendfache Qualen. Ich wäre sehr ungewiß gewesen, was ich antworten sollte, wenn das Ende seiner Worte mir es nicht an die Hand gegeben hätte. »Der König ist der Herr,« antwortete ich ihm also, »er kann über Leben und Tod bei mir gebieten, aber mich nicht strafbar machen, wenn ich es nicht bin. Ich wünsche nichts sehnlicher, als verhört zu werden, dann wird meine Schuldlosigkeit in ihrem vollsten Glanze hervortreten. Was die beiden fraglichen Parthien betrifft, so sind sie mir beide so verhaßt, daß die Wahl sehr schwer sein würde. Dennoch werde ich dem Willen des Königs gehorchen, sobald er mit der Königin einverstanden ist.« Hier fing er an sehr unbescheiden zu lachen. »Die Königin?« rief er, »der hat der König geradezu erklärt, daß sie sich in Nichts mehr mischen soll, was es auch sei.« — »Er kann aber doch nicht hindern, daß sie meine Mutter bleibt, noch ihr die Autorität nehmen, welche ihr dieser Name über mich giebt. Wie unglücklich bin ich doch! Ist es denn so durchaus nothwendig, mich zu verheirathen, und warum vereinigt man sich nicht über meinen künftigen Gemahl? Ich bin dem furchtbarsten Schick-

sale preisgegeben, abwechselnd von dem Fluche meines Vaters oder meiner Mutter bedroht, ohne zu wissen welche Parthei ich ergreifen soll und ungehorsam dem Einen, wenn ich dem Andern gehorche.« — »Nun denn,« fuhr er fort, »so bereiten Sie sich zu sterben; ich sehe wohl, daß es nicht mehr Zeit ist, Ihnen Etwas zu verbergen. Man wird den Prozeß gegen den Kronprinzen und Katt wieder beginnen, worein Sie noch mehr verwickelt sein werden. Die Wuth des Königs muß ein Opfer erhalten; Katt reicht nicht aus, seinen Zorn zu besänftigen, man würde erfreut sein, Ihren Bruder auf Ihre Kosten retten zu können.« — »Welches Vergnügen machen Sie mir damit!« antwortete ich; »ich bin von der Welt losgekettet. Die Widerwärtigkeiten, die ich ertrug, haben mich die Eitelkeit aller menschlichen Dinge kennen gelehrt. Ich werde den Tod mit Freuden und ohne Furcht erdulden, da er mich zu einer glücklichen Ruhe führen wird, die mir Niemand rauben kann.« — »Aber was sollte dann aus dem Kronprinzen werden?« entgegnete er. — »Wenn ich ihm das Leben rette, ist mein Glück vollkommen, und wenn er stirbt, werde ich nicht den Kummer haben, ihn zu überleben.« — »Sie sind unbeugsam, Hoheit, aber die Männer, die der König an Sie absenden wird, werden Sie wohl zur Vernunft bringen. Ich habe Ihnen überdies Seiten desselben ausdrücklich zu verbieten, von Allem, was ich Ihnen gesagt habe, der Königin Etwas wissen zu lassen.« Hier endete diese traurige Unterredung.

Ich war in furchtbarer Aufregung, da ich fürchtete, meinem Bruder durch meine Weigerung zu schaden. Man hatte mich glauben lassen, das Kriegsgericht habe ihn zu einjährigem Gefängnisse verurtheilt und Katt sei auf Lebenszeit in einer Fe-

ſtung eingeſperrt worden. Ich beruhigte mich jedoch, da ich Herrin meines Schickſals war und Denen, die mir Seiten des Königs zugeſendet werden ſollten, eine Antwort nach Belieben geben konnte, da ich einem Schurken wie Eversmann keine beſtimmte ertheilen wollte.

Alle dieſe Umſtände erzählte ich ſogleich dem Fräulein von Sonsfeld. Wir beſchloſſen Beide, die Königin davon in Kenntniß zu ſetzen. Da wir wohl vermuthen konnten, daß man mich ausſpionire, ſo wagte ich es nicht, Bocks Frau einen Brief zu geben, aus Furcht, er möchte unterſchlagen werden. Ich nahm daher meine Zuflucht zu dem Fräulein von Kamken, der Tochter der Oberſthofmeiſterin, welche die Königin an die Stelle der Bülow genommen hatte. Dieſes Mädchen beſaß ſehr vielen Verſtand, Verdienſte und Solidität.

Man hatte vergeſſen Wache an einen Ausgang zu ſtellen, der die Communication zwiſchen meinem und meiner Schweſtern Zimmer machte. Dadurch ward mir das Vergnügen, ſie zu ſehen, leicht. Fräulein von Kamken kam von da heimlich zu mir. Die Schwierigkeiten, welche ſie mir machte, ſchreckten mich nicht ab. Ich packte meinen Brief in einen Käſe, den ich halb durchſchnitt, und dann möglichſt gut wieder zuſammenſetzte. »Schicken Sie dieſen Käſe Ihrer Mutter,« ſagte ich ihr, »und laſſen Sie ihr ſagen, daß er von Frau von Rukul kommt, ſo wird man gewiß nicht darauf fallen, einen Brief darin zu ſuchen.« Dieſer Ausweg beruhigte ſie, ſie folgte meiner Angabe und Alles glückte. Ich hatte die Königin gebeten, das, was ich ihr ſchrieb, geheim zu halten, und mir auf demſelben Wege ihre Befehle zugehen zu laſſen. Sie that gerade das Gegentheil.

Am folgenden Morgen brachte mir Frau von Rukul die

Antwort. Diese Dame war siebzig Jahre alt, voll Redlichkeit und Verdienste, aber wegen ihres hohen Alters konnte man nicht auf sie bauen. Da sie hier ein Geheimniß vermuthete, so wollte sie bei Eröffnung des Briefes zugegen sein. Ich mußte ihn also vor ihr lesen, ich mochte wollen oder nicht. Er enthielt blos die wenigen Worte:

„Du bist ein gebadetes Hühnchen, das vor Allem erschrickt. Bedenke, daß ich Dir meinen Fluch gebe, wenn Du in das willigst, was man von Dir verlangt. Stelle Dich krank, um Zeit zu gewinnen.“

Ich wuchs fast aus, als ich diesen Brief gelesen hatte, und besonders setzte mich sein Schluß in große Verlegenheit. Der Rath war gut, aber er erforderte Verschwiegenheit, und ich war überzeugt, daß man in dieser Beziehung sündigen werde.

Sobald ich mit Fräulein von Sonsfeld allein war, beriethen wir uns über das, was nun zu thun. Wir meinten, es sei nothwendig, Frau von Rukul zu täuschen und über meine verstellte Krankheit sie im Irrthum zu lassen. Fräulein von Sonsfeld rieth mir, die Comödie, die wir uns vorgenommen, bis auf den folgenden Tag zu verschieben, aus Gründen, die sie, wie sie sagte, mir nicht mittheilen könne.

Eversmann besuchte sie noch an demselben Abende. „Der König schickt mich,“ sagte er zu ihr, „und befiehlt Ihnen, alle möglichen Kräfte anzuwenden, um die Prinzessin zur Vermählung mit dem Herzoge von Weißenfels zu überreden. Ihre Weigerung hat seine Geduld erschöpft. Er läßt Ihnen sagen, daß Ihr Logis in Spandau eingerichtet ist, wohin er Sie schicken wird, wenn Jene nicht in seinen Willen sich fügt.“ — „Ich werde den Hof verlassen,“ antwortete sie ihm, „sobald der

König es befehlen wird. Er soll sich des Widerwillens erinnern, mit welcher ich die Stelle einer Gouvernante bei der Prinzessin angenommen habe. Ich stellte ihm meine geringe Fähigkeit zu einem solchen Posten vor, er gab mir ihn trotz meiner Vorstellungen. Ich habe sie in den Grundsätzen der Tugend und des Christenthums erzogen, ich liebe und achte sie mehr als mein Leben, aber ich bin dessen ohnerachtet bereit, meine Entlassung zu geben, wenn der König mich nicht für fähig hält, meinem Posten vorzustehen. Ich kann mich nicht in Sachen mischen, die meinen Horizont übersteigen. Die Prinzessin steht in reifem Alter genug, um selbst zu wissen, was sie zu thun hat. Ich wünsche, daß sie ihre Entschlüsse nach dem Willen des Königs und der Königin fasse; was mich betrifft, so werde ich neutral bleiben und mich nicht dazu verbindlich machen, ihr Rath für oder gegen zu geben.« — »Sie sind vielleicht,« antwortete er, »noch nicht von der schrecklichen Tragödie unterrichtet, die heut früh vorgefallen. Katts Blut hat den Zorn des Königs noch nicht besänftigt, er ist wüthender als je, und ich fürchte sehr, daß Ihr Benehmen ihm Veranlassung giebt, mit Ihnen zu einem sehr unangenehmen Aeussersten zu schreiten.« Darauf erzählte er ihr das bejammernswerthe Ende Katts, das ich für einen andern Ort vorbehalte, da ich den Faden meiner Erzählung nicht unterbrechen will. Fräulein von Sonsfeld war darüber furchtbar betroffen. Sie kannte diese traurige Katastrophe noch nicht, deren nähere Umstände sie schaudern liessen, doch ward ihre Festigkeit dadurch nicht erschüttert. »Schonen Sie,« rief sie aus, »um Gottes willen die Prinzessin, und sprechen Sie nicht mit ihr von dieser Hinrichtung. Sie hat ein gutes und mitleidiges Herz, die Lage des Kronprinzen und Katts Unglück müssen ihr

eine heftige Bestürzung zuziehen, die ihre schon sehr erschöpfte Gesundheit vollends zerstören würde. Was mich betrifft, so erwarte ich mit Ruhe und Entsagung Alles, was die Vorsehung über mich gebieten wird.« Eversmann konnte ihr keine andere Antwort entlocken und ging sehr wenig zufrieden fort.

Während dieser Unterredung stand ich die größte Unruhe aus. Fräulein von Sonsfeld erzählte sie mir Wort für Wort, bis auf das, was Katt betraf. Sie war sehr angegriffen und konnte mir ihre Thränen nicht verbergen. Ich ließ mich täuschen, indem ich glaubte, Eversmanns Drohungen verursachten sie.

Ich bereitete mich vor, die Scene zu spielen, wegen welcher wir übereingekommen. Ich zog die Mermann ins Vertrauen, da ich ihrer Verschwiegenheit und Treue gewiß war. Ich speisete zu Zwei mit meiner Gouvernante in einem Cabinet, dessen Thür auf einen Corridor ging. Unser gewöhnlicher Tisch war so schlecht bestellt, daß wir meist fasteten. Es gab nur Knochen ohne Fleisch, mit Wasser und Salz gekocht, man gab uns statt Weins nur Dünnbier, was uns nöthigte, bloses Wasser zu trinken. Als wir uns zu Tische gesetzt, beklagten wir uns, daß es zu heiß sei, und ließen die Thür nach dem Corridor öffnen, wo immer viele Leute hin und her gingen. Ich ließ mich ganz sanft in einen Sessel sinken und rief: »Ich sterbe!« Fräulein von Sonsfeld eilte sogleich zu meiner Unterstützung hinzu und rief um Hilfe. Als die Leute draußen mich in diesem Zustande sahen, hielten sie mich für todt und verbreiteten das Gerücht davon durch's ganze Schloß. Die Klagen der Gouvernante und der Mermann bestärkten sie in diesen Gedanken. Meine Schwestern und die Damen der Königin eilten herbei in mein

Zimmer. Eine Stunde lang stellte ich so gut eine Todte dar, daß man endlich Stahl holen ließ. Ehe er anlangte, kam ich wieder zu mir. Ich verwünschte tausend Mal bei mir selbst die Noth, die mich zwang, eine Rolle zu spielen, die so ganz meinem Charakter entgegen war. Man hatte mich auf mein Bett gelegt; ich bat alle Welt sich zu entfernen und mir ein wenig Ruhe zu gönnen. Durch dieses Mittel ließ ich dem Fräulein von Sonsfeld Zeit, den Arzt vorzubereiten, der der Königin ganz ergeben war. Er unterließ nicht, zu sagen, daß ich sehr krank sei. So ging der ganze Tag hin.

Am andern Morgen hatte ich noch den Verdruß, einen Besuch von diesem häßlichen Gesichte, dem Eversmann, zu erhalten. Da ich schon erwartete, daß er nicht verfehlen werde, selbst zu kommen, um zu sehen, ob meine Krankheit wahr oder verstellt sei, so hatte ich meine Vorkehrungen bereits getroffen und Sorge getragen, mir Serpentinsteine wärmen zu lassen, die in meinem Bette versteckt waren und mir gleich zu Dienste standen, wenn jemand Verdächtiges zu mir kam. Ich hielt sie in den Händen, die dadurch glühend wurden und Jedermann glauben ließen, daß ich ein tüchtiges Fieber und große Hitze habe. Er kam aus Wusterhausen, wo man schon den Zufall erfahren hatte, der mir Tags zuvor zugestoßen. »Sie sind wohl sehr krank?« fragte er, »geben Sie mir doch ein wenig die Hand, daß ich sehe, ob Sie Hitze haben.« Ich gab sie ihm auf der Stelle. Ueberrascht, mich so übel zu finden, fragte er Fräulein von Sonsfeld, ob sie Stahl nicht habe holen lassen? »Ich habe es gewagt,« antwortete sie ihm, »denn die Prinzessin war gestern in einem solchen Zustande, daß keine Zeit zu verlieren war, um ihr beizuspringen. Ich habe es aber doch nicht gewagt,

ihn heute kommen zu laſſen, und erſt die Königin um Erlaubniß gefragt.« Er zog ſie bei Seite und ging mit ihr fort. »Ich hatte Ihnen ebenſo wie der Prinzeſſin,« ſagte er zu ihr, »Seiten des Königs verboten, der Königin Etwas von den Aufträgen zu ſagen, die er mir für Sie gegeben, aber Sie haben doch beiderſeits den Muth gehabt, dieſen Befehl zu überſchreiten. Die Königin weiß Alles. Sie hat mich wie den ſchlechteſten Menſchen behandelt, aber danken Sie und Ihre Prinzeſſin es meiner Güte, die mich abhält, mich zu rächen. Wenn ich den König von alledem in Kenntniß ſetzte, würden Sie Beide einen böſen Stand bekommen.« Mit dieſen letzten Worten ging er fort, und verſchonte Fräulein von Sonsfeld mit der Mühe, ihm zu antworten. Sie kam ganz voll Schrecken wieder in mein Zimmer, um mir dieſe neue Unbeſonnenheit der Königin zu erzählen. Ich war völlig erſtaunt darüber. Wir zweifelten nicht, daß ſie auch mit dem Könige davon ſprechen werde, was Alles verderben und uns dem größten Unglück ausgeſetzt haben würde.

Jeder Tag war durch eine Kataſtrophe bezeichnet. Es gab nur immerwährend Gefangennehmungen, Confiscationen und Executionen, was mich fürchten ließ, daß die Drohungen des Königs ſich doch endlich in Thatſachen verwandeln würden, vorzüglich wenn er das geringſte Anhalten fände. Ich wiederhole noch ein Mal, mein Schickſal beunruhigte mich weniger: das der Perſonen, die ich liebte, beſchäftigte meine ganze Aufmerkſamkeit. Ich dachte die ganze Nacht über meine Lage nach; großer Gott! wie ſchrecklich war ſie. Ich ſah mich ohne Stütze, da ich auf die Königin nicht rechnen konnte, welche keinen Credit hatte und Alles durch ihre Unbeſonnenheit und ihr Ausplaudern verwirrte. Mein Bruder kam mir nicht aus den Gedanken. Ich vermuthete

irgend ein Geheimniß in Bezug auf ihn, aber all mein Drängen war vergebens und man antwortete mir stets, daß er auf ein Jahr eingesperrt sei und von Katts Tode nichts wisse. Ich fürchtete, man möchte die Proceduren wieder anfangen und das Ende sehr unheilvoll sein. Meine liebe Gouvernante machte mir auch sehr Angst. Ich liebte sie zärtlich und hätte lieber sterben, als sie durch meine Hartnäckigkeit dem aussetzen wollen, so vielen hohen Unglücklichen Gesellschaft zu leisten. Ich entschloß mich also endlich fest, den Herzog von Weißenfels zu heirathen, jedoch unter der Bedingung, daß der König mir die Begnadigung meines Bruders gewähre. Ich verschob es, ihm meine Absichten mitzutheilen, bis er mir Die sende, von denen Eversmann mit mir gesprochen hatte. Ich hütete mich sehr, dem Fräulein von Sonsfeld Etwas von diesem Plane zu sagen, die ihn gewiß gehindert hätte.

So brachte ich sechs bis sieben Tage zu, nach deren Ablauf Eversmann seinen Besuch wiederholte. Ich stellte mich sehr schwach, weshalb ich noch das Bett hüten müsse. Er kündigte mir an, daß der König davon unterrichtet sei, daß ich meine Schwestern und die Damen der Königin sehe, daß er darüber sehr aufgebracht sei und mir bei Lebensstrafe verbieten lasse, nicht mehr aus meinem Zimmer zu gehen, ja nicht einmal den Kopf aus dem Fenster zu stecken.

Auch waren in der That die Befehle so gut gegeben, daß ich in jeder Beziehung eine Gefangene war und man Niemand mehr ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs zu mir ließ. Ich ergriff deshalb meine Parthie und glaubte, daß Eversmann trotz seiner geheuchelten Großmuth daran Schuld sei. Was mich am meisten incommodirte, war meine verstellte Krankheit,

wegen welcher ich den ganzen Tag im Bette bleiben mußte. Ich konnte nur abgebrochen lesen, da dieser verruchte Mensch jeden Augenblick kam, mich unterbrach und mir die Ohren mit seinem Herzoge von Weißenfels und seinen Drohungen vollschwatzte.

Unterdeß kam die Königin am 22sten früh in Berlin an. Aus Kummer und Betrübniß war ich in der That sehr unwohl. Meine Schwester Charlotte hatte die Erlaubniß erhalten, zu mir zu kommen. Sie eilte sogleich herbei. Ich liebte sie sehr. Sie besaß Geist, Leben und einen sehr sanften Charakter. Sie hat mich seitdem für die Freundschaft, die ich für sie hegte, sehr schlecht belohnt. Kaum hatte sie den Fuß in mein Zimmer gesetzt, als sie zu mir sagte: »Hast Du unsern armen Bruder nicht recht beklagt und Katt bedauert?« — »Warum?« antwortete ich erschrocken. »Wie? Du weißt es noch nicht?« fuhr sie fort und erzählte mir sehr confus dieses bejammernswerthe Trauerspiel. Ich war davon so ergriffen, daß ich ohnmächtig wurde. Doch es ist hier passend, diese große Begebenheit einzuschalten.

Der Kriegsrath, der über das Schicksal der beiden Verbrecher entscheiden sollte, versammelte sich am 1. November in Potsdam. Es bestand aus zwei Generalen, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, zwei Majoren, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenants. Da Jeder sich wegen seines Nichttheilnehmens entschuldigt hatte, so ließ der König die ganze Armee das Loos ziehen. Es fiel auf die Generale Denhoff und Linger, die Obersten Derscho und Pannewitz, die Oberstlieutenants habe ich vergessen, den Major Schenk von den Gensd'armen und Weier vom Regimente des Königs, sowie den Hauptmann Einsiedel von demselben Regimente. Sie gaben

Jeder seine Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Ich erinnere mich nur noch der von Denhoff, der den Schmerz Davids anführte, als man ihm den Tod Absolons verkündete, wo er ausrief: »Ach mein Sohn Absolon! mein Sohn Absolon u. s. w.« Denhoff und Linger stimmten auf Pardon, aber die Andern verurtheilten, um dem Könige den Hof zu machen, meinen Bruder und Katt zur Enthauptung, ein in einem christlichen und polizirten Lande unerhörtes Verfahren. Der König hätte dieses Urtheil vollziehen lassen, wenn nicht alle fremden Mächte sich für den Prinzen verwendet hätten, vorzüglich der Kaiser und die Generalstaaten. Seckendorf gab sich die größte Mühe. Da er Ursache an dem Uebel war, wollte er es auch wieder gut machen. Er sagte dem Könige, daß der Prinz allerdings sein Sohn sei, aber auch dem Reiche angehöre und Se. Majestät kein Recht über ihn habe. Er hatte viele Mühe, dessen Begnadigung zu erlangen, seine Bitten minderten aber nach und nach die blutdürstigen Absichten des Königs. Grumbkow, der es bemerkte, wollte sich daraus ein Verdienst bei meinem Bruder machen. Er begab sich nach Küstrin und veranlaßte ihn, an den König zu schreiben und sich diesem zu unterwerfen.

Seckendorf unternahm es auch, Katt zu retten, aber der König blieb unerbittlich. Sein Urtheil wurde ihm am 2ten desselben Monats publizirt. Er hörte es vorlesen, ohne die Farbe zu ändern. »Ich unterwerfe mich,« sagte er, »den Geboten des Königs und der Vorsehung. Ich sterbe für eine schöne Sache und sehe dem Tode ohne Schrecken entgegen, da ich mir nichts vorzuwerfen habe.« Sobald er allein war, ließ er Herrn Hartenfeld rufen, der die Wache bei ihm hatte

und ihm ſehr befreundet war. Er gab ihm eine Doſe, in welcher ſich das Portrait meines Bruders wie das meinige befand. »Heben Sie ſie auf,« ſagte er zu ihm, »und erinnern Sie ſich manchmal des unglücklichen Katt, aber zeigen Sie ſie Niemand, denn das könnte nach meinem Tode noch den hohen Perſonen ſchaden, die ich darin gemalt habe.« Dann ſchrieb er drei Briefe, an ſeinen Großvater, ſeinen Vater und Schwager. Ich habe Abſchriften davon erhalten und ſie ſelbſt aus dem Deutſchen überſetzt.

»Mein hochverehrter Großvater!

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welchem Schmerze, welcher Erregung ich Ihnen dies ſchreibe. Ich, der ich der Hauptgegenſtand Ihrer Sorge war, den Sie dazu beſtimmt hatten, die Stütze Ihrer Familie zu werden, den Sie in Gefühlen erzogen, die für Gott und den Nebenmenſchen nützlich, der nie von Ihnen ging, ohne durch Ihre Wohlthaten und guten Rath geehrt zu werden, ich, der ich der Troſt und das Glück Ihres Alters werden ſollte, kurz ich, ich Elender! ich werde nun der Gegenſtand Ihres Kummers, Ihrer Verzweiflung. Statt Sie durch gute Nachrichten zu erfreuen, bin ich genöthigt, Ihnen mein ſchon über mich geſprochenes Todesurtheil anzukündigen. Ziehen Sie ſich nicht mein trauriges Loos zu Gemüthe; man muß ſich den Beſchlüſſen der Vorſehung unterwerfen: wenn ſie uns durch Widerwärtigkeiten prüft, ſo giebt ſie uns auch die Kraft, ſie mit Feſtigkeit zu ertragen und zu überwinden. Bei Gott iſt nichts unmöglich, er kann helfen, wann er will. Ich ſetze meine ganze Zuverſicht auf dieſes höchſte Weſen, das noch das Herz des Königs

zur Milde lenken und mich ebensoviele Gnade kann erhalten lassen, als ich Strenge empfunden habe. Ist es nicht der Wille Gottes, so werde ich ihn nichtsdestoweniger preisen und segnen, da ich überzeugt bin, daß das, was er thut, wohlgethan ist. So unterwerfe ich mich denn mit Geduld dem, was Ihr Einfluß und der Ihrer Freunde bei Sr. Majestät bewirken kann. Ich bitte Sie unterdessen tausend Mal um Verzeihung wegen meiner früheren Fehler und hoffe, daß der gute Gott, der den größten Sündern vergiebt, Mitleid mit mir haben wird. Ich beschwöre Sie, seinem Beispiele gegen mich zu folgen und zu glauben, daß ich bin u. s. w.

Am 2. Novbr. 1730.«

Folgenden Vers fand man in das Fenster seines Gefängnisses eingeschrieben:

»Mit der Zeit, geduldbeflissen,
Wird uns auch ein gut Gewissen;
Wenn Du fragst, wer dies geschrieben hier,
Wird der Name Katt es sagen Dir;
Hoffnung läßt Zufriedenheit nicht missen.«

Darunter standen die Worte:

»Derjenige, den die Neugier treiben wird, diese Schrift zu lesen, wird erfahren, daß der Schreiber auf Befehl Seiner Majestät den 16. August des Jahres 1730 in Arrest gekommen ist, nicht ohne Hoffnung die Freiheit wieder zu erhalten, obgleich die Art, wie er bewacht wird, ihn etwas Unglückseliges ahnen läßt.«

Da ein Geistlicher am folgenden Tage kam, um ihn zum Tode zu bereiten, sagte er zu diesem: »Ich bin ein großer

Sünder; mein zu großer Ehrgeiz hat mich viele Fehler begehen laſſen, die ich jetzt von Herzen bereue. Ich habe mich auf mein Glück verlaſſen, das Wohlwollen des Kronprinzen hat mich ſo ſehr verblendet, daß ich mich ſelbſt verkannt habe. Jetzt erkenne ich, daß Alles Eitelkeit iſt; ich fühle eine tiefe Reue wegen meiner Sünden und wünſche den Tod, als den einzigen Weg, der mich zu einem beſtändigen und ewigen Glücke führen kann.« Er brachte dieſen Tag und den folgenden in ähnlichen Unterredungen zu.

Am Tage darauf Abends benachrichtigte ihn der Major Schenk, daß er zu Küſtrin hingerichtet werden ſollte, und der Wagen, der ihn dahin bringen werde, ſeiner warte. Er ſchien etwas über dieſe Nachricht verwundert, erhielt aber ſogleich ſeine Ruhe wieder und folgte mit lächelndem Geſichte dem Herrn von Schenk, der nebſt zwei anderen Gensd'armerie-Offizieren mit ihm in den Wagen ſtieg. Eine ſtarke Abtheilung dieſes Corps eskortirte ſie bis Küſtrin. Herr von Schenk war ſehr gerührt und ſagte zu ihm, daß er in Verzweiflung über dieſen traurigen Auftrag ſei. »Ich habe Befehl von Sr. Majeſtät,« ſagte er, »bei Ihrer Hinrichtung zugegen zu ſein. Zwei Mal habe ich mich dieſes unſeligen Geſchäfts geweigert, aber man muß gehorchen, Gott weiß jedoch, was es mich koſtet! Gebe der Himmel, daß das Herz des Königs ſich wende und ich die Freude haben könnte, Ihnen Ihre Begnadigung anzukündigen.« — »Sie ſind zu gütig,« entgegnete Katt, »aber ich bin mit meinem Schickſale zufrieden. Ich ſterbe für einen Herrn, den ich liebe, und habe den Troſt, ihm durch meinen Tod den ſtärkſten Beweis der Anhänglichkeit zu geben, den man verlangen kann. Ich bedaure die Welt nicht, denn ich werde eine Seligkeit ohne

Ende genießen.« Unterwegs nahm er von den beiden Offizieren Abſchied, die neben ihm ſaßen, und von allen Denen, die ihn begleiteten. Des Morgens um 7 Uhr kam er in Küſtrin an, wo man ihn ſogleich auf's Schaffot führte.

Am Tage zuvor führte der General Lepel, Gouverneur der Feſtung, und der Präſident Münchow meinen Bruder in ein Gemach, das man ausdrücklich in dem Stockwerke über dem, wo er ſich bis jetzt befunden, vorgerichtet hatte. Er fand darin ein Bett und Meubles. Die Fenſtervorhänge waren herabgelaſſen, weshalb er nicht gleich bemerken konnte, was außen vorging. Man brachte ihm ein ganz einfaches braunes Kleid, das er anziehen mußte. Ich vergaß zu ſagen, daß man Katt ein gleiches gegeben. Dann ließ ihn der General, indem er die Vorhänge aufzog, ein ganz ſchwarzbedecktes Schaffot ſehen, ſo hoch wie das Fenſter, das man erweitert und von dem man die Gitter weggenommen hatte. Dann zogen ſich er und Münchow zurück. Dieſer Anblick und Münchows Erſchütterung ließen meinen Bruder glauben, daß man ihm ſein Todesurtheil ankündigen werde, und jene Vorrichtungen für ihn getroffen wären, was ihn auf's Heftigſte bewegte.

Herr von Münchow und der General Lepel traten am Morgen darauf, einen Augenblick ehe Katt erſchien, in ſein Zimmer, und ſuchten ihn ſo gut ſie konnten auf dieſen furchtbaren Auftritt vorzubereiten. Man ſagte, nichts habe ſeiner Verzweiflung geglichen. Während dieſer Zeit verrichtete Schenk denſelben Dienſt bei Katt. Er ſagte ihm beim Einfahren in die Feſtung: »Bewahren Sie Ihre Feſtigkeit, mein lieber Katt, Sie gehen einer furchtbaren Prüfung entgegen, Sie ſind zu Küſtrin, wo Sie den Kronprinzen ſehen werden.« — »Sagen

Sie vielmehr,« antwortete er ihm, »daß ich den größten Troſt, den man mir nur bewilligen konnte, haben werde.« Indem er dies ſagte, ſtieg er auf's Schaffot. Jetzt nöthigte man meinen unglücklichen Bruder an's Fenſter zu treten. Er wollte ſich hinausſtürzen, aber man hielt ihn zurück. »Ich beſchwöre Sie im Namen des Himmels,« ſagte er zu Denen, die ihn umgaben, »verzögern Sie die Execution, ich will an den König ſchreiben, daß ich bereit bin, auf alle meine Rechte, die ich auf die Krone habe, zu verzichten, wenn er Katt verzeihen will.« Herr von Münchow verſchloß ihm den Mund durch ein Tuch. Als er Katt erblickte, rief er ihm zu: »Wie unglücklich bin ich, lieber Katt! ich bin Schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle!« — »Ach, Hoheit,« entgegnete dieſer, »wenn ich tauſend Leben hätte, würde ich ſie gern für Sie hingeben.« In demſelben Augenblicke kniete er nieder. Einer ſeiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden, er gab es aber nicht zu. Dann erhob er ſeine Seele zu Gott und rief: »Mein Gott! ich befehle meine Seele in Deine Hände!« Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ſein Haupt mit einem Streiche vom Körper getrennt zu ſeinen Füßen rollte. Noch im Fallen ſtreckte er die Arme nach dem Fenſter aus, wo mein Bruder geſtanden hatte. Er war nicht mehr dort. Eine heftige Schwäche, die ihn befallen, hatte die Herren genöthigt, ihn auf ſein Bett zu tragen. Dort blieb er einige Stunden ohne Bewußtſein. Sobald er ſeiner Sinne wieder mächtig, war der erſte Gegenſtand, der ſich ſeinen Blicken darbot, der blutige Leichnam des armen Katt, den man ſo gelegt hatte, daß er es nicht vermeiden konnte ihn zu ſehen. Dieſer Gegenſtand zog ihm eine zweite Ohnmacht zu, aus der er nur erwachte, um in

ein heftiges Fieber zu fallen. Herr von Münchow ließ trotz des Befehls des Königs die Vorhänge am Fenster schließen und Aerzte holen, die ihn in großer Gefahr fanden. Er wollte nichts von dem nehmen, was sie ihm gaben. Er war ganz außer sich und in so heftiger Erregung, daß er sich getödtet haben würde, hätte man ihn nicht daran gehindert. Man hoffte ihn durch die Religion zu beruhigen und ließ einen Geistlichen holen, um ihn zu trösten, aber Alles war nutzlos und seine heftigen Bewegungen wurden nicht eher ruhig, als bis seine physischen Kräfte erschöpft waren. Thränen folgten auf diese schrecklichen Anfälle. Nur mit der größten Mühe überredete man ihn Arzneien zu nehmen. Man erlangte dies nur durch die Vorstellung, daß er noch Schuld an der Königin und meinem Tode sein würde, wenn er darauf beharre, sterben zu wollen. Lange Zeit behielt er eine tiefe Schwermuth und war drei Mal vierundzwanzig Stunden lang in großer Gefahr. Katts Leichnam blieb auf dem Schaffot bis Sonnenuntergang ausgestellt, dann begrub man ihn in einer der Festungs-Bastionen. Am folgenden Tage verlangte der Scharfrichter den Lohn für die Hinrichtung beim Marschall von Wartensleben, was diesen beinahe vor Schmerz unter die Erde gebracht hätte.

Drei bis vier Tage nachher erhielt, wie ich schon gesagt habe, Grumbkow die Erlaubniß des Königs sich nach Küstrin zu begeben. Er trat mit demüthiger und ehrfurchtsvoller Miene bei meinem Bruder ein. »Ich komme,« sagte er zu ihm, »um Ew. Königl. Hoheit wegen des Mangels an Berücksichtigung, die ich bis jetzt für Sie gezeigt, um Verzeihung zu bitten; ich war dazu genöthigt, um den Befehlen des Königs zu gehorchen. Pünktlich habe ich diese befolgt, damit es mir möglich werde,

Ew. Hoheit einen Dienſt zu leiſten. Der Schmerz, den man Ihnen durch Katts Tod verurſacht hat, macht Seckendorf und mir den größten Kummer. Wir haben alle unſere Kräfte angewendet, um ihn zu retten, aber vergebens. Wir wollen ſie verdoppeln, um Sie wieder mit dem Könige zu verſöhnen, aber Ew. Königl. Hoheit muß ſelbſt dazu helfen, und mir einen unterwerfungsvollen Brief mitgeben, den ich dem Könige überreichen und aus allen Kräften unterſtützen will.« Mein Bruder entſchloß ſich ſehr ſchwer zu dieſem Schritte, that ihn aber doch.

Grumbkow machte von deſſen traurigem Zuſtande eine ſo rührende Schilderung, daß er das Herz des Königs bewegte und dieſer ihm Gnade gewährte. Er wurde am 12. November aus der Feſtung entlaſſen und man gab ihm Stadtarreſt. Der König ertheilte ihm den Titel als Kriegsrath mit dem Befehle, den Berathungen der Finanz- und Domainen-Kammer pünktlich beizuwohnen. Er ſaß darin neben dem jüngſten Kriegsrathe. Ueberdies ſtellte er bei ihm drei Hofbeamte an, die Herren von Vollen, von Novedel und von Natzmer. Dieſer Letztere war der Sohn des Marſchalls. Er beſaß Geiſt und Welt, da er viel gereiſet, war aber ein verunglückter Stutzer. Ich kann's mir nicht verſagen, hier einen Zug ſeiner Unbeſonnenheit anzuführen.

Als er in Wien ſich im Vorzimmer des Kaiſers befand, bemerkte er den Herzog von Lothringen, nachherigen Kaiſer, in einer Ecke des Gemachs und gähnend. Ohne an die Unart ſeines Benehmens zu denken, lief er hin und ſteckte ihm den Finger in den Mund. Der Herzog war ein wenig davon überraſcht, da er aber Karls VI. ſehr ſtrenge Anſichten über Etikette kannte, machte er keinen Lärmen davon und begnügte ſich,

ihm zu sagen, daß er sich wahrscheinlich in der Person geirrt habe.

Die beiden anderen dieser Herren waren wackere, aber sehr ungebildete Leute. Der Aufwand meines Bruders wurde sehr gering geregelt. Man verbot ihm alle Zerstreuung, besonders die Lectüre und französisch zu sprechen oder zu schreiben. Der ganze Adel der Nachbarschaft vereinte sich, seinen Tisch zu versorgen, ebenso auch die französischen Refügies in Berlin, die ihm Wäsche und Erfrischungen schickten. Man hatte große Mühe seine Schwermuth zu zerstreuen; nie wollte er, bis es ganz in Stücken war, ein anderes Kleid anziehen, als das braune, das man ihm in der Festung gegeben hatte, weil es dem von Katt gleich. Trotz aller strengen Verbote des Königs verbrachte er doch seine Zeit sehr gut, da seine Umgebungen thaten, als bemerkten sie nicht was er vornahm.

Die Befreiung meines Bruders mäßigte ein wenig meinen Schmerz und machte mir sehr große Freude. Die Königin vermehrte sie durch ihre Gegenwart. Sie erzählte mir allen Kummer, den sie in Wusterhausen erduldet, und die Besorgnisse wegen meines Bruders. Ich weinte und lachte zugleich über die verschiedenen Lagen, in die er gekommen. Sie setzte ihre Besuche so lange fort, als der König abwesend war. Sie hörte nicht auf, mich wegen der Zukunft zu beunruhigen. »Ich reise künftigen Monat nach Potsdam,« sagte sie; »man hat mir mitgetheilt, daß man starke Anfälle auf Dich machen wird. Man wird Dir die Sonsfeld nehmen, die Dich sehr ungern verläßt, und Dir an ihre Stelle verdächtige Personen geben, vielleicht sogar Dich in eine Festung schicken. Nimm Deine Maaßregeln deshalb im Voraus und waffne Dich mit Festigkeit.

Weigere Dich fortwährend Dich zu verheirathen und laß mich das Uebrige machen. Folgst Du meinem Rathe, so verzweifele ich noch nicht daran, Dich in England unterzubringen.« Ich versprach ihr Alles was sie wollte, nur um sie zu beruhigen, mein Entschluß, dem Könige zu gehorchen, war aber gefaßt. Dieser Fürst unterbrach unsere Besuche; er brachte die Weihnachtsfeiertage in Berlin zu und blieb dort vierzehn Tage. So endete dieses traurige und durch unselige Begebenheiten merkwürdige Jahr.

Das Jahr 1731, das ich nun beginne, war für mich noch härter. Doch legte man in seinem Verlaufe den Grund zu meinem Lebensglücke.

Der König kehrte am 11. Januar nach Potsdam zurück, wohin ihm die Königin am 28sten folgte. In der kurzen Zeit, wo er in Berlin blieb, unternahm es Herr von Sastot, sein Kammerherr und Grumbkows naher Verwandter, sie wieder zu versöhnen. Grumbkow, der feiner als Jener und fest entschlossen war, sich seiner pfiffig zu bedienen, benutzte diese Gelegenheit, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er trug ihm auf, der Königin seinerseits auf alle nur mögliche Art entgegen zu kommen und ihr zu versichern, daß, wenn sie sich ihm noch anvertrauen wolle, er es übernehmen würde, meine Vermählung mit dem Prinzen von Wales zu bewerkstelligen. Die Königin, die sich gern mit so Etwas schmeichelte, ging auch vollkommen in die Falle, und in zwei Tagen waren Beide die dicksten Freunde. Die Königin vertraute es mir sogleich. Grumbkow war der redlichste Mensch von der Welt geworden und schob alles Vergangene auf Seckendorf und das schlechte Benehmen des Ritter Hotham. Ich war über diese Nachricht sehr verwun-

dert, sie beunruhigte mich ungemein, da ich leicht die Folgen voraussehen konnte. Weil ich aber wußte, daß die Königin keinen Widerspruch leiden konnte, verhehlte ich ihr meine Gedanken.

Am Abende vor ihrer Abreise sah sie mich fest an und sagte zu mir: »Ich nehme Abschied von Dir, liebe Tochter. Ich schmeichle mir, daß Grumbkow mir Wort halten und verhindern wird, daß man Dich während meines Aufenthaltes in Potsdam beunruhigt. Da man aber doch nicht stets die Zukunft voraussehen kann, und Grumbkow aus Politik große Rücksichten auf Seckendorf nehmen muß, um ihn desto besser täuschen zu können, so verlange ich Etwas von Dir, das allein mich während meiner Abwesenheit beruhigen kann, nämlich, daß Du mir bei Deinem ewigen Heile schwörst, niemand Andern zu heirathen als den Prinzen von Wales. Du siehst wohl, daß ich nur etwas Billiges und Verständiges von Dir verlange, daher ich auch nicht zweifele, daß Du mir diese Beruhigung gewähren wirst.« Dieser Vorschlag machte mich höchst betroffen. Ich glaubte ihm ausweichen zu können, indem ich ihr vorstellte, daß, da Grumbkow Parthei für sie nehme, nichts für mich zu fürchten und ich überzeugt sei, er werde meine Vermählung bewirken, weil er sie versprochen. Die Königin ließ sich aber durch diese Antwort nicht hinhalten und bestand auf dem Schwure. Glücklicherweise fiel mir ein guter Gedanke ein, dem ich folgte, um mich aus dieser Verlegenheit zu reißen. »Ich bin Calvinistin,« sagte ich zu ihr, »und Ew. Majestät wissen, daß die Prädestination einer der Hauptartikel meiner Religion ist. Mein Schicksal ist im Himmel niedergeschrieben. Hat die Vorsehung in ihrem ewigen Rathe beschlossen, daß ich nach England ver-

mählt werde, ſo werden weder der König noch irgend eine menſchliche Gewalt im Stande ſein, dies zu verhindern, und wenn ſie im Gegentheile es anders geordnet, ſo wäre alle Mühe und Anſtrengung, die ſich Ew. Majeſtät machten, um dahin zu gelangen, vergebens. Ich kann daher keinen verwegenen Eid leiſten, den ich vielleicht nicht im Stande wäre zu halten, und ich würde Gott beleidigen, wenn ich gegen die Grundſätze meines Gewiſſens und Glaubens handelte. Alles was ich verſprechen kann, iſt blos dies, mich nur erſt in der äußerſten Nothwendigkeit dem Willen des Königs zu fügen.« Die Königin konnte mir nichts darauf entgegnen. Ich bemerkte wohl, daß meine Antwort ſie böſe gemacht habe, aber ich that als ſähe ich's nicht. Wir waren alle Beide beim Abſchiede ſehr gerührt. Das Herz brach mir und ich konnte mich nicht von ihr trennen; ich liebte ſie bis zur Anbetung, und in der That beſaß ſie die ſchönſten Eigenſchaften. Wir verabredeten, gleichgiltige Briefe an die Ramen zu adreſſiren und uns der Frau des Kammerdieners zu bedienen, um die wichtigeren beſtellen zu laſſen.

Ich habe einen ſehr intereſſanten Punkt vergeſſen. Ehe die Bülow nach Litthauen ging, hatte ſie eine lange Unterredung mit Boshart, dem Kapellan der Königin, in welcher ſie ihm den Charakter der Ramen und alle ihre Intriguen enthüllte. Dieſer Geiſtliche, welcher mit vielen Perſonen umging, hatte ſchon Etwas davon gehört. Er beſchloß, die Königin davon zu benachrichtigen und hatte das Glück, ſie von den ſchändlichen Umtrieben dieſes Weibes ſo authentiſch zu überzeugen, daß ſie ihm verſprach, ihr nichts mehr anzuvertrauen, als wovon ſie wünſche, daß es dem Könige zu Ohren gelange. Sie erzählte uns ſogleich, was ihr Boshart geſagt, und geſtand

uns dann, daß sie recht gut das Mißtrauen bemerkt, das wir gegen diese Creatur gehabt, sich aber nie habe einbilden können, daß sie solcher schwarzer Thaten fähig. Wir riethen ihr, Feinheit gegen Feinheit anzuwenden, ihr gute Miene zu machen und sie so lange im alten Wahne zu lassen, als sie könne.

Nach der Abreise der Königin befand ich mich sehr trostlos, in mein Schlafzimmer eingesperrt, wo ich Niemand sah und fortfuhr Enthaltsamkeit zu pflegen, so daß ich fast vor Hunger starb. Ich las den ganzen Tag hindurch und machte Bemerkungen zu dem Gelesenen. Meine Gesundheit ward sehr schwach und ich aus Mangel an Nahrungsmitteln und Bewegung mager wie ein Gerippe.

Eines Tages, als ich und Fräulein von Sonsfeld zu Tische saßen und uns traurig ansahen, da wir nichts zu essen hatten als eine Wassersuppe mit Salz und ein Ragout von alten Knochen, voll Haare und Schmutzereien, hörten wir ziemlich derb an's Fenster pochen. Verwundert standen wir schnell auf um nachzusehen wer es wäre. Wir fanden eine Krähe, die ein Stück Brot im Schnabel hielt. Sie legte es, sobald sie uns gewahr wurde, auf den Fenstervorsprung nieder und entfloh. Die Thränen kamen uns in die Augen dabei. »Unser Schicksal ist sehr beklagenswerth,« sagte ich zu meiner Gouvernante, »weil es auch unvernünftige Thiere rührt. Sie haben mehr Mitleid mit uns als die Menschen, die uns so grausam behandeln. Wir wollen die Vorbedeutung dieses Vogels annehmen, unsere Lage wird sich ändern. Ich lese jetzt die römische Geschichte und habe darin gefunden,« fuhr ich scherzend fort, »daß deren Nahen Glück bringt.« Uebrigens ging Alles ganz natürlich zu bei dem was ich sagte. Die Krähe war abgerichtet

und gehörte dem Markgrafen Albrecht, hatte ſich vielleicht verirrt und ſuchte ihre Wohnung. Doch fanden meine Bedienten dieſen Umſtand ſo wunderbar, daß er in kurzem in der ganzen Stadt erzählt wurde. Dadurch fühlte ſich die franzöſiſche Colonie ſo von Mitleid mit meiner Lage durchdrungen, daß ſie mir auf die Gefahr hin, ſich den Verdruß des Königs zuzuziehen, alle Tage in Körben Eſſen ſchickte, die ſie vor meiner Garderobe niederſtellte und welche die Mermann ſorgfältig leerte. Dieſes und der Eifer, den ſie für meinen Bruder bewies, hat mir ſolche Hochachtung für dieſe Nation eingeflößt, daß ich mir es zum Geſetz gemacht habe, ſie, ſo oft ich nur Gelegenheit hatte, zu unterſtützen und zu fördern.

Der ganze Monat Februar verfloß auf dieſe Art. Die Königin drang ſo ſehr in Grumbkow, daß er mir endlich die Erlaubniß auswirkte, meine Schweſtern und die Damen der Königin bei mir zu ſehen. Ich befand mich damals in vollkommener Ruhe, die Beſorgniß wegen meines Bruders ausgenommen, und hörte nicht mehr von meinen verhaßten Heirathen ſprechen. Meine kleine Geſellſchaft war nachgebend und ſanft, ich gewöhnte mich nach und nach an die Zurückgezogenheit und wurde ein wahrer Philoſoph.

Die Königin ſchrieb mir von Zeit zu Zeit was vorging. Sie fuhr fort ein wenig beſſer mit Grumbkow zu ſtehen. Sie zeigte mir an, daß er einen neuen Verſuch in England machen wolle, wozu der König ſeine Einwilligung gegeben habe und ſie ſich ſehr glückliche Erfolge davon verſpreche. Ich war nicht dieſer Meinung. Ich konnte nicht begreifen, wie ſie ſich auf einen Menſchen verlaſſen konnte, der ſich's zur Ehre rechnete, alle Welt zu hintergehen, und bis jetzt nicht aufgehört

hatte, sie zu verfolgen. Ich zweifelte im Voraus nicht daran, daß diese große Freundschaft unheilvoll für sie werden und sie die Betrogene sein werde. Meine Vermuthungen waren gegründet. Mit Ende März fing der König an die Königin wegen meiner Vermählung zu quälen. Sie benachrichtigte mich sogleich davon und beklagte sich sehr über das, was sie von seiner üblen Laune leiden müsse. Er mißhandelte sie öffentlich bei Tafel und schien mehr als je gegen meinen Bruder und mich erbittert, ohne daß sie den Grund dazu wußte. Grumbkow schob die Schuld davon auf Seckendorf und machte sie glauben, daß, da dieser Gesandte den König von ihrem guten Vernehmen mit ihm in Kenntniß gesetzt, er seinen Credit dadurch vermindert habe.

Ich hatte seit neun Monaten nicht das Abendmahl genommen, da ich vom Könige nicht dazu hatte Erlaubniß erhalten können. Die Königin versprach an ihn zu schreiben, um ihn deshalb zu bitten. Trotz des Verbotes derselben bezeugte ich diesem Fürsten den Schmerz, den mir diese Ungnade verursache. Mein Brief war höchst rührend und im Stande, ein Felsenherz zu erweichen. Statt aller Antwort sagte er zur Königin, seine Canaille von Tochter könne communiziren. Er gab deshalb Befehl an Eversmann und nannte diesem den Geistlichen, der mir das Abendmahl reichen solle. Dies ging insgeheim in meinem Zimmer vor sich, wo Eversmann bei dieser frommen Handlung zugegen war. Alle Welt zog daraus eine gute Vorbedeutung für meine Ausgleichung, da der König sich ebenso gegen meinen Bruder benommen, ehe dieser die Festung verließ.

Grumbkow hatte indeß auf Befehl des Königs nach

England geschrieben. Er hatte sich an Reichenbach gewendet, um schneller eine förmliche Erklärung wegen meiner Vermählung mit dem Prinzen von Wales zu erhalten, aber er hatte Sorge dafür getragen, diesem geheime Instructionen zu geben, um sie scheitern zu lassen.

Während dessen fing Eversmann seine Besuche wieder an. Er brachte mir eines Tages Grüße von der Königin, und als ich mich nach ihrem und des Königs Befinden erkundigte, sagte er zu mir: »Er ist von sehr schlechter Laune, und auch die Königin ist traurig, ohne daß ich die Ursache davon weiß. Ich habe so erschrecklich viel zu thun. Der König hat mir befohlen, das große Apartement in Ordnung zu bringen und das neue Silberzeug dahin schaffen zu lassen. Sie werden morgen vielen Lärmen über Ihrem Kopfe hören, Hoheit, denn man bereitet dort mehrere Feste vor. Die Hochzeit der Prinzessin Sophie mit dem Prinzen von Baireuth soll bald gefeiert werden. Der König hat viele Fremde dazu eingeladen, den König von Würtemberg, den Herzog, die Herzogin und den Prinzen Karl von Bevern, den Prinzen von Hohenzollern und eine Menge Anderer. Wie beklage ich Sie,« fuhr er fort, »daß Sie nicht an diesen Vergnügungen Theil nehmen können, denn der König hat gesagt, daß er nicht zugeben werde, daß Sie in seiner Gegenwart erschienen.« — »Darüber werde ich mich leicht fassen,« antwortete ich ihm, »aber nie über die Ungnade dieses Fürsten und nicht eher Ruhe haben, bis er mich wieder zu Gnaden aufgenommen hat.«

Ich dachte nicht weiter über diese Unterredung nach, aber Fräulein von Sonsfeld schien mir sehr unruhig darüber. »Es zieht sich ein neues Ungewitter zusammen,« sagte sie zu

mir; »Grumbkow betrügt ſicherlich die Königin und ich fürchte ſehr, Hoheit, daß alle dieſe Vorbereitungen Ihretwegen gemacht werden. Halten Sie ſich um des Himmels willen feſt und machen Sie ſich nicht unglücklich. Man beſtimmt Sie für den Prinzen von Baireuth. Bereiten Sie Ihre Antwort im Voraus vor, denn ich fürchte, die Bombe wird platzen, wenn Sie ſich's am wenigſten verſehen.« Da ich ihr meine Abſichten nicht mittheilen wollte, antwortete ich ihr darüber nur ausweichend.

Die Antworten von England waren angekommen und die Königin verfehlte nicht, ſie mir mitzutheilen. Reichenbach hatte die Inſtructionen Grumbkows treu befolgt. Er ſprach mit ſo vielem Hochmuthe mit den engliſchen Miniſtern, daß dieſe, die ſchon zuvor durch die dem Ritter Hotham zugefügte Kränkung ſehr erbittert waren, dieſe Declaration für eine neue Beleidigung anſahen. Der König von England war darüber empört. Er hielt es jedoch für nothwendig, ſeine Antwort dem Prinzen von Wales und der ganzen Nation geheim zu halten. Er antwortete dem Könige, daß er nie von der Vermählung meines Bruders mit der Prinzeſſin, ſeiner Tochter, zurücktreten werde, und daß, wenn dieſe Bedingung ihm nicht beliebig, er den Prinzen von Wales noch vor Ablauf des Jahres zu verheirathen denke. Der König, mein Vater, ſchrieb ihm mit derſelben Poſt, daß er entſchloſſen ſei, noch vor Ablauf von zwei Monaten meine Hochzeit zu feiern und bereits Alles dazu vorbereitet werde. Die Königin war über dieſen Bruch in Verzweiflung, wie man leicht denken kann, aber ich weiß nicht, welche Hoffnung ihr noch blieb, weil ſie mir immer empfahl, feſt zu bleiben und alle Parthien, die man mir antrüge, auszuſchlagen.

Sieben bis acht Tage nachher kam Eversmann zu mir. Er nahm eine heuchleriſche Miene an und wollte den treuen Diener ſpielen. »Ich habe Sie,« ſagte er zu mir, »ſeit Sie auf der Welt ſind, geliebt, ich habe Sie tauſend Mal auf meinen Armen getragen, und Sie waren Jedermanns Liebling. Trotz alles Harten, was ich Ihnen Seiten des Königs habe ſagen müſſen, gehöre ich doch zu Ihren Freunden und will Ihnen heute einen Beweis davon geben, indem ich Ihnen das hinterbringe, was vorgeht. Ihre Vermählung mit dem Prinzen von Wales iſt ganz abgebrochen. Die Antwort, die der König erhielt, hat ihn wüthend gemacht. Er läßt der Königin alles Unheil und alle Martern empfinden und dieſe wird mager wie ein Stock. Er iſt von Neuem gegen den Kronprinzen erbittert. Er ſagt, daß man bei ihm und Katt nicht gehörig unterſucht habe, und es noch eine Menge wichtiger Umſtände gebe, die er nicht wiſſe und doch ergründen wolle. Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Weißenfels iſt feſt beſchloſſen; ich ſehe das größte Unglück voraus, wenn Sie bei Ihrer Hartnäckigkeit verbleiben. Der König wird es gegen die Königin, den Kronprinzen und Sie bis auf's Aeußerſte treiben. In kurzem werden Sie erfahren, ob ich wahr geſprochen oder gelogen habe. Jetzt iſt's an Ihnen, nachzudenken, was Sie thun wollen.« Meine Antwort war ſtets dieſelbe, ein Refrain, den ich durch vieles Wiederholen auswendig gelernt hatte. Er verließ mich ſehr mißvergnügt.

Am ſelbigen Nachmittage erhielt ich einen Brief von der Königin, der das beſtätigte, was mir Eversmann geſagt hatte. Die Frau des Kammerdieners überbrachte mir ihn ſelbſt und ließ mich einen von ihrem Manne leſen. »Es iſt unmöglich,«

ſchrieb ihr dieſer, »Dir den kläglichen Zuſtand zu beſchreiben, in welchem ſich die Königin befindet. Es fehlte wenig, daß nicht geſtern der König zu den traurigſten Auftritten mit ihr kam, da er ſie mit ſeinem Stocke ſchlagen wollte. Er iſt mehr als je gegen den Kronprinz und die Prinzeſſin aufgebracht. Gott! habe Mitleid mit uns bei ſo furchtbaren Widerwärtigkeiten!«

Tags darauf, am 10. Mai, dem merkwürdigſten Tage meines Lebens, wiederholte Everſmann ſeinen Beſuch. Kaum war ich aufgewacht, ſo erſchien er ſchon vor meinem Bette. »Ich komme in dieſem Augenblicke aus Potsdam,« ſagte er zu mir, »wohin ich geſtern, nachdem ich Sie verließ, gehen mußte. Ich konnte mir gar nicht denken, welche dringende Angelegenheit mich ſo ſchnell dahin rufe. Ich fand den König und die Königin bei einander. Dieſe Fürſtin weinte die bitterſten Thränen und der König ſchien ſehr zornig. Sobald er mich erblickte, befahl er mir auf's Schnellſte hieher zurückzukehren, um die nöthigen Einkäufe zu Ihrer Hochzeit zu beſorgen. Die Königin wollte eine letzte Anſtrengung machen dieſen Schlag abzuwenden und ihn zu beſänftigen, aber jemehr ſie ihn bat, deſto erbitterter wurde er. Er hat bei allen Teufeln der Hölle geſchworen, daß er Fräulein von Sonsfeld auf's Schmachvollſte fortjagen und ſie, um ein Beiſpiel der Strenge zu zeigen, öffentlich durch alle Gaſſen der Stadt peitſchen laſſen wolle, weil ſie allein, wie er ſagte, an Ihrem Ungehorſam Schuld ſei; was Sie aber betreffe,« fuhr er fort, »ſo werde man Sie, wenn Sie ſich nicht unterwürfen, in eine Feſtung bringen, und ich muß Ihnen nur ſagen, daß ſchon die Pferde dazu beſtellt ſind.« Darauf wendete er ſich an Fräulein von Sonsfeld und ſagte dieſer: »Ich beklage Sie von ganzem Herzen, daß Sie

zu einer ſolchen Schande verurtheilt ſind, aber es hängt von der Prinzeſſin ab, ſie Ihnen zu erſparen. Doch muß man geſtehen, daß Sie ein hübſches Schauſpiel abgeben werden, und das Blut, das aus Ihrem weißen Rücken hervorſtrömen ſoll, deſſen Weiße erheben und appetitlich anzuſehen ſein wird.« Man hätte von Stein ſein müſſen, um ſolche Reden kaltblütig anzuhören; dennoch mäßigte ich mich und ſuchte dieſe Unterredung abzubrechen, ohne mich auf die Sache ſelbſt einzulaſſen.

Ich theilte dieſe ſchönen Neuigkeiten den Damen der Königin mit. Sie fragten mich, welche Parthei ich unter ſo furchtbaren Umſtänden ergreifen würde? »Die, zu gehorchen,« antwortete ich ihnen, »wenn man mir nur jemand Anders als Eversmann ſchickt, dem ich feſt entſchloſſen bin nie meine Antwort zu geben. Seit dem fürchterlichen Trauerſpiele Katts und ſo vielen anderen Gewaltthätigkeiten, die ſeit kurzem vorgefallen ſind, zweifele ich an keiner Drohung mehr. Die Bülow und Duhan waren ebenſo unſchuldig wie Fräulein von Sonsfeld, und doch hat man ſie nicht verſchont. Uebrigens beſtimmen mich ſelbſt die Rückſichten auf die Königin und meinen Bruder dringendſt, allen dieſen häuslichen Zerwürfniſſen ein Ende zu machen.« Fräulein von Sonsfeld, die mich beborcht hatte, warf ſich mir zu Füßen und rief: »Um Gotteswillen, laſſen Sie ſich nicht einſchüchtern; ich kenne Ihr gutes Herz, Sie fürchten mein Unglück und ſtürzen mich eben dadurch hinein, Hoheit, indem Sie ſich für Ihre ganze übrige Lebenszeit elend machen. Ich fürchte nichts, ich habe ein reines Gewiſſen und halte mich für die glücklichſte Perſon von der Welt, wenn ich Ihr Glück auf meine Koſten begründen kann.« Ich that, um ſie zu beruhigen, als änderte ich meine Anſicht.

Abends um 5 Uhr brachte mir die Frau des Kammerdieners einen Brief von der Königin. Sie hatte ihn mit eigner Hand geschrieben. Dies sein Inhalt:

»Alles ist verloren, meine theure Tochter! Der König will Dich verheirathen, koste es was es wolle. Ich habe mehrere schreckliche Anfälle deshalb ausgestanden, aber weder meine Bitten, noch meine Thränen haben Etwas gefruchtet. Eversmann hat Befehl erhalten, Alles für Deine Hochzeit einzukaufen. Du mußt Dich darauf gefaßt machen, die Sonsfeld zu verlieren; er will sie mit Schimpf und Schande degradiren lassen, wenn Du nicht gehorchst. Man wird Dir Jemand zusenden, um Dich zu überreden, aber um des Himmels willen, willige in Nichts! Ich werde Dich schon zu unterstützen wissen; ein Kerker ist besser als eine schlechte Heirath. Lebe wohl, liebe Tochter, ich erwarte Alles von Deiner Festigkeit.«

Fräulein von Sonsfeld wiederholte mir nochmals ihre Vorstellungen und sprach sehr kräftig mit mir, um mich dazu zu bestimmen, den Befehlen der Königin zu folgen. Um mich diesen Qualen zu entziehen, ging ich wieder in mein Zimmer, wo ich mich an mein Klavier setzte und that, als componire ich. Kaum war ich einen Augenblick dort, als ich einen Bedienten hereintreten sah, der mir sehr geschäftig sagte: »Mein Gott, Hoheit, es sind vier Herren da, die mit Ihnen Seiten des Königs zu sprechen begehren.« — »Wer sind sie?« fragte ich schnell. »Ich bin so erschrocken,« antwortete er, »daß ich nicht Acht darauf gehabt habe.« Nun eilte ich in das Zimmer, wo die Gesellschaft war. Sobald ich ihnen gesagt hatte, wovon die Rede sei, floh Alles davon. Die Gouvernante, welche diesen

unheilvollen Beſuch einſtweilen angenommen hatte, kam wieder und ihr folgten dieſe Herren. »Um Gotteswillen,« flüſterte ſie mir im Vorbeigehen zu, »laſſen Sie ſich nicht einſchüchtern.« Ich ging in mein Schlafkabinet, wohin ſie mir ſogleich folgten. Es war Herr von Bork, Grumbkow, Potewills, ſein Schwiegerſohn, und ein Vierter, den ich nicht kannte, von dem ich aber nachher hörte, daß es Herr Tulmeier, Staatsminiſter, geweſen, der bis dahin im Intereſſe der Königin gehandelt hatte. Sie ließen meine Gouvernante abtreten und verſchloſſen ſorgfältig die Thür. Ich will geſtehen, daß ich trotz aller meiner Entſchloſſenheit doch eine ſchreckliche Beſtürzung fühlte, als ich mich ſo nahe der Entſcheidung meines Schickſals ſah, und ohne einen Stuhl, den ich mitten im Zimmer fand und auf welchen ich mich ſtützen konnte, wäre ich zu Boden gefallen.

Grumbkow ergriff zuerſt das Wort. »Wir kommen, Hoheit,« ſagte er, »auf Befehl des Königs. Dieſer Fürſt hat ſich bisher überreden laſſen, da er gehofft, Ihre Vermählung mit dem Prinzen von Wales noch bewirken zu können. Ich bin ſelbſt mit dieſen Unterhandlungen beauftragt worden und habe mein Möglichſtes gethan, um jenen Hof dahin zu bringen, in die einfache Heirath zu willigen. Statt aber auf die vortheilhaften Vorſchläge des Königs, meines Herrn, zu antworten, wie er gefollt, hat dieſer nur eine verächtliche abſchlägliche Antwort erhalten, da ihm der König von England erklärt, er werde ſeinen Sohn noch vor Ablauf des Jahres vermählen. Se. Majeſtät, durch dieſes Verfahren ſehr gereizt, haben geantwortet, und dem Könige, ſeinem Schwager verſichert, daß Ihre Hochzeit vor Ablauf von drei Monaten ſtattfinden werde. Sie ſehen alſo wohl, Hoheit, daß er ſich kein Dementi geben laſſen will,

und ob er gleich als Vater und Souverain ſolcher Verhandlungen mit Ihnen nicht nöthig hätte, will er ſich doch bis dahin herablaſſen, Ihnen die Entehrung auseinander zu ſetzen, die für Sie und ihn darin läge, noch länger Englands Spielzeug zu ſein. Sie wiſſen, Hoheit, daß die Hartnäckigkeit dieſes Hofes an allem Unglück Ihres Hauſes Schuld iſt. Die Intriguen der Königin und deren Beharrlichkeit, ſich dem Willen des Königs zu widerſetzen, haben ihn ſo gegen ſie erbittert, daß man jeden Tag einem völligen Bruche zwiſchen ihnen entgegenſehen muß. Denken Sie, Hoheit, an das Unglück des Kronprinzen und ſo vieler andern Perſonen, welche die Laſt ſeines Zornes empfunden haben. Dieſer arme Prinz führt ein elendes Leben in Küſtrin. Der König iſt noch ſo gegen ihn aufgebracht, daß er bedauert Katt hingeopfert zu haben, weil, ſagt er, er noch ſtärkere Aufklärungen von ihm hätte herauslocken können. Er hat noch immer den Prinzen im Verdacht der Majeſtätsbeleidigung und wird erfreut ſein, in Ihrer Weigerung einen Vorwand zu ſehen, den Prozeß gegen dieſen wieder anzufangen. Doch ich komme jetzt auf den Hauptpunkt. Um alle dieſe Schwierigkeiten, die Sie machen könnten, auszugleichen, haben wir Befehl, Ihnen vorzuſchlagen, den Erbprinzen von Baireuth zu heirathen. Sie können gegen dieſe Parthie nichts einwenden. Dieſer Prinz wird der Vermittler zwiſchen dem Könige und der Königin. Sie iſt's, die ihn dem Könige vorgeſchlagen hat, und kann dieſer Wahl alſo nur beiſtimmen. Er iſt aus dem Hauſe Brandenburg und wird nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz eines ſehr ſchönen Landes kommen. Da Sie ihn nicht kennen, Hoheit, ſo können Sie keine Abneigung gegen ihn haben. Uebrigens ſagt alle Welt unendlich viel Gutes von ihm. Wahr iſt es, daß,

da Sie in den Ideen von Größe auferzogen sind und sich geschmeichelt haben, einst eine Krone zu tragen, deren Verlust Ihnen schmerzlich sein muß, aber große Prinzessinnen sind dazu geboren, zum Besten des Staates aufgeopfert zu werden. Im Grunde macht auch Größe nicht wahres Glück aus, also unterwerfen Sie sich, Hoheit, den Beschlüssen der Vorsehung, und geben Sie uns eine Antwort, die im Stande ist, den Frieden in Ihrer Familie wiederherzustellen. Es bleiben nun nur noch zwei Artikel übrig, die wir Ihnen zu sagen haben und wovon, wie ich hoffe, der eine unnütz sein wird. Der König verspricht Ihnen, wenn Sie gehorchen, Sie doppelt vor seinen übrigen Kindern in Vortheil zu stellen, und bewilligt Ihnen unmittelbar nach Ihrer Hochzeit die vollkommene Freiheit des Kronprinzen. Ueberdies will er in Rücksicht auf Sie alles Vergangene vergessen und mit ihm wie mit der Königin sich auf's Beste vertragen. Sollten Sie aber gegen seine Erwartung und gegen alle diese Gründe, die ich für unwiderleglich halte, bei Ihrer Weigerung hartnäckig bestehen, so haben wir Befehl vom Könige, wie er hier zu sehen (und dabei zeigte er ihn mir), Sie auf der Stelle nach Memel (diese Festung liegt in Litthauen) zu bringen und Fräulein von Sonsfeld und Ihre übrige Dienerschaft mit der größten Strenge zu behandeln.«

Ich hatte während dieser Rede Zeit gehabt nachzudenken und mich von meinem ersten Schrecken zu erholen. Ich erwiderte ihm daher: »Was Sie mir eben gesagt haben, mein Herr, ist so verständig und vernünftig, daß es sehr schwer werden würde, Ihre Gründe zu widerlegen. Hätte mich der König gekannt, so würde er mir vielleicht mehr Gerechtigkeit erwiesen haben, als er thut. Ehrgeiz ist nicht mein Fehler und ich ent-

sage gern der Größe, deren Sie Erwähnung thaten. Die Königin glaubte mein Glück durch mein Etablissement in England zu begründen, hat aber nie mein Herz über diesen Punkt befragt, und ich habe es nie gewagt, ihr meine wahren Gefühle zu gestehen. Ich weiß nicht, wodurch ich die Ungnade des Königs verdient habe. Er hat sich stets, wenn es meine Verheirathung betraf, an die Königin gewendet, und mir nie seinen Willen deshalb mittheilen lassen. Allerdings hat sich Eversmann darein gemischt, mir oft Befehle von Seiten des Königs mitzutheilen, denen ich aber so wenig Glauben beigemessen habe, daß ich es unter meiner Würde gehalten, darauf zu antworten, indem ich es nicht für angemessen erachtet habe, mich gegen einen alten Bedienten zu compromittiren, oder mit ihm mich über Gegenstände von so großer Wichtigkeit einzulassen. Sie versprechen mir Seiten des Königs, daß er künftig mit der Königin auf besserem Fuße stehen werde, er bewilligt mir die vollkommene Freiheit meines Bruders und schmeichelt mir mit einem festen Frieden in der Familie: diese drei Gründe sind mehr als hinreichend mich zu bestimmen, mich dem Willen des Königs zu unterwerfen, und würden mich zu noch größeren Opfern bewegen, wenn sein Befehl sie heischte. Nach diesem Allen bitte ich ihn nur um die einzige Gnade, mir zu erlauben, die Einwilligung der Königin zu erlangen.«

»Ach, Hoheit,« sagte Grumbkow, »Sie verlangen Unmögliches von uns. Der König will eine positive Antwort ohne alle Bedingungen, und hat uns befohlen, Sie nicht eher zu verlassen, bis Sie diese gegeben haben.« — »Können Sie noch schwanken?« fuhr der Marschall von Bork fort. »Die Ruhe Seiner Majestät und Ihres ganzen Hauses hängt von

Ihrem Entschlusse ab. Die Königin kann Ihren Schritt nur billigen, und wenn sie anders handelt, wird alle Welt ihr Benehmen tadeln. Es handelt sich hier um Alles für Alles,« fuhr er mit Thränen in den Augen fort. »Zwingen Sie uns um des Himmels willen nicht zu der unangenehmen Nothwendigkeit, Hoheit, zu gehorchen, indem wir Sie unglücklich machen!«

Ich war in der furchtbarsten Aufregung. Ich ging im Zimmer auf und nieder und überlegte hin und her, um einen Ausweg zu finden, den Willen des Königs zu erfüllen, ohne mich mit der Königin zu entzweien. Die Herren wollten mir Zeit zum Nachdenken lassen. Grumbkow, Bork und Potewills traten ans Fenster und sprachen leise miteinander. Tulmeier benutzte dies, um zu mir zu treten, und da er bemerkte, daß ich ihn nicht kenne, sagte er mir seinen Namen. »Es ist nicht mehr Zeit sich zu vertheidigen,« sagte er ganz leise zu mir, »bewilligen Sie Alles,« was man von Ihnen verlangt. Ihre Heirath kommt nicht zu Stande, ich stehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür. Man muß den König um jeden Preis beschwichtigen und ich übernehme es, die Königin zu verständigen, daß dies das einzige Mittel ist, den König von England zu einer vortheilhaften Erklärung zu bringen.« Diese Worte bestimmten mich. Ich trat wieder zu den Herren und sagte zu ihnen: »Nun denn! mein Entschluß ist gefaßt. Ich willige in alle Ihre Vorschläge; ich opfere mich für meine Familie. Allerdings sehe ich furchtbarem Kummer entgegen, aber die Reinheit meiner Absichten wird mich ihn mit Standhaftigkeit ertragen lehren. Was Sie betrifft, meine Herren, so fordere ich Sie vor den Richterstuhl Gottes, wenn Sie es nicht dahin bringen, daß der König mir die Versprechungen hält, die Sie

mir seinerseits zu Gunsten der Königin und meines Bruders gemacht haben.« Nun leisteten sie die fürchterlichsten Schwüre, sie in allen Punkten ausführen zu lassen, und baten mich darauf, meinen Entschluß dem Könige selbst zu schreiben. Da Grumbkow bemerkte, daß ich sehr erschüttert sei, so diktirte er mir den Brief. Er übernahm auch den, welchen ich an die Königin schrieb. Darauf entfernten sie sich. Tulmeier sagte mir noch, daß nichts verloren sei. »Ich kümmere mich nicht um England,« erwiderte ich ihm, »nur die Königin macht mir Sorge.« — »Wir werden sie beruhigen, ich versichere es Ihnen,« versetzte er.

Sobald ich allein war, sank ich in einen Sessel und brach in Thränen aus. Fräulein von Sonsfeld fand mich in dieser Lage. Ich erzählte ihr mit unterbrochener Stimme das, was eben vorgefallen. Sie machte mir die schrecklichsten Vorwürfe. Ihre Verzweiflung war unbegreiflich. Alle Welt war bestürzt und weinte. Mein beängstetes Herz schloß seine Gedanken in sich ein, denn ich war den ganzen Tag über unbeweglich und Fräulein von Sonsfeld billigte gegen Jeden meine Handlungsweise, aber Alle fürchteten den Unwillen der Königin gegen mich. Am folgenden Morgen schrieb ich an diese. Ich habe die Copie dieses Briefes behalten. Hier ist sie:

»Allergnädigste Frau!

Eure Majestät wird bereits durch den Brief, den ich gestern die Ehre hatte Ihnen unter Einschluß des Königs zu schreiben, von meinem Unglücke unterrichtet sein. Kaum besitze ich noch die Kraft, diese Zeilen hinzuwerfen und mein Zustand ist wahrhaft bejammernswerth. Nicht die Drohun-

gen, ſo hart ſie auch lauteten, waren es, welche mir meine Zuſtimmung in den Willen des Königs entriſſen haben, ſondern ein weit theureres Intereſſe hat mich zu dieſem Opfer beſtimmt. Ich bin bis jetzt die ſchuldloſe Urſache alles des Kummers geweſen, den Ew. Majeſtät erduldet hat. Mein zu gefühlvolles Herz iſt von den rührenden Mittheilungen durchdrungen geweſen, die Sie mir noch zuletzt darüber gemacht haben. Sie wollten für mich dulden, iſt es da nicht weit natürlicher, daß ich mich für Sie aufopfere und einmal für immer dieſem traurigen Zwieſpalt in unſerer Familie ein Ende mache? Habe ich auch nur einen Augenblick bei der Wahl des Unglücks oder der Begnadigung meines Bruders ſchwanken können? Welche furchtbare Reden habe ich nicht ſeinetwegen hören müſſen! Ich ſchaudere, wenn ich daran denke. Man hat mir im Voraus Alles, was ich gegen den Vorſchlag des Königs anführen konnte, widerlegt. Ew. Majeſtät ſelbſt haben den Prinzen von Baireuth als eine für mich paſſende Parthie vorgeſchlagen und ſchienen zufrieden, wenn ich ihn heirathete; ich kann mir alſo nicht einbilden, daß Sie meinen Entſchluß mißbilligen. Die Nothwendigkeit iſt ein Geſetz. Was ich auch vorgeſtellt habe, ich habe es nicht erlangen können, erſt Ew. Majeſtät Zuſtimmung erbitten zu dürfen. Ich mußte wählen, entweder gutwillig zu gehorchen und dadurch wichtige Vortheile für meinen Bruder zu erlangen, oder mich dem Aeußerſten auszuſetzen, daß man mich doch am Ende zu demſelben Schritte genöthigt haben würde, den ich jetzt gethan habe. Ich werde die Ehre haben, Ew. Majeſtät, ſobald ich mich Ihnen werde zu Füßen werfen können, das Nähere über Alles mitzutheilen. Ich ſehe nur

zu ſehr ein, wie ſchmerzlich bewegt Sie ſein müſſen, und das rührt mich am meiſten. Ich beſchwöre Sie aber allerunterthänigſt, über mein Schickſal ſich zu beruhigen und es der Vorſehung anheim zu ſtellen, die Alles zu unſerm Beſten lenkt, dies aber um ſo mehr, als ich mich glücklich fühle, weil ich das Werkzeug des Glückes meiner theuern Mutter und meines Bruders werde, und was thäte ich nicht, um dieſen meine Liebe zu bezeugen. Ich wiederhole mein dringendes Flehen in Bezug auf Ihre Geſundheit, welche zu ſchonen und nicht durch zu heftigen Kummer zu ſtören ich Sie beſchwöre. Das Vergnügen, meinen Bruder bald wieder zu ſehen, muß Ihnen dieſes Unangenehme erträglicher machen. Ich hoffe, daß Sie mir großmüthig Verzeihung wegen meines Fehlers werden angedeihen laſſen, den ich begangen, indem ich mich ohne Ihr Vorwiſſen verpflichtet habe, zu Gunſten meiner zärtlichen Gefühle und der Verehrung, mit welcher ich lebenslänglich ſein werde, u. ſ. w.«

An demſelben Abende brachte mir Eversmann nachſtehenden Brief, vom Könige mit eigner Hand geſchrieben.

»Ich bin ſehr vergnügt, meine liebe Wilhelmine, daß Du Dich dem Willen Deines Vaters unterwirfſt. Der gute Gott wird Dich ſegnen, und ich werde Dich nie verlaſſen. Ich werde für Dich Zeit meines Lebens ſorgen, und es Dir bei jeder Gelegenheit beweiſen, daß ich bin

Dein treuer Vater.«

Da Eversmann nach Potsdam ging, ſo händigte ich ihm meine Antwort ein. Es würde mir ſchwer fallen, den Zuſtand zu beſchreiben, in dem ich mich befand. Meine Eigenliebe

fand ſich durch das, was ich gethan hatte, geſchmeichelt; ich billigte es innerlich und fühlte eine geheime Zufriedenheit, Perſonen, die mir ſo theuer waren, von aller Verfolgung befreiet zu haben. Dann aber ſtellte ſich mir die Idee meines Schickſals nur dar, um mich in die grauſamſte Unruhe zu verſetzen. Ich kannte den, welchen ich heirathen ſollte, nicht; man ſagte ihm Gutes nach, aber kann man über den Charakter eines Prinzen urtheilen, den man nur öffentlich ſieht, und deſſen zuvorkommende Art und Weiſe viele Fehler und Laſter verbergen kann? Ich ſtellte mir im Voraus die Wuth und Verzweiflung der Königin vor, und ich geſtehe, daß dieſer einzige Punkt mich mehr beunruhigte, als alles Uebrige. So war ich von einer Miſchung von Vergnügen und Kummer hingenommen, als Frau von Berk mir die Antwort der Königin auf den erſten Brief, den ich ihr geſchrieben, brachte. O mein Gott, welch ein Brief! Seine Ausdrücke waren ſo hart, daß ich davon ſterben zu müſſen glaubte. Es iſt mir unmöglich, ihn ganz wiederzugeben, daher hier nur eine leichte Skizze deſſelbyn. Dieſe Mutter iſt mir noch zu theuer, trotz ihrer Grauſamkeit, um ſie durch eine Schrift, die ihr keine Ehre machen würde, zu compromittiren; deshalb habe ich ihn auch nicht aufheben wollen. Hier nur einige Ausdrücke daraus:

»Du brichſt mir das Herz, indem Du mir den heftigſten Kummer bereiteſt, den ich noch Zeitlebens empfand. Ich hatte meine ganze Hoffnung auf Dich geſetzt, aber ich kannte Dich ſchlecht. Du haſt die Geſchicklichkeit beſeſſen, mir die Bosheit Deiner Seele und die Niedrigkeit Deiner Gefühle zu verbergen. Ich bereue tauſend Mal alle die Güte, die ich für Dich gehabt habe, alle die Sorge, die ich für Deine Erzie-

hung getragen, und die Leiden, die ich für Dich erduldet. Ich erkenne Dich nicht mehr für meine Tochter, und werde Dich von nun an für meine grausamste Feindin ansehen, weil Du mich meinen Verfolgern aufopferst, die jetzt über mich triumphiren. Rechne nicht mehr auf mich. Ich schwöre Dir ewigen Haß und werde Dir nie verzeihen.«

Diese letzten Worte machten mich schaudern. Ich kannte die Königin und ihren rachsüchtigen Geist. Man glaubte, ich würde den Verstand verlieren, so heftig war meine erste Aufregung. Die Frau von Bock sprach mir sehr verständig zu. Sie stellte mir vor, daß dieser Brief in der ersten Hitze geschrieben wäre. Sie las mir den ihres Mannes vor, der mich versichern ließ, daß Alles, was die Königin umgebe, sich vereint habe, sie zu beruhigen, ich also nur fortfahren solle, mich demüthig gegen sie zu bezeigen, wo er dann nicht zweifele, daß sie in sich gehen werde. So vergingen fünf bis sechs Tage, während welcher ich nur niederdrückende Briefe bekam.

Nach dieser Zeit kam Everesmann von Potsdam zurück. Er brachte mir den freundlichsten Gruß vom Könige und sagte mir Seiten desselben, daß, da er darauf rechne, den 23sten in Berlin zu sein, er es nicht für angemessen erachtet habe, mich nach Potsdam kommen zu lassen, um so weniger, als er dadurch der Königin besser Zeit geben könne, sich zu beruhigen. Er setzte hinzu, daß sie furchtbar gegen mich erzürnt sei und ich mich mit Festigkeit für das erste Zusammentreffen waffnen solle, das nicht ohne gewaltige Aufregungen vor sich gehen könne. Drei Tage nachher wiederholte er seinen Besuch. »Der König läßt Sie benachrichtigen, Hoheit,« sagte er, »daß er morgen zu guter Zeit hier eintreffen werde, und Ihnen anbefehlen, mit

Ihren Schweſtern ſich in ſeinem Zimmer einzufinden.« Die Unruhe, in welcher ich mich wegen der Rückkehr des Königs befand, ließ mich dieſen Tag und die folgende Nacht in tiefſter Traurigkeit zubringen.

Am folgenden Morgen begab ich mich zum Könige, der um 2 Uhr Nachmittags ankam. Ich erwartete gut empfangen zu werden, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich ihn mit einem eben ſo wüthenden Geſichte eintreten ſah, wie das geweſen, als ich ihn das letzte Mal ſah. Er fragte mich mit zornigem Tone, ob ich ihm gehorchen wolle? Ich warf mich ihm zu Füßen und verſicherte ihm, daß ich ſeinem Willen mich unterwerfe und ihn anflehe, mir ſeine Vaterliebe wieder zu ſchenken. Meine Antwort änderte ſeine Phyſiognomie. Er hob mich auf, umarmte mich und ſagte: »Ich bin mit Dir zufrieden, ich werde für Dich ſorgen ſo lange ich lebe und Dich nie verlaſſen.« Darauf wendete er ſich an meine Schweſter Sophie mit den Worten: »Wünſche Deiner Schweſter Glück, ſie iſt mit dem Erbprinzen von Baireuth verſprochen, laß Dich aber das nicht kümmern, ich werde Dich ſchon auf eine andere Art unterbringen.« Er ſchenkte mir darauf ein Stück Stoff und ſagte: »Damit ſollſt Du Dich bei den Feſten, die ich geben werde, putzen. Ich habe Etwas zu thun,« fuhr er fort, »warte hier auf Deine Mutter.« Dieſe kam erſt um 7 Uhr Abends. Ich ging ihr in ihr erſtes Vorzimmer entgegen und ward ohnmächtig, indem ich mich bückte, um ihr die Hand zu küſſen. Man brauchte lange Zeit, um mich wieder zu mir zu bringen. Man hat mir nachher geſagt, daß ſie über meinen Zuſtand nicht eben gerührt geſchienen habe. Als ich wieder zu mir gekommen, warf ich mich ihr zu Füßen. Das Herz war mir ſo eng und Schluch-

zen hemmte meine Stimme so sehr, daß ich kein Wort vorbringen konnte. Die Königin sah mich während dieser Zeit mit strengen und verächtlichen Blicken an und wiederholte mir Alles, was sie mir geschrieben hatte. Dieser Auftritt hätte nicht geendet, wenn die Ramen sie nicht bei Seite gezogen hätte. Sie stellte ihr vor, daß, wenn der König dies Benehmen erfahre, er es sehr schlecht finden und sich an meinem Bruder und ihr dafür rächen werde; daß mein Schmerz so aufrichtig sei, daß ich ihn vor dem Könige nicht würde zurückhalten können, und dies ihr leicht neue, sehr empfindliche Unannehmlichkeiten zuziehen dürfte. Dieser dienstfertige Sermon that seine Wirkung. Die Königin fürchtete im Grunde ihres Herzens den König wie den Teufel. Sie hob mich endlich auf und sagte mir mit trockener Miene, daß sie mir unter der Bedingung verzeihe, wenn ich mir Zwang anthue.

Die Herzogin von Bevern trat während dessen ein. Sie schien von meinem Zustande gerührt. Mein ganzes Gesicht war aufgeschwollen und verzogen, so sehr hatte ich geweint. Sie bezeigte mir ganz leise den Antheil, den sie an meinem Schmerze nehme. Eine gewisse Sympathie ließ zwischen uns eine Freundschaft entstehen, die noch bis auf diesen Tag dauert.

Unterdeß hielt mir aber Herr Tulmeier sein Wort, die Königin zu besänftigen. Er schrieb ihr am folgenden Tage heimlich, daß die Sachen noch nicht verzweifelt ständen, daß meine Vermählung nur ein Kunstgriff des Königs sei, um den von England zu bestimmen, endlich einen besseren Entschluß zu fassen, daß er sich nach allen Seiten hin erkundigt habe, um Nachrichten über den Prinzen von Baireuth einzuziehen, und man ihm versichert, daß dieser sich noch in Paris befinde. Dieser Brief beruhigte die Königin ganz. Ich habe schon gesagt, daß sie sich

gern mit dem Besten schmeichelte. In der That war sie auch an diesem Tage von der besten Laune. Sie begnügte sich damit, mir noch einige Vorwürfe wegen meiner geringen Festigkeit zu machen, brauchte aber dabei weit mehr Sanftmuth. Dafür fiel ihr ganzer Zorn auf Fräulein von Sonsfeld. Sie hatte sie Tags vorher sehr mißhandelt und trotz Allem was ich sagen konnte, fuhr sie fort, ihr ihren Haß zu zeigen. Drei Tage gingen auf diese Art sehr ruhig hin. Der König sprach durchaus nicht von meiner Vermählung und es schien, als ob meine Einwilligung ihm diese Idee verscheucht habe.

Der 28. Mai, Montag, war zur großen Revue bestimmt. Sie sollte mit Glanz gehalten werden. Der König hatte alle Cavallerie- und Infanterie-Regimenter aus der Nachbarschaft versammelt, welches mit der Garnison von Berlin ein Corps von 20,000 Mann ausmachte. Der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg kam gerade dazu sie zu sehen. Der König war kurze Zeit vor der unglücklichen Epoche meines Bruders bei diesem Fürsten gewesen. Von den Aufmerksamkeiten, welche dieser Fürst angewendet hatte, um ihm den Aufenthalt in Stuttgart angenehm zu machen, veranlaßt, hatte ihn der König nach Berlin eingeladen. Da nun das größte Vergnügen dieses Monarchen nur im Militair bestand, so beurtheilte er Andere nach sich und glaubte auch den fremden Fürsten, die an seinen Hof kamen, sehr große Freude zu machen, wenn er ihnen seine Truppen zeige. Man muß jedoch gestehen, daß er sich bei dieser Gelegenheit durch die Pracht seiner Tafel, wo man, so lange die Fremden in Berlin blieben, vierzehn Schüsseln servirte, selbst übertraf, was auch keinen geringen Eindruck auf den Prinzen machte.

Der König hat Sonntags am 27ſten die Königin, die Revue mit anzuſehen und im Phaeton mit meiner Schweſter und mir dazu zu fahren. Da er ſehr früh aufſtehen wollte, legte er ſich um 7 Uhr ſchon zu Bett, und empfahl ihr, die Herrſchaften den Abend über zu unterhalten und mit ihnen zu ſoupiren. Wir ſpielten Pharao bis aufgetragen war. Als wir durch das Zimmer gingen, um uns zur Tafel zu ſetzen, ſahen wir eine Poſtchaiſe anfahren, die an der großen Treppe hielt, nachdem ſie durch den Schloßhof gekommen. Die Königin ſchien darüber verwundert, da nur die Prinzen dieſes Vorzuges genoſſen. Sie erkundigte ſich daher ſogleich, wer es ſei, und erfuhr einen Augenblick nachher, daß es der Erbprinz von Baireuth wäre. Das Haupt der Meduſa hat nie einen ſolchen Schrecken hervorgebracht, wie dieſe Nachricht bei der Königin. Sie blieb betroffen und änderte ſo oft die Farbe, daß wir Alle glaubten, ſie werde ohnmächtig werden. Ihr Zuſtand durchbohrte mir das Herz. Ich ſtand eben ſo unbeweglich wie ſie und Jedermann ſchien verlegen. Da ich jedoch meine Betrachtungen darüber anſtellte, ſchloß ich, daß für den morgenden Tag ſich unangenehme Auftritte vorbereiten würden, und beſchwor die Königin mir zu erlauben, daß ich die Revue nicht beſuche, da ich dort alle Arten von üblem Spaße Seiten des Königs erwarte, der ihr eben ſo unangenehm ſein würde als mir, beſonders wenn es öffentlich geſchehe. Sie billigte meine Gründe, nachdem wir aber über das Für und Wider geſtritten, ſiegte die ſklaviſche Furcht, die ſie für ihren Gemahl hegte, und es ward beſchloſſen, daß ich gehen ſolle. Ich konnte dieſe ganze Nacht nicht ſchlafen. Fräulein von Sonsfeld brachte ſie an meinem Bette zu und ſuchte mich zu tröſten und wegen der Zukunft

zu beruhigen. Um 4 Uhr früh ſtand ich auf und zog mir drei Hauben in's Geſicht, um meine Unruhe zu verbergen. Nachdem ich in dieſem Aufzuge zur Königin gekommen, fuhren wir ſogleich ab.

Die Truppen waren ſchon in Schlachtordnung geſtellt, als wir ankamen. Der König ließ uns vor der Linie vorüberfahren. Man muß geſtehen, daß es das ſchönſte Schauſpiel war, das man ſehen konnte. Aber ich verweile mich nicht hierbei, dieſe Truppen haben gezeigt, daß ſie eben ſo brav als ſchön waren, und der König, mein Vater, hat ſich durch die von ihm eingeführte bewundernswürdige Disciplin einen ewigen Ruhm erworben, indem er dadurch den Grund zu der Größe ſeines Hauſes gelegt hat. Der Markgraf von Schwedt war an der Spitze ſeines Regiments. Er ſchien vor Zorn aufgeſchwollen und grüßte uns mit abgewendeten Augen. Der Oberſt Wachholz, den der König der Königin zum Begleiter mitgegeben hatte, ſtellte uns an die Seite der Kanonen-Batterie, die ſehr entfernt von dieſem kleinen Heere ſtand. Er näherte ſich der Königin und ſagte ihr in's Ohr, daß der König ihm befohlen habe, ihr den Prinzen von Baireuth vorzuſtellen. Einen Augenblick darauf führte er ihn herbei. Sie empfing ihn mit ſtolzer Miene und richtete einige trockene Fragen an ihn, die mit einem Zeichen, ſich zurückzuziehen, endeten. Die Hitze war furchtbar, ich hatte nicht geſchlafen, war voll Unruhe und nüchtern; alles das zog mir ein Uebelbefinden zu. Die Königin erlaubte mir, mich in den Wagen der Gouvernanten zu ſetzen, wo es mir bald beſſer wurde. Der König und die Prinzen ſpeiſeten zuſammen und der Tag verſtrich in unſerer gewöhnlichen Einſamkeit.

Am 28sten früh fanden sich alle Fürstlichkeiten bei der Königin ein. Sie sprach fast gar nicht mit dem Prinzen von Baireuth. Er ließ sich mir vorstellen. Ich machte ihm blos eine Verbeugung, ohne auf sein Compliment zu antworten. Der Prinz ist groß und sehr gut gebildet; er hat ein edles Ansehen; seine Züge sind weder schön noch regelmäßig, aber seine offene, einnehmende und anmuthige Physiognomie ersetzt die Schönheit. Er schien sehr lebhaft zu sein und antwortete schnell und ohne Verlegenheit.

So vergingen zwei Tage. Das Schweigen des Königs brachte uns gänzlich außer Fassung und belebte die Hoffnungen der Königin von Neuem, aber am 31sten änderte sich Alles. Der König hatte sie und mich in sein Cabinet rufen lassen, und sagte dort zu ihr: »Du weißt, daß ich meine Tochter dem Prinzen von Baireuth zugesagt habe und ich habe die Verlobung auf morgen festgesetzt. Sei überzeugt, daß ich Dir außerordentlich verbunden sein werde, und Du Dir meine ganze Liebe erwerben wirst, wenn Du mit ihm und Wilhelminen gut bist, aber rechne auch auf meinen ganzen Unwillen, wenn Du das Gegentheil thust. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Deinen Umtrieben ein Ende machen und mich auf blutige Art rächen werde!« Die Königin erschrak und versprach ihm Alles, was er wollte, was ihr viele Liebkosungen von ihm eintrug. Er bat sie, mich auf's Beste zu putzen und mir ihren Schmuck zu leihen. Sie war in furchtbarer Wuth und warf mir von Zeit zu Zeit schreckliche Blicke zu. Der König ging, kam aber kurz nachher wieder in die Zimmer der Königin in Begleitung des Prinzen, den er ihr als ihren Schwiegersohn vorstellte. Sie nahm ihn in Gegenwart des Königs ziemlich gut auf, aber sobald dieser

fort war, hörte ſie nicht auf, ihm Spitzreden zu ſagen. Nach dem Spiele ſetzte man ſich zur Tafel. Nachdem das Abendeſſen zu Ende, wollte ſie ſich zurückziehen, der Prinz folgte ihr aber. »Ich beſchwöre Ew. Majeſtät,« ſagte er zu ihr, »mir nur eine augenblickliche Audienz zu bewilligen. Ich kenne alle die beſondern Umſtände in Bezug auf Ew. Majeſtät und die Prinzeſſin, ich weiß, daß ſie dazu beſtimmt geweſen iſt, eine Krone zu tragen, und Ew. Majeſtät heißer Wunſch es war, ſie in England zu etabliren. Nur der Bruch zwiſchen dieſen beiden Höfen verſchaffte mir die Ehre, daß der König mich zu ſeinem Schwiegerſohne erwählt hat. Ich halte mich für den Glücklichſten aller Sterblichen, daß ich es wagen darf, zu einer Prinzeſſin aufzuſtreben, für welche ich alle die Verehrung und Gefühle empfinde, die ſie verdient. Aber dieſe Gefühle flößen mir auch zu viel Liebe für ſie ein, um ſie durch eine Vermählung, die vielleicht nicht nach ihrem Geſchmacke iſt, in's Unglück zu ſtürzen. Ich flehe alſo Ew. Majeſtät an, ſich darüber aufrichtig zu erklären, und überzeugt zu ſein, daß Ihre Antwort das ganze Glück oder Unglück meines Lebens ausmachen wird, weil, wenn ſie nicht zu meinen Gunſten ausfällt, ich jedes Verhältniß mit dem Könige abbrechen werde, ſollte es mich auch noch ſo unglücklich machen.« Die Königin blieb eine Zeit lang beſtürzt, da ſie aber der Redlichkeit des Prinzen nicht traute, ſo antwortete ſie ihm, daß ſie gegen die Wahl des Königs nichts einzuwenden habe, und ſo wie ich deſſen Befehlen gehorchen werde. Sie konnte ſich nicht enthalten, der Frau von Kamken zu ſagen, daß der Prinz da einen ſehr geſcheidten Streich gemacht habe, ſie ſich aber dadurch nicht habe ertappen laſſen.

Sonntags, am 3. Juni, begab ich mich früh im Deſha-

billé zu der Königin. Der König war bei ihr. Er liebkoſete mich ſehr, indem er mir den Verlobungsring, aus einem großen Brillant beſtehend, gab und mir ſein Verſprechen wiederholte, Zeit meines Lebens Sorge für mich zu tragen, wenn ich Alles freundlich abmache. Er ſchenkte mir ſogar ein goldnes Service und ſagte dazu, das ſei nur eine Kleinigkeit, weil er mir viel Bedeutenderes zudenke.

Abends um 7 Uhr begaben wir uns in die großen Appartements. Dort hatte man ein Zimmer für die Königin, ihren Hof und die Fürſtlichkeiten vorgerichtet, wo wir uns niederſetzten, um den König zu erwarten. Die Königin befand ſich trotz alles Zwanges, den ſie ſich anthat, in einer leicht zu bemerkenden Aufregung. Sie hatte den ganzen Tag über kein Wort mit mir geſprochen, und drückte ihren Zorn nur durch ihre Blicke aus. Die Markgräfin Philippine, welche der König genöthigt hatte bei der Feier meiner Verlobung zugegen zu ſein, war blau im Geſichte vor Erregung. Ihr Sohn, der Markgraf von Schwedt, hatte es geradezu abſchlagen laſſen, und verließ die Stadt, um nicht die Kanonenſchüſſe hören zu müſſen. Endlich erſchien der König mit dem Prinzen. Er war ebenſo bewegt wie die Königin, was Urſache war, daß er vergaß, meine Verlobung öffentlich in dem Saale, wo die Verſammlung ſich befand, zu erklären. Er trat zu mir mit dem Prinzen an der Hand und ließ uns die Ringe wechſeln. Ich that es zitternd. Ich wollte ihm die Hand küſſen, er hob mich aber auf und hielt mich lange in ſeine Arme geſchloſſen. Die Thränen rollten ihm über die Wangen. Auch die meinen floſſen. Unſer Stillſchweigen war ausdrucksvoller als Alles, was wir uns hätten ſagen können. Die Königin, der ich meine Unterwürfigkeit be-

zeigte, nahm mich sehr kalt auf. Nachdem sie die Glückwünsche aller Fürstlichkeiten, die zugegen waren, empfangen hatte, befahl der König dem Prinzen, mir die Hand zu geben und in dem dazu bestimmten Saale den Ball zu eröffnen. Meine Vermählung war so geheim gehalten worden, daß Niemand Etwas davon wußte. Als sie bekannt wurde, gab es allgemeine Bestürzung und Trauer. Ich hatte mir viele Freunde und ein allgemeines Wohlwollen erworben. Der König weinte den ganzen Abend. Er umarmte Fräulein von Sonsfeld und sagte ihr viel Verbindliches. Grumbkow und Seckendorf waren die einzigen Unzufriedenen. Sie hatten einen neuen Streich ihres Handwerks ausgehen lassen. Mylord Chesterfield, englischer Gesandter in Holland, hatte einen Courier von seinem Hofe gesendet, der am Morgen angekommen war. Der englische Resident, an den er adressirt, mußte seine Depeschen an's Ministerium einsenden. Grumbkow übernahm es sie dem Könige zu bringen, aber übergab sie ihm erst nach meiner Verlobung. Sie enthielten eine formelle Erklärung wegen meiner Vermählung, ohne auf der meines Bruders zu bestehen. Der König, der mich im Grunde nur wider seines Herzens Wunsch vermählte, wurde durch das Lesen dieser Briefe höchst betroffen. Er verheimlichte jedoch seinen Kummer vor Grumbkow und Seckendorf, da er wohl sah, daß die Sachen zu weit gediehen wären, um zurücktreten zu können, da dieser letzte Vorschlag zu spät angekommen und er meine Verlobung nicht rückgängig machen konnte, ohne einen regierenden Fürsten des Reiches zu beleidigen, was meinen andern Schwestern hätte nachtheilig werden können. Uebrigens hat dieser Fürst stets sich der Rechtlichkeit befliſſen und sein Wort gehalten, wenn er es einmal gegeben hatte.

Die Königin wurde am andern Morgen von dieſer Kataſtrophe unterrichtet. Ob man ihr gleich die abſchlägliche Antwort des Königs hinterbracht hatte, ſo fing ſie doch wieder an ſich zu ſchmeicheln, meine Heirath zu hintertreiben, und verbot mir bei Strafe ihrer Ungnade mit dem Prinzen zu ſprechen und ihm Höflichkeiten zu bezeigen. Ich gehorchte ihr pünktlich, in der Hoffnung, durch mein Eingehen in ihren Willen ſie zu beſänftigen. Aber im Grunde meines Herzens ſtrebte ich nur darnach bald verheirathet zu ſein. Die ſchlechte Behandlung dieſer Fürſtin und der Haß, den ſie mir bei jeder Begegnung zeigte, brachten mich zur Verzweiflung. Frau von Kamken ausgenommen war ich der Wegwurf ihres ganzen Hofes, der meine Geduld durch ſeine Verachtung und Inſolenz auf die Probe ſtellte. So iſt der Lauf der Welt. Die Gunſt der Großen entſcheidet über Alles. Man wird geſucht und angebetet, ſo lange man dieſe beſitzt, und ihr Wegfall zieht Verachtung und Beleidigungen nach ſich. Ich war der Abgott eines Jeden, ſo lange ich ein glänzendes Glück zu hoffen hatte, man machte mir den Hof, um dereinſt an meinen Wohlthaten Theil zu haben, man kehrte mir den Rücken, ſobald dieſe Hoffnungen verſchwanden. Ich war ſehr thöricht, mich über den Verluſt ſolcher Freunde zu betrüben. Man rühmte mir ohne Unterlaß die Pracht des Baireuthſchen Hofes; man verſicherte mir, daß er an Reichthum den von Berlin weit übertreffe und der Mittelpunkt aller Vergnügungen ſei. Diejenigen aber, welche mir das ſagten, waren zur Zeit des letztverſtorbenen Markgrafen dort geweſen und wußten nicht, was für Veränderungen ſeitdem dort eingetreten. Dieſe ſchönen Nachrichten machten mir außerordentlich Luſt bald dort zu ſein. Ich empfand keinen Widerwillen gegen den Prinzen, dagegen

aber war ich seinethalben sehr gleichgiltig. Ich kannte ihn blos vom Ansehen und mein Herz war nicht flüchtig genug, um ohne nähere Kenntniß sich an ihn anzuschließen. Aber es ist Zeit, hier in Betreff seiner eine kleine Abschweifung zu machen und den Leser über diesen Hof näher zu unterrichten.

Der Markgraf Heinrich, Großvater meines Gemahls, war apanagirter Prinz des Hauses Baireuth. Er hatte sehr jung sich vermählt und viele Kinder. Eine sehr kleine jährliche Apanage reichte zum Unterhalt einer so zahlreichen Familie nicht aus, und er befand sich in großer Verlegenheit, da er manchmal nichts zu leben hatte und aus Mangel an Geld ein ganz bürgerliches Leben führen mußte. Er war Erbe der Baireuthschen Lande, wenn der damals regierende Markgraf Georg Wilhelm ohne männliche Nachkommen starb. Doch schienen alle Aussichten von dieser Seite eitel zu sein, da jener Fürst sehr jung war und einen Sohn hatte. König Friedrich I., mein Großvater, kannte die traurige Lage, in welcher er sich befand, und beschloß sie zu benutzen. Er ließ ihm vorschlagen, ihm seine Ansprüche auf jenes Fürstenthum für eine ansehnliche Pension und ein Regiment, das er seinem zweiten Sohne geben wolle, abzutreten. Nach vielem Hin- und Herreden ward der Vertrag abgeschlossen, und die beiden ältesten Söhne des unglücklichen Prinzen Heinrich begaben sich nach Utrecht, um dort zu studiren. Als sie von der Universität zurückkamen, fanden sie ihren Vater außer sich und ihre ganze Familie in Verzweiflung, da die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllt, und die Pension um zwei Drittel verkürzt worden war. Unterdeß war Prinz Heinrich gestorben und der Markgraf Georg Friedrich Karl entschloß sich end-

lich, nach vielen vergeblichen Geſuchen beim Miniſterio, ſeinen Aufenthalt in Wäverling, einer kleinen Stadt in des Königs Landen, zu nehmen. Hier war es, wo ſeine Gemahlin, eine Holſteiniſche Prinzeſſin, Den gebar, der mein Gemahl werden ſollte, und mehrere andere Kinder, von denen ich nachher ſprechen werde. Auch König Friedrich I. ſtarb kurze Zeit nachher. Durch den Regierungsantritt meines Vaters wurde nichts in dem Schickſale der Prinzen geändert. Zur Verzweiflung getrieben fingen ſie an ihre Entſagung zu prüfen und fanden ſie nach der Anſicht aller Rechtsgelehrten, die ſie darüber befragten, ungiltig. Sie zogen ſich alſo heimlich von Wäverling weg und bereiſten alle deutſchen Höfe, um ſie für ihr Intereſſe zu gewinnen. Vom Kaiſer, dem Reiche und der Gerechtigkeit ihrer Sache unterſtützt, gelangten ſie dahin, den abgeſchloſſenen Vertrag aufzuheben und wurden in alle ihre Rechte wieder eingeſetzt. Als der Markgraf Georg Wilhelm und ſein Sohn verſtorben, fiel das Markgrafthum an den Prinzen Georg Friedrich Karl. Er fand die Sachen in der größten Unordnung, viele Schulden, wenig Geld und ein beſtochenes Miniſterium. Dies war Urſache, daß er ſeinen älteſten Sohn nach Genf ſendete, unter Leitung eines bürgerlichen, an ſich allerdings ſehr wackern Mannes, der aber ganz unfähig war, ihm eine Erziehung zu geben, wie ein Erbprinz ſie erhalten mußte. Sein Unterhalt wurde mit ſolcher Erſparniß beſtimmt, daß er kaum zu dem Nöthigſten ausreichte. Nachdem er ſeine Studien beendet hatte, ließ er ihn reiſen und gab ihm Herrn von Voigt als Hofmeiſter mit. Dieſer Prinz war eben von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, als er in Berlin anlangte. Ich will Niemand ſchmeicheln und halte mich an die ſtrenge Wahrheit.

Das Bild, das ich von dem Prinzen entwerfen will, wird aufrichtig und vorurtheilsfrei sein.

Ich habe schon gesagt, daß er außerordentlich lebhaft ist, heißes Blut macht ihn zum Zorne geneigt, aber er weiß sich so gut zu beherrschen, daß man es nicht bemerkt, und Niemand je ein Opfer desselben geworden ist. Er ist sehr heiter; seine Unterhaltung ist angenehm, ob er sich gleich nicht ohne Mühe ausdrückt, weil er oft stottert. Seine Auffassung ist schnell und sein Verstand durchdringend. Die Güte seines Herzens erwirbt ihm die Zuneigung Aller, die ihn kennen. Er ist großmüthig, mildthätig, theilnehmend, höflich, zuvorkommend, von stets gleicher Laune, kurz er besitzt alle Tugenden ohne Beimischung eines Lasters. Der einzige Fehler, den ich an ihm gefunden habe, ist etwas zu großer Leichtsinn. Ich muß dessen erwähnen, sonst würde man mich der Vorliebe beschuldigen, doch hat er sich auch darin sehr gebessert. Uebrigens wird sein ganzes Land, das ihn anbetet, gewiß alles das unterschreiben, was ich hier über ihn gesagt habe. Doch ich komme auf das zurück, was mich betrifft.

Ich sagte schon, daß meine Schwester **Charlotte** mit dem Prinzen **Karl** von Bevern versprochen war. Ich liebte sie in meiner Familie am innigsten. Sie hatte mich durch ihre Liebkosungen, ihre Heiterkeit und ihren Geist verblendet. Ihr Inneres kannte ich nicht, sonst würde ich meine Freundschaft besser untergebracht haben. Sie besitzt einen jener Charaktere, die sich um nichts kümmern, als um sich selbst, ohne Festigkeit, satyrisch bis zum Uebermaaß, falsch, eifersüchtig, etwas kokett und sehr interessirt, jedoch von einer stets gleichen, sehr sanften und gefälligen Laune. Ich hatte mein Möglichstes gethan, um

ſie bei der Königin gut zu ſtellen. Da ſie denſelbe auf den Reiſen nach Wuſterhauſen und Potsdam begleitet, ſo hatte ſie ſich bei dieſer Fürſtin bereits ſehr eingeſchmeichelt. Fräulein von Montbail, Tochter der Frau von Rukul, war ihre Gouvernante. Dieſes Mädchen hatte eine Abneigung gegen mich, da ſie böſe darüber war, daß man mich zu einer glänzenderen Vermählung als meine Schweſter beſtimmte, und ich mit größerer Auszeichnung als dieſe behandelt ward. Sie hörte nicht auf, dieſe gegen mich aufzureizen und ergötzte ſich ſehr an meiner Heirath, in der Hoffnung, daß meine Schweſter meine Stelle England gegenüber einnehmen könne. Dieſe verfehlte, aus Furcht, meine Gegenwart möchte ihren Einfluß verringern, auch nicht, mir alle Arten von ſchlechten Dienſten bei der Königin zu erweiſen. Dagegen fand ſie den Prinzen von Baireuth ſehr nach ihrem Sinne; er war ſchöner, beſſer gewachſen und lebhafter als der von Bevern, und viel höflicher gegen ſie, ſtatt daß Jener ſchüchtern war und ein Phlegma beſaß, das ihn nicht kleidete. Sie that ihr Möglichſtes, um ihn mit der Königin in gutes Vernehmen zu bringen, es glückte ihr aber nicht.

Der König lud uns Alle, um die Fremden und beſonders die Herzogin von Bevern zu unterhalten, zu einer groſſen Jagd in den Charlottenburger Park. Der Prinz von Anhalt war mit ſeinen beiden Söhnen Leopold und Moritz dazu gebeten. Er war ſehr verſtimmt wegen des Vorzugs, den der König dem Prinzen von Baireuth vor dem von Schwedt gegeben hatte, indem er ſich immer damit geſchmeichelt, daß ich den Letzteren heirathen würde. Der Erbprinz war ſehr geſchickt und ſchoß ſo gut, daß er nie fehlte. Dieſe Jagd hätte aber ſehr unheilvoll für ihn ausfallen können. Ein unbeſonnener Jäger, der

ſein Gewehr lud, beging die Unvorſichtigkeit, ihm eine geſpannte Büchſe zu geben, welche in dem Augenblicke losging, als ſie der Prinz nahm, ſo daß die Kugel des Königs Schläfe ſtreifte. Der Fürſt von Anhalt erhob großen Lärmen darüber. Sein Sohn, der Prinz Leopold, übertrieb es noch mehr; er ſagte ſo laut, daß es der Erbprinz hören konnte, daß ein ſolcher Streich verdiene, daß Der, der ihn begangen, auf der Stelle getödtet werde. Der Prinz gab ihm eine ſcharfe Antwort und die Sache würde noch weiter gegangen ſein, wenn der Herzog von Bevern und Seckendorf ſich nicht darein gemiſcht hätten, um ſie auszugleichen. Der König tadelte das Benehmen des Prinzen Leopold, aber er that, als bemerke er das Vorgegangene nicht.

Nach beendeter Jagd begaben wir uns nach Charlottenburg, wo wir einige Tage bleiben ſollten. Die Königin fuhr dort fort den Prinzen unartig zu behandeln. Sie wollte mich dadurch kränken und die vom Könige getroffene Wahl verhöhnen. Sie ſagte ihm eines Tages, daß ich mich ſehr gern beſchäftige; daß ich wie eine Prinzeſſin erzogen, die einſt eine Krone tragen ſollte, und in allen Wiſſenſchaften bewandert ſei. (Sie übertrieb das Alles viel zu ſehr.) »Verſtehen Sie Geſchichte,« fuhr ſie fort, »Geographie, Italieniſch, Engliſch, Malerei, Muſik?« Der Prinz antwortete Ja und Nein, je nachdem der Fall war. Als er aber ſah, daß dieſe Fragen nicht aufhörten und ſie ihn wie ein Kind examinirte, fing er endlich an zu lachen und ſagte ihr: »Ich weiß auch meinen Katechismus und den Glauben.« Die Königin war über dieſe Antwort etwas verlegen und examinirte ihn ſeit der Zeit nicht mehr.

Der König und alle fremden Prinzen, den von Baireuth ausgenommen, reiſten bald nach unſerer Wiederankunft in Berlin

ab. Der Kummer und grauſame Zwang, den die Königin erlitt, untergruben endlich ihre Geſundheit. Sie bekam ein dreitägiges Fieber, das ſie drei Wochen lang behielt. Ich verließ ſie während dieſer ganzen Krankheit nicht und ſuchte durch meine Aufmerkſamkeit, ihr zu dienen und ſie zu unterhalten, ihre Freundſchaft wieder zu gewinnen. Aber ich fand nicht mehr die zärtliche Mutter in ihr, die meine Leiden theilte und deren Troſt ich war. Als ſie mich über ihren Zuſtand beunruhigt ſah, ſagte ſie zu mir: »Es ſteht Dir wohl an, Dich wegen meiner Geſundheit zu beunruhigen, da Du mir doch den Tod giebſt.« Wenn ich traurig war, warf ſie mir meine ungleiche Laune vor, wenn ich mich zwang heiter zu ſein, ſo war es meine nahe Vermählung, die die Urſache davon ſei. Ich wagte nur beſchmutzte Kleider anzuziehen, aus Furcht, ſie könne glauben, ich wolle dem Prinzen gefallen; kurz, ich war die beklagenswertheſte Perſon auf der Welt, und oft drehete ſich mir der Kopf dabei im Ring. Ich aß zu Mittag und Abend mit dem Prinzen und den Damen in ihrem Vorzimmer. Sie ſendete mehr als funfzig Spione hinter mir her, um zu erfahren, ob ich mit ihm ſpreche, aber ich war deshalb nie in Verlegenheit, denn ich ſagte ihm kein Wort und drehte ihm ſtets bei Tafel den Rücken zu. Er hat mir ſeitdem geſagt, daß er oft in Verzweiflung und auf dem Punkte geweſen abzureiſen, wenn ihn Herr von Voigt nicht daran gehindert. Dieſer arme Prinz war in einer ſo traurigen Lage wie ich. Alle Welt beſtrebte ſich ſeinen Handlungen und Worten eine boshafte Wendung zu geben; man nahm nicht die geringſte Rückſicht auf ihn und behandelte ihn wie einen kleinen Buben, was ihn ſo ſehr verſchüchtert hatte, daß er ſtets zerſtreut und ſchwermüthig war.

Die Königin war wieder hergestellt und der König kehrte nach Berlin zurück. Er blieb nur einige Tage dort, da er nach Preußen abgehen wollte. Er kündigte der Königin an, daß meine Vermählung nach seiner Rückkehr, also in sechs Wochen, stattfinden solle, daß er ihr das nöthige Geld für meine Ausstattung auszahlen werde und sie sich Mühe geben möge, den Prinzen während seiner Abwesenheit durch Bälle und Feste zu unterhalten. Die Königin, die nur Zeit zu gewinnen suchte, machte tausend Schwierigkeiten und stellte ihm vor, daß es unmöglich sei, in einer so kurzen Zeit mich auszurüsten, da die Kaufleute nicht Waaren genug auf dem Lager hätten, um das Benöthigte zu liefern. Ihre Gründe drangen zu meinem Unglücke durch, denn der König war sehr gut für mich gestimmt und hätte mir sehr große Vortheile gewährt, die, sobald meine Heirath verschoben wurde, in Rauch zerflossen.

Die Königin änderte nach der Abreise des Königs ihr Benehmen. Sie stellte sich, als bezeige sie dem Prinzen viele Freundschaft und sei sehr zufrieden, ihn zum Schwiegersohne zu haben, legte sich aber mir gegenüber keinen Zwang auf und ich blieb ebenso wie Fräulein von Sonsfeld ihr Leidensträger. Ich magerte sichtlich ab und meine Gesundheit ward durch Kummer zerstört. Endlich flößte ich Denen Mitleid ein, die am wenigsten ihm zugänglich waren. Ich hätte wie Alzire in der Tragödie sagen können: »Haben meine Leiden Herzen gerührt, die für den Haß geboren sind?« Die Ramen, die mich oft in Verzweiflung sah, und der ich oft in der Heftigkeit meines Jammers gesagt hatte, daß die Königin mich auf's Aeußerste treibe und ich mich dem Konige bei seiner Rückkehr werde zu Füßen werfen, um ihn zu beschwören, mich von dieser Vermäh-

lung zu entbinden, benachrichtigte Grumbkow davon und jagte ihm Furcht ein, ich möchte dieſen Entſchluß wirklich faſſen. Da er nun wohl wußte, daß die Königin immer noch mit England intriguire und er neue Vorſchläge dieſes Hofes fürchtete, ſo beſchloß er, dem zuvorzukommen und ihrer üblen Laune gegen mich auf ſonderbare Art ein Ende zu machen. Er ließ ihr durch Herrn von Saſtot ſagen, daß es den König reue, mich verlobt zu haben, daß er den Erbprinzen nicht ausſtehen könne und ſich vornehme, meine Vermählung, ſo wie er aus Preußen zurückgekommen, rückgängig zu machen und mir den Herzog von Weißenfels zu geben. Er empfahl vor Allem die größte Verſchwiegenheit, weil nur er die Abſichten des Königs kenne. Dieſe falſche Vertraulichkeit brachte die Wirkung hervor, die Grumbkow ſich davon verſprach. Die Königin nahm ſogleich ihre Parthie, nämlich die, den Erbprinzen offen in Schutz zu nehmen. Sie theilte mir ihre Beſorgniſſe mit und befahl mir, ihn höflich zu behandeln, da ſie lieber ſterben, denn mich als Herzogin von Weißenfels ſehen wolle. So war ihre Art. Der König brauchte nur Etwas zu billigen, um ſogleich Widerrede bei ihr zu finden. Ich begriff von dieſem Räthſel, das mir Grumbkow ſeitdem gelöſet hat, nicht das Geringſte.

Dieſe gute Zwiſchenzeit war nicht von langer Dauer. Der König, der kurz darauf aus Preußen zurückgekehrt war, zeigte durch ſeine Handlungen hinreichend, daß man die Königin nicht ganz hintergangen habe. In der That gefiel ihm das höfliche und rückſichtsvolle Benehmen des Prinzen nicht. Er wünſchte einen Schwiegerſohn, der nur das Militair, den Wein und die Sparſamkeit liebe, und deutſche Sitten habe. Um ſeinen Charakter zu ergründen und ihn auszubilden zu ſuchen, trank er ihm

alle Tage zu. Der Prinz vertrug den Wein ſo gut, daß er nie ſein Benehmen änderte und ſeine Vernunft behielt, während die Andern ſie verloren. Darüber wurde der König wüthend. Er beklagte ſich deshalb ſogar gegen Grumbkow und Seckendorf und ſagte, daß der Prinz nur ein Stutzer ſei, keinen Verſtand beſitze, und ihm deſſen Art und Weiſe verhaßt ſei. Dieſe oft wiederholten Geſpräche ließen Letztere befürchten, die Abneigung des Königs möchte nachtheilige Folgen für ihre Intereſſen haben. Sie ſchlugen daher dem Erbprinzen, um dem vorzubeugen, vor, ihm ein preußiſches Regiment zu verſchaffen, und redeten ihm ein, daß dies das einzige Mittel ſei, ſich beliebt zu machen und ſeine Heirath zu Ende zu bringen. Der Markgraf, ſein Vater, war ein eigenmächtiger und ſtolzer Mann. Er hatte nie einwilligen wollen, daß ſein Sohn ſich dem Militair widme, und um ihm die Mittel dazu abzuſchneiden, hatte er die beiden kaiſerlichen Regimenter, welche der Markgraf Georg Wilhelm angeworben hatte, das eine ſeinem jüngſten Sohne, das andere dem General Philippi abgetreten. Nach reiferer Ueberlegung ergab er ſich aber doch Grumbkows Vorſtellungen. Der König war hocherfreut, als er vernahm, daß der Prinz in ſeine Dienſte zu treten wünſche. Er übertrug ihm einige Tage darauf ein Regiment Dragoner und ſchenkte ihm einen goldenen Degen, ſo ſchwer, daß er ihn kaum heben konnte.

Ich war über dies Alles ſehr erzürnt. Man brauchte nur in Dienſte zu treten, um als Sklave behandelt zu werden. Weder meine Brüder noch die Prinzen von Geblüt hatten eine andere Auszeichnung als die, welche ihnen ihr Militairgrad gab. Sie waren auf ihre Garniſonen beſchränkt, die ſie nur ver-

ließen, um die Revue zu paſſiren, und hatten nur ungebildete Offiziere ohne Geiſt und Erziehung zu Gefährten, mit denen ſie gänzlich zum Thiere herabſanken, da ſie keine andere Beſchäftigung hatten, als die Truppen exerziren zu laſſen. Ich zweifelte nicht daran, daß der Prinz auf denſelben Fuß geſetzt werden würde. Meine Vermuthungen beſtätigten ſich auch. Der König ließ ihm, ehe er nach Potsdam zurückkehrte, zu wiſſen thun, daß es ihm Vergnügen machen werde, wenn er ſein Regiment in Beſitz nehme. Er mußte gehorchen.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe traf er mich im Garten von Monbijou an. Er kannte mein Mißvergnügen, da Fräulein von Sonsfeld es an Herrn von Voigt erzählt. Ich ging mit dieſer ſpazieren, als er zu mir trat. »Ich habe bis jetzt,« ſagte er, »nicht Gelegenheit finden können, mit Ew. Königl. Hoheit zu ſprechen und Ihnen die Verzweiflung zu ſchildern, in welcher ich mich befinde, aus allen Ihren Handlungen die Abneigung erſehen zu müſſen, die Sie gegen mich haben. Ich bin von den üblen Eindrücken, die man Ihnen in Bezug auf mich gemacht hat, unterrichtet, und Sie bringen mich zur Verzweiflung. Bin ich, Hoheit, wirklich Urſache des Kummers, den Sie erdulden? Ich würde es nie gewagt haben, nach dem Beſitz Ew. Königl. Hoheit zu ſtreben, hätte mir der König nicht den erſten Antrag dazu gemacht. Hätte ich dieſen ausſchlagen und mich dadurch zum Unglücklichſten der Sterblichen machen ſollen? Und können Sie mich verurtheilen, Hoheit, daß ich es annahm? Ich reiſe aber nun ab, ohne zu wiſſen, wie lange meine Abweſenheit dauern wird. Daher wage ich es, Sie anzuflehen, mir eine beſtimmte Antwort zu ertheilen und mir zu ſagen, ob Sie wirklich einen unüberwindlichen Haß gegen mich hegen. In dem

Falle würde ich Ihnen ein ewiges Lebewohl ſagen und für immer mein Verhältniß abbrechen, indem ich mich für mein ganzes übriges Leben unglücklich mache und noch dazu Gefahr laufe, mir den Zorn meines Vaters und des Königs zuzuziehen. Aber wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, mich getäuſcht zu haben, und Sie dennoch einige Güte für mich beſitzen, ſo hoffe ich, daß Sie mir die Gnade erzeigen werden, mir zu verſprechen, mir das Wort zu halten, das Sie auf Befehl des Königs mir gegeben, nie einem Andern anzugehören als mir.« Er hatte Thränen im Auge, als er ſo mit mir ſprach und ſchien ſehr gerührt. Was mich betrifft, ſo war ich in der furchtbarſten Verlegenheit. Ich war an ſolche Reden nicht gewöhnt und mußte daher bis an die Fingerſpitzen roth werden. Da ich nicht antwortete, verdoppelte er ſein Dringen und ſagte mir endlich mit ſehr trauriger Miene, wie er nur zu ſehr bemerke, daß mein Schweigen ihm nichts Gutes verkünde und er ſeine Maaßregeln darnach nehmen werde. Ich brach jenes endlich und antwortete ihm: »Mein Wort iſt unwiderruflich; ich habe es Ihnen auf Befehl des Königs gegeben, aber Sie können darauf rechnen, daß ich es ſtreng halten werde.« Die Königin, die ſich jetzt nahete, gewährte mir große Freude, da ſie dieſer Unterhaltung ein Ende machte.

Frau von Kamken hatte ſich dieſen Nachmittag damit beluſtigt, Zuckerdeviſen zu machen. Des Abends bei Tafel gab ſie Jedem davon. Der Prinz zerbrach mir eine in der Hand, ebenſo wie meiner Schweſter. Die Königin wurde aber deshalb allein über mich böſe und ſtand auf der Stelle von der Tafel auf. Sie nahm ſehr eilig vom Prinzen Abſchied und ſetzte ſich mit mir und meiner Schweſter in den Wagen. »Ich er-

kenne Dich gar nicht mehr,« sagte sie zu mir, »seit Deiner unseligen Verlobung. Du hast weder Sittsamkeit noch Bescheidenheit. Ich bin für Dich roth geworden, als Dein alberner Prinz Dir eine Devise in der Hand zerdrückt hat. Das sind Vertraulichkeiten, die sich nicht schicken, und er hätte die Achtung, die er Dir schuldig ist, besser verstehen sollen.« Ich antwortete ihr, daß, da er dasselbe bei meiner Schwester gethan, ich nicht geglaubt habe, daß die Sache von Bedeutung sei, es aber nicht mehr vorfallen solle. Dies beruhigte sie nicht; sie ergriff die Gelegenheit, um am andern Tage Fräulein von Sonsfeld zu mißhandeln. Frau von Kamken, welche gegenwärtig war, machte endlich diesen Zänkereien ein Ende und redete meinetwegen so derb mit ihr, daß, da sie nicht darauf antworten konnte, sie schweigen mußte.

Bis dahin hatte ich blos die Qualen des Fegefeuers auszuhalten gehabt. Vierzehn Tage darauf aber duldete ich die der Hölle, da ich genöthigt war, der Königin nach Wusterhausen zu folgen. Nur meine Schwester Charlotte, die beiden Gouvernanten von Kamken und von Sonsfeld und die Montbail reiseten mit. Die Beschreibung dieses berüchtigten Aufenthaltes wird hier an Ort und Stelle sein.

Der König hatte durch Aufwand von Geld und Arbeit einen Hügel trockenen Sandes aufwerfen lassen, der die Aussicht so beschränkte, daß man blos, wenn man ihn herabfuhr, dieses Zauberschloß entdeckte. Dieser sogenannte Palast bestand nur in einem sehr kleinen Mittelgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöhet wurde, in welchem sich eine hölzerne Wendeltreppe befand. Um dieses Gebäude her zog sich eine Terrasse, und unter dieser hatte man einen Grab[illegible]gemacht, dessen schwar-

zes ſtillſtehendes Waſſer dem des Styx glich und einen abſcheulichen Geruch verbreitete, der zum Erſticken war. Drei Brücken an jeder Façade des Hauſes machten die Verbindung mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüberliegenden Mühle aus. Dieſer Hof war auf beiden Seiten durch Gebäude geſchloſſen, in welchen die Herren vom Gefolge des Königs wohnten. Er war mit Palliſaden vermacht, an deren Eingang man zwei weiße und zwei ſchwarze Adler, ſo wie zwei Bären als Wächter befeſtigt hatte, ſehr böſe Thiere, im Vorbeigehen geſagt, die alle Welt anpackten. Mitten in dieſem Hofe befand ſich ein Brunnen, aus dem man mit vieler Kunſt einen Springbrunnen zum Gebrauche für die Küche gemacht hatte. Dieſe köſtliche Gruppe war mit Stufen und einem Eiſengitter außerhalb umgeben, und der angenehme Ort, den der König ſich ausgeſucht, um Abends dort zu rauchen. Meine Schweſter und ich nebſt unſerm ganzen Gefolge hatten in Allem nur zwei Stuben, oder um mich beſſer auszudrücken, zwei Dachkammern. Bei jeder Witterung ſpeiſeten wir unter einem unter einer großen Linde ausgeſpannten Zelte, und wenn es ſtark regnete, ging uns das Waſſer bis über die Knöchel, da der Boden ſehr ausgehöhlt war. Die Tafel beſtand ſtets aus 24 Perſonen, wovon drei Viertheile hungerten, da gewöhnlich nur 6 Schüſſeln mit vieler Erſparniß ſervirt wurden. Von 9 Uhr früh an bis 3 und 4 Uhr nach Mitternacht waren wir mit der Königin eingeſperrt, ohne es zu wagen Luft zu ſchöpfen oder in den ganz nahen Garten zu gehen, weil ſie es nicht wollte. Sie ſpielte den ganzen Tag über mit ihren drei Damen Toccatille, während der König abweſend war. Ich blieb daher allein mit meiner Schweſter, die mich ſehr wegwerfend behandelte, und wurde vom Sitzen und Anhören unangenehmer

Dinge ganz hypochondrisch. Der König stand stets um 1 Uhr Nachmittags von der Tafel auf, dann legte er sich in einen Sessel, der auf der Terrasse stand, und schlief dort, der großen Sonnenhitze ausgesetzt, die wir Alle, zu seinen Füßen am Boden gelagert, mit ihm theilten, drittehalbe Stunde. Dies war die anmuthige Lebensweise, die wir an diesem allerliebsten Orte führten.

Der Erbprinz kam einige Tage nach uns daselbst an. Er hatte mir mehrere Male geschrieben und die Königin mir stets die Antwort dictirt. Ich hatte auch das Vergnügen, einen Brief von meinem Bruder zu erhalten, den der Major Sonnefeld mir durch seine Schwester einhändigen ließ. Er lobte mich sehr wegen des verständigen Entschlusses, den ich gefaßt, durch meine Vermählung den häuslichen Zwistigkeiten ein Ende zu machen. Er schien besorgt wegen meines Schicksals und bat mich, ihm das Portrait des Prinzen zu entwerfen, und ihm zu schreiben, ob ich mit der Wahl des Königs zufrieden sei. Er versicherte mir, daß er mit seiner Lebensweise sehr einverstanden sei, sich gut divertire und sein einziger Kummer der wäre, nicht bei mir zu sein. Man hatte ihm verborgen, was ich seinetwegen gelitten, und er wußte nicht, daß er mir die gute Behandlung, deren er genoß, und seine künftige Begnadigung verdanke. Ich wollte ihm dies auch nicht schreiben und antwortete ihm blos über die Gegenstände, die er gern wissen wollte. Ich theilte ihm auch die Umänderung an der Königin mit und bat ihn, ihr zu schreiben und ihr wegen meiner Verheirathung vernünftige Vorstellungen zu machen. Er that es auch, aber ohne Etwas dadurch zu bewirken. Diese Fürstin wurde vielmehr

dadurch nur noch erbitterter, da ſie fühlte, daß ſie allein aus der ganzen Familie mein Benehmen mißbillige.

Der Erbprinz ſchmeichelte ſich dagegen alle Tage mehr in dem Wohlgefallen meiner Schweſter ein. Je mehr ihre Neigung für ihn zunahm, um ſo mehr verdoppelte ſich ihr Haß gegen mich. Sie ließ mich deſſen traurige Wirkungen fühlen, indem ſie die Königin gegen mich aufbrachte. Eines Tages, als dieſe mich ſehr mißhandelt hatte, und ich heiße Thränen in einem Winkel meiner Kammer weinte, redete ſie mich an. »Was haſt Du nur,« ſagte ſie, »das Dich ſo ſehr betrübt?« — »Ich bin in Verzweiflung,« antwortete ich, »weil mich die Königin nicht mehr ausſtehen kann. Geht das ſo fort, ſo ſterbe ich vor Kummer.« — »Du biſt eine Närrin,« entgegnete ſie, »hätte ich einen ſo liebenswürdigen Anbeter wie Du, ſo würde ich mich nicht um die Königin bekümmern. Was mich betrifft, ſo lache ich, wenn ſie zankt, denn das iſt ja ganz einerlei.« — »Du liebſt ſie alſo nicht,« verſetzte ich, »denn wenn man Jemand liebt, iſt man darüber empfindlich. Uebrigens kannſt Du Dich über Dein Loos nicht beklagen. Der Prinz Karl hat Verdienſte und gute Eigenſchaften, und wohin Du Dich nur wendeſt, lacht Dir das Glück, ſtatt daß ich von aller Welt und ſelbſt vom Könige verlaſſen bin, der mich ſeit einiger Zeit nicht mehr anſieht.« — »Nun denn,« antwortete ſie nicht ohne Bosheit, »wenn Du den Prinzen Karl ſo ganz nach Deinem Geſchmacke findeſt, ſo laß uns mit den Liebhabern tauſchen. Da iſt mein Verlobungsring, gieb mir den Deinen.« Ich hielt ihre Reden für einen Scherz und ſagte zu ihr, daß, da mein Herz ganz frei ſei, ich es eben ſo gern dem Einen wie dem Andern überließe. »So gieb mir Deinen Ring,« fuhr ſie fort, ihn mir

vom Finger ziehend. »Nimm ihn,« sagte ich, »er steht Dir zu Dienſten.« Sie nahm ihn und verſteckte den, den ſie von ihrem Verlobten erhalten hatte, in einen kleinen Winkel. Ich ſtellte über alles das gar keine Betrachtungen an, aber Fräulein von Sonsfeld ſtellte mir, als ſie ſah, daß mein Ring fehle und bemerkt hatte, daß meine Schweſter ihn ſeit drei Tagen trage, vor, daß, wenn der König und der Prinz es gewahr würden, dies mir Unannehmlichkeiten zuziehen werde. Ich verlangte ihn daher von ihr zurück, ſie wollte mir ihn aber nicht wiedergeben, ſo ſehr Fräulein von Sonsfeld und ich ſie auch darum baten. Ich mußte mich alſo an die Damen wenden, die es der Königin ſagte. Dieſe ſchmälte meine Schweſter ſehr aus, die dann ihren Ring wieder nahm und mir den meinigen gab. Sie verzieh es mir aber nicht. Ich wagte nicht mehr die Augen aufzuſchlagen, denn ſie ſagte ſogleich der Königin, daß ich mit dem Prinzen ein Augenſpiel treibe.

Wir reiſten von Wuſterhauſen ab, um uns nach Makenau, einem ebenſo unangenehmen Aufenthalte als dem vorigen, zu begeben. Hier fielen neue Scenen vor. Die Engländer murrten ſeit lange ſchon gegen ihren König. Sie hatten ſtets leidenſchaftlich gewünſcht, mich in dieſem Königreiche vermählt zu ſehen. Der Prinz von Wales fing an ſich eine Parthei zu machen. Er konnte ſich über den Bruch der Verbindung mit mir nicht tröſten. Von der ganzen Nation unterſtützt machte er ſo vielen Lärmen, daß der König, um ihn zufrieden zu ſtellen, beſchloß, dem Könige, meinem Vater, noch einmal entgegen zu kommen. Er wollte ſich aber keiner abſchläglichen Antwort ausſetzen, und übertrug es daher dem heſſiſchen Hofe, die Abſichten dieſes Fürſten zu ſondiren. Der Prinz Wilhelm ſendete des-

halb den Obersten Donep nach Berlin. Dieser kam zu Makenau mit uns zugleich an. Ich weiß nicht, was für Vorschläge er dem Könige that, bilde mir jedoch ein, daß die Vermählung meines Bruders dabei unvergessen war. Die erste Antwort des Königs war so verbindlich, daß Donep nicht am glücklichen Erfolge seiner Unterhandlung zweifelte. Er war noch nie in Geschäften gebraucht worden und der vertraute Freund Grumbkows. Da er diesen also für unverdächtig hielt, so vertraute er ihm seinen Auftrag. Als Grumbkow den König noch unentschlossen sah, redete er ihm sehr zu, mehrere Anforderungen zu machen, die mir unbekannt, und von denen er im Voraus wußte, daß man sie nicht bewilligen werde. So vergingen vierzehn Tage in diesen Unterhandlungen. Herr Donep bestand auf einer bestimmten Antwort. Der König war von schrecklicher Laune und seine Unentschlossenheit die Ursache davon.

Während der Zeit war ich sehr krank. Ich hatte ein Geschwür an der Kehle nebst starkem Fieber. Die Königin war so unmenschlich, mich zum Ausgehen zu zwingen. Drei Tage war ich so krank, daß ich weder sprechen noch mich aufrecht erhalten konnte. Man kann sich leicht denken, was für eine traurige Figur ich machte. Als das Geschwür aufgegangen, befand ich mich besser. Der König bewirthete uns trotz meiner Verstimmung mit einer deutschen Comödie und Seiltänzerkunststücken. Er ließ sie auf einem großen Platze nahe am Hause spielen. Er setzte sich mit der Königin an ein Fenster, meine Schwester, der Prinz und ich saßen am andern. Er sah sehr traurig aus und erzählte mir ganz leise, ohne daß meine Schwester es bemerkte, die Gesandtschaft des Herrn Donep und die Besorgniß, in der er sich befinde. Diese Neuigkeit, die ich damals noch nicht

kannte, erſchreckte mich ſehr. Ich bat ihn dringend, mit der Königin nicht davon zu ſprechen, welche noch nichts wiſſe, da ich überzeugt war, meine Noth werde noch ſteigen, wenn ſie es erfahre. Meine Vorſicht war nutzlos. Herr Donep benachrichtigte ſie am folgenden Tage davon. Das traurige und nachdenkende Weſen des Prinzen erfüllte ſie mit Hoffnung. Um ihr Spiel zu verſtecken, überhäufte ſie ihn mit Höflichkeiten. Sobald ich auf meinem Zimmer war, dachte ich reiflich über das Benehmen nach, das ich zu beobachten habe, wenn der König auf die engliſchen Abſichten eingehen wollte. Die Aufrichtigkeit und Offenheit des Prinzen, der mir das mitgetheilt hatte, was eben auf dem Tapete war, hatte mir große Achtung für ihn eingeflößt. Ich wußte nichts weder gegen ſeine Perſon noch gegen ſeinen Charakter einzuwenden. Ich kannte den Prinzen von Wales nicht und hatte nie Zuneigung für ihn gehabt. Mein Ehrgeiz war beſchränkt. Ich hatte endlich meine Parthie ergriffen. Ich war es müde, das Spielzeug des Glückes zu ſein und feſt entſchloſſen, wenn man mir die Wahl ließe, mich an die zu halten, welche der König für mich getroffen, aber im entgegengeſetzten Falle nicht zu wechſeln, ohne ihm die ſtärkſten Gegenvorſtellungen zu machen.

Am folgenden Tage kehrten wir ſehr früh nach Wuſterhauſen zurück. Die Königin ſchloß ſich, ſobald wir angelangt, allein mit mir ein. Nachdem ſie mir erzählt, was ihr Herr Donep mitgetheilt, fuhr ſie fort: »Heute noch wird Deine elende Heirath aufgelöſt werden, und ich rechne darauf, daß Dein alberner Prinz morgen abreiſt, denn ich zweifle nicht daran, daß, wenn der König Dir freie Wahl läßt, Du Dich für meinen Neffen beſtimmen wirſt. Ich will durchaus Deine

Meinung darüber wissen. Nicht ohne Ursache spreche ich so mit Dir, verstehst Du? Uebrigens, glaube ich, bist Du zu vernünftig, um einen Augenblick dabei zu schwanken.« Ich blieb während dieser Worte völlig betroffen und rief alle Heilige des Paradieses zu Hilfe, um mir eine zweideutige Antwort einzugeben, die im Stande wäre, mich aus der Verlegenheit zu reißen. Ich weiß nicht, ob sie oder mein guter Genius es waren, die mich inspirirten. Endlich faßte ich Muth. »Ich bin stets,« antwortete ich ihr, »den Befehlen Ew. Majestät unterthänig gewesen, und habe nur, durch eine höhere Gewalt gezwungen, Ihnen nicht gehorcht. Die Absicht meiner Handlungen ist stets nur die gewesen, den Frieden in der Familie wieder herzustellen, meinem Bruder die Freiheit zu verschaffen und Ihnen tausendfachen Kummer, den Sie noch erdulden würden, zu ersparen. Neigung hat meinerseits bei dem Schritte, den ich gethan, keine Stimme gehabt, da mir der Prinz unbekannt war. Seitdem dies aber anders geworden ist, seit er meine Achtung gewonnen hat und ich keinen Mangel an ihm finde, der ihm meinen Widerwillen zuziehen könnte, würde ich mich selbst sehr strafbar finden, wenn ich das Wort, das ich ihm gab, zurücknehmen wollte.« Die Königin unterbrach mich hier. Wüthend über das, was ich ihr eben gesagt, sah sie mich von oben bis unten an. Trotz meines Schmerzes mußte ich mich doch vor dem Könige zusammennehmen. Dieser Fürst sah mich seit seiner Rückkehr von Preußen nicht mehr an, was denn noch meine Verzweiflung vermehrte. Er war an diesem Tage von sehr übler Laune. Abends speisete der Prinz wie gewöhnlich mit uns. Weder die Königin noch meine Schwester waren im Zimmer, als er eintrat. Seine Physiognomie war ganz verändert,

denn ſie war ſo heiter, als ſie vorher traurig geſchienen. Er ſagte mir ganz leiſe: »Der König hat Alles abgeſchlagen; Donep . . . . . .« Ich that, als ob ich nichts gehört, aber die Nachricht erfreute mich ſehr. Die Königin erfuhr ſie einige Stunden ſpäter. Sie durchdrang ihr das Herz und ihr Kummer fiel auf mich als den leidenden Theil zurück.

Meine Hochzeit wurde auf den 20. November feſtgeſetzt, und da der König ſie glänzend feiern wollte, waren mehrere Fürſtlichkeiten eingeladen worden: die ganze Familie Bevern, die Herzogin von Meiningen, der Markgraf, mein Schwiegervater, und der Markgraf von Anſpach nebſt meiner Schweſter. Die beiden Letzteren kamen zuerſt nach Wuſterhauſen. Der König ritt ihnen entgegen und führte meine Schweſter zur Königin. Wir erkannten ſie gar nicht wieder. Sie war ſehr ſchön geweſen und war es nicht mehr. Ihr Teint war verdorben und ihr Benehmen ſehr affectirt. Sie hatte meine Stelle in der Gunſt des Königs eingenommen, aber die Königin hatte ſie nie leiden können. Sie war ſelbſt verdrüßlich über die Liebkoſungen und Auszeichnungen, die ihr der König gewährt, [illegible]ie es nicht leiden konnte, wenn er Andern mehr that als ihr, doch mußte ſie ſich freundlich gegen ſie benehmen. Meine Zuſammenkunft mit ihr war aufrichtiger. Sie hatte mich immer geliebt, und ich ihr Gleiches wiedergegeben. Nach dem Abendeſſen führte uns der König auf ihr Zimmer, das neben dem meinen unter dem Dache war. Ihre Leute waren noch nicht angekommen, der König zeigte daher mit dem Finger auf mich und ſagte zu ihr: »Deine Schweſter könnte Dir als Kammerdienerin dienen, denn ſie iſt nur dazu gut.« Ich glaubte in die Erde zu ſinken, als ich dieſe Worte hörte. Der König entfernte ſich

gleich darauf, und ich that daſſelbe. Das Herz war mir ſo voll, daß ich dieſe Nacht ſterben zu müſſen glaubte. Was für ein Verbrechen hatte ich denn begangen, das mir eine ſo grauſame Behandlung in Gegenwart Deſſen, den ich heirathen ſollte, und eines ganzen fremden Hofes zuziehen konnte? Selbſt meine Schweſter war davon tief betroffen und that Alles, was ſie nur konnte, um mich zu tröſten. Um mich noch mehr zu demüthigen, gab ihr Tags darauf der König die Oberſtelle, auf die ſie nicht Anſpruch machen konnte, da ich die Aeltere war. Die Königin war darüber ſehr erzürnt, aber ihre Vorſtellungen machten keinen Eindruck. Was mich betraf, ſo ſchmerzte es mich deshalb nur, weil es eine Folge deſſen war, was mir der König Abends zuvor geſagt hatte. Dieſer nahm ſich vor, ſo lange wir in dem verdammten Wuſterhauſen blieben, mich zu demüthigen. Er wußte ſelbſt nicht, was er wollte. Es gab Augenblicke, wo er die größte Reue empfand, mich verletzt und mit England gebrochen zu haben, in anderen aber wieder war er gegen dieſen Hof erbitterter als jemals, aber dieſe letzteren dauerten nicht lange. Wie dem aber auch war, ſeine üble Laune fiel ſtets auf mich.

Wir kehrten endlich am 5. November nach Berlin zurück. Die Herzogin von Sachſen-Meiningen, meine Großtante, Tochter des Churfürſt Friedrich Wilhelm, kam dort zwei Tage nach uns an. Dieſe Fürſtin war Wittwe von ihrem dritten Manne, da ſie zuerſt den Herzog von Curland, und nach deſſen Tode den Markgrafen Chriſtian Ernſt von Baireuth geheirathet hatte. Sie hatte Mittel gefunden, die Länder dieſer beiden Fürſten gänzlich zu ruiniren. Man ſagt, daß ſie in ihrer Jugend ſehr gefallſüchtig geweſen ſei, und es ſchien nach

ihrem affectirten Benehmen auch jetzt noch so. Sie hätte eine vortreffliche Schauspielerin für Charakterrollen abgegeben. Ihre rothe Gesichtsfarbe und so ungeheuer dicke Figur, daß sie kaum gehen konnte, gaben ihr das Ansehen eines weiblichen Bachus. Sie gab sich viele Mühe, ihre beiden großen, hängenden und runzlichen Busenhemisphären auszustellen, die sie unaufhörlich mit ihren Händen klopfte, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Ob sie gleich über sechzig Jahre alt war, war sie doch aufgedonnert wie eine junge Person, in Lockenhaar frisirt ganz voll rosenfarbener Pussen, welche die hellere Färbung zu ihrem Gesichte bildeten, und so mit farbigen Steinen bedeckt, daß man sie für einen Regenbogen hätte halten können. Die Königin mußte ihr auf Befehl des Königs den ersten Besuch machen. »Laß Dich melden, wenn ich wieder zurück bin,« sagte sie zu mir, »und gehe dann gleich auch zu der Herzogin.« Ich befolgte diesen Befehl pünktlich. Da es spät war und wir an diesem Abende Apartement hatten, dauerte mein Besuch nicht lange. Ich fand, als ich zur Königin kam, den Hof schon versammelt und diese beschäftigt, Jedermann zu unterhalten. Sobald sie mich sah, fragte sie mich zornig, warum ich so spät käme? »Ich bin bei der Herzogin gewesen,« antwortete ich, »wie Ew. Majestät mir befohlen haben.« — »Wie?« entgegnete sie, »ich hätte das befohlen? Ich habe Dir nie befohlen, Erniedrigungen zu begehen oder Deinen Rang und Charakter zu vergessen; seit einiger Zeit bist Du aber so gewohnt, Elendigkeiten zu begehen, daß diese mich nicht wundert.« Dieser harte Verweis in Gegenwart Aller verletzte mich tief. Ich schlug die Augen nieder, und so sehr ich mich auch bemühete, Fassung zu behalten, war es mir doch nicht möglich. Alle Welt tadelte die Königin und be-

klagte mich ganz leiſe. Frau von Grumbkow, obgleich die Frau eines ſehr bösartigen Mannes, beſaß doch viele Verdienſte. Sie trat zu mir und fragte mich, was die Königin veranlaſſe, mich ſo hart zu behandeln? Ich zuckte die Achſeln ohne ihr zu antworten.

Der König, der Markgraf von Baireuth und der Hof von Bevern kamen am folgenden Tage. Der Markgraf wurde mir bei der Königin vorgeſtellt, wo er mir Entſchuldigungen ohne Ende machte, daß nur noch ſechs Tage bis zu dem meiner Vermählung übrig ſeien. Der König befahl der Königin ausdrücklich, dem Markgrafen und ſeinem Sohne den freien Zutritt zu mir zu verſtatten. Sie benutzten dies nicht zu oft, denn ich war den ganzen Tag über bei ihr und ſah Jene nur Abends einen Augenblick in Gegenwart vieler Perſonen.

Am 19ten wurde ich in Verwunderung geſetzt, als ich dieſe Fürſtin ganz verändert gegen mich fand. Sie überhäufte mich mit Liebkoſungen und verſicherte mir, daß ich ihr das liebſte ihrer Kinder ſei. Ich begriff dieſes Benehmen nicht, aber des Abends entlarvte ſie ſich und zog mich in ihr Cabinet bei Seite. Hier ſagte ſie zu mir: »Du wirſt morgen geopfert werden. Trotz aller meiner Bemühungen habe ich Deine Hochzeit nicht verſpätigen können. Ich erwarte einen Courier aus England, und bin im Voraus überzeugt, daß der König, mein Bruder, von der Heirath Deines Bruders abſtehen, und folglich dann der König keine Schwierigkeiten mehr machen wird, Deine Verpflichtungen zu dem Erbprinzen rückgängig zu machen. Da ich nun aber nicht weiß, wie lange die Ankunft des Couriers noch ſich verzögern kann und kein Mittel mehr kenne, es zu verhindern, daß Deine Hochzeit morgen ſtattfindet, ſo iſt mir eine Idee

eingefallen, die mich beruhigen kann, und diese mußt Du zur Ausführung bringen. Versprich mir also, keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen zu pflegen, und mit ihm wie Bruder und Schwester zu leben, weil dies das einzige Mittel ist, Deine Vermählung wieder aufzulösen, welche nichtig ist, wenn sie nicht vollzogen worden.« Der König kam eben, als ich ihr antworten wollte, und sie konnte an diesem ganzen Abende nicht mehr mit mir sprechen, so umlagert war sie.

Am folgenden Morgen ging ich im Deshabillé in ihr Zimmer. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich zum Könige, um dort meine Entsagung auf das Allodium nach dem in allen Ländern eingeführten Gebrauche zu leisten. Ich fand daselbst den Markgrafen und seinen Sohn, Grumbkow, Podewils, Tulmeier und Voigt, den baireuthschen Minister. Man las mir die Formel des Schwures vor, die dahin lautete, daß ich allen meinen Ansprüchen auf alle Allodialgüter, so lange meine Brüder und ihre männliche Nachkommenschaft existirte, entsagte, im Fall ihres Aussterbens aber als präsumtive Erbin in alle meine Rechte trete. Nachdem dieser Schwur abgelegt war, verlangte man einen zweiten, über den ich mich außerordentlich wunderte, da man mir nichts davon im Voraus gesagt hatte. Es war nämlich der, für immer auf die Erbschaft der Königin zu verzichten, wenn sie ohne Testament versterben sollte. Ich stand unbeweglich. Der König bemerkte meine Unruhe und sagte mir mit Thränen in den Augen, mich umarmend: »Du mußt Dich diesem barten Gesetze unterwerfen, meine gute Tochter; Deine anspachische Schwester ist durch dieselbe Verdammniß gegangen. Im Grunde ist's eine bloße Formalität, denn Deiner Mutter steht es stets frei, ein Testament zu machen, sobald

ſie will.« Ich küßte ihm die Hand und ſtellte ihm vor, daß er mir ja ſchon authentiſch habe verſprechen laſſen, Sorge für mich zu tragen, und ich nicht glauben könne, daß er mich ſo hart behandeln werde. »Es iſt keine Zeit mehr dazu, Schwierigkeiten zu machen,« entgegnete er mit zorniger Stimme, »unterzeichne gutwillig, oder ich werde Dich dazu mit Gewalt zwingen.« Er ſagte mir das Letztere ganz leiſe. Ich mußte ihm daher mit oder wider Willen gehorchen. Sobald dieſe verwünſchte Ceremonie vorüber war, machte er mir viele Liebkoſungen, lobte mich wegen meiner Unterwürfigkeit und war freigebig in Verſprechungen, die er nicht Luſt hatte zu halten.

Wir ſetzten uns endlich zur Tafel, wo er mich neben ſich ſetzen ließ. Es waren nur der Prinz, meine Schweſtern und Brüder und die Herzogin von Bevern dabei. Es iſt natürlich, Betrachtungen anzuſtellen, wenn man im Begriff iſt, Verbindungen abzuſchließen, die über das Glück oder Unglück unſeres Lebens entſcheiden.

Sobald wir abgeſpeiſt, befahl der König der Königin, meinen Putz zu beginnen. Es war 4 Uhr, und um 7 Uhr ſollte ich fertig ſein. Die Königin wollte mich aufſetzen, da ſie aber im Kammerfrauendienſte nicht ſehr geſchickt war, konnte ſie anfangs nicht damit zu Stande kommen. Ihre Damen halfen daher aus, aber ſobald meine Haare auf der einen Seite in Ordnung waren, verdarb ſie ſie wieder, und alles dies war nur eine Kriegsliſt, um Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, daß der Courier noch kommen werde. Sie wußte nicht, daß er ſchon in der Stadt war und Grumbkow ſeine Depeſchen in den Händen hatte. Man kann ſich leicht denken, daß er ſie dem Könige erſt nach der Einſegnung gab. Alles dies war Urſache,

daß ich wie eine Verrückte angezogen ward. Bei dem steten Aendern meines Haarputzes war die Frisur nicht mehr darin geblieben, und so sah ich wie ein kleiner Junge aus, denn die Haare hingen mir alle übers Gesicht. Man setzte mir die königliche Krone und 24 Haarpuffen, dick wie ein Arm, auf. Das war die Anordnung der Königin. Ich konnte den Kopf nicht aufrecht halten, so sehr schwankte er unter einer solchen Last. Mein Kleid bestand aus einer silberstoffenen Robe, reich mit spanischen Goldspitzen besetzt, und meine Schleppe war 12 Ellen lang. Ich glaubte unter diesem Aufputze sterben zu müssen. Zwei Damen der Königin und zwei der meinen trugen meine Schleppe. Die beiden Letzteren waren Fräulein von Sonsfeld, Schwester meiner Gouvernante, und Fräulein von Grumbkow, Nichte meines Verfolgers. Ich war genöthigt gewesen diese anzunehmen, da es der König ausdrücklich so gewollt hatte. Fräulein von Sonsfeld wurde an diesem Tage zur Aebtissin von Volmerstädt erklärt und der König übergab ihr selbst den Orden dieses Kapitels. Wir begaben uns Alle in das große Apartement. Hier eine kleine Beschreibung davon.

Es besteht aus sechs großen Zimmern, die auf einen prachtvoll mit Gemälden und Architektur verzierten Saal stoßen. Tritt man aus diesem Saale, so gelangt man in zwei sehr hübsch decorirte Zimmer, welche auf eine mit schönen Gemälden geschmückte Galerie führen. Alles dies liegt in einer Reihe. Diese Galerie, welche 90 Fuß lang, bildet den Eingang zu einem zweiten Apartement, das aus vierzehn ebenso großen und ebenso schön decorirten Zimmern besteht wie die vorigen, an deren Ende sich ein sehr räumlicher Saal befindet, der zu den großen Festlichkeiten bestimmt ist. Es ist in allem dem, was ich

jetzt beschrieben habe, nichts Seltenes, aber bewundernswürdig ist Folgendes. Das erste Zimmer enthält einen silbernen Kronleuchter, an Gewicht von 10,000 Thaler, und die ganze Einrichtung kommt diesem Stücke an Gewicht gleich. Das zweite ist noch prächtiger. Die Trümeaux darin sind von massivem Silber und die Spiegel 12 Fuß hoch. Zwölf Personen können sich bequem an die Tische unter den Spiegeln setzen. Der Kronleuchter ist noch viel größer als der vorhergehende. Alles dieses steigert sich bis zum letzten Saale, der die bedeutendsten Stücke enthält. Man sieht darin die Portraits des Königs und der Königin, des Kaisers und der Kaiserin in Lebensgröße mit silbernen Rahmen. Der Kronleuchter hat 50,000 Thaler an Gewicht. Die Kugel daran ist so groß, daß ein Kind von 8 Jahren recht gut darin Raum hätte. Die Wandleuchter sind 6 Fuß hoch, die Gueridons 12, der Balken für die Musik ist auch von demselben Metalle, mit einem Worte, Alles, was dieser Saal in sich faßt, hat mehr als für 2 Millionen Silbergewicht. Alles dies ist künstlich und geschmackvoll gearbeitet. Im Grunde ist es aber doch eine Pracht, die dem Auge nicht wohlthut und viel Unangenehmes hat. Denn statt der Lichter brennt man Wachsfackeln, was einen erstickenden Dampf verbreitet und Gesichter wie Kleider schwärzt. Der König, mein Vater, hatte alle diese Silberpracht nach seiner Dresdner Reise verrichten lassen. In dieser Stadt hatte er den Schatz des Königs von Polen gesehen, und da er ihn nicht an kostbaren und seltenen Steinen übertreffen konnte, fiel es ihm ein, das oben Beschriebene anfertigen zu lassen, um auch Etwas zu besitzen, was kein anderer europäischer Souverän noch gehabt hatte.

In diesem letzteren Saale ging unsere Hochzeitsfeierlichkeit vor sich. Man löste die Kanonen drei Mal, als man uns den Segen gab. Alle Gesandte, mit Ausnahme des englischen, waren dabei zugegen. Der Markgraf von Schwedt war auf ausdrücklichen Befehl des Königs genöthigt, auch gegenwärtig zu sein. Nachdem ich die Glückwünsche angenommen, ließ man mich auf einem Sessel neben der Königin unter einem Baldachin sitzen. Der Erbprinz eröffnete den Ball mit meiner Anspach'schen Schwester. Er dauerte nur eine Stunde, dann setzte sich der König zu Tafel. Er hatte Karten ziehen lassen, um unter den fremden Prinzen alle Rangstreitigkeit zu vermeiden. Ich ward mit dem Prinzen an's Ende der Tafel, Jedes in einen Lehnstuhl gesetzt. Der Markgraf, mein Schwiegervater, neben mich. Der König hatte keine Dame und setzte sich neben den Prinzen. Es waren 34 fürstliche Personen an dieser Tafel. Der König belustigte sich sehr damit, den Prinzen trunken zu machen, und trank ihm so sehr zu, daß er ihn zuletzt auch benebelt sah. Zwei Damen standen während der ganzen Zeit hinter mir, und die Herren vom Dienst, die man mir gegeben hatte, der Obrist Breiche und Major Stecho, warteten mir fortwährend auf, ebenso wie Herr von Voigt, der zu meinem Oberstlhofmeister ernannt wurde, und Herr Bindemann, der mein Kammerjunker geworden. Nach dem Abendessen gingen wir wieder in den ersteren Saal, wo Alles zum Fackeltanze vorbereitet war. Dieser Tanz ist eine alte deutsche Hofsitte. Er geht feierlich vor sich. Die Hofmarschälle mit ihren Kommandostäben eröffnen den Zug. Ihnen folgen alle Generallieutenants der Armee, welche Jeder eine angezündete Kerze tragen. Die Neuvermählten gehen zwei Mal langsam um den Saal, dann nimmt die Neuvermählte

alle Prinzen einen nach dem andern. Wenn ſie mit ihnen den Umgang vollendet, ſo tritt der Neuvermählte an ihre Stelle und thut daſſelbe mit den Prinzeſſinnen. Alles dies geſchieht beim Klange der Pauken und Trompeten. Als der Tanz zu Ende, führte man mich in das erſte Apartement, wo ein Bett aufgeſchlagen war mit karmoiſinen Sammtbehängen mit Perlen geſtickt. Nach der Hofſitte ſollte mich die Königin entkleiden, ſie fand mich aber dieſer Ehre unwürdig, und gab mir blos das Hemd. Meine Schweſtern und die Prinzeſſinnen leiſteten jenen Dienſt. Sobald ich im Nachtkleide war, nahm alle Welt Abſchied von mir und ging fort, meine Schweſter von Anſpach und die Herzogin von Bevern ausgenommen. Man brachte mich alsdann in mein wirkliches Apartement, wo der König mich niederknieen ließ und mir befahl, ganz laut den Glauben und das Vaterunſer herzuſagen. Die Königin war wüthend und unartig gegen alle Welt. Sie hatte erfahren, daß der Courier angekommen ſei, was ſie zur Verzweiflung brachte. Sie ſagte mir noch tauſend harte Dinge, ehe ſie ging.

Ich muß geſtehen, daß meine Vermählung die ſonderbarſte Sache von der Welt iſt. Der König, mein Vater, hatte ſie wider Willen geſchloſſen und bereuete es noch täglich. Er hätte ſie rückgängig machen können, und vollzog ſie gegen ſeinen Wunſch. Ich brauche nicht erſt von den Geſinnungen der Königin zu ſprechen, man hat aus dem, was ich niedergeſchrieben habe, genugſam ſehen können, wie ſehr ſie ihr entgegen war. Der Markgraf von Baireuth war ebenſo mißvergnügt darüber als die Anderen. Er hatte nur in der Hoffnung darein gewilligt, groſſe Vortheile daraus zu ziehen, deren er ſich durch den Geiz des Königs beraubt ſah. Er war neidiſch auf das Glück

seines Sohnes und sein mißtrauischer Geist flößte ihm panische Furcht ein, von der ich späterhin sprechen werde. Ich befand mich also gegen den Willen der drei Hauptpersonen, die über mein und des Prinzen Schicksal bestimmen konnten, verheirathet, und doch auch wieder mit ihrer Bewilligung. Wenn ich manchmal über alles das nachdachte, konnte ich mich nicht enthalten, an eine Bestimmung zu glauben, und meine Philosophie wich manchmal den Gedanken, welche die Erfahrung darüber in mir entstehen ließ. Aber genug der Betrachtungen. Diese Memoiren würden nie enden, wenn ich alle die niederschreiben wollte, die ich in den verschiedenen Lagen, in welchen ich mich befand, anstellte.

Am folgenden Tage machte mir der König nebst den Prinzen und Generalen einen Besuch und schenkte mir ein Silberservice. Die Königin sollte mir der Regel nach dieselbe Ehre erweisen, sie dispensirte sich aber davon. Ohnerachtet alles meines Kummers vergaß ich meinen Bruder nicht. Ich sendete Herrn von Voigt an Grumbkow, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Er ließ mir versichern, daß er mit dem Könige sprechen werde, ich mich aber nur einige Tage gedulden solle, weil er seinen Vortheil wahren müsse, um es gelingen zu machen.

Am 23sten war Ball im großen Apartement. Ehe man sich dahin begab, zog man das Loos. Ich zog Nr. 1. Mit den Prinzen zählte man 700 Paare, Alles Personen von Stande. Es gab vier Quadrillen. Ich führte die erste an, der Markgraf Philipp die zweite, der Markgraf Albert die dritte und seine Tochter die vierte. Die meine war mir in der Bil-

vergallerie angewiesen. Die Königin und alle Fürstlichkeiten waren bei dieser.

Ich liebte den Tanz. Ich benutzte dies. Grumbkow unterbrach mich mitten in einer Menuet. »Ei mein Gott, Hoheit,« sagte er zu mir, »Sie scheinen ja ganz von der Tarantel gestochen. Sehen Sie denn die Fremden nicht, die angekommen sind?« Ich blieb schnell stehen, sah mich nach allen Seiten um und erblickte in der That einen jungen, grangekleideten, mir unbekannten Mann. »So umarmen Sie doch den Kronprinzen,« fuhr er fort, »er steht ja vor Ihnen.« Mein ganzes Blut kam vor Freude in Aufruhr. »Mein Himmel! mein Bruder!« rief ich aus; »aber ich sehe ihn ja nicht, wo ist er denn? lassen Sie mich ihn doch um des Himmels willen sehen!« Grumbkow führte mich zu ihm. Als ich näher trat, erkannte ich ihn, aber mit Mühe. Er war außerordentlich stark geworden, hatte einen sehr kurzen Hals bekommen, sein Gesicht war auch sehr verändert und er nicht mehr so hübsch als zuvor. Ich sprang ihm an den Hals; ich war so ergriffen, daß ich nur unzusammenhängende Worte vorbringen konnte, ich weinte und lachte wie eine Person, die den Verstand verloren hat. In meinem Leben habe ich nie eine so große Freude empfunden. Nach diesen ersten Erregungen warf ich mich dem Könige zu Füßen, der mir ganz laut in Gegenwart meines Bruders sagte: »Bist Du zufrieden mit mir? Du siehst, daß ich mein Wort gehalten habe.« Ich nahm meinen Bruder an der Hand und bat den König, ihm seine Freundschaft wiederzuschenken. Diese Scene war so rührend, daß allen Anwesenden Thränen in die Augen traten. Nun ging ich zur Königin. Sie war genöthigt, mich zu umarmen, da der König ihr gegenüber stand, aber ich

bemerkte, daß ihre Freude nur erzwungen war. Dann kehrte ich zu meinem Bruder zurück, liebkoſete ihn tauſendfach und ſagte ihm die zärtlichſten Dinge. Aber er blieb bei alledem kalt wie Eis und antwortete nur einſilbig. Ich ſtellte ihm den Prinzen vor, dem er kein Wort ſagte. Ich war über dieſes Benehmen ganz betroffen, ſchob jedoch die Schuld auf den König, der uns beobachtete und dadurch meinen Bruder verſchüchterte. Selbſt ſeine Haltung ſetzte mich in Verwunderung. Er hatte ein ſtolzes Anſehen, und ſah alle Welt von oben nach unten an. Man ſetzte ſich endlich zur Tafel. Der König war nicht dabei und ſpeiſte allein mit ſeinem Sohne. Die Königin ſchien unruhig darüber und ſchickte Spione aus, um zu ſehen was vorgehe. Man brachte ihr die Nachricht, daß der König ſehr heiter ſei und ſehr freundſchaftlich mit meinem Bruder ſpreche. Ich glaubte, daß das ihr Vergnügen machen werde, aber ſo viele Mühe ſie ſich auch gab, ſo konnte ſie doch ihren ſtillen Verdruß nicht verbergen. In der That liebte ſie auch ihre Kinder nur inſoweit, als ſie ſich auf ihre ehrgeizigen Abſichten bezogen. Die Dankbarkeit, die mein Bruder mir wegen ſeiner Wiederausſöhnung mit dem Könige ſchuldete, machte ihr mehr Verdruß als Freude, weil ſie nicht die Veranlaſſung dazu geweſen. Beim Aufſtehen von der Tafel ſagte mir Grumbkow, daß der Kronprinz noch Alles verderben werde. »Der Empfang, den er Ihnen gemacht,« fuhr er fort, »hat dem Könige mißfallen. Er ſagte, daß, wenn es aus Zwang vor ihm geſchehen, er ſich dadurch beleidigt finden müſſe, weil er ihm dadurch ein Mißtrauen zeige, das ihm nichts Gutes für die Zukunft verſpreche, und wenn im Gegentheile ſeine Kälte aus Gleichgiltigkeit und Undankbarkeit gegen Ew. Hoheit herrühre, ſo könne er dies nur für das Zeichen

eines bösen Herzens halten. Der König ist dagegen sehr mit Ihnen zufrieden, Hoheit, daß Sie so aufrichtig gehandelt haben. Fahren Sie so fort und sorgen Sie um des Himmels willen dafür, daß der Kronprinz sich offen und unverstellt benehme.« Ich dankte ihm für seinen Rath, den ich gut fand. Der Ball fing wieder an. Ich trat zu meinem Bruder und wiederholte ihm, was mir Grumbkow eben gesagt, ich machte ihm sogar einige kleine Vorwürfe über seine Veränderung. Er antwortete mir darauf, daß er stets derselbe sei, und seine Ursachen habe, so zu handeln.

Am andern Morgen besuchte er mich auf Befehl des Königs. Der Prinz hatte die Aufmerksamkeit sich zu entfernen, und ließ mich mit ihm und Fräulein von Sonsfeld allein. Hier erzählte er mir denn alle seine Unglücksfälle, wie ich sie niedergeschrieben habe. Ich theilte ihm dagegen die meinen mit. Er schien am Schlusse meiner Erzählung sehr verlegen. Tausendfachen Dank sagte er mir wegen der Verpflichtungen, die er mir schulde, und machte mir einige Liebkosungen, denen man wohl anmerkte, daß sie nicht vom Herzen kamen. Er begann ein gleichgiltiges Gespräch, um diese Unterhaltung abzubrechen, und ging unter dem Vorwande, mein Apartement zu besehen, in das Nebenzimmer, wo der Prinz war. Er überschaute diesen eine Zeit lang vom Kopfe bis zum Fuße, und nachdem er ihm einige ziemlich kalte Höflichkeiten gesagt hatte, ging er fort.

Ich gestehe, daß sein Benehmen mich verstimmte. Meine Gouvernante zuckte die Achseln und konnte es gar nicht begreifen. Ich kannte diesen theuren Bruder gar nicht mehr, der mir so viele Thränen gekostet und für den ich mich aufgeopfert hatte. Der Prinz bemerkte meine Unruhe und sagte mir, daß

er wohl sehe, wie wenig zufrieden ich sei und sich selbst wegen der geringen Freundlichkeit wundere, die der Kronprinz mir bezeige, und er besonders sich dadurch sehr gebeugt fühle, daß er bemerken müsse, wie er nicht das Glück habe, ihm zu gefallen. Ich suchte ihm diese Ideen auszureden und fuhr fort, gegen meinen Bruder mich wie sonst zu benehmen. Ich muß hier eine kleine Unterbrechung machen. Diese Memoiren sind nur voll tragischer Begebenheiten, die auf die Länge langweilen könnten, es ist daher billig, sie manchmal durch heitere Umstände zu unterbrechen, wenn diese mich auch nicht betreffen.

Die Königin hatte an ihrem Hofe ein Fräulein von Pannewitz, das ihre erste Ehrendame war. Diese Dame war schön wie ein Engel und besaß ebenso viel Tugend als Schönheit. Der König, dessen Herz bis dahin gefühllos geblieben war, konnte ihren Reizen nicht widerstehen: er fing in dieser Zeit an ihr den Hof zu machen. Dieser Fürst war keineswegs galant; da er seine Schwäche kannte, sah er voraus, daß es ihm nie glücken werde, Stutzermanieren nachzumachen, noch den verliebten Styl sich anzueignen. Er blieb daher bei seinem Naturell und wollte den Roman mit dem Ende anfangen. Er machte der Pannewitz eine sehr wunderliche Beschreibung seiner Liebe und fragte sie, ob sie seine Maitresse werden wolle. Diese Schöne behandelte ihn, da sie sich durch dieses Anerbieten sehr beleidigt fühlte, wie einen Neger. Der König ließ sich nicht abschrecken und fuhr fort, ihr ein Jahr lang davon vorzureden. Der Ausgang dieses Abenteuers war sehr sonderbar. Als die Pannewitz mit der Königin nach Braunschweig gegangen war, wo meines Bruders Hochzeit gefeiert werden sollte, begegnete sie dem Könige auf einer kleinen versteckten

Treppe, die in das Apartement dieser Fürstin führte. Er hinderte sie zu fliehen und wollte sie küssen, indem er ihr die Hand auf den Busen legte. Da versetzte ihm das wüthende Mädchen so recht in die Mitte des Gesichts einen so erfolgreichen Faustschlag, daß das Blut ihm sogleich aus Mund und Nase floß. Er wurde nicht böse darüber und begnügte sich, sie seitdem den bösen Teufel zu nennen. Doch ich komme wieder auf mich zurück.

Es schien, als ob alle Geister der Hölle gegen mich losgelassen wären. Der Markgraf von Anspach wollte sich auch darein mischen, mich zu verfolgen. Er war ein junger, sehr schlecht erzogener Prinz. Er lebte wie Hund und Katze mit meiner Schwester, die er unaufhörlich mißhandelte. Diese gab freilich manchmal Veranlassung dazu. Sein Hof bestand blos aus boshaften und intriganten Personen, die ihn gegen den Baireuther aufhetzten. Diese beiden Länder sind Nachbarn, und obgleich ihr Vortheil erheischte, Freunde zu sein und gemeinschaftlich zu handeln, so ist doch ihre gegenseitige Eifersucht Schuld an ihrer Vereineinigung. Der Markgraf von Anspach und sein Hof konnten meine Vermählung mit dem Erbprinzen nicht verdauen. Man brachte tausend falsche Nachrichten von diesem dem Andern zu. Gegen uns auf's Heftigste aufgebracht, leistete er uns bei der Königin sehr schlechte Dienste, indem er alle unsere Worte und Handlungen auf's Schlimmste verstellte. Meine Schwester Charlotte stand ihm darin bei, und schürte das Feuer so viel sie nur konnte. Ich wußte das alles, meine jüngeren Schwestern hatten mich davon unterrichtet, aber ich that, als ob ich es nicht wisse.

Es fanden noch mehrere Bälle zu meiner Ehre und meinem

Ruhme ſtatt. Die übrige Zeit war Spiel bei der Königin. Die Prinzen waren genöthigt, den Abend mit dem Könige zuzubringen und mit in der Tabagie zu ſein, von wo ſie erſt zur Tafelzeit zurückkamen.

Der Markgraf von Anſpach ließ ſich's einfallen, den Erbprinzen zum Beſten haben zu wollen. Er neckte ihn über einen ſehr empfindlichen Gegenſtand. Ich habe ſchon erwähnt, daß des Erſtern Mutter eine Prinzeſſin von Holſtein war. Sie hatte ſich ſo ſchlecht aufgeführt und ſolche Tollheiten getrieben, daß der Prinz, ihr Gemahl, damals noch apanagirt, ſich genöthigt geſehen, ſie in einer dem Markgrafen von Anſpach gehörenden Feſtung einſperren zu laſſen. Sie war der Gegenſtand der ſcharfen Spöttereien dieſes Prinzen gegen meinen Gemahl, der ſeine Empfindlichkeit darüber zeigte und ſehr verſtändig antwortete: »Ich reſpectire die Gegenwart des Königs zu ſehr, um auf der Stelle und ſo wie es ſich auf ſolche Reden gebührte, zu antworten, aber ich werde zu ſeiner Zeit Genugthuung zu nehmen wiſſen.« Mein Bruder und die Prinzen waren dabei zugegen. Sie thaten alles Mögliche, um beide zu verſöhnen, aber Alles, was ſie vom Erbprinzen erhalten konnten, war, daß er bis übermorgen nicht weiter ſchreiten werde. Ich ſelbſt bemerkte des Abends im Geſichte des Prinzen große Aufregung, wie ſehr ich aber auch in ihn dringen mochte, er wollte mir die Urſache davon nicht ſagen. Am folgenden Tage erfuhr ich es durch den Markgrafen, meinen Schwiegervater, dem es der Herzog von Bevern geſagt hatte. Wir ſprachen Beide mit dem Prinzen. Ich machte ihm begreiflich, daß dieſer Zwiſt nur unſelige Folgen haben könne, daß dadurch zuerſt eine alte, für meinen Vater und ihn ſehr unangenehme Kataſtrophe

wieder erneut werden würde, und daß ferner sein Gegner sein Schwager und ein Fürst ohne Erben sei, dessen Land nach seinem Tode auf ihn fallen werde, was, wenn ein Unglück geschehe, viele falsche und für den Ruf des Prinzen nachtheilige Gerüchte veranlassen müßte. Der Zorn, in dem er war, hinderte ihn, unsere Vernunftgründe anzuhören. Der Herzog von Bevern kam dazu und hielt ihm eine solche Predigt, daß er ihm sein Wort gab, sich ruhig zu verhalten, wenn der Markgraf von Anspach ihm Entschuldigungen machen lasse. Alle riethen mir, mit diesem zu sprechen und zu versuchen, Beide zu verständigen. So verging denn der ganze Tag friedlich. Ich ergriff noch des Abends mit dem Herzoge und der Herzogin meine Maaßregeln. Ich war in der Furcht, diese Sache möchte übel ablaufen, sehr traurig und unruhig. Meine Schwester, die davon wußte und uns ausspionirte, warf sich mir plötzlich an den Hals. »Ich bin in Verzweiflung,« sagte sie zu mir, »wegen dessen, was gestern vorgefallen ist; mein Mann hat Unrecht; ich bitte Dich wegen der Unartigkeit, die er begangen hat, um Verzeihung, und will ihn tüchtig deshalb auszanken.« — »Es thut mir sehr leid,« antwortete ich ihr, »daß Du unsere Unterredung angehört hast. Sei überzeugt, daß die Zwistigkeit unserer Männer die Liebe, die ich für Dich hege, um nichts vermindern wird. Ich bitte Dich nur um eine Gnade, das ist, Dich in alles das nicht zu mischen: Du kannst Dir nur Verdruß dadurch bereiten, und wirst die Gemüther noch mehr erbittern.« Nach vielen Vorstellungen versprach sie es mir. Der Markgraf von Anspach saß immer neben mir. Des Abends, als wir von der Tafel aufgestanden und die Königin fortgegangen war, trat ich ihn höflich an und bereitete mich mit ihm von dieser be-

wußten Sache zu ſprechen. Meine Schweſter ließ mir nicht Zeit dazu und begann zuerſt ihm den Kopf deshalb zu waſchen. Er gerieth in Zorn und erhob die Stimme, um ihr etwas Hartes zu erwidern. Der Erbprinz, der Einiges davon hörte, glaubte, daß dieſe Worte an ihn gerichtet wären, trat daher auch näher und ſetzte ihn wegen ſeines Benehmens zur Rede. »Kommen Sie,« ſagte er zu ihm, »kommen Sie und laſſen Sie uns unſern Zwiſt abmachen, es muß hier gehandelt, nicht geſprochen werden.« Der arme Markgraf blieb ganz betroffen. »Nun denn,« fuhr der Prinz fort, »ſo kommen Sie und ſchlagen Sie ſich mit mir, oder ich werfe Sie in den Kamin, wo Sie nach Belieben braten können.« Dieſe Drohung erſchreckte ſeinen Gegner ſo ſehr, daß er anfing bitterlich zu weinen, was eine wahre Tragicomödie hervorbrachte. Mein Bruder und Alle, die zugegen waren, brachen in ein lautes Gelächter aus. Der Markgraf, immer mehr erſchrocken, rettete ſich in das Audienzzimmer der Königin, die ernſt umherging, ohne ſich Etwas merken zu laſſen; dort verſteckte er ſich hinter einem Vorhange. Die Herzogin war ihm nachgegangen, wollte gern Ammendienſt bei ihm verrichten und ihn mit der Verſicherung tröſten, daß der Erbprinz ihn nicht umbringen werde. Aber alles dies beruhigte das arme Kind nicht, das nicht den Muth hatte, eher aus ſeiner Niſche hervorzukommen, als bis ſein Gegner fort ſei. Mein Bruder, der Markgraf, mein Schwiegervater, und Prinz Karl führten dieſen weg. Ich fand ſie noch zuſammen, als ich wieder auf mein Zimmer kam. Die eben vorgefallene Scene gab uns vielen Stoff zu Scherzen. Dabei wurde der arme Markgraf nicht geſchont. Der Herzog von Bevern brachte ihn nach Hauſe, wo er ſeinem Zorne durch Erbrechen und eine Diarrhöe

Luft machte, die ihn in die andere Welt befördern zu wollen ſchien. Nachdem dieſe ſtarke Ausleerung ſeine Galle vertrieben und ihn wieder in gefaßteren Zuſtand gebracht hatte, ſtellte er ernſthafte Betrachtungen über die Gefahr an, welcher er ausgeſetzt geweſen. Die Furcht vor dem Braten gab ihm den Entſchluß ein, dem Erbprinzen entgegen zu kommen. Der Herzog von Bevern wurde damit beauftragt. Der Erbprinz nahm die Entſchuldigungen des Markgrafen an, der Friede wurde geſchloſſen, und ſeitdem haben ſie keinen perſönlichen Zwiſt mehr gehabt.

Einige Tage nachher verlieh der König meinem Bruder ein Infanterieregiment. Er gab ihm ſeine Uniform und Degen zurück. Sein Aufenthalt wurde ihm in Ruppin angewieſen, wo ſein Regiment lag. Seine Einkünfte wurden vermehrt, und ob ſie gleich noch ſehr mäßig waren, ſo konnte er doch einen reichen Partikulier vorſtellen. Er mußte ſich nun in ſeine Garniſon begeben. Ob er gleich gegen mich ganz anders geworden war, ſchmerzte mich dieſe Trennung doch außerordentlich. Ich rechnete nicht darauf, ihn vor meiner Abreiſe wiederzuſehen, was mich ſehr betrübte. Auch er ſchien dadurch gerührt, und der Abſchied war zärtlicher als unſer Wiederſehen. Seine Gegenwart hatte mich allen meinen Kummer vergeſſen laſſen; nach ſeiner Abreiſe empfand ich ihn um ſo tiefer. Seiten der Königin war es immer dieſelbe Leier; ſie that ſich Zwang vor der Welt an, behandelte mich aber im Stillen deſto grauſamer.

Der König ſah mich ſeit meiner Hochzeit nicht mehr an, und alle die großen Vorzüge, die er mir verſprochen hatte, gingen in Rauch auf. Es gab nur zwei Mittel ſich bei ihm zu inſinuiren. Das eine war, ihm große Leute zu verſchaffen, das andere, ihm mit einer Geſellſchaft, die aus ſeinen Günſtlingen

beſtand, zu eſſen zu geben und ihn tüchtig trinken zu laſſen. Das erſte dieſer Mittel war für mich unerreichbar. Die großen Leute wachſen nicht wie die Pilze und ihre Seltenheit war in der That ſo groß, daß man kaum drei Annehmbare in einem Lande fand. Man mußte alſo die zweite Parthie ergreifen. Ich lud ihn zur Tafel. Alle Fürſtlichkeiten waren mit dabei. Die Tafel beſtand aus vierzig Couverts und lieferte, was es nur Ausgeſuchtes gab. Der Erbprinz machte die Honneurs des Weinbergs. Er allein unter allen dieſen Männern blieb bei ſeinen fünf Sinnen. Der König und die übrigen Gäſte waren total betrunken. Ich habe Jenen nie ſo luſtig geſehen. Er aß mich und den Prinzen vor Liebe faſt auf. Meine Einrichtung gefiel ihm ſo, daß er den Abend da blieb. Er ließ Muſik kommen und mehrere Damen aus der Stadt holen. Er fing den Ball mit mir an und tanzte mit allen Damen, was er noch nie gethan hatte. Dieſes Feſt dauerte bis 3 Uhr nach Mitternacht.

Am 17. December reiſte der König ab nach Rauen, wo er eine prächtige Eberjagd hatte veranſtalten laſſen. Alle Prinzen, ſowohl die fremden als die von Geblüt, folgten ihm dahin nach. Dieſe kleine Reiſe dauerte nur 4 Tage und verurſachte mir wieder neuen Kummer.

Der Markgraf von Anſpach verheimlichte zwar ſeinen Verdruß gegen den Prinzen ſeit ihrer letzten Zwiſtigkeit, ſuchte aber eifrig nach einer Gelegenheit ſich zu rächen. Man muß Jedem Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der Prinz hat Verſtand und ein gutes Herz; er iſt zum Zorne geneigt; ſeine Umgebungen ſind wahre Teufelsgenoſſen, die ihn zum Laſter verlockt haben, und die guten Eigenſchaften, die er beſitzt, vollends zu erſticken ſtreben. Er war erſt 17 Jahre alt, ohne Erfahrung

und ſchlecht berathen. Ich ſagte bereits, daß er der Königin, um ihr den Hof zu machen, als Spion diente. Sie ermangelte nicht, ihn bei ſeiner Rückkehr von Nauen auszufragen. Er antwortete ihr, daß, was er ihr erzählen könne, gar nichts Gutes ſei; daß ſie alle Urſache von der Welt habe, mit meiner Heirath unzufrieden zu ſein; daß ich die unglückſeligſte Perſon in der Welt werden würde, weil ich ein wahres Ungeheuer zum Manne habe, der in den gräßlichſten Ausſchweifungen erſoffen, alle Nächte ſich mit ſeinen Bedienten und Bettelkerlen Nauens in den Gaſthöfen betrinke, mit dem gemeinen Haufen Bruder und Gevatter ſei und von dem die ſcandalöſe Chronik ſage, daß er mit dieſen eine Prügelei gehabt habe, worin er Schläge bekommen. Dieſe Mittheilung, weit entfernt die Königin zu betrüben, machte ihr Vergnügen. Sie beſchloß, auf meine Koſten ſich einen Spaß damit zu machen. Sobald Alles bei ihr verſammelt war, ließ ſie uns im Kreiſe um ſich ſetzen, und brachte geſchickterweiſe das Geſpräch auf den Aufenthalt in Nauen. Ohne Jemand zu nennen, fing ſie an von der Gemeinheit des Prinzen zu ſprechen, die ſie nicht ſchonte und über die ſie ſich auf beißende Art luſtig machte. Ich bemerkte ſogleich, daß er es ſei, auf den ſie ziele, begriff aber von ihren Reden nichts. Sie ſprach von Prügelei, von Verwundungen, Dinge, die mir unbekannt waren, und warf dabei boshafte Blicke auf meine Schweſter Charlotte. Der Markgraf von Baireuth war ernſthaft und übel gelaunt, und die ganze Geſellſchaft ſchlug die Augen nieder. Das Spiel machte dieſem Geſpräche ein Ende. Als meine Anſpach'ſche Schweſter, die viele Freundſchaft für mich hatte, meine Unruhe ſah, löſete ſie mir das Räthſel. Ich war erſt ſeit fünf Wochen verheirathet; ich hatte den Charakter des Prinzen ſtudirt und

bemerkt, daß er viel Gefühl und ein zu edles Herz habe, um die Schändlichkeiten zu begehen, deren man ihn beschuldigte. Der Herzog von Bevern versicherte mir sogar, daß kein wahres Wort daran sei und der Erbprinz ihn keinen Augenblick verlassen habe, da sie Thür an Thür geschlafen. Wir schlossen Beide aus Allem, daß diese schöne Fabel eine Erfindung des Markgrafen von Anspach sei. Der Herzog nahm es auf sich, den König zu enttäuschen, dem man auch dasselbe erzählt hatte, und bat mich sehr, mich über alle diese Neckereien der Königin hinwegzusetzen, weil sie mich im Grunde doch nicht unglücklich machen könne. Der Markgraf von Anspach oder vielmehr sein Hof hatten dieselbe Nachricht dem Könige und dem Markgrafen von Baireuth zugebracht. Dieser Letztere war, ohne erst noch zu untersuchen, in großer Wuth gegen seinen Sohn. Er brachte ihn diesen Abend in mein Zimmer, wo er ihn sehr hart behandelte. Dem Prinzen ward es leicht, sich zu rechtfertigen; er wäre gegen den Urheber dieser Schurkerei losgebrochen, wenn wir ihn nicht daran gehindert hätten.

Die ganze Stadt wußte am folgenden Tage diese Geschichte. Sie machte dem Markgrafen von Anspach viele Schande und ihn selbst verhaßt. Der König war sehr erzürnt darüber, verstellte sich aber, um die Gemüther nicht noch mehr aufzureizen. Die Königin schämte sich und war zugleich böse, einem Schwiegersohne, den sie von Herzen haßte, nicht weh thun zu können.

Einige Tage darauf fragte sie mich mit boshafter Miene, ob ich mich noch nicht nach dem erkundigt habe, was für mich in meinem Heirathscontrakte ausgemacht worden. »Ich wäre neugierig, die großen Vortheile zu kennen,« sagte sie, »die der König Dir bewil-

ligt, und wie viel Einkünfte Du haben wirſt. Ich weiß nicht, wie Herr Gidkins (engliſcher Reſident) es erfahren hat, aber ich weiß, daß er geſagt hat, eine Kammerfrau der Prinzeſſin von Wales habe einen gröſseren Gehalt, als Du jährlich Einkünfte. Ich rathe Dir im Voraus, Deine Maaſsregeln zu nehmen, denn wenn Du dann betteln mußt, ſo iſt's nicht meine Schuld; von mir erwarte wenigſtens nichts mehr. Ich habe Deine Heirath nicht abgeſchloſſen, und dem Könige, zu dem Du doch ſo viel Vertrauen gehabt haſt, kommt es zu, für Dich zu ſorgen.«

Dieſe Worte prophezeihten mir nichts Gutes. Ich fragte noch dieſen Abend Herrn von Voigt deshalb. Wie ſtaunte ich, als ich das Nähere erfuhr. Der König hatte für's Ganze dem Markgrafen ein Kapital von 260,000 Thalern ohne Intereſſen geborgt. Alle Jahre, von 1733 anfangend, ſollte er davon 25,000 Thaler abtragen. Meine Mitgift betrug, wie gewöhnlich, 40,000 Thaler. Zur Entſchädigung für meine Entſagung der Erbſchaft der Königin gab er mir 60,000 Thaler. Ebendaſſelbe Abkommen war auch mit meiner Schweſter getroffen worden. Seiten des Markgrafen waren meine und des Prinzen jährliche Einkünfte, unſern Hofhalt mit einbegriffen, auf 14,000 Thaler feſtgeſetzt, wovon mir 2000 gehörten. Man ſchlug auf dieſe Summe noch die Neujahrsgelder und außergewöhnlichen Geſchenke, ſo daß mir wohlgerechnet und abgezogen nur 800 Thaler für meinen Unterhalt übrig blieben. Der König rechnete noch das Regiment, das er dem Prinzen gegeben hatte, und das Silberſervice, das ich zum Geſchenk erhalten, für Etwas. Ich überlaſſe es Jedem, ſich mein Erſtaunen zu denken. Herr von Voigt ſagte mir, daß der König Alles geordnet habe; daß er

geglaubt, es geſchehe mit meiner Bewilligung, außerdem würde er mich früher davon benachrichtigt haben, und daß es nun kein Mittel mehr dagegen gebe, da die Verträge ausgefertigt und unterzeichnet ſeien.

Nachdem ich eine Zeit lang über meine jetzige Lage nachgedacht, faßte ich den Entſchluß, mich an Grumbkow zu wenden. Ich ließ ihn am andern Morgen holen. Herr von Voigt erklärte ihm in wenigen Worten den betreffenden Fall. Grumbkow ſchwur mir, daß er über die ganze Sache nicht um Rath gefragt worden. »Ich bin ganz verwundert,« fuhr er fort, »daß ich nichts davon erfahren habe. Das iſt ein Unglück, das ſich nicht verbeſſern läßt. Man muß andere Auswege ſuchen und vom Könige eine Penſion herauszupreſſen ſich bemühen, aber ehe man mit ihm davon ſpricht, muß man durchaus erſt abwarten, bis der Markgraf, Ihr Schwiegervater, abgereiſt iſt. Ich kenne unſern Herrn, er iſt zäh wie der Teufel, wenn vom Geben die Rede iſt. Spreche ich jetzt mit ihm, ſo wird er mit dieſem Fürſten einen Streit anfangen, damit er Ihre Einkünfte erhöhe, was dann zu Zerwürfniſſen führen wird, deren Opfer ohnfehlbar Sie wären, ſtatt daß, wenn er fort iſt, Se. Majeſtät genöthigt ſein wird, das Unrecht, das er Ihnen angethan, ſelbſt wieder gut zu machen. Ich verſpreche Ihnen meinen Beiſtand, Hoheit, und werde Ihnen ſagen laſſen, wenn es Zeit iſt, mit ihm ſelbſt zu ſprechen.«

Die Königin hatte ſich auf meine Koſten beluſtigt. Sie war von dieſer ganzen Sache unterrichtet, und hatte nur, um mich zu demüthigen, gewünſcht, daß ich mich darnach erkundige. Sie beſoldete ſtets Spione um meine Appartements her; ſo erfuhr ſie

denn auch ſogleich Grumbkows Beſuch und errieth ohne Weiteres deſſen Zweck. Sie wollte ſich davon vergewiſſern und mich darüber ausholen. Nachdem ſie nun eine Zeit lang ſehr freundſchaftlich mit mir geſprochen, kam ſie auf meine Abreiſe. »Ich bin in Verzweiflung,« ſagte ſie, »Dich zu verlieren; ich habe mein Möglichſtes gethan, um den Zeitpunkt unſerer Trennung hinauszuſchieben. Was mich am meiſten betrübt, iſt dies, daß ich Dich ſo ſchlecht verſorgt ſehe. Denn ich weiß das Alles bis auf den Punkt. Der König hat Dich grauſam verlaſſen; ich habe es vorausgeſehen, Du haſt mir aber nicht glauben wollen. Deſſenohnerachtet billige ich es ſehr, daß Du mit Grumbkow geſprochen haſt, und bin überzeugt, daß er, wenn er kann, Dir dienſtlich ſein wird. Was hat er Dir denn gerathen?« Ich bekenne meine Alberuheit, daß ich ihr meine ganze Unterhaltung mit ihm erzählte, indem ich ſie beſchwor, ſie geheim zu halten. »Ich verſpreche es Dir,« fuhr ſie fort, »ich kenne die Wichtigkeit von dem, was Du mir geſagt haſt, zu gut, um davon zu ſprechen.« Zu meinem Unglücke war ſie denſelben Nachmittag mit dem Könige allein. Da ſie nun nicht wußte, wie ſie ihn unterhalten ſollte, ſo entdeckte ſie ihm dieſen Johannistopf und erzählte ihm, was ich ihr anvertraut. Der König ſtellte ſich, als beklage er mich und ſei über meinen Zuſtand gerührt, aber im Grunde des Herzens war er tief verletzt, daß ich mich an ſie und an Grumbkow gewendet. Er war mißtrauiſch und bildete ſich ein, daß ich intriguire, daher er mich dafür ſtrafen wollte. Kaum hatte er alſo die Königin verlaſſen, als er ſich meinen Heirathscontrakt geben ließ und von der für den Prinzen und mich beſtimmten Summe 4000 Thaler abzog.

Die Königin, siegreich über den großen Dienst, den sie mir erzeugt habe, ließ mich eiligst rufen. »Du hast nicht mehr nöthig, Grumbkow in Deine Angelegenheiten zu mischen,« sagte sie zu mir, als ich eingetreten; »ich habe mit dem Könige gesprochen,« fuhr sie mich umarmend fort, »ich habe ihm unser Gespräch von diesem Morgen mitgetheilt, er hat dadurch gerührt geschienen und mir versprochen, Dich zufrieden zu stellen.« Es fehlte wenig, so wäre ich zur Salzsäule geworden, wie Loths Frau. Meine erste Bewegung war in Jeremiaden und ehrfurchtsvolle Vorwürfe über ihre Indiscretion auszubrechen. Sie ward darüber böse und brachte mich durch harte Worte zum Schweigen. Ich verwünschte meine Unbesonnenheit tausend Mal. Jetzt hatte ich den Lohn davon und konnte darüber nicht murren. Grumbkow ließ mir durch Herrn von Voigt die schmerzlichsten Vorwürfe machen und mir Nachricht von der schönen Sache geben, die der König eben angestellt. Er beklagte sich bitter darüber, daß ich ihn dem Zorne dieses Fürsten ausgesetzt habe, und ließ mir zusichern, daß er sich künftig in nichts mehr mischen werde, was mich betreffe. Diese letzte Geschichte brachte mich aufs Aeußerste und verursachte mir heftigen Kummer.

Der Markgraf, mein Schwiegervater, und die Höfe von Anspach, Meiningen und Bevern reisten während dessen ab. Ich bedauerte diesen letztern und besonders die Herzogin sehr, zu der ich eine innige Freundschaft gefaßt hatte. Sie war die Vertraute meiner Leiden gewesen und hatte mir viele gute Dienste geleistet.

Der König kam nach Potsdam zurück, wohin die Königin sich mit mir vor meiner Abreise nach Baireuth begeben sollte.

Die Ungeduld, dahin zu kommen, ließ mich Stunden und Minuten zählen. Berlin war mir so verhaßt worden, als es mir vordem theuer war. Ich schmeichelte mir, mit Ausnahme des Reichthums, ein sanftes und ruhiges Leben in meinem neuen Aufenthaltsorte zu führen, und ein glücklicheres Jahr als das eben beendete zu beginnen.

Ende des ersten Theils.

Leipzig, Druck und Papier von Phil. Reclam jun.

# Memoiren

von

# Friederike Sophie Wilhelmine

Markgräfin von Baireuth

Schweſter

**Friedrichs des Großen**

vom Jahre 1706 bis 1742.

---

Von ihr ſelbſt niedergeſchrieben.

---

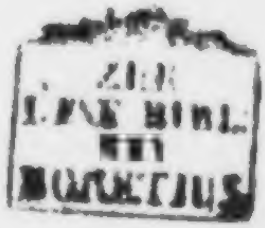
Nach dem franzöſiſchen Original überſetzt

von

Th. Hell.

---

Zweiter Band.



---

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1845.

1922 K 203

# Memoiren meines Lebens.

## 1732.

Der Anfang des Jahres 1732 bildete eine neue Epoche. Schon seit einiger Zeit fühlte ich mich sehr unwohl; ich hatte die Ursache davon der beständigen Aufregung meines von so vielen und so verschiedenen Widerwärtigkeiten gebeugten Gemüthes zugeschrieben. Ich wollte meine Andacht verrichten; in der Kirche überfiel mich eine Ohnmacht, die mehrere Stunden dauerte. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Bette, umgeben von einer Menge Leute, unter ihnen die Königin, die mir zu Hilfe geeilt waren. Der Arzt meinte, ich sei schwanger; man neckte mich sehr deshalb, ich aber gab nicht Acht auf das, was man zu mir sprach; ich litt zu sehr. Ich war den ganzen Tag über Anfällen von Ohnmachten ausgesetzt, die mich verhinderten, aufzustehen. Tags darauf ließ die Königin mir sagen, sie würde am Abende zu mir kommen, um das Dreikönigsfest bei mir zu feiern; es war ein trauriges kleines Fest, denn Denen, die ihm beiwohnten, schien es nahe zu gehen, mich zu verlieren; Allen standen die Thränen in den Augen. Ich nahm zärtlichen Abschied von der Markgrafin Philippine; meine Verheira-

thung hatte unſerer Freundſchaft keinen Eintrag gethan. Es betrübte mich, von meinen Freundinnen ſcheiden zu müſſen.

Am folgenden Tage, am 7. Januar, begaben wir uns nach Potsdam. Hier empfing mich der König mit offenen Armen; die Hoffnung, bald Großvater zu werden, verurſachte ihm eine Freude, von der man ſich keine Vorſtellung zu machen vermag; er überhäufte mich mit Liebkoſungen und Aufmerkſamkeiten. Ich benutzte dieſe günſtige Stimmung, ihn zu bitten mir eine Gnade zu erweiſen. Fräulein von Sonsfeld hatte drei Nichten, Töchter des General Marwitz, die ſie, da ihre Schweſter todt war, hatte erziehen laſſen. Die drei Mädchen waren Erbinnen eines ſehr beträchtlichen Vermögens; die Tante wünſchte das älteſte derſelben, das vierzehn Jahre alt war, mit ſich nach Baireuth zu nehmen, um es völlig auszubilden, wagte jedoch nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs ihrem Wunſche gemäß zu handeln; dieſer Fürſt hatte eine Verordnung erlaſſen, welche allen reichen Mädchen bei Beſchlagnahme ihres ſämmtlichen Vermögens unterſagte, aus dem Lande zu gehen. Der König gewährte mir dieſe Gnade unter der Bedingung, daß ich ihm mein Ehrenwort verpfändete, dieſes Mädchen nicht außerhalb ſeiner Staaten zu verheirathen*); hierin genügte ich ihm.

Da der 11. Januar endlich zum Tage meiner Abreiſe angeſetzt worden war, ſo beſchloß ich einen letzten Verſuch zu machen, dieſen Fürſten zu milderen Geſinnungen zu ſtimmen. Ich fand Gelegenheit, ihn ohne Zeugen zu ſprechen, ihm mein Herz zu öffnen. Ich entſchuldigte mein früheres Benehmen,

*) Da dieſer Artikel für die Folge dieſer Denkwürdigkeiten von Bedeutung iſt, ſo bitte ich den Leſer ihn zu beachten.

ohne die Königin bloszuſtellen, ſchilderte ihm mit den rührendſten Farben den Schmerz, den es mir gemacht, mich in Ungnade bei ihm zu wiſſen, entwarf ihm ein ungekünſteltes Bild meiner gegenwärtigen Lage: ich bat ihn bei dem Heiligſten, was es gebe, mir ſeinen Beiſtand, ſeinen Schutz zu bewilligen. Meine Rede blieb nicht ohne Wirkung; er zerfloß in Thränen, und konnte mir vor Schluchzen nicht antworten. »Ich bin in Verzweiflung,« ſagte er endlich, ſich Gewalt anthuend, »Dich nicht gekannt zu haben; man hatte mir ein ſo ſchreckliches Bild von Dir entworfen, daß ich Dich eben ſo ſehr haßte, als ich Dich jetzt werth halte. Hätte ich mich an Dich gewendet, ſo würde ich mir und auch Dir viel Kummer erſpart haben; aber man hielt mich ab mit Dir zu ſprechen, indem man mir vorſtellte, Du ſeieſt bösartiger als der Teufel, und würdeſt mich vielleicht zu Zornäußerungen treiben, zu denen ich es nicht kommen laſſen wollte. Deine Mutter hat durch ihre Intriguen zum Theil das Unglück der Familie gemacht; ich bin auf allen Seiten betrogen und hintergangen worden; aber die Hände ſind mir gebunden und ich muß, obgleich das Herz mir blutet, dieſe Unredlichkeiten unbeſtraft laſſen.« Ich nahm Parthei für die Königin, ſtellte ihm vor, daß ihre Abſichten gut geweſen, und nur die Freundſchaft, die ſie für mich und meinen Bruder gehegt, ſie veranlaßt hätte, zu handeln wie ſie gehandelt, er ihr alſo nicht übel wollen dürfe. »Gehen wir nicht auf dieſe Einzelnheiten ein,« erwiderte er, »was geſchehen iſt, iſt geſchehen, ich bin willig, es zu vergeſſen. Was Dich betrifft, liebe Tochter, ſo ſei überzeugt, daß Du mir das liebſte Glied der Familie biſt, und daß ich dem Dir abgelegten Verſprechen, Dich beſſer als meine andern Kinder zu bedenken, mit religiöſer Treue nachkommen

werde. Fahre fort Vertrauen in mich zu ſetzen, und rechne immer auf meinen Beiſtand und meinen Schutz. Ich bin zu betrübt, als daß ich Abſchied von Dir nehmen könnte; umarme Deinen Gemahl von mir, ich bin zu ergriffen zu einer Zuſammenkunft mit ihm.« Er zog ſich weinend zurück. Auch ich entfernte mich unter Schluchzen und begab mich zur Königin. Die Trennung von ihr war nicht ſo rührend, als die vom Könige es geweſen war. Ungeachtet meiner Unterwürfigkeitsbezeigungen und zärtlichen Liebkoſungen blieb ſie kalt wie Eis; ſie verrieth nicht die mindeſte Bewegung, gab mir nicht das kleinſte Zeichen von Wohlwollen. Der Herzog von Holſtein führte mich an den Wagen, in welchen ich mit dem Prinzen und Fräulein von Sonsfeld ſtieg.

Ich gelangte an demſelben Abende glücklich in das erſte Nachtlager, nach Kloſter Zinne. Minder glücklich als die Reiſe des erſten war die des zweiten Tages. Mein Wagen ward umgeworfen, nach der Seite, auf welcher ich ſaß; zwei Paar geladene Piſtolen und zwei Geldkaſten, die man, ich weiß nicht warum, in denſelben geſtopft hatte, fielen auf mich, ohne mir den geringſten Schaden zuzufügen. Fräulein von Sonsfeld hielt mich für todt; ſie war vor Schreck ſo verblendet, daß ſie nicht aufhörte wie beſeſſen zu ſchreien: »Mein Gott, Herr Jeſus! habt Mitleid mit uns.« Ich glaubte, ſie ſei verletzt; dieſer Gedanke erſchreckte mich mehr als das Umwerfen; ich befragte ſie deshalb; »Ach mein Gott! nein, Hoheit,« ſagte ſie, »ich hege blos Beſorgniß um Sie!« Der Erbprinz, mehr todt als lebendig, war zum Kutſchenſchlage hinaus geſprungen; er hatte nicht den Muth mich zu fragen, ob ich Schaden genommen. Der Auftritt kam mir komiſch vor; ich war gleich einem Maul-

thiere mit allem Gepäck im Wagen beladen, man hatte Mühe mich davon zu befreien. Es fror, daß die Steine hätten berſten mögen, meine Schuhe blieben am Eiſe haften. Ich würde der Gefahr ausgeſetzt geweſen ſein, das Schickſal von Loths Weibe zu haben, in eine Eisſäule verwandelt zu werden, wäre mein Gefolge nicht herbei gekommen, mir aus der Noth zu helfen. Meine Damen weinten und lamentirten; ſie nahmen als ausgemacht an, ich müſſe eine unzeitige Niederkunft haben. Man begoß mich mit allen Arten ſtarken Waſſers und verlangte, ich ſolle abſcheuliches Zeug verſchlucken, von dem ich nichts wiſſen wollte. Endlich richtete man den Wagen wieder auf und ich ſetzte meine Reiſe fort. Es begleitete mich der königliche Geheimerath Herr von Borſtel; er ſollte am Hofe von Baireuth die Eigenſchaft eines Geſandten annehmen. Sobald wir in Torgau angekommen waren, begab er ſich zu meiner Gouvernante, um ihr aufzutragen, mir vorzuſtellen, daß, obgleich ich mich durch den Sturz, den ich gemacht, nicht verletzt fühlte, die Klugheit doch verlange, mich einige Tage unterwegs aufzuhalten, um den böſen Folgen, die er haben könne, vorzubeugen. Fräulein von Sonsfeld und Herr von Voigt waren derſelben Meinung; man machte dem Prinzen ſo Angſt, daß des andern Tages nach Leipzig zu gehen Alles war, wozu ich ihn vermögen konnte. Ich rechnete darauf, mich da zu beluſtigen; die Meſſe, eine der berühmteſten in Deutſchland, ward eben gehalten; zu dieſer Zeit gab es immer viele Fremde in dieſer Stadt, auch pflegte ſich der Hof von Dresden dahin zu begeben.

Wir kamen am folgenden Tage in derſelben an; des Anſtandes wegen legte ich mich zuvörderſt zu Bette. Ich erkundigte mich ſogleich, ob viele Fremde da wären? Aber,

o Schmerz! die Meſſe war beendigt, der Hof, die Fremden waren Tags vorher abgereiſt. Statt mich zu beluſtigen, langweilte ich mich die zwei Tage über, die ich mich dort aufhalten mußte, auf grauſame Weiſe. Ermüdet durch alle die Anreden und Feierlichkeiten, denen ich ausgeſetzt geweſen, brach ich endlich auf, um meine Reiſe fortzuſetzen. Bis auf die Furcht, welche mir die Felſen und Abgründe verurſachten, ging ſie glücklich von Statten. Die Wege waren abſcheulich; obgleich es entſetzlich kalt war, hielt ich es doch für beſſer zu Fuß zu gehen, als mich rütteln zu laſſen.

Endlich gelangte ich nach Hof, der erſten Stadt des Gebietes von Baireuth. Man empfing mich auf feierliche Weiſe, mit Kanonendonner; die Bürgerſchaft war bewaffnet in den zum Schloſſe führenden Straßen aufgeſtellt. Der Marſchall von Reitzenſtein, mit einigen Herren vom Hofe und dem geſammten nichtmediatiſirten Adel des Voigtlandes, empfingen mich am Fuße der Treppe, — wenn man eine Art hölzerner Leiter ſo nennen kann — und führten mich nach meinen Gemächern. Herr von Reitzenſtein wünſchte mir im Namen des Markgrafen Glück zu meiner Ankunft in deſſen Lande. Dann mußte ich eine lange Anrede des Adels anhören. Herr von Voigt hatte mich ſehr gebeten, dieſe Leute gut aufzunehmen. Es iſt bekannt, daß das Haus Oeſterreich dem Adel auf Unkoſten der Fürſten gewiſſe Vorrechte ertheilt hat; dieſe Vorrechte ſind völlig ungerecht, gehen auf Nichts hinaus, als die Souveraine des Reichs zu erniedrigen. Dieſe haben ſie nie anerkennen wollen; jeder nichtmediatiſirte Edelmann maßte ſich an, bei ſich zu Hauſe für eben ſo ſouverain gelten zu wollen als der Fürſt, deſſen Vaſall er iſt, woraus immerwährende Prozeſſe und Chi-

canen entſtehen. Der Adel des Voigtlandes hatte ſich von dem übrigen getrennt, weil er mit den andern Kreiſen in Streit gerathen war. Der Markgraf hatte dieſe Gelegenheit ergriffen, ihn, bis auf einige Privilegien, mit ſeinen andern Vaſallen auf gleichen Fuß zu ſtellen; ja, hiermit nicht zufrieden, hatte er kurz vor meiner Verheirathung verſucht ihm auch das noch zu nehmen, was er ihm bisher gelaſſen. Keineswegs geſinnt das zu dulden, hatten die Herren ſich aufgelehnt und einen Aufſtand erregt, der, wäre er nicht unterdrückt worden, Unheil zur Folge hätte haben können. Bei meiner Ankunft waren die Gemüther noch ſehr erbittert. Herr von Voigt, einer ſehr berühmten reichsadeligen Familie angehörend, aber aus einem andern Kreiſe und im Markgrafthume nicht begütert, ſtellte dem Fürſten vor, daß man, um die Ruhe herzuſtellen, dieſe Leute durch Milde auf gute Art zu gewinnen ſuchen müſſe. Alle waren aus großen Häuſern und Viele von ihnen ſehr reich. Nun glaubt man ohne Zweifel, daß ihr Benehmen darnach geweſen? Keineswegs. Ich ſah deren gegen dreißig, größtentheils Reißenſteine, lauter Geſichter, mit denen man die kleinen Kinder hätte ſchrecken können. Ihre Phyſiognomien waren halb bedeckt von alten zerzauſten Haarſchauben, die ihnen ſtatt der Perrücken dienten, und in denen Läuſe ebenſo alter Herkunft wie ihre eigene, ſeit undenklichen Zeiten ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten. Ihre ungeſchlachten Geſtalten waren durch Kleider aufgeputzt, die den Läuſen an alter Abkunft nicht nachſtanden; es waren Erbſtücke ihrer Vorältern, die ſie vom Vater auf den Sohn übertragen hatten; die meiſten waren nicht auf ihren Leib gemacht, und das Gold daran war ſo unſcheinbar, daß man es nicht zu erkennen vermochte; gleichwohl waren es ihre Staats-

kleider, und ſie hielten ſich unter dieſen altväteriſchen Lumpen für wenigſtens ebenſo ehrwürdig wie der Kaiſer, wenn er die Gewänder Karls des Großen trägt. Ihre plumpe Weiſe paßte vollkommen zu ihrem Aufputze, man hätte ſie für Bauernvolk halten können; dazu kam noch, daß die meiſten kräzig waren, wodurch ihre Reize ſehr erhöht wurden. Ich hatte, wenn ich dieſe Leute anſah, die größte Mühe von der Welt, mich des Lachens zu enthalten. Doch war das nicht Alles, denn einen Augenblick nachher ſtellte man mir eine andere Thiergattung vor, die Geiſtlichen, deren Rede ich auch noch anhören mußte. Sie trugen ſo große Krauſen um den Hals, daß man ſie für kleine Körbe hätte halten können. Der, welcher mich beglückwünſchte, redete durch die Naſe und ſprach ſo langſam, daß ich nahe daran war die Geduld zu verlieren. Ich machte mich endlich von dieſer Arche Noah's los, indem ich mich zur Tafel ſetzte, zu welcher die Erſten des Adels eingeladen waren. Um dieſen Automaten Rede abzugewinnen, begann ich von verſchiedenen gleichgiltigen Gegenſtänden zu ſprechen, vermochte jedoch nichts als Ja oder Nein aus ihnen zu bringen; da ich nicht mehr wußte, was ich ſagen ſollte, fiel mir ein von Landwirthſchaft zu ſprechen. Der bloße Name reichte hin ihren Geiſt zu wecken; in einem Augenblicke war ich über den Stand ihres Hausweſens und alles deſſen, was dazu gehört, belehrt; es erhob ſich ſogar ein ſehr geiſtreicher und für ſie ſehr intereſſanter Streit. Einige behaupteten, das Vieh des flachen Landes ſei ſchöner und bringe mehr ein als das der Gebirge; ein paar ſchöne Geiſter der Bande waren entgegengeſetzter Meinung. Zu dieſem Allen ſagte ich kein Wort und war eben im Begriff vor Langerweile einzuſchlafen, als man mir von Seiten des

Herrn von Voigt hinterbrachte, ich müsse den Anfang machen, aus einem großen Glase auf des Markgrafen Gesundheit zu trinken. Man brachte mir ein Gefäß so umfangreicher Taille, daß ich den Kopf hätte hinein stecken können; dabei war es so schwer, daß wenig fehlte, so hätte ich es fallen lassen. Der Hofmarschall antwortete auf mein Debüt, indem er auf meine Gesundheit trank; dann brachte er die des Königs und der Königin, endlich die meiner Geschwister aus. Ich fühlte Kreuzschmerzen vom Referenzmachen, und ehe ein Augenblick verging, sah ich mich in Gesellschaft von vierunddreißig Säufern, denen Trunkenheit ferneres Trinken unmöglich machte. Müde wie ein Hund, und aller dieser unglückseligen Gesichter so satt, daß ich Lunge und Leber hätte von mir geben mögen, stand ich endlich auf und zog mich, von dieser Eröffnungsscene wenig erbaut, zurück. Um das Maaß meines Verdrusses voll zu machen, kündigte man mir an, ich müsse auch den folgenden Tag in Hof bleiben, weil des Sonntags zu reisen nicht ziemlich sei. Man bewirthete mich mit einer der Gesellschaft vom vorigen Tage sehr angemessenen Rede. Der Pastor gab uns eine ausführliche, historische, kritisch-scandalöse Beschreibung aller Ehen, die von Adam und Eva an bis zu Noah's Zeiten, seit Erschaffung der Welt geschlossen wurden. Er ließ sich's angelegen sein, die Ereignisse den Umständen gemäß auszumalen, was der Männer lautes Gelächter erregte und uns vor Schaam erröthen machte. Das Mahl glich dem bereits beschriebenen. Im Laufe des Nachmittags hatte ich ein neues Fest, den weiblichen Hof zu empfangen, den ich noch nicht gesehen hatte; es waren die fenschen Gemahlinnen der Herren Edelleute; sie standen ihren werthen Gatten in Nichts nach. Man stelle sich in großen

Haarlocken oder vielmehr Schwalbennestern aufgesetzte Ungeheuer vor; ihre Haare waren falsch und voller Schmutz und Unrath; ihre Kleider waren so altfränkisch wie die ihrer Männer; funfzig Bandschleifen von allen Farben erhöhten den Glanz; Alles das war von linkischen und oft wiederholten Knixen begleitet. Ich habe nichts Komischeres gesehen. Unter diesen Fratzengesichtern gab es einige, die am Hofe gewesen waren; diese spielten die Rolle, welche die petits-maitres zu Paris spielen; sie affectirten vornehmen Anstand und anmuthiges Wesen, welches nachzuahmen die Uebrigen sich alle mögliche Mühe gaben. Zu diesem Allen füge man noch die Art, auf welche sie uns musterten, hinzu; es läßt sich nichts Lächerlicheres und des Belachens Wertheres denken.

Am folgenden Tage reiste ich endlich ab, um nach Gefreß zu gehen, wo der Markgraf mich erwartete. Er empfing mich in einer abscheulichen Schenke; um mich über diese schlechte Herberge zu trösten, versicherte er mir, der Kaiser Joseph habe eine Nacht darin zugebracht. Er erwies mir viel Artigkeiten und überhäufte uns, den Prinzen und mich, mit Freundschaftebezeigungen. Nach dem Abendessen führte er mich in mein Schlafzimmer, wo er mich, stehend, zwei Stunden lang unterhielt. Das Gespräch drehte sich lediglich um Télemaque und Amelot d'Houssayes' römische Geschichte. Diese zwei waren die einzigen Bücher, die er je gelesen, dafür wußte er sie aber auch auswendig, wie die Geistlichen ihr Brevier. Die Gabe der Rede besaß der gute Fürst nicht, seine Discurse glichen den alten Predigten, die man sich vorlesen läßt, wenn man einzuschlafen wünscht. Meine Schwangerschaft fing an mir sehr unbequem zu werden. Es überfiel mich eine Uebelkeit, und ich

würde der Länge nach hingefallen sein, wenn der Prinz mich nicht gehalten hätte. Es wandelte mich eine schreckliche Ohnmacht an, aus der ich erst nach einigen Stunden wieder zu mir kam. Obgleich noch sehr unwohl, reiste ich doch des andern Tages nach dem nur drei Meilen entfernten Baireuth ab.

Ich langte am 22. Januar Abends gegen 6 Uhr dort an. Man wird vielleicht neugierig auf die Beschreibung meines Einzuges sein: hier ist sie. Einen Flintenschuß von der Stadt entfernt ward ich vom Oberamtmann von Baireuth, Herrn von Dobenek, im Namen des Markgrafen mit einer Anrede begrüßt. Herr von Dobenek war eine langaufgeschossene Gestalt; er bemühete sich bis zur Ziererei ein gereinigtes Deutsch zu sprechen, und hatte sich die Deklamationskunst der deutschen Schauspieler zu eigen gemacht; übrigens war er ein sehr guter, ehrlicher Mann. Bald nachher zogen wir unterm Donner einer dreifachen Kanonensalve in die Stadt ein. Der Wagen, in welchem die Herren saßen, eröffnete den Zug; dann folgte, mit sechs Postkleppern bespannt, der meinige; dann kamen meine Damen, nach diesen die Kammerleute; endlich schlossen sechs oder sieben Packwagen den Zug. Ich fühlte mich durch diesen Empfang ein wenig verletzt, ließ mir aber nichts merken. Der Markgraf und die beiden Prinzessinnen, seine Töchter, sammt dem Hofe empfingen mich am Fuße der Treppe; er führte mich sogleich nach meiner Wohnung, bei deren Beschreibung ich mich einen Augenblick aufhalten will; sie war so schön, daß sie dies verdient. Man führte mich in dieselbe durch einen langen, mit Spinnweben tapezirten Gang, der so schmutzig war, daß es Uebelkeiten erregte. Ich trat in ein großes Zimmer, dessen größte Zierde in seinem Deckenstück bestand, obschon es altvä-

terisch war. Die darin befindliche gewirkte Tapete mochte zu ihrer Zeit sehr schön gewesen sein, doch jetzt war sie so alt und verblichen, daß man nur mit Hilfe eines Mikroskops errathen konnte, was sie vorstellte; die Figuren darauf waren im Großen dargestellt, und die Gesichter so durchlöchert und von der Zeit mitgenommen, daß es schien, als wären es Gespenster. Das anstoßende Kabinet war mit einem leichten, schmutzfarbenen Brocate ausstaffirt; neben diesem befand sich ein zweites, dessen Ausstattung von grünem durchbrochenen Damaste — ich sage durchbrochen, weil er so zu Fetzen zerrissen war, daß allenthalben die Leinwand durchguckte — von bewundernswürdiger Wirkung war. Ich trat in mein Schlafzimmer, dessen ganze innere Verzierung aus grünem Damaste mit Adlern von verblichenem Golde bestand. Mein Bett war so schön und so neu, daß es in vierzehn Tagen keine Vorhänge mehr hatte; sie zerrissen sobald man sie anrührte. Diese Pracht, an die ich nicht gewöhnt war, überraschte mich ungemein. Der Markgraf ließ mir einen Lehnstuhl geben und Alle insgesammt setzten sich, um eine schöne Conversation zu führen, in welcher Télemaque und Amelot nicht vergessen wurden. Dann stellte man mir die Herren vom Hofe und die Fremden vor; hier sind deren Portraits; ich fange mit dem Markgrafen an:

Dieser Fürst, damals dreiundvierzig Jahre alt, war mehr hübsch als garstig; seine Falschheit verrathende Physiognomie nahm nicht für ihn ein, man kann sie zur Zahl derer rechnen, die nichts versprechen; er war außerordentlich mager und hatte an den Knieen einwärts gebogene Beine; er besaß weder Anstand noch Anmuth, obgleich er sich zwang sie anzunehmen; sein ungesunder Körper enthielt einen beschränkten Geist, er kannte

ſeine Schwäche ſo wenig, daß er ſich einbildete viel Verſtand zu haben; er war ſehr höflich, ohne jene Ungezwungenheit des Benehmens zu beſitzen, welche der Höflichkeit als Würze dienen muß; von Eigenliebe bethört, ſprach er von Nichts als von ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner großen Kunſt im Regieren; er wollte glauben machen, es ſei ihm Feſtigkeit eigen, und maßte ſich die Ueberzeugung an, deren wirklich zu beſitzen, ſtatt ihrer aber war ihm nur viel Schüchternheit und Schwäche zu Theil geworden; er war falſch, neidiſch und mißtrauiſch; indeß dürfte der Fehler mißtrauiſch zu ſein dieſem Fürſten nicht allzuhoch angerechnet werden, indem er ihn nur angenommen hatte, nachdem er von Leuten, in die er ſein Vertrauen geſetzt, vielfältig hintergangen worden war; zu Geſchäften beſaß er keine Anlage, Télemaque und Amelot hatten ſeinem Geiſte eine falſche Richtung gegeben, er zog aus ihnen Maximen der Moral, wie ſie ſeinen Leidenſchaften und ſeinem Charakter zuſagten; ſein Benehmen war ein Gemiſch von Hoch und Niedrig, bald ſpielte er den Kaiſer und führte lächerliche, für ihn ſich nicht ſchickende Hofceremonien ein, und auf der andern Seite erniedrigte er ſich bis zum Vergeſſen ſeiner Würde; er war weder geizig noch freigebig und gab nie unaufgefordert; ſein größter Fehler war den Wein zu lieben, er trank vom Morgen bis zum Abend, was ſehr beitrug ſeinen Geiſt zu ſchwächen. Ich glaube, daß er im Grunde kein böſes Herz hatte. Durch ſeine Leutſeligkeit hatte er die Liebe ſeiner Unterthanen gewonnen; obgleich er nur wenig Geiſt beſaß, war er doch mit viel Scharfſinn begabt, und kannte Die, welche ſein Miniſterium und ſeinen Hof bildeten, aus dem Grunde. Er glaubte ſich auf Geſichtskunde zu verſtehen und mittelſt dieſer Kunſt im Stande zu ſein, den Charakter

Derer, die ihn umgaben, zu ergründen. Mehrere Schelme, deren er sich als Spione bediente, veranlaßten ihn durch falsche Berichte zu Ungerechtigkeiten; ich habe oft ihre Verleumdungen gefühlt.

Die Prinzessin Charlotte, seine älteste Tochter, konnte für eine wahre Schönheit gelten, doch war sie nichts als eine schöne Bildsäule; es gebrach ihr völlig an Verstand, auch war sie zuweilen Geistesverirrungen ausgesetzt.

Die zweite Tochter, Wilhelmine genannt, war groß und schön gewachsen, aber nicht hübsch; sie war durch Verstand dafür entschädigt; bis zu meiner Ankunft hatte sie ihren Vater, dessen Liebling sie war, völlig beherrscht; sie war sehr ränkesüchtiger Gemüthsart, dabei unerträglich hochmüthig, unendlich falsch und sehr kokett. Seit ihrer Verheirathung hat sie sich völlig gebessert und ich kann sagen, daß sie jetzt ebenso viel gute Eigenschaften besitzt, als sie sonst schlechte an sich hatte.

Frau von Gravenreuther, ihre Gouvernante, war eine gute Landdame, die ihnen nur zur Gesellschafterin diente.

Der erste Minister, der Herr Baron von Stein, ist aus einem sehr großen und berühmten Hause; er weiß sich zu benehmen, hat Welton, dabei ist er ein sehr ehrlicher Mann, der sich jedoch der Sünde, zu viel Verstand zu haben, nicht schuldig macht; er gehört zu den Leuten, die zu Allem Ja sagen und nicht über ihre Nase hinaus denken.

Herr von Voigt, mein Oberstthofmeister, gleich Jenem aus berühmtem Hause, war zweiter Minister. Er ist ein Mann, der überall hin paßt, viel gereist ist und in der großen Welt gelebt hat; er ist recht angenehm in Gesellschaft, dabei ein Ehrenmann; sein Hochmuth und sein absprechender Ton machten ihn

verhaßt; sein Verlangen zu herrschen verleitete ihn zu groben Fehlern; sein Mangel an Festigkeit, und die Gewohnheit überall Gespenster zu sehen, hatten veranlaßt, daß man ihm den Namen Vater der Schwierigkeiten beigelegt. Wirklich gab es Nichts, woran er nicht Anstoß genommen hätte, er ängstigte sich unaufhörlich ohne Grund und Ursache.

Herr von Fischer, gleichfalls Minister, hatte sich aus dem Bürgerstande, dem er angehörte, nach und nach zu seinem Amte empor geschwungen. Er besaß das Verdienst der Leute seiner Gattung, deren Gewohnheit es ist, im Glücke die Niedrigkeit ihrer Herkunft zu vergessen; er spielte den großen Herrn, war zanksüchtig, ränkevoll, ehrgeizig, von werthlosem Charakter; damals besaß er das Vertrauen des Markgrafen; höchst ärgerlich, daß er an meiner Verheirathung keinen Theil gehabt, daß Herr von Voigt, sein Todfeind, daran gearbeitet hatte, ließ er das ganze Gewicht seines Zornes auf den Prinzen und mich fallen; er hat uns grausame Leiden bereitet.

Herr von Corff, der Oberstallmeister, konnte mit Recht für den größten Tölpel seines Jahrhunderts gelten; obgleich es ihm an gewöhnlichem Menschenverstande gebrach, hielt er sich doch für sehr geistreich; er war, was man eine boshafte Bestie zu nennen pflegt, denn er verlegte sich auf Ränke und Ohrenbläserei.

Der Oberjägermeister von Gleichen ist ein guter, ehrlicher Mann, der sich um nichts bekümmert, was seines Amtes nicht ist; seine ostrogothische Physiognomie trägt das Gepräge seines Schicksals; das Geweihe Actäons paßte für seinen Stand; er trägt es mit Geduld, da er eingewilligt, sich von der Frau, von der es ihm aufgesetzt worden war, zu trennen, damit sie

ihren Liebhaber heirathen könne. Ich habe dieſe Dame ſehr oft in Geſellſchaft ihrer beiden Ehemänner geſehen; der erſte lebt noch, der zweite, es war Herr von Berghover, iſt geſtorben.

Der Oberſt von Reitzenſtein iſt ein ſehr bösartiger Menſch, voller Laſter, denen keine Tugend beigegeben; er iſt nicht mehr in Dienſten.

Herr von Wittingenhoff war von Jenem das Nachbild. Die Uebrigen übergehe ich mit Stillſchweigen, denn Die, welche ich genannt, habe ich nur erwähnt, weil ſie zu dieſen Denkwürdigkeiten in Beziehung ſtehen.

Ich war von dieſem Hofe ſehr ſchlecht erbaut, weit ſchlechter aber noch von den elenden Gerichten, die man uns an dieſem Abend auftrug; ſie beſtanden in teufliſchen Ragouts, die man mit ſaurem Weine, großen Roſinen und Zwiebeln angemacht hatte. Als das Mahl zu Ende ging, überfiel mich Uebelkeit und ich mußte mich zurückziehen. Man hatte nicht die mindeſte Sorge für mich getragen, meine Gemächer waren nicht geheizt worden, die Fenſter darin waren zerbrochen, was eine unerträgliche Kälte verurſachte. Ich brachte die ganze Nacht todtkrank, unter Schmerzen und traurigen Betrachtungen über meine Lage hin. Ich befand mich in einer neuen Welt, unter Menſchen, die weit mehr Aehnlichkeit mit Dorfvolke als mit Hofleuten hatten; überall herrſchte Armuth, vergebens ſuchte ich die Reichthümer, die man mir ſo ſehr gerühmt hatte, nirgends war die mindeſte Spur davon zu ſehen. Der Prinz bemühte ſich mich zu tröſten, ich liebte ihn leidenſchaftlich; Uebereinſtimmung in Charakter und Sinnesart verband unſere Herzen; ſie

war in uns das Einzige, was mir Linderung in meinen Leiden gewährte.

Den Tag darauf empfing ich den Hof. Die Damen kamen mir ebenso unangenehm vor wie die Männer. Die Baronin von Stein wollte meiner Gouvernante den Vortritt nicht zugestehen. Ich bat den Markgrafen die Sache zu ordnen; er versprach es, that aber nichts.

Am folgenden Tage war große Tafel; zu jener Zeit war deren oft; ich will die des erwähnten Tages beschreiben. Zu drei verschiedenen Malen, das heißt, um eilf, halb zwölf und um zwölf, ließ Pauken- und Trompetenschall sich vernehmen. Auf das letzte dieser Zeichen begab der Prinz, umgeben von seinem ganzen Hofe, sich zu seinem Vater, den er zu mir führte. Jedermann trug höchst anständige Gallakleidung. Herr von Reitzenstein verkündigte uns, daß aufgetragen sei; er ging mit dem Marschallstabe voraus. Der Markgraf reichte mir die Hand und führte mich in einen großen, gleich meinem Cabinet mit leichtem, schmutzfarbenem Damast meublirten Saal. Die Tafel, von zwanzig Gedecken, stand auf einer Estrade, unterm Thronhimmel, und war von der Garde umgeben. Es ward mir mein Platz am obern Ende angewiesen. Außer Herrn von Borstel und den Ministern war Niemand dazu eingeladen, der übrige Hof blieb hinter uns stehen, bis der erste Gang abgetragen war. Nur meine Gouvernante aß mit uns. Unter Trompeten- und Paukenschall und Kanonendonner brachte man mehr als dreißig Gesundheiten aus. Diese unerträgliche Ceremonie dauerte drei Stunden, die mir drei Jahrhunderte dünkten; ich war so krank, daß ich mich kaum aufrecht zu halten vermochte. Es überfielen mich beständig Ohnmachten, ich konnte

weder essen noch trinken. Der Markgraf veranstaltete um meinetwillen noch mehrere Feste, deren ich mich aber, meines Uebelbefindens wegen, nicht zu erfreuen vermochte; selbst zur Tafel zu gehen war ich nicht mehr im Stande. Meine Gouvernante leistete mir Gesellschaft; um mich der unangenehmen Empfindung, welche das Essen mir verursachte, nicht auszusetzen, aß sie verstohlen. Dagegen ward ich den ganzen Nachmittag über den Markgrafen nicht los; er war mir sehr lästig, ich mußte mir seinetwegen grausamen Zwang anthun. Endlich stellte man ihm vor, weil er mich durch seine Besuche abhalte, meine Bequemlichkeit zu brauchen, verschlimmere mein Zustand sich der Art, daß zu fürchten stehe, ich werde eine unzeitige Niederkunft haben. Ich war sehr mit ihm zufrieden, und versah mich eines ruhigen Lebens. Ich machte die Rechnung ohne den Wirth; noch hatte ich keineswegs das Ende der Laufbahn meiner Widerwärtigkeiten erreicht.

Die Prinzessin Wilhelmine und Herr von Fischer in Verzweiflung über den Einfluß, den ich auf des Markgrafen Gemüth gewann, störten unsern schönen Bund. Ich war einfältig genug, Anlaß zum ersten Zwiste zu geben. Ich schone meine Eigenliebe nicht und gestehe meine Fehler aufrichtig. Herr von Voigt hatte den Posten eines Obersthofmeisters, den er bei mir begleitete, auf Vermittelung des Königs erhalten. Der Markgraf, neidisch und argwöhnisch wie er war, hatte aus Aerger, zu sehen, daß Herr von Voigt sich dem Prinzen und mir zuwendete, gegen Jenen einen heftigen Widerwillen gefaßt, den er jedoch so gut zu verbergen gewußt, daß ihn außer Herrn von Fischer Niemand wahrgenommen hatte. Fischer, Voigts geschworner Feind und Mitbewerber um des Mark-

grafen Gunſt, ergriff die Gelegenheit, dieſen noch mehr aufzureizen. Er ſtellte ihm vor, daß Herr von Voigt, da er zum Reichsadel gehöre, nicht ermangeln werde, den Erbprinzen günſtig für alle Die zu ſtimmen, die ihm gleichfalls angehörten; daß hieraus ärgerliche Folgen entſtehen könnten; daß der Adel des Voigtlandes, da er ſehr unzufrieden ſei, eine Parthei bilden könne, um ihn zu zwingen, der Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes zu entſagen; daß der König Jenen allem Anſcheine nach öffentlich unterſtützen werde; daß des Königs Intereſſen mit denen des Kaiſers ſo genau verbunden wären, daß es keinem Zweifel unterliege, Letzterer werde mit Jenem im Einverſtändniß handeln, um den Markgrafen dahin zu bringen, zu thun, wie der König Victor Amadäus von Sardinien gethan, abzudanken. Herrn Fiſchers pomphafter Galimathias traf in's Schwarze; der Markgraf gab ſich keine Mühe zu entdecken, wie wenig Haltbarkeit in dieſem Schlußbau war. Es kommt dem Kaiſer nicht zu, einen ſouverainen Fürſten zu zwingen, ſich der Regierung zu begeben; er kann ihn ohne die Zuſtimmung des geſammten deutſchen Reichs nicht einmal in die Reichsacht erklären. Derſelbe Herr Fiſcher hatte auch meinen Einzug in Baireuth angeordnet; von [illegible] war dem Markgrafen gerathen worden, uns gleich vom Anfange an zu demüthigen und am Boden zu halten. Noch ward er durch die Aufmerkſamkeiten, die ich ihm ohne Unterlaß bewies, abgehalten, ſich zu entſcheiden; übrigens hatte er, wenn er unangemeldet gekommen war, Herrn von Voigt nie weder beim Prinzen noch bei mir gefunden, und vielleicht wäre ſein Argwohn eingeſchlafen, hätte das Ereigniß, deſſen zu erwähnen ich im Begriff bin, ſeine Beſorgniſſe nicht auf's Neue geweckt.

Herr von Voigt kam eines Tages zu mir, um mich zu bitten, dem Markgrafen vorzustellen, wie er, ungeachtet der Mühe, die er sich gegeben, meine Verheirathung zu Stande zu bringen, für diese Mühe doch nicht den mindesten Lohn davon getragen, daß selbst der Prinz ihm für das Amt, das er bei mir begleite, nicht einen Heller Gehalt zugelegt, und doch veranlasse dieses Amt unvermeidliche Ausgaben, die zu bestreiten er nicht im Stande sei; daher ersuche er mich, zu bewirken, daß der Markgraf ihm die Stelle eines Oberlandvoigts von Hof verleihe, die ihm schon zu verschiedenen Malen versprochen worden sei. Ich fand diese Bitte so gerecht, daß ich nicht den geringsten Anstand nahm, ihm meine Vermittelung zuzugestehen. Ich wollte die rechte Zeit abwarten.

Der Markgraf hatte mehrere Male das Verlangen geäußert, das Silberzeug zu sehen, das mein Vater mir gegeben. Ich erwiderte scherzend, um es ihm in seinem Glanze zu zeigen, wolle ich ihn bewirthen. Einige Tage darauf ließ ich durch den Prinzen meine Einladung an ihn ergehen. Vor dem Nachtessen war Ball. Der Markgraf schien sehr guter Laune; die schlechte stellte sich ein, als wir uns zu Tische setzten. Es ist mir später hinterbracht worden, er habe die Farbe gewechselt, als er den Blick auf mein Silberzeug geworfen; es war sehr schön und viel prächtiger als das seinige. Er verstand so gut sich Gewalt anzuthun, daß er seine frühere Weise bald wieder annahm. Er sagte mir tausend verbindliche Dinge, versicherte mir, ich sei ihm werther als alle seine eigenen Kinder. Ich benutzte diese Gelegenheit, ihm Herrn von Voigts Schreiben zu überreichen, indem ich ihn bat, mir die erste Gunst, um die ich ihn anging, zu gewähren. Er nahm das Papier mit Unge-

ſtüm an ſich. »Ich erſuche Ew. Hoheit inſtändigſt,« ſagte er, »in Zukunft ſparſam mit den Bittſchriften zu ſein; wenn ich den Leuten Gnadenbeweiſe geben will, denke ich ſchon ſelbſt daran und brauche Niemand, mich deſſen eingedenk zu machen.« Ueberraſchung hinderte mich zu antworten. Einen Augenblick nachher ſtand er auf. Ich war im höchſten Grade gegen ihn aufgebracht; ich geſtehe meine Schwäche. Ich war zu großartigen Ideen auferzogen worden, mehrere Male beſtimmt geweſen die größten Throne Europa's einzunehmen; ich war der Gefühle voll, die man mir in Berlin eingeflößt hatte, wo man vom Könige nur wie vom erſten und mächtigſten Monarchen dieſer ungeheuern Halbkugel ſpricht; dort behandelt man die Reichsfürſten und ſelbſt die Churfürſten wie ſeine Vaſallen, die er vernichten kann, wann es ihm gut dünkt. Dieſer falſchen Anſicht gemäß glaubte ich, mich zur Schwiegertochter zu haben, ſei für den Markgrafen eine große Ehre, und konnte es nicht verſchmerzen, bei dieſer Gelegenheit mit ſo wenig Achtung von ihm behandelt worden zu ſein; eine höfliche abſchlägliche Antwort würde mich nicht verletzt haben, ſeine zornige Miene, ſeine Geberde, und endlich die trockene Weiſe, auf welche er mir antwortete, verdroſſen mich auf's Lebhafteſte. Ich beklagte mich bitterlich darüber bei Borſtel. Dieſer, der nie in Staatsangelegenheiten verwendet worden war, hegte den meinigen völlig ähnliche Vorurtheile; er war lebhaft und aufbrauſend; anſtatt mich zu beſänftigen, erbitterte er mich vollends. Meine Gouvernante, die ſich gegenwärtig befand, gab, als ſie mich ſo bewegt ſah, Beſorgniſſen um meine Geſundheit Raum. Borſtels Schmähreden hatten ſie aufgeregt, von falſchem Eifer getrieben, näherte ſie ſich dem Markgrafen und machte ihn mit

groſser Sanftmuth auf die Rückſichtsloſigkeit ſeines Verfahrens aufmerkſam. Der Fürſt gab ihr eine rauhe Antwort, ſie erwiderte darauf, mit einem Wort, ſie zankten ſich in vollem Ernſte, was dem Balle ein Ende machte.

Sobald wir uns zurückgezogen hatten, brachte mir der Prinz, der ſchon von dem ganzen Auftritte unterrichtet war, Borſtel und Voigt. Er war jung und aufbrauſend; es gab einen Teufelslärm. Wir ſprachen Alle zu gleicher Zeit; Fräulein von Sonsfeld weinte ohne ein Wort zu ſagen; das ganze Getöſe ging vorüber ohne zu Etwas geführt zu haben.

Am folgenden Tage erhielt der Marſchall von Reitzenſtein den Auftrag, dem Herrn von Voigt den Kopf zu waſchen. Er ſtellte ihm eine Schrift zu, in welcher ihm von Seiten des Markgrafen ſcharf verwieſen ward, ſich an mich gewendet zu haben, um Gnadenbezeigungen zu erhalten.

Damit nicht zufrieden, that er ihm noch den Schimpf an, ihm ſeinen Orden abfordern zu laſſen, unter dem Vorwande, er habe den vom Heiligen Johannes, und beide zugleich könne er nicht tragen. Der Marſchall war ein ſehr ehrlicher Mann und meinte es gut. Er bat Herrn von Voigt mich zu benachrichtigen, der Markgraf ſei furchtbar gegen mich aufgebracht, bei weitem mehr aber gegen Fräulein von Sonsfeld, und daß er, um ſich über der Letzteren Betragen zu beſchweren, geſonnen ſei an den König zu ſchreiben, ihn zu bitten, das Fräulein nach Berlin zurück zu berufen. Borſtel, der eben bei mir war, als Voigt mir dieſe Dinge hinterbrachte, wollte ſogleich eine Stafette an den König abſchicken, um ihn von all dieſem Miſchmaſch in Kenntniß zu ſetzen; dieſem Vorhaben, ſo thöricht es auch war, pflichtete ich bei. Glücklicher Weiſe hatte meine

Gouvernante mehr kaltes Blut; sie rieth Borstel, sich in Gegenwart Derer, die er als Spione des Markgrafen kannte, sehr aufgebracht zu stellen, um sie glauben zu machen, er würde wirklich eine Stafette abgeschickt haben, wenn er nicht durch mich daran verhindert worden wäre. Das Mittel wirkte. Alles, was Borstel zum Scheine gesprochen hatte, ward dem Markgrafen hinterbracht, es setzte ihn in Furcht; meine erdichtete Großmuth erfreute ihn dermaßen, daß er mir des andern Tages einen sehr höflichen Brief schrieb. Ich antwortete gleichfalls sehr höflich, und eine Aussöhnung fand, wenigstens dem Scheine nach, statt. Im Grunde liebte er mich nicht, und der erwähnte Vorfall hatte seinen Argwohn wieder geweckt.

Kurze Zeit nachher erhielt ich Briefe von meinem Bruder; sie waren mit Jeremiaden angefüllt: »Bis jetzt,« schrieb er mir, »ist mein Loos ziemlich angenehm gewesen. Ich habe ruhig in meiner Garnison gelebt, meine Flöte, meine Bücher und einige mir geneigte Menschen machten, daß ich ein sehr friedliches Leben führte. Man will mich zwingen sie zu verlassen, um mich mit der Prinzessin von Bevern zu verheirathen, die ich nicht kenne; das Ja, das man mir abgezwungen, hat mir großen Schmerz verursacht. Soll ich mich immer, ohne Hoffnung auf Veränderung, tyranniſiren lassen? Wäre wenigstens meine liebe Schwester hier, dann wollte ich Alles mit Geduld ertragen.«

Die Betrübniß meines Bruders ging mir sehr zu Herzen. Ich liebte ihn auf's Zärtlichste, der Beweis von Gegenliebe und Vertrauen, den er mir hier gab, machte mir große Freude.

Einige Posttage später meldete mir die Königin die Ver-

lobung des königlichen Prinzen. Ueber meine zukünftige Schwägerin schrieb sie Folgendes:

»Die Prinzessin ist schön, aber dumm wie ein Käsekorb, es gebricht ihr gänzlich an Erziehung. Ich weiß nicht, wie mein Sohn mit diesem Haubenstocke zurecht kommen wird.«

Sorge um meinen Bruder, an dessen Schicksale ich großen Antheil nahm, war nicht das einzige Leiden, das diese Nachricht mir bereitete. Bisher hatte die Prinzessin Wilhelmine sich geschmeichelt, meines Bruders Gemahlin zu werden; in der Meinung, ich könne ihr behilflich sein, war sie mir mit Aufmerksamkeiten aller Art entgegen gekommen. Unbekannt mit ihrer Absicht, hatte ich ihre Zärtlichkeit für baare Münze genommen. Es wäre mir lieb gewesen, hätte eine meiner Schwägerinnen meinem Bruder gefallen können; aus der Schilderung, die ich von ihnen gemacht, ist zu ersehen, daß sie nicht für ihn taugten. Nichts desto weniger war die Prinzessin sehr aufgebracht gegen mich; sie bildete sich ein, ich hätte ihren Wünschen entgegen gehandelt und nicht günstig genug über sie an die Königin berichtet. Neid und Verdruß stimmten sie geneigt, sich zu rächen; sie fand, wie ich gleich berichten werde, bald eine Gelegenheit dazu.

Um diese Zeit erhielt ich wieder einen Brief von meinem Bruder. Er schrieb, da er viel zu sagen habe, was der Feder anzuvertrauen er nicht wage, so habe er den apanagirten Prinzen Alexander von Würtemberg vermocht, über Baireuth zu reisen, um mir von Allem, was vorgehe, Nachricht zu geben. Ich ließ den Markgrafen von diesem Besuche in Kenntniß setzen. Der Markgraf fühlte Abneigung gegen große Gesellschaft, ge-

gen Fremde; er wußte nie was er sagen sollte, das machte ihn verlegen. Um nicht genöthigt zu sein den Herzog zu empfangen, stellte er sich krank, und ließ mich ersuchen, in seiner Abwesenheit die Rolle des Wirthes zu übernehmen. Der Herzog kam sehr spät an. Nach den ersten Complimenten begann er sich der erhaltenen Aufträge zu entledigen. Er versicherte mir, mein Bruder sei in Verzweiflung, sich verheirathen zu müssen, denn die Prinzessin sei so schlecht erzogen, daß sie auf Alles, was zu ihr gesprochen werde, nichts als Ja und Nein zu antworten wüßte; ja es gäbe Leute, die da glaubten, sie schweige aus Politik, weil ein Fehler an der Zunge sie verhindere sich verständlich auszudrücken. Er versicherte mir, Seckendorf und Grumbkow wären beim Könige noch immer allvermögend, die Königin aber, obgleich sie sich vor der Welt Gewalt anthue, überlasse sich tiefem Kummer. Unsere Unterredung dauerte ziemlich lange, sie war zu anziehend, als daß ich vermocht hätte, sie schneller zu beendigen. Es wurden ihm die beiden Prinzessinnen vorgestellt; er grüßte sie, ohne mit ihnen zu sprechen. Die Zeit verging mir so angenehm in seiner Gesellschaft, daß ich ihn inständigst bat, auch den folgenden Tag noch da zu bleiben. Die Prinzessin Wilhelmine spielte des Teufels Ehehälfte, aus Verdruß, daß ich sie dem Herzoge erst vorgestellt, nachdem ich mich so lange mit ihm unterhalten hatte. Sie fing bei meiner Gouvernante an, mit der sie umging wie mit einer Türkin und Ungläubigen, dann kam ich daran. Fräulein von Sonsfeld, die sich nicht viel bieten ließ, und mit gutem Rechte glaubte, es stehe der Prinzessin nicht zu, sie zu mißhandeln, sagte derselben ihre Meinung ohne Umschweife. Ich für meinen Theil blieb eine Zeit lang gelassen; doch endlich verlor ich

die Geduld; ich sagte der Prinzessin einige beißende Dinge, und ließ sie sitzen.

Sobald der Herzog abgereist war, schickte sie eine Italienerin, die als Kammerfrau bei ihr diente, an den Markgrafen ab, um ihn bitten zu lassen, ihr eine Audienz zu gewähren. Dieses Geschöpf, diese Italienerin, war boshaft wie der Teufel; die böse Welt sagte von ihr, sie sei des Markgrafen Maitresse; hierin indeß, glaube ich, hatte man Unrecht. Um den Markgrafen auf das, was die Prinzessin ihm zu sagen haben werde, vorzubereiten, hatte die Italienerin eine lange Unterredung unter vier Augen mit ihm. An diesem Tage war, außer seiner Tochter, Jedermann von des Markgrafen Mittagstafel ausgeschlossen. Sehr überraschte es mich, am Nachmittage verweinte rothe Augen an der Prinzessin wahrzunehmen. Ich fragte, ob sie Verdruß gehabt, denn es komme mir vor, als habe sie geweint. Sie erwiderte ironisch, sie habe den Schnupfen, und daß es sehr thöricht von ihr sein würde sich zu betrüben, da ihr Vater ihr alles Liebe und Gute, was sie nur wünschen könne, erweise. Ich hatte jedoch zu viel Erfahrung, und ließ mich nicht irre machen; es entging mir nicht, daß irgend eine Intrigue gegen mich im Anzuge sei. In dieser Meinung bestärkten mich mehrere mir geneigte Personen, indem sie mir versicherten, die Prinzessin spreche gegen Jedermann das Schlechteste von mir; in der That hatte sie den Markgrafen so gegen mich erbittert, daß er mir nachher manchen bösen Streich gespielt. Vorzüglich beklagte sie sich, sie werde von mir wie eine Magd behandelt, was doch durchaus nicht der Fall war. Nicht zufrieden, Zwietracht zwischen mir und dem Markgrafen zu säen, wollte sie mich auch mit dem Prinzen entzweien; sie belagerte ihn unauf-

hörlich, ging alle Tage mit ihm auf die Jagd, spazieren, so daß ich ihn fast nicht mehr zu sehen bekam.

Da das Wetter schlecht und ich sehr leidend war, so konnte ich nicht ausgehen. Um mich meiner Damen zu entledigen, damit ich nach Lust weinen könne, stellte ich mich des Nachmittags, als ob ich schliefe. Des Prinzen Liebe war allein vermögend, mir Linderung meiner Schmerzen zu verschaffen; durch seiner Schwester Umtriebe sah ich mich mit deren Verluste bedroht. Ich war so arm, daß ich nicht Geld genug hatte, mir ein Kleid machen zu lassen; zwei Vierteljahrstermine, die man mir in Berlin voraus bezahlt hatte, waren in unerläßlichen Geschenken, die ich dort zu machen gehabt, verwendet worden. Weder der König noch die Königin hatte sich Willens gezeigt, mir auch nur einen Heller zu geben; kein Mensch wollte mir Etwas leihen, ich war in großer Bedrängniß. Gleich dem Lamm unter den Wölfen, befand ich mich an einem Hofe, der mehr einem Dorfe glich, unter rohen, boshaften, gefährlichen Menschen, ohne irgend Etwas, was mich zu zerstreuen vermocht hätte. Ich war krank, mein Herz voll Kummer; Fräulein von Sonsfeld suchte mich zu trösten, obgleich sie im Grunde eben so traurig war als ich. Doch ließ ich den Muth nicht sinken; mein Bestreben ging dahin, den Markgrafen wieder zu gewinnen. Ich stelle meine Klagelieder ein, um wieder einen lächerlichen Auftritt zu beschreiben.

Es nahte der St. Georgstag. An diesem Tage hatte der Markgraf Christian Ernst den rothen Adlerorden gestiftet, seitdem war er immer mit großer Pracht und Umständlichkeit gefeiert worden. Der Markgraf ernannte die Ritter; nur Leute aus sehr hohen Häusern erhielten den Orden, der so geachtet

war, daß mehrere Fürsten ihn trugen. Obgleich sehr schwach und niedergebeugt, folgte ich dem Hofe doch nach dem Brandenburger, einem Lustschlosse in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Nie habe ich, was Lage betrifft, etwas Schöneres gesehen; das Gebäude, das viele Fehler an sich hat, ist unbequem, der Garten, ohne groß zu sein, ist hübsch; es begrenzt ihn ein See, in dessen Mitte sich eine Insel befindet; hier hat man einen Hafen angebracht, in welchem eine kleine aus Jachten und Galeeren bestehende Flotte zu sehen ist; das Ganze gewährt einen reizenden Anblick. Im Hafen und auf den Schiffen feuerte man drei Mal das Geschütz ab, dann ertönten die Begrüßungszeichen der Trompeten und der Wirbel der Pauken in dreifacher Wiederholung. Auf das letzte dieser Zeichen begaben wir uns in feierlichem Zuge, der Prinz mit den Herren, ich mit den Damen, zum Markgrafen. Er stand, sehr reich gekleidet, neben einem Tische, auf welchen er sich, um die Etikette des Wiener Hofes nachzuahmen, mit einer Hand stützte. Er trachtete sogar es dem Kaiser nachzumachen, sich ein ernstes, so zu sagen majestätisches Ansehen zu geben, um Respekt einzuflößen; an mir ging sein Bemühen verloren, ich fand sein Thun so lächerlich, daß es mich große Anstrengung kostete, ernsthaft zu bleiben. Der Prinz und ich wurden zuerst zur Audienz gelassen, dann traten die beiden Prinzessinnen ein, nach diesen die Uebrigen, ohne sich an geordnete Reihe zu binden. Als er sich mit Complimenten recht satt gefüttert hatte, verlieh er den Orden zweien Herren, an die er in ziemlich schlechter Sprache eine ziemlich schlechte Rede hielt. Die Kanonen wurden abermals gelöst, dann setzte man sich zur Tafel, an welcher ich jedoch nur einen Augenblick zu verweilen vermochte, weil mir der Geruch

der Speisen unerträglich war. Jede Gesundheit ward von drei Kanonenschüssen begrüßt; man trank reichlich, mit Ausnahme des Prinzen war Jedermann tödtlich betrunken. Es war April, aber unleidlich kalt; ein glücklicher Zufall veranlaßte unsere Rückkehr in die Stadt, und schützte uns vor zwei Festen, nicht minder langweilig als das eben beschriebene, die noch gegeben werden sollten. In den Zimmern der Damen über mir war während der Nacht Feuer ausgebrochen, meine Wohnung ward so beschädigt, daß ich nicht darin bleiben konnte. Ich war sehr erfreut, als ich mich wieder in Baireuth befand, denn die Kälte hatte mir sehr weh gethan.

Einige Zeit nachher erreichte ich die Mitte meiner Schwangerschaft; Fräulein von Sonsfeld ließ dem Markgrafen durch Herrn von Reitzenstein davon Nachricht geben. Reitzenstein verlangte Befehle, um Kirchengebete für mich anzuordnen, wie das überall der Brauch ist. Der Markgraf brach in lautes Lachen aus und erwiderte, das sei eine Finte meiner Gouvernante, er wisse ganz bestimmt, daß ich nicht schwanger sei. Weil ich sehr schlank, war meine Schwangerschaft kaum bemerkbar, und so hatte die Prinzessin Wilhelmine ihm die Meinung beigebracht, ich sei gar nicht schwanger. Es kostete unendliche Mühe ihn zu überzeugen, daß Jene die Wahrheit nicht gesagt; um zu erlangen, daß ich in das Kirchengebet eingeschlossen wurde, mußte Herr von Borstel mit ihm sprechen. Es ist unmöglich zu beschreiben, welche Freude diese Neuigkeit im Lande erregte. Das außerordentliche Vergnügen, das man darüber empfand, verletzte den Markgrafen bis in's Innerste des Herzens; so sehr er sich auch verstellen mochte, merkte man doch,

wie aufgebracht er darüber war. Seine Tochter und Herr Fiſcher nährten ſeine üble Laune durch hingeworfene Reden, indem ſie ihm in die Ohren flüſterten, ſein Sohn ſei mehr geliebt als er ſelbſt, alle Welt würde ſich der aufgehenden Sonne zuwenden. Er legte endlich allen Zwang ab und verkündete laut, er wünſche, ich möchte eine Tochter gebären, denn wenn ich einen Sohn zur Welt brächte, würde er, meinem Heirathscontrakte gemäß, verbunden ſein, meine Einnahmen zu vermehren. Höchſt aufgebracht zog er eines Abends den Prinzen in mein erſtes Cabinet bei Seite; nachdem er ihn lange wegen ſeiner angeblichen Verbindungen mit dem Reichsadel geſcholten, verlangte er ein aufrichtiges Bekenntniß ſeiner Praktiken. Umſonſt war es, daß der Prinz ſchwur, er ſei unſchuldig, daß er ihm vorſtellte, dieſe Erdichtungen ſeien blos das Werk böſer Menſchen, die nichts als ſie zu entzweien beabſichtigten; ſtatt ihn zu enttäuſchen, brachte er ihn nur noch mehr auf. Von Jähzorn hingeriſſen faßte er den Prinzen beim Kragen, ſchon erhob er den Stock, er würde ihn geſchlagen haben, wäre ich nicht erſchienen. Der Prinz hatte den Stock erfaßt und ſuchte ſich loszumachen, um zu entfliehen. Man denke ſich meinen Schreck! In meiner Gegenwart verlor der Markgraf die Faſſung; er ließ den Prinzen los, wünſchte mir einen guten Abend und zog ſich zurück. Der Prinz war außer ſich, es koſtete mich unendliche Mühe ihn zu beruhigen; da er ein ſehr gutes Herz hat, ſo gelang es mir, ihn durch Vorſtellungen zu beſänftigen, daß er einwilligte, ſich gegen ſeinen Vater nachgiebig zu beweiſen. Eine Ausſöhnung fand am folgenden Tage ſtatt; ich benutzte ſie als eine Gelegenheit zu einer Erklärung zwiſchen mir und dem Markgrafen. Ich ſprach ſo ſtark, über-

zeugte ihn so vollkommen von der Grundlosigkeit seines Argwohns, daß er versprach, mir in Zukunft Nachricht von allem Bösen zu geben, was man ihm vom Prinzen und von mir hinterbringen würde. Für meine Schwägerin war diese Aussöhnung ein Donnerschlag, sie fürchtete deren Opfer zu werden, täuschte sich gleichwohl; ich war zu großmüthig, als daß ich vermocht hätte, mich zu rächen.

Ich ließ einige Zeit darauf zu Ader, was eine so große Revolution in mir verursachte, daß ich einige Tage lang sehr krank war. Meine Schwägerin verließ mich fast nie und hatte die größte Sorgfalt für mich. Ich sah voraus, daß sie eine Absicht dabei hatte, ohne sie jedoch errathen zu können. Eines Tages, wo sie allein mit mir war, entdeckte sie es selbst. »Ich schmeichle mir, Hoheit,« sagte sie, »daß Sie mir ein wenig gut sind, daher will ich im Vertrauen mit Ihnen sprechen. Trotz der Güte, die mein Vater für mich hat, vernachlässigt er doch ganz die Sorge für meine Vermählung. Ich laufe Gefahr eine alte Jungfer zu werden, wenn man ihn nicht dazu bringt, daran zu denken. Ich kenne meinen Cousin, den Erbprinzen von Ostfriesland. Wir haben uns seit unserer frühesten Jugend an geliebt und unsere Zuneigung ist mit den Jahren gestiegen. Seine Mutter, meine Tante, wünscht leidenschaftlich unsere Verbindung. Sie hat meinen Vater mehrere Male gebeten, mich nach Ostfriesland zu schicken, und ihm versichert, daß sie mich wie ihre eigene Tochter behandeln und an ihren Sohn vermählen würde, wenn er mir noch gefiele. Ich beschwöre Sie also um Gotteswillen, Hoheit, meinem Vater zuzureden, meinen Wünschen nachzugeben und mir zu erlauben, nach Aurich zu reisen, wo ich am liebsten jetzt schon wäre.«

Ich war in Verlegenheit, da ich nicht wußte, was ich ihr darauf antworten ſollte und fürchtete, dieſe Vertraulichkeit möchte ein Kunſtgriff ſein, meine Gedanken ergründen zu wollen. »Ich bin in Verzweiflung,« entgegnete ich daher, »Ihnen den Dienſt, den Sie von mir fordern, nicht erzeigen zu können. Ich habe ein Gelübde gethan, mich nie in Heirathsangelegenheiten zu miſchen, und kann daher nicht einwilligen, den Markgrafen zu bereden, Sie zu entfernen. Uebrigens, liebe Schweſter, iſt der Schritt, den Sie beabſichtigen, ſehr zarter Natur und verdient, daß Sie reiflich darüber nachdenken, ehe Sie mit dem Markgrafen ſprechen. Sie können nicht von hier fort, ohne ein Eheverſprechen in aller Form zu beſitzen. Es iſt lange her, ſeit Sie den Prinzen von Oſtfriesland nicht geſehen haben, ſind Sie auch gewiß, daß Sie ihn ſo wiederfinden werden, wie Sie ihn verlaſſen haben, und daß Ihre gegenſeitige Neigung ſich nicht geändert hat? Sie würden in dieſem Falle ſehr unglücklich ſein, denn wenn Sie den erſten Schritt gethan, wären Sie gezwungen, ihn zu heirathen, oder Ihr Haus mit Schmach zu bedecken. Uebereilen Sie ſich alſo nicht und thun Sie Nichts, ohne das Für und Wider gehörig bedacht zu haben.« Sie fing heftig zu weinen an und ſagte, ich hätte einen eingewurzelten Haß gegen ſie und wolle ihr nun nicht meinen Beiſtand verleihen, um ſie glücklich zu machen; ſie habe nicht den Muth, ſelbſt mit ihrem Vater von dieſer Sache zu ſprechen, flehe mich aber an, ſie nicht zu verlaſſen und dies in ihrem Namen zu thun. Ich gab endlich ihren dringenden Bitten nach und übernahm den Auftrag.

Der Markgraf war, als er die Abſichten ſeiner Tochter hörte, ſehr verwundert. Er ließ ſie auf der Stelle kommen, da

er nicht glauben konnte, daß Alles sich so verhalte. Sie bestätigte Alles, was ich gesagt hatte und bat ihn dringendst, in ihre Wünsche zu willigen. Dieser Fürst machte ihr dieselben Einwendungen wie ich, aber sie drang so gewaltig in ihn, daß er ihr endlich seine Zustimmung bewilligte. Ich war bei dieser Unterredung nicht gegenwärtig gewesen. Der Markgraf schrieb noch desselben Tages an die Fürstin, seine Schwester, daß er ihr seine Tochter zusenden werde, wenn sie ihm hinreichende Sicherheit wegen ihrer Vermählung gebe. Ich lasse diesen Gegenstand jetzt bis zu der Antwort fallen, die erst einige Zeit nachher eintraf.

Der Kaiser und die Kaiserin gingen ohngefähr um diese Zeit nach Karlsbad, um dort die Mineralwässer zu trinken und zu baden. Dieser Fürst hatte nur drei Prinzessinnen, da der Erzherzog 17.. gestorben war. Man schmeichelte sich, diese wegen ihrer fruchtbar machenden Kräfte sehr berühmten Bäder würden der Kaiserin einen Erzherzog schenken und dadurch die Wünsche von ganz Deutschland erfüllen. Mehrere schlechte Politiker, von denen unser Hof wimmelte, riethen dem Markgrafen, dort dem Kaiser seine Aufwartung zu machen. Der Prinz bat, ihn dahin begleiten zu dürfen, was endlich, obgleich sehr unfreundlich, bewilligt wurde. Sie reisten zusammen mit einem ziemlich ärmlichen Gefolge ab. Obgleich Karlsbad nur zwölf Meilen von Baireuth entfernt, fand der Markgraf doch Mittel, diese erst in vier Tagen zurückzulegen, und hielt alle Viertelmeilen an, um zu essen oder zu trinken. Die Reise selbst gewährte ihm nicht das Vergnügen, das er sich davon versprochen hatte. Kaiser und Kaiserin zeichneten den Erbprinzen sehr aus und unterhielten sich mit dem Markgrafen nur von mir, was

ihn ſehr verdroß. Er mißhandelte während dieſer ganzen Zeit den armen Prinzen, der ſtets zu Hauſe eingeſperrt war, ohne es zu wagen in Geſellſchaft zu gehen.

Nach ihrer Rückkehr bezogen wir die Eremitage, ein Landhaus, einzig in ſeiner Art. Ich verſchiebe die Beſchreibung davon auf einen andern Ort. Die Prinzeſſin von Eutingen, Gemahlin des Grafen von Hohenlohe-Weikersheim, beſuchte mich dort. Dieſe Prinzeſſin, eine Couſine der Kaiſerin Seitens ihrer Mutter, war ſehr häßlich, aber ſehr geiſtreich. Der Markgraf, der ſie ſeit vielen Jahren kannte, liebte ſie und hatte viel Vertrauen zu ihr. Schon ſeit langer Zeit war die Prinzeſſin Charlotte in tiefe Schwermuth verfallen. Ihr Vater konnte ſie auf Anſtiften der Prinzeſſin Wilhelmine nicht leiden und mißhandelte ſie. Auch ihre Schweſter ging ſehr ſchlecht mit ihr um und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſie zum Beſten zu haben, da ſie ſie wegen ihrer Schönheit beneidete. Trotz der Mühe, die ich mir gegeben hatte, ſie mit ihrem Vater in ein gutes Verhältniß zu bringen, war es mir nicht gelungen. Sie eröffnete ihr Herz der von Weikersheim, die dem Markgrafen vorſchlug, ſie mit ſich zu nehmen, um ihre finſtere Laune zu verſcheuchen. So reiſeten ſie denn Beide zuſammen ab.

Die Antwort aus Oſtfriesland kam in dieſer Zeit an. Die Fürſtin gab alle Sicherheit für die Vermählung ihrer Nichte und ihres Sohnes, die man verlangt hatte. Die Abreiſe der Erſteren wurde daher in drei Wochen feſtgeſetzt. Ob ich gleich mit dem Prinzen nie über ſie geſprochen hatte, war er doch ſehr froh ſie loszuwerden. Ihre unregelmäßige Aufführung, verbunden mit ihren Intriguen und dem Böſen, was er ſie öffentlich über mich hatte ſprechen hören, hatten ſie ihm ganz

zuwider gemacht. Die Veränderung, die ſie an ihm bemerkte, war zum Theil Schuld an ihrem Entſchluſſe, nach Aurich zu gehen, da ſie ſich ſtets geſchmeichelt hatte, ihren Bruder zu beherrſchen und mich dadurch von ſich abhängig zu erhalten. Als ſie nun dieſe Hoffnungen vereitelt ſah, zog ſie dem Verdruſſe, im Schooße ihrer Familie, wo ſie mit der Zeit ein beſſeres Etabliſſement würde gefunden haben, müßig zu bleiben, es vor, ſich zurückzuziehen und eine kleine Parthie zu machen. Der Markgraf ließ uns in der Eremitage und begab ſich nach Himmelskron, um Abſchied von ihr zu nehmen. Sie benutzte den Schmerz, den dieſe Trennung ihrem Vater verurſachte, um uns ſchlechte Dienſte zu leiſten, was ihr auch vollkommen gelang. Nur er und die Wirrköpfe des Hofes vermißten ſie. Ich verbrachte dieſe wenigen Tage ſehr ruhig in der Eremitage. Der Markgraf ſtörte dort unſere kleinen Vergnügungen durch ſeine Rückkehr. Ich kann jene klein nennen, denn ſie waren ſehr mittelmäßig.

Herr von Borſtel hatte ſeine Abſchiedsaudienz und kehrte ſehr wenig mit dem Markgrafen zufrieden nach Berlin zurück. Ohnerachtet meines Verbotes benachrichtigte er doch den König von unſerer traurigen Lage. Dieſer, deſſen Herz von Natur gut war, wurde durch ſeinen Bericht und den erbärmlichen Zuſtand meiner Geſundheit ſehr gerührt. Folgendes ſchrieb er mir darüber mit eigner Hand. Ich ſchreibe es Wort für Wort ab.

„Es thut mir ſehr leid, meine liebe Tochter, daß man Dich ſo peinigt. Ob Du mir gleich nicht ſchreibſt, ſo weiß ich doch recht gut, was Dich krank macht. Du mußt hierher zu Deinem Vater und Deiner Mutter kommen, die Dich lieben; ich will Dir eine gute Wohnung einrichten laſſen, da-

mit Du hier Wochen liegen kannſt. Zähle darauf, daß ich Dir meine Freundſchaft zeigen und Zeitlebens Sorge für Dich tragen werde.«

Ich erhielt noch mehrere Briefe ebenſo dringend wie dieſer. Ich war dem Tode nahe; meine häufigen Ohnmachten hatten Steckflüſſen Platz gemacht. Ich ward ganz ſchwarz, die Augen traten mir aus dem Kopfe und der Athem fehlte ſo ſehr, daß ich ſtets auf dem Punkte ſtand zu erſticken, weil mein ganzes Blut nach der Bruſt ſtrömte. Man hatte alle Aerzte der Stadt zuſammenberufen, um eine Conſultation zu halten. Jedermann war für einen Aderlaß, aber dieſe Herren wollten es nicht. »Noch nie,« ſagten ſie, »hat man einer ſchwangern Frau zwei Mal und beſonders am Fuße zur Ader gelaſſen.« Sie ſetzten hinzu, daß dieſe Mißbräuche, die man in Frankreich eingeführt, allen Regeln ihrer Kunſt geradezu entgegen wären. Was ich ihnen auch ſagen mochte, ſie wollten ſich aus Furcht, ein Verbrechen der verletzten Fakultät zu begehen, dies Dementi nicht geben. Ich hielt mich ohnerachtet aller meiner Schwäche noch für ſtark genug, die Reiſe nach Berlin auszuhalten. Ich lebte in einer furchtbaren Sklaverei. Ich wagte nicht auszugehen oder das Geringſte ohne Erlaubniß vorzunehmen; wenn ich zwei Mal hintereinander mit Jemand ſprach, ſo machte ich ihn unglücklich; wenn der Prinz ausritt, ſo ſagte man, er ruinire die Pferde; wenn er auf die Jagd ging, ſo klagte man ihn an, er vernichte das Wildpret; blieb er zu Hauſe, ſo ſpann er Intriguen; er mochte ſich benehmen wie er wollte, Alles war Verbrechen, und Klagen und Verweiſe hörten nicht auf. Wir beſchloſſen alſo nach Berlin zu reiſen, um uns dieſer Tirannei zu entziehen. Ich bat den König, dem Markgrafen deshalb zu

ſchreiben; er that es auch in den verbindlichſten Ausdrücken. Der Markgraf war erfreut, dieſen Vorwand zu erhalten uns zu entfernen. Weder der Prinz noch ich waren im Stande, die Reiſe zu bezahlen; er mußte alſo mit ſeinem Vater darüber ſprechen. Dieſer hütete ſich Schwierigkeiten zu machen und ſchickte mir am folgenden Tage 1000 Gulden. Die Summe war ſo gering, daß ſie kaum für die Hälfte des Weges ausreichte. Die andere Hälfte fand ich in den Börſen meiner Damen und armen Dienerſchaft. Wir waren am Ende Juni's, und im Auguſt ſollte ich wiederkommen.

Das Publikum murrte ſehr gegen dieſe Reiſe, deren Urſache man der ſchlechten Behandlung des Markgrafen zuſchrieb. Dieſe Klagen wurden ihm hinterbracht. Auf ſeinen Ruf eiferſüchtig wollte er ſich wegen dieſer Anſchuldigungen rechtfertigen. Er wählte Herrn Dobeneck als den Beredteſten an ſeinem Hofe dazu aus, mich zu bereden, in Baireuth zu bleiben. Die theatraliſche Rhetorik dieſes Mannes rührte mich nicht. Ich antwortete ihm ſehr höflich, ohne ihm Etwas zuzugeſtehen, indem ich mich mit dem Verlangen, das ich hätte meine Familie wiederzuſehen, und dem Verſprechen, das ich dem Könige gegeben, nach wenigen Tagen in Berlin einzutreffen, entſchuldigte.

Ich reiſte am folgenden Tage ab und kam Abends nach Himmelskron. Dort empfing uns der Markgraf ſehr freundſchaftlich. Ich fand daſelbſt Herrn von Bodenhauſen, den Caſſelſchen Geſandten, den ich nicht kannte. Meine Magerkeit und Schwäche fielen ihm auf. Er rieth noch an demſelben Abende dem Markgrafen, über den er Etwas vermochte, nicht zuzugeben, daß man weiter reiſe.

Der erſte Arzt des Markgrafen von Anſpach, den man

über meinen Zuſtand befragt hatte, ſtimmte ihm bei, indem er laut erklärte, wenn ich abreiſe, müſſe man mir meinen Sarg nachfahren, denn ich ſei nicht im Stande zwei Poſten zurückzulegen, ohne das Leben auf's Spiel zu ſetzen. Dieſelbe Sprache führte er gegen den Erbprinzen, der ebenſo wenig wie ſein Vater von meiner Reiſe hören wollte. Ich ſah mich alſo genöthigt, ihren Vorſtellungen und Bitten nachzugeben. Damit das Maaß meines Mißgeſchicks voll werde, mußte ich zu Himmelskron bleiben. Dieſes Luſtſchloß war ehedem ein Nonnenkloſter geweſen. Da die Aebtiſſin zum proteſtantiſchen Glauben übergegangen war, ſo hatte man das Kloſter und die Nonnen ſäculariſirt; nach der Letzteren Tode war jenes dem Hauſe wieder zugefallen. Das Schloß iſt ſehr wohnlich und die Lage recht hübſch; als einzige Promenade gibt es da eine Maillebahn, die an Schönheit und Länge der von Utrecht gleicht; der Markgraf hatte eine Falknerei da angelegt, man konnte den Flug von den Fenſtern des Schloſſes aus ſehen. Wir führten daſelbſt ein ſehr trauriges Leben. Der Markgraf betrank ſich alle Tage, ſein Hof that daſſelbe; man ſah nur Leute, die ſich durch Trunkenheit um das Bischen Menſchenverſtand, das ihnen geblieben war, gebracht hatten; Spione umgaben uns; den Tag über zerriſſen uns zwei abſcheuliche Trompeten die Ohren, abſcheuliche Jagdhörner leiſteten ihnen Geſellſchaft. Der Lärm verhinderte mich zu leſen, und doch war dies meine einzige Erholung. Zur Vorleſerin hatte ich die kleine Marwitz, die Nichte meiner Gouvernante. Das Kind war erſt vierzehn Jahre alt und von der Gräfin Fink erzogen worden; es hatte weder Erziehung, noch Gefühl, noch Benehmen. Seine Tante gab ſich viel Mühe, es zu beſſern, des Kindes Unachtſamkeit brachte ſie um alle

Früchte, die sie sich davon versprach. Das Mädchen besaß viel Verstand und ein vortreffliches Gedächtniß; es hing sehr an mir, was die Lust es zu bilden in mir erweckte. Alle Tage sprach ich über das, was wir lasen, mit ihr, ich suchte ihr Gefühl einzuflößen, sie richtig denken zu lehren. Da sie in ziemlich genauer Beziehung zu diesen Denkwürdigkeiten steht, so wird sich mir im Verlaufe derselben häufig Stoff bieten, von ihr zu sprechen.

Endlich verließen wir Himmelskron. Der Markgraf und der Prinz gingen nach Selb, einer kleinen Stadt an der böhmischen Grenze, um einer großen Jagd beizuwohnen, die man dort für sie veranstaltet hatte, und ich kehrte nach der Eremitage zurück.

Ich kam sehr krank da an; zu meinen andern Uebeln hatte sich Schlaflosigkeit gesellt; ich konnte mich, ohne fast zu ersticken, nicht mehr niederlegen. Man ließ den Arzt rufen; dieser ignorans ignorantum ignorantissimus gab mir eine dreifache Dosis einer schon an sich sehr starken Medicin. Als sie zu wirken begann, glaubte ich sterben zu müssen; ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere, was eine unzeitige Geburt befürchten ließ. Meine gute Natur und die Sorge, die man für mich trug, riefen mich in's Leben zurück. Die unendliche Freude, welche eine Stafette vom Könige mir machte, trug zu meiner Heilung bei. Er meldete mir, er rechne darauf, mich in drei Tagen in der Eremitage zu sehen.

Er kam von Prag, hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft in einem bei jener Stadt gelegenen kleinen Orte, Namens Altrop verabredet. Man hatte daselbst einen Saal erbaut, in welchem zu Erleichterung des Ceremoniells zwei Ausgänge an-

gebracht worden waren. Der Kaiser, die Kaiserin und der König sollten zu gleicher Zeit ankommen, zu den auf ihrer Seite befindlichen Thüren eintreten, und bei der Tafel auf ihren Plätzen bleiben. Der König, allen Vorstellungen, die man ihm machen konnte, ungeachtet, begab sich gleichwohl zuerst an den bezeichneten Ort, und überraschte den Kaiser nicht wenig, als er ihm entgegen kam, um ihn zu empfangen; er machte ihm sogar einem gekrönten Haupte übel anstehende Complimente. Ich habe seitdem dieses Zusammentreffen oft von Grumblow beschreiben hören. Er sagte, er hätte aus der Haut fahren mögen, zu sehen, wie sehr sein Herr sich erniedrigte.

Ich schickte den Brief des Königs durch eine Stafette an den Markgrafen. Er sandte mir eine andere, um mich zu bitten, für alles den Empfang des Königs Betreffende Sorge zu tragen, und meldete mir, er werde in Selb bleiben, welches an der Straße liege, um den König zu begrüßen und nach der Eremitage zu begleiten. Auch benachrichtigte er mich, es wären der Prinz Albert, sein Bruder, Generallieutenant in des Kaisers Diensten, und der Prinz von Gotha bei ihm. Wir wohnten sehr enge in der Eremitage, wenn der Markgraf dort war, man kann sich daher denken, mit wie wenig Raum wir uns behelfen mußten, als es galt, den König und sein Gefolge daselbst unterzubringen. Ich ließ Monplaisir, welches eine anstoßende Meierei ist, für den Markgrafen, seinen Bruder und den Prinzen von Gotha einrichten; hiermit war der Markgraf sehr zufrieden. Mit großer Mühe hatte ich diese Einrichtungen eben getroffen, als ein neues Ereigniß, das sich als Ursache all des Verdrusses bewiesen, den ich seitdem zu ertragen gehabt, mir entgegen trat.

Herr von Bindemann, der Einzige vom ganzen Hofe, der bei mir geblieben war, erhielt in der Nacht einen Brief vom Hofmarschall von Anspach, in welchem dieser ihm meldete, der Markgraf und seine Gemahlin gedächten am nächsten Abende mit einem Gefolge von mehr als hundert Personen auf der Eremitage einzutreffen. Der arme Bindemann, obgleich ein sehr ehrlicher Mann, hatte jedoch das Pulver nicht erfunden. Er wollte mich nicht wecken lassen; da er es unmöglich fand, so viele Leute unterzubringen, so antwortete er, der Markgraf von Baireuth werde sich ein Vergnügen daraus machen, den Markgrafen von Anspach bei sich zu sehen, daß er sich aber in großer Verlegenheit um Raum sehe, da man dessen kaum für den König habe finden können. Diese Neuigkeit hinterbrachte man mir bei meinem Erwachen. Ich gab dem Markgrafen auf der Stelle Nachricht von diesem Mißgeschick, indem ich ihm vorstellte, wie sehr sich der Hof von Anspach beleidigt fühlen würde, wenn man nicht Mittel fände, ihm ein Unterkommen in der Eremitage zu bereiten, und daß ich daher entschlossen sei zu campiren, ihm meine Zimmer einzuräumen, damit für jenen Hof Platz in Monplaisir würde. Der Markgraf antwortete mir umgehend, er werde nie zugeben, daß ich meine Wohnung verließe, ich möchte ihm eine Zelle einrichten lassen, denn er sehe wohl ein, daß, wenn man den Markgrafen von Anspach vor den Kopf stieße, es ihm Verdruß bei diesem wie beim Könige bereiten würde.

Ich wartete auf meine Schwester bis um 8 Uhr Abends; ihr Ausbleiben beunruhigte mich; aus Furcht, es könne ihr wohl ein Unfall begegnet sein, schickte ich ihr auf allen Seiten Leute entgegen. Herr von Bindemann nahm meine Verlegenheit

wahr: »Beunruhigen ſich Ihro Hoheit nicht,« ſagte er mit triumphirender Miene, »die Frau Markgräfin wird ſchwerlich kommen, auf jeden Fall iſt ſie umgekehrt.« — »Wie geht es zu, daß Sie davon unterrichtet ſind?« erwiderte ich. »Ah! Ihro Hoheit,« entgegnete er, »man iſt nicht ſo dumm, wie die Leute glauben; ich habe die Verlegenheit, die man Ihnen bereiten würde, wohl voraus geſehen.« Hierauf gab er mir Kunde von der Antwort, die er erlaſſen hatte; die ſchöne That machte ihn ganz ſtolz. Ich meinerſeits ſah ſogleich deren Folgen, zweifelte keinen Augenblick, daß ein ſchrecklicher Verdruß zwiſchen den beiden Häuſern daraus entſtehen, und daß ſie mich aller der Vortheile, die mir ſonſt wohl aus des Königs Beſuche hätten erwachſen können, berauben würde.

Mittlerweile langte der Herr von Seckendorf, der Obermarſchall von Anſpach, an. Ich habe ſchon an einem andern Orte von ihm geſprochen, er war der würdige Vetter des Miniſters zu Berlin. Er ſtimmte im Namen ſeines Herrn und ſeiner Gebieterin einen gewaltig hohen Ton an, ſagte, nie habe man einem Fürſten und nahen Verwandten die Aufnahme ſo unhöflich verweigert; daß der Markgraf, da er die wenige Achtung und Freundſchaft, die man für ihn hege, wohl kenne, gar nicht auf den Gedanken, uns zu beſuchen, gerathen ſein würde, wenn der König ihm nicht befohlen hätte, zu kommen; daß er, Seckendorf nämlich, unverzüglich abreiſen werde, um über unſer Verfahren Klage beim Könige anzubringen, und er mir verſichern könne, der Markgraf habe geſchworen, ſo lange er lebe, den Fuß nie wieder auf das Gebiet von Baireuth zu ſetzen. Als Entſchuldigung führte ich Bindemanns Verfahren an, und es gelang mir endlich, ihn zu überzeugen, daß dieſes

Menſchen Albernheit an der ganzen Verwirrung Schuld ſei. Nichts deſto weniger wollte er abreiſen; ich ſuchte ihn hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, dem Poſtmeiſter ſagen zu laſſen, ihm keine Pferde zu geben.

Ich meldete dem Markgrafen das Vorgefallene noch an demſelben Abende; auch ſandte ich einen Eilboten an Herrn Gleichen, den Oberforſtmeiſter, um ihn zu mir zu entbieten. Ich gab ihm Briefe an meine Schweſter und ihren Gemahl, in welchen ich Beide wegen Bindemanns Quiproquo um Verzeihung bat, und ſie einlud, nach der Eremitage zurückzukehren. Ich brachte die Nacht ſehr ſchlecht hin. Ich hatte außer dem Könige keine Stütze und fürchtete, er werde zornig ſein, denn ich zweifelte nicht im Mindeſten, daß die Anſpachſchen ihn gegen mich aufreizten, daher fürchtete ich ſchlecht behandelt zu werden, was mir in Baireuth ſeiner Folgen wegen tauſend Mal ſchmerzlicher würde geweſen ſein als in Berlin. Zwei Stunden vor Ankunft des Königs kam Herr von Gleichen zurück. Der Markgraf und meine Schweſter antworteten auf die Briefe, die ich ihnen geſchrieben hatte, ſehr höflich; ſie waren ſogar über meine Handlungsweiſe entzückt, aber ſie wollten nicht kommen, welche Vorſtellungen ihnen auch Herr von Gleichen deshalb gemacht hatte.

Der König empfing mich ſehr huldreich. Es rührte ihn, daß er mich kaum noch kenntlich finde, ſo ſehr abgemagert und niedergedrückt war ich. Ich wollte ihn in ſein Apartement führen, er duldete es aber nicht und führte mich in das meine, wo wir allein blieben. Die Freude, die ich fühlte, und die Liebkoſungen, die ich ihm machte, erweckten ihm Vergnügen, da er ſah, daß ſie vom Herzen kamen. Ich erzählte ihm natürlich die

Zerwürfniſſe, die es mit dem Markgrafen von Anſpach gab, und zeigte ihm die Briefe, die mir Gleichen zukommen laſſen, mit der Bitte, uns wieder auszuſöhnen. »Es iſt unangenehm,« ſagte er zu mir, »daß Bindemann dieſen dummen Streich gemacht hat, und beſonders, daß Du mit Menſchen ohne Vernunft zu thun haſt. Mein Schwiegerſohn bildet ſich ein, Ludwig XIV. zu ſein; ihm nach hätteſt Du die Poſt nehmen und ihn um Verzeihung bitten ſollen; er und ſein ganzer Hof ſind Narren. Doch bin ich mit Deinem Benehmen ſehr zufrieden; ich will mit Seckendorf ſprechen und ihnen ſagen laſſen, daß ſie kommen ſollen. Der Henker ſoll ſie holen, wenn ſie mir es abſchlagen.« Mit dieſen Worten ging er und befahl ihm, eine Depeſche deshalb an ſie abzuſenden.

Grumbkow und Seckendorf, der Geſandte, waren im Gefolge des Königs. Ich bezeigte ihnen viele Höflichkeiten. Sie machten mir große Complimente Seiten der Kaiſerin und ſagten mir, daß ſie mit dem Könige in den vortheilhafteſten Ausdrücken über mich geſprochen habe. Dieſer Fürſt, der unſere Unterredung gehört hatte, trat zu mir und ſagte: »Ja, liebe Tochter, Du biſt dieſer Fürſtin für die Geſinnungen, welche ſie für Dich hegt, Dank ſchuldig; ſchreibe ihr daher, um Dich zu bedanken.«

Wir ſetzten uns zu Tafel. Der König gab mir die Hand und ſetzte ſich auf den erſten beſten Platz, den er fand. Er war von ſehr guter Laune. Ich ſtörte dieſe ein wenig. Ich war außerordentlich ſchwach und hatte große Anſtrengungen gemacht, um mich zu zwingen. Auf einmal fühlte ich mich ſo unwohl, daß ich mich fortbegeben mußte. Der König folgte mir und man hatte viele Mühe ihn zu beruhigen. Am andern Morgen ſtand ich

bei guter Zeit auf, um ihn spazieren zu führen. Er fand diesen Ort allerliebst und besonders meine kleine Eremitage, die ich zu einer Tabagie hatte einrichten lassen. »Du hast,« sagte er zu mir, »alle nur möglichen Aufmerksamkeiten für mich; mir ist, als ob ich zu Hause wäre; meine Zimmer sind wie in Potsdam eingerichtet; ich habe meine Schemel, meine Tische und meine Waschbecken darin gefunden. Ich begreife nicht, wie Du es angefangen hast, um alles das in so kurzer Zeit herzustellen.«

Die Gewalt, die ich mir anthat, so lange spazieren zu gehen, war mir nachtheilig. Ich bekam zu Mittag so heftige Erstickungsanfälle, daß man glaubte, es werde mein Tod sein. Da ich mit Ende dieses Monats entbunden werden sollte, und wir schon den siebenten hatten, so glaubte der König, ich stehe auf diesem Punkte. Er ließ also eiligst seinen ersten Leibarzt Stahl holen, der eben erst mit der Hebamme, die mir beistehen sollte, aus Berlin angekommen war.

Dieser Mann war ein sehr geschickter Chemiker, dem man mehrere merkwürdige Entdeckungen verdankt, aber kein großer Physiker. Sein System war sonderbar; er behauptete, daß, wenn die Seele sich durch einen zu großen Andrang der Materie belästigt fühle, sie sich davon losmache, indem sie dem Körper ihr selbst zum Vortheil gereichende Krankheiten bereite, und daß die epidemischen so gefährlichen Uebel nur von der Schwäche dieser Seele herkämen, die nicht die Kraft besitze, diese Materie abzustoßen, sie in ihren Operationen störe und dadurch den Tod herbeiführe. In Folge dieses Raisonnements bediente er sich blos zweierlei Heilmittel, die er ohne Unterschied bei allen Arten von Krankheiten anwandte; dies waren temperirende Pulver

und Pillen. Er fand mich sehr krank und gab mir für's Erste eine Prise seiner Wunderpillen.

Der König und Fräulein von Sonsfeld blieben den ganzen Nachmittag bei mir. Er befragte mich viel über meine gegenwärtige Lage. Ich erzählte ihm alle meine Noth, bat ihn jedoch, den Markgrafen freundlich aufzunehmen, weil, wenn er anders handele, er ihn nur noch mehr reizen würde. »Ich sehe wohl,« sagte er, »daß Du nicht im Stande gewesen bist nach Berlin zu kommen, aber Du mußt nach Deinem Wochenbette dies doch durchaus thun, und alle Schwierigkeiten deshalb beseitigen. Mein Schwiegersohn wird zuerst abreisen und Du wirst ihm folgen, wenn Du wieder hergestellt bist. Ich werde Dich und Dein Gefolge freihalten und die Sachen so einzurichten suchen, daß ich Dich in Vortheil setzen kann. Du nimmst Dein Kind mit Dir. Ich kann nicht dulden, daß man Dich schlecht behandelt. Dein Schwiegervater und mein Schwiegersohn von Anspach sind zwei Narren, die man in ein Irrenhaus einsperren sollte. Ich werde Dir zu Liebe dem Erstern Höflichkeiten erzeigen, aber was den Andern und Deine Schwester betrifft, so werde ich sie zu ihrer Pflicht zurückbringen und ihnen den Kopf waschen, wie sie es verdienen.« Ich beschwor ihn, diesen letzten Vorsatz aufzugeben, indem ich ihm vorstellte, daß er meine Schwester dadurch noch unglücklicher machen würde, und daß er Beide zu ihrer Pflicht zurückführen werde, wenn er es mit Milde anfange, daher ich ihn bitte, gut mit ihnen zu verfahren, aus Furcht, sie möchten mich beschuldigen ihn aufgereizt zu haben, um mich wegen des letzten Streiches zu rächen, den sie mir gespielt. Er ging auf meine Gründe ein und bewilligte mir diese Gnade. Nicht lange nachher kamen sie an. Der König

empfing ſie ſehr kalt. Da es ſchon ſpät war, ſo ſetzte man ſich zur Tafel, wo dieſer Fürſt ſich zwiſchen mich und meine Schweſter ſetzte. Nach der Tafel zog ſich Jeder zurück.

Der König beſuchte am folgenden Morgen meine Schweſter wieder. Ich weiß nicht, ob er unzufrieden mit ſeiner Aufnahme bei ihr war, oder ob ein anderer Grund ihn gegen ſie und ihren Gemahl verſtimmte, aber das weiß ich, daß er den ganzen Tag, der in Vorwürfen hinging, mit ihnen zankte. Abends war Tabagie, welcher wir beiwohnten. Er ließ ſich mit dem Markgrafen, meinem Schwiegervater, in weitläufige Erörterungen über den Zuſtand von deſſen Lande ein. Dieſer Fürſt war darin ſehr unwiſſend und konnte auf die Fragen, die er an ihn richtete, nicht antworten. Dies machte den König böſe und brachte ihn dahin, ihm vorzuwerfen, daß er ſich der Geſchäfte ſo wenig annehme, wodurch die ſchreckliche Unordnung entſtanden ſei, die darin herrſche. »Man betrügt Sie von allen Seiten,« ſagte er ihm, »und benutzt Ihre Nachläſſigkeit. Sie klagen über Ihre Schulden, und thun doch Nichts, um ſie zu bezahlen. Ich habe Ihnen ein Kapital von 260,000 Thalern geborgt, die Mitgift meiner Tochter noch nicht mit gerechnet, ſtatt nun Ihre Gläubiger zu befriedigen, laſſen Sie dieſe Summe in Ihren Koffern vermodern und verlieren die Zinſen, die ſie Ihnen bringen müßte, ſowie Ihren Credit. Es iſt Zeit, in Alles das Ordnung zu bringen. Alle Ihre Sorgen werden nutzlos ſein, wenn Sie nicht Alles Ihrem Sohne mittheilen; er iſt's, der Ihnen beiſtehen muß, die Laſt der Regierung zu tragen, und Sie müſſen ihn in die Geſchäfte einweihen. Dann haben Ihre Leute zwei Aufſeher und werden es nicht mehr wagen, Sie wie bisher zum Beſten zu haben, beſonders wenn ſie zwiſchen Ihnen

Beiden ein gutes Einverſtändniß herrſchen ſehen. Uebrigens kenne ich meinen Schwiegerſohn zu gut, um glauben zu können, daß er je den Credit mißbrauchen wird, den Sie ihm geben werden. Schicken Sie ihn alle Tage in die Diſaſterien, er wird Ihnen von Allem, was vorgeht, Bericht abſtatten; ſeine Gegenwart wird die darin Sitzenden nöthigen, fleißiger zu werden, und die Arbeiten geſchwinder zu betreiben.«

Dieſes Geſpräch machte mir vielen Kummer. Ich begriff ſogleich die Folgen davon. Der Markgraf ward dadurch verlegen und gab eine ausweichende Antwort. Darauf erwiderte der König, daß er ſich in ſeine Geſchäfte nicht miſchen würde, wenn ſeine Hochachtung für ihn und das Intereſſe ſeiner Kinder es nicht forderten. »Soll ich Ihnen, lieber Markgraf,« fuhr er fort, »Jemand ſchicken, der Ordnung in Ihre Finanzen bringt und Sie aus der Verlegenheit reißt, in welcher Sie ſich befinden und aus der Sie nie kommen werden, wenn Sie nicht Fremde annehmen, denn Ihre Leute halten ſich Einer an den Andern wie eine Kette. Wer Einen davon angreift, greift Alle an, denn ſie ſind darin einverſtanden, Sie zu betrügen, und nur ein Dritter iſt im Stande, ihre Umtriebe zu ergründen. Ich bin in derſelben Lage geweſen wie Sie, als ich zur Regierung kam, und habe mich bei dem Rathe, den ich jetzt Ihnen gebe, ſehr wohl befunden.«

Obgleich der Markgraf über die erſten Reden des Königs etwas betroffen war, ſo fand er doch ſo viel Richtiges in dieſer, daß er das Anerbieten mit Dank annahm. Der König ließ ſich das Verſprechen geben, daß er uns nach meiner Entbindung nach Berlin ſchicken wolle, ihm dabei vorſtellend, daß es ihm nichts koſten und vielen Aufwand erſparen werde. Der Schwieger-

vater bewilligte ihm das gern, und sie schieden dem Anscheine nach gegenseitig sehr zufrieden. Ich nahm noch an diesem Abende einen zärtlichen Abschied von diesem theuren Vater, nicht ohne viele Thränen. Er reiste am folgenden Tage, den 9. August, ab.

Der Anspach'sche Hof blieb noch einige Tage nach dieser Abreise da. Die Grumbkow war an diesem längeren Aufenthalte Schuld. Mein Schwager, der Markgraf, hatte sich in sie verliebt. Die schlechte Ehe, die er mit meiner Schwester führte, hatte ihn verdumpft. Sie war so eifersüchtig, daß er mit keiner Dame zu sprechen wagte. Die Grumbkow hatte nicht Ursache stolz auf ihre Eroberung zu sein. Jede Andere als sie wäre durch die Art, wie der Markgraf ihr den Hof machte, sehr verletzt gewesen, denn diese war völlig beleidigend und so wie man sie nur einer liederlichen Person hätte machen können. Dieses Mädchen war dumm wie ein Koffer; sie hatte die böse Zunge ihres Oheims geerbt. Ihre Satyre ließ Niemand ungeneckt. Mit diesem Fehler verband sie noch Koketterie, Stolz und kecke Lügenhaftigkeit. Ich hatte kein Vertrauen zu ihr, da ich ihren boshaften Charakter kannte. Meine Schwester war in Verzweiflung über diese entstehende Liebe. Ich that alles nur Mögliche, um die Grumbkow zur Vernunft zu bringen, aber vergebens. Sie wußte, daß ich genöthigt sei, sie zu schonen, ihres Oheims wegen, und so gab sie sich meinethalben wenig Mühe. Der Anspach'sche Hof zog mich durch seine Abreise aus dieser Unruhe.

Jetzt warf der Markgraf, der während der ganzen Zeit sich verstellt hatte, all seinen Gift auf seinen Sohn und mich. Er schickte mir Herrn von Voigt, dem er befohlen, mir zu sagen,

daß er noch nicht todt sei, und sich schmeichle, noch lange Jahre zu leben, um mich zur Verzweiflung zu bringen; daß er mir versichere, daß, so lange er noch am Leben, er Herr bei sich sein wolle und es nicht dulden werde, daß ich die Miene einer Regentin annehme, wie ich es noch zuletzt gethan, indem ich ihm die Apartements weggenommen, die er in Monplaisir vorgerichtet, um dort den Markgrafen von Anspach einzulogiren; daß ich es sei, die den König aufgereizt, unangenehme Worte ihm zu sagen, die er erdulden müssen, daß Fr. von Sonsfeld, die er für seine größte Feindin ansehe, an alle dem Uebel Schuld sei; daß er der unaufhörlichen Intrignen, die sie anspinne, müde sei, und daß er fest entschlossen, sie auf die Festung Plassenburg zu schicken, um sie zu überzeugen, daß es nicht gut sei, sich an ihm zu reiben, und sie zu lehren, mehr Respekt für ihren Herrn zu haben, als es bei ihr der Fall.

Ich gestehe, daß ich über dieses Compliment furchtbar böse war. Ich ergoß meine Galle etwas stark gegen den Markgrafen und schonte ihn mit meiner Zunge nicht. Voigt und meine Gouvernante ließen meine erste Aufwallung vorübergehen. Die Letztere bekümmerte sich sehr wenig um diese Drohungen, sie lachte nur darüber und rieth mir, ihm sehr höflich zu schreiben und auf dieses ungeziemende Betragen sanft zu antworten. Es fiel mir ein, den Prinzen Albert mit diesem Briefe zu beauftragen und ihn zu ersuchen, uns wieder auszusöhnen. Ich hatte Zeit gehabt mit ihm bekannter zu werden. Er war Generallieutenant in kaiserlichen Diensten, und hatte sich bei allen Actionen, denen er beigewohnt, sehr ausgezeichnet. Dieser Prinz war häßlich, ohne abstoßend zu sein; sein Benehmen war höflich und seine Unterhaltung angenehm. Bei allen diesen Vor-

zügen besaß er einen guten Charakter und viel gesunden Verstand. Er hatte viele Freundschaft für seinen Neffen und mich und leistete mir treulich Gesellschaft. Ich hatte schon mehrere Male mit ihm über meine Noth gesprochen; er kannte seinen Bruder von Grund aus, und gab mir manchmal guten Rath. Bei dieser Gelegenheit verurtheilte er ihn sehr, besonders nachdem ich ihm die Briefe gezeigt hatte, die er mir von Selb geschrieben, in welchen er mir auftrug, daß ich in seiner Abwesenheit für Alles Sorge tragen und ihm eine Zelle einrichten lassen solle. »Geben Sie mir diese Briefe, gnädigste Frau,« sagte er, »ich muß ihn durch seine eigene Handschrift überzeugen. Ich verspreche Ihnen, daß ich ihm unverholen die Wahrheit sagen werde. Dies Alles ist nur eine häßliche Chicane, denn er kann nicht zwei Tage in Ruhe leben, ohne gegen Jemand eine solche anzuspinnen. So ist er von seiner frühesten Jugend an gewesen und sein melancholisches Temperament Schuld daran.« In der That zeigte er ihm auch sein Unrecht so deutlich, daß er nichts entgegnen konnte, und sich sehr schämte, so vollkommen überführt zu werden. Er machte mir nun viele Zärtlichkeitsbezeigungen, von Judasküssen begleitet, denn er dachte schon darüber nach, mich mit einem neuen Schabernack zu erfreuen.

Da meine Entbindung immer näher kam, bat man ihn, sich in Baireuth aufzuhalten. Ich fand dort meine Schlafstube sehr anständig meublirt, was ich mit vieler Mühe durchgesetzt hatte, und eins meiner getäfelten Cabinette, das ich mit Porzellan ausschmückte, machte mein Apartement noch heiterer.

Der Markgraf und der Prinz, sein Bruder, nahmen am folgenden Tage Abschied von mir, da sie nach Himmelskron gehen wollten. Der Markgraf sagte mir, daß er mich wohl

erſt nach meiner Entbindung wiederſehen werde. Ich antwortete ihm, wie ſehr es mich betrübe, daß er mich ſo bald verlaſſe; daß ich nicht wiſſe, was die Vorſehung über mein Schickſal beſchloſſen habe; daß ich vielleicht einen Abſchied auf ewig von ihm nehme; daß ich ihn bäte, überzeugt zu ſein, wie ich nie die Abſicht gehabt, ihn zu beleidigen, und immer Mittel aufgeſucht habe, ihm zu gefallen und in gutem Einverſtändniſſe mit ihm zu leben; daß ich hoffe, wenn Gott mir das Leben erhielte, ihm in Zukunft Beweiſe von der Reinheit meiner Geſinnungen zu geben. Ich ſtellte ihm nachher vor, daß er Jemand nach Berlin abſenden müſſe, um dem Könige die Nachricht von meiner Niederkunft zu bringen, und daß ich glaubte, daß Herr von Voigt, der ſchon dort bekannt ſei, am geeignetſten für dieſen Auftrag ſein dürfte, und da Himmelskron an der Straße dahin liegt, er zugleich ihm mein Schickſal mittheilen könne. Der Markgraf ward roth und blieb eine Zeit lang nachdenkend. »Es iſt,« ſagte er dann, »ganz in der Ordnung, daß er nach Berlin geht, aber er kann ſich die Mühe erſparen, über Himmelskron zu reiſen: ich habe befohlen, daß man auf dem Wege dahin von Diſtanz zu Diſtanz Kanonen aufſtelle, und werde ſomit früher Nachrichten über Ew. Königl. Hoheit erhalten, als es durch Couriere geſchehen könnte.« — »Wenn Ihro Hoheit Herrn von Voigt nicht annehmlich findet, ſo haben Sie nur die Güte mir Den zu nennen, den ich abſchicken ſoll, es wäre gegen meine Pflicht und das, was ich Ihnen ſchuldig bin, wenn ich anders handelte.« — »Will man in gutem Einverſtändniſſe leben,« entgegnete er, »ſo muß man alle Ceremonien verbannen, und ich haſſe ſie auf den Tod, Ew. Königl. Hoheit werden mich daher außerordentlich verpflichten, wenn Sie mich mit dieſer Ambaſſade verſchonen. Ich

werde Voigt befehlen, nach Berlin zu gehen. Von ganzem Herzen wünſche ich bei meiner Rückkehr einen kleinen Enkel vorzufinden, der ſeiner Mutter gleicht.« Er umarmte mich und ging. Der Prinz Albert war bei dieſer Unterredung zugegen geweſen. Ich fragte ihn, was für einen Grund der Markgraf habe, ſo zu handeln, und was er mir rathe zu thun. »Er hat keinen andern,« antwortete er, »als ſeine Laune. Man muß Geduld mit ihm haben, und da er nicht will, daß Königl. Hoheit ihm Jemand zuſende, muß man ſich darin in ſeinen Willen fügen.«

Ich ward am 29ſten Abends krank. Am 30ſten nahm die Krankheit zu und am 31ſten war ich in großer Gefahr, doch kam ich um 7 Uhr Abends mit einer Tochter nieder, während man an meinem und des Kindes Leben verzweifelte. Man hat mir ſeitdem erzählt, daß der Erbprinz ſich in dem bejammernswertheſten Zuſtande befunden habe. Seine Freude mich entbunden zu ſehen, war außerordentlich: er erkundigte ſich gar nicht nach dem Kinde, alle ſeine Gedanken waren auf mich gerichtet. Ich konnte ihm meine Dankbarkeit nicht bezeigen, denn ich fiel aus einer Ohnmacht in die andere.

Herr von Voigt ging auf der Stelle nach Berlin ab. Die Kanonen wurden drei Mal abgefeuert, ſobald er aus der Stadt war. Die Geiſtlichen kamen als Corporation, um an meinem Bette zu beten; ich hörte nichts, da ich immer in Ohnmacht lag. Ob man dem Markgrafen gleich die Gefahr hinterbracht, in welcher ich ſchwebte, hatte er mich doch nicht gewürdigt, Nachrichten über mich einholen zu laſſen. Ich befand mich während der ganzen Nacht ſehr ſchlecht; ein kurzer Schlaf gegen Morgen gab mir wieder einige Kräfte.

Der Erbprinz erhielt zu Mittag ein Billet von seinem Oheim, der ihm schrieb, daß, da der Wind entgegen und die Kanonen schlecht aufgestellt gewesen wären, der Markgraf meine Niederkunft nicht erfahren habe, er also der Erste gewesen sei, der ihm diese Nachricht gebracht habe. Er wisse nicht, welche Mücke seinen Bruder gestochen habe, aber er sei von fürchterlicher Laune. Er thue sein Möglichstes, ihn zur Rückkehr in die Stadt zu bereden, könne aber noch nichts Gewisses darüber zusichern. Dennoch kam er Abends um 6 Uhr an. Er ließ sogleich Herrn von Reitzenstein holen, bei dem er sich bitter über seinen Sohn und mich beklagte, sagend, daß wir ihn wie einen Wischlappen behandelten; daß wir nicht einmal die Aufmerksamkeit für ihn gehabt, ihm Nachricht von meiner Entbindung zu ertheilen; daß er der Letzte am ganzen Hofe gewesen, der sie erfahren; daß diese Nichtachtung seine Geduld erschöpft habe; daß er endlich durch strenge Thatsachen zeigen wolle, daß er der Herr sei, indem er fest entschlossen, seinen Sohn nach Plassenburg zu schicken. »Ich befehle Ihnen,« fuhr er fort, »den Einen wie die Andere von diesem Entschlusse zu benachrichtigen.« Reitzenstein, mehr todt als lebendig über die Aufregung, in welcher er ihn sah, antwortete ihm, daß er ihn anflehe, einem Andern diesen Auftrag zu ertheilen, er selbst habe nicht hartes Herz genug, um mir in dem gefährlichen Zustande, in dem ich mich noch befände, so etwas mitzutheilen, wo die geringste Alteration mir das Leben kosten könnte. Er könne nicht begreifen, wodurch der Prinz einen solchen Zorn verdient habe, und er beschwöre ihn, das, was er thun wolle, wohl zu bedenken, ehe er es bis zu diesen auffallenden Schritten kommen lasse. Prinz Albert, der so etwas befürchtet hatte, trat jetzt in's Zimmer und nahm

kräftig meine Parthei. »Mein Gott! lieber Bruder,« ſagte er zu ihm, »ich war ja bei der Unterhaltung zugegen, die Du mit Ihrer Königl. Hoheit vor Deiner Abreiſe hatteſt, wo Du ihr ſelbſt ausdrücklich verboten, Dich nicht davon benachrichtigen zu laſſen, wenn ſie entbunden ſein würde. Sie war noch ſehr unruhig deshalb und ich rieth ihr ſelbſt, Deinen Willen darin zu befolgen.« Der Markgraf blieb beſtürzt, da er nicht bemerkt, daß ſein Bruder Zeuge bei unſerm Geſpräch geweſen. Er war ſehr verlegen, und da er nicht wußte, was er ſagen ſollte, ward er auf ſein Gedächtniß böſe, gegen das er ſehr loszog, weil es, wie er ſagte, mit jedem Tage ſchwächer werde. Er ließ den Prinzen rufen, den er gut aufnahm, aber ſeine Verlegenheit zeigte, daß er's nicht aufrichtig meinte. Sie begaben ſich Beide zu mir. Jedermann bemerkte den Zwang, den er ſich anthat, verbindlich mit mir zu ſprechen. Er machte mir einen langen Galimathias über die Landesſitte, welche fordere, daß das Kind den dritten Tag nach der Geburt getauft werde, und ſagte, daß dieſe Ceremonie mit Pracht und Würde am folgenden Morgen geſchehen ſollte, »denn,« ſagte er, »die kleine Prinzeſſin hat einen König zum Großvater, und muß deshalb größere Vorzüge als außerdem haben.« Ich antwortete ihm, daß es bei ihm ſtehe, anzuordnen was er für angemeſſen halte, ich ihn aber beſchwöre zu erlauben, daß ich in Ruhe bleiben dürfe, da ich zu ſchwach ſei, um viele Leute zu ſehen und ihre Glückwünſche anzunehmen. Er bat mich, die Gevattern und Gevatterinnen auszuwählen. Ich wehrte mich lange dagegen, als ich aber ſah, daß er darauf beſtehe, ſo nannte ich ihm den König, die Königin, die Kaiſerin, die Königin von Dänemark, ſeine Schweſter, die verwittwete Markgräfin von Culmbach, ſeine Mutter, meinen Bruder, meine

Schweſter von Anſpach und den Prinzen Albert. Er war ſehr zufrieden mit dieſen Gevattern und ging einen Augenblick darauf fort.

Am folgenden Morgen gaben Pauken und Trompeten das Signal. Der Markgraf kam in Begleitung ſeines ganzen Hofes zu mir. Die Prinzeſſin Charlotte, die ſeit einiger Zeit zurück war, hielt meine Tochter über die Taufe. Sie erhielt das Sacrament unter dem Baldachin in meinem Audienzzimmer. Man löſete die Kanonen, als der Geiſtliche den Segen gab. Es fand ein Mittagseſſen an der Ceremonientafel und Abends ein Ball ſtatt.

Der Prinz Wilhelm, mein Schwager, kam vierzehn Tage darauf von ſeinen Reiſen nach Frankreich und Holland zurück. Der Erbprinz hatte große Freude ihn wiederzuſehen, da er ihn ſehr liebte. Sein gutes Herz veranlaßte ihn dieſelben Gefühle für ſeine ganze Familie zu haben. Er brachte ihn ſogleich zu mir. Dieſer Prinz, 20 Jahre alt, war nicht größer als ein Knabe von 14 Jahren; ſein Geſicht war ſchön, aber ohne Anmuth; trotz ſeiner Kleinheit war er ſehr gut gewachſen; ſein Benehmen war eben ſo kindiſch wie ſeine Geſtalt; ſein Geiſt war ſehr beſchränkt, oder beſſer geſagt, er hatte gar keinen. Er hatte in Utrecht ſtudirt, ohne Etwas zu lernen, da ſein zerſtreuter und flüchtiger Geiſt nur auf's Fliegenfangen ſich verwenden konnte; ſein Herz war gut, mehr aus Temperament als aus Grundſätzen. Der Prinz und ich thaten unſer Möglichſtes, um ihn, ſo lange er in Baireuth blieb, etwas auszubilden, aber unſere Mühe war vergebens. Er war Oberſt der Infanterie in kaiſerlichen Dienſten, und mußte wieder zu ſeinem Regimente

nach Italien, vorher aber ſollte er noch einige Zeit bei ſeinem Oheim in Wien bleiben.

Herr von Voigt kam von Berlin zurück. Er händigte mir die freundlichſten Briefe vom König und der Königin ein, und verſicherte, daß der König vom Erbprinzen und mir in den zärtlichſten Ausdrücken geſprochen habe, und man in Berlin ſich über meine Entbindung allgemein gefreut.

Ich fing an einige Ruhe zu genießen, als ſie durch einen Brief des Königs unterbrochen wurde, der dem Erbprinzen anbefahl, Augenblicks nach Berlin zu kommen, um dann zu ſeinem Regimente abzugehen. Er verſicherte ihn ſeiner Freundſchaft und der ausgezeichnetſten Beweiſe, die er ihm davon geben werde. Das war ein Donnerſchlag für mich. Ich liebte den Prinzen leidenſchaftlich, unſere Verbindung war die glücklichſte, eine lange Trennung ließ mich Alles befürchten. Ich fürchtete, er möchte, jung wie er war, ſich verwerfen und in Ausſchweifungen verfallen, da ich voraus wußte, daß die preußiſchen Offiziere außer ihrem Handwerke ſehr ungebildet und liederlich waren. Ich hatte mehrere ſehr liebenswürdige Prinzen geſehen, die, wenn ſie in die Dienſte des Königs traten, ihren Geiſt und gute Sitten verloren und wahre ungeſchlachte Weſen wurden. Er ſelbſt war ſehr böſe darüber, Alles aber, was wir thun konnten, war nur dies, die Reiſe ſo weit wie möglich hinauszuſchieben. Doch mußte er am 2. October abreiſen. Da der Markgraf ihm kein Geld hatte geben wollen, war er genöthigt, welches zu borgen. Meine Geſundheit, die ſich zu kräftigen begann, wurde von Neuem durch die Sorgen, die ich wegen ſeiner Abreiſe hatte, geſtört. Die ganze Familie, den Markgrafen

ausgenommen, verſammelte ſich alle Abende bei mir, wo wir gemeinſchaftlich die Zeit zu tödten ſuchten.

Ich hielt endlich meinen erſten Ausgang und bereitete mich vor, nach Berlin zu reiſen, als ich einen Brief vom Könige erhielt, der mich in neue Verlegenheiten ſtürzte. Er befahl mir, nach Anſpach zu gehen. »Ich wünſche nichts mehr,« ſchrieb er, »als das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Häuſern. Deine Politik, Dein Intereſſe, kurz Alles macht ſie Dir nothwendig. Ich theile Dir mit, daß mein Schwiegerſohn und meine Tochter ſehr verletzt dadurch ſein werden, wenn Du ſie nicht beſuchſt. Man muß allen Unwillen durch Deine Gegenwart vermeiden und erſticken, und Du kannſt dann kommen und die Liebkoſungen eines Vaters in Empfang nehmen, der Dich liebt und es Dir beweiſen wird.« Ich ſendete dieſen Brief dem M[illegible]n. Er ließ mir durch Herrn von Voigt antworten, daß der Rath, den der König mir gebe, ſehr richtig ſei, und er es ſehr billige, daß ich ihn befolge.

Das Alles war gut und ſchön, aber ich hatte kein Geld. Ich hatte meine Börſe zu Gunſten des Prinzen erſchöpft, und Niemand wollte mir borgen. Ich entſchloß mich alſo, deshalb und über verſchiedenes Andere mit dem Markgrafen zu ſprechen. »Ich habe durch Herrn von Voigt vernommen,« ſagte ich ihm, »daß Ew. Hoheit meine Reiſe nach Anſpach billigen. Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bei dieſer Gelegenheit zur Laſt fallen zu müſſen, aber Ew. Hoheit kennt die Unmöglichkeit, in der ich mich befinde, außerordentliche Ausgaben beſtreiten zu können. Meine geringen Einkünfte reichen kaum zu meinem Unterhalte hin, was es mir alſo ganz unmöglich macht, dieſe und die Berliner Reiſe auf meine Koſten zu unternehmen.

Außerdem glaube ich nicht, daß ich es wagen kann, an letzteren Ort meine Tochter mitzunehmen, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt ist. Ich kann sie aber nicht auf's Geradewohl in den Händen ihrer Frauen lassen und wünschte also sehr, ihr eine Gouvernante geben zu können, die mit der Zeit für ihre Erziehung zu sorgen im Stande wäre.« — »Ich werde an dies Alles denken,« antwortete er, »und Herrn von Voigt mit meiner Antwort beauftragen.« Sie war seiner würdig. Er ließ mir sagen, daß er sehr betrübt sei, mir die zwei fraglichen Dinge nicht gewähren zu können; daß in meinem Heirathscontrakte nichts über die Kosten von Reisen, die ich zu machen Lust hätte, noch über den Unterhalt der Töchter, die ich in die Welt setzen würde, bedungen sei; daß seine Finanzen, da er seinen jüngern Sohn equipiren müsse, so in Unordnung sich befänden, daß er dadurch außer Stande sei, mich zu unterstützen.

Ich hatte mehrere Male Nachrichten von dem Prinzen erhalten, der die Güte, welche der König ihm erzeige, nicht genug preisen konnte. Er schrieb mir, daß dieser ebenso wie die Königin große Ungeduld zeigten, mich wiederzusehen, und daß Jedermann versicherte, der König beabsichtige, sich zu unsern Gunsten auszuzeichnen; daß er unverweilt zu seinem Regimente abgehen und durch Ruppin kommen werde, um dort meinen Bruder zu besuchen. Seine Briefe ließen die Hoffnung in mir entstehen, daß der König mir die Reisekosten zahlen werde. Ich nahm daher meine Zuflucht zu ihm und bat ihn, mir Geld zu senden und zu schreiben, was ich mit meiner Tochter anfangen solle. Um keine Zeit zu verlieren, schoß mir Herr von Voigt 2000 Thaler vor, die er unter seinem Namen ausborgte.

Der Markgraf wurde während dessen krank. Ob man gleich

die Gefahr, in welcher er ſich befand, möglichſt verbarg, wußte es doch alle Welt, daher verſchob ich meine Abreiſe auf einige Tage. Er verweigerte meine Beſuche und wollte Niemand ſehen. Seine Zurückgezogenheit ließ uns etwas freier athmen, denn der gute Fürſt hatte das Unglück, durch ſein ewiges Moraliſiren und ſtete Wiederholungen Diejenigen einzuſchläfern, die genöthigt waren ihm zuzuhören. Wir wurden durch eine andere eben ſo langweilige Perſonnage wie er für ſeine Abweſenheit entſchädigt. Es war dies der jüngſte ſeiner Brüder, den ich künftig den Prinzen von Neuſtadt nennen werde, weil er dort reſidirte.

Dieſer war Oberſt eines däniſchen Regiments, und kam eben von Kopenhagen in der Abſicht, ſich zu verheirathen, wie wir nachher erfuhren. Er zeigte ſeine Ankunft von Neuſtadt aus dem Markgrafen an und meldete ihm, daß er in einigen Tagen nach Baireuth kommen werde. Dieſer Prinz war der Wegwurf der Familie. Der Markgraf konnte ihn nicht leiden und war gar nicht begierig ihn wiederzuſehen, beſonders während ſeiner Krankheit. Er antwortete ihm alſo, daß es ihm Vergnügen machen würde, wenn er nach meiner Rückkehr von Anſpach und wenn er ſich wieder beſſer befände, käme. Der Prinz erhielt dieſe Antwort ganz in der Nähe von Baireuth. Die Wege waren ſo ſchlecht, daß er nicht umkehren konnte. Seine Hoheit fanden ſich durch dieſen Brief ſeines Bruders ſehr beleidigt. Um ſich dafür zu rächen, ſtieg er im Poſthauſe ab, wo er die Nacht zubrachte, ohne dem Markgrafen oder ſonſt Jemand von der Familie ſeine Ankunft zu melden. Dieſer Fürſt ließ ihn mehrere Male erſuchen, die Apartements, die man ihm im Schloſſe vorgerichtet habe, in Beſitz zu nehmen. Er ſchlug es fortdauernd ab, mit der Bemerkung, daß ſein Bruder eine Un-

gezogenheit gegen ihn begangen habe, auf die er dadurch antworten wolle, daß er es abſchlage ihn zu ſehen. Nach vielem Hin- und Hergehen ward der Prinz Wilhelm an ihn geſchickt, der dieſes liebenswürdige Geſicht endlich zu dem Markgrafen und zu mir brachte. Ich werde ſein Portrait von der guten Seite anfangen. Er war mehr groß als klein und ziemlich gut gebaut. Die Menge Ratten, die in ſeinem Gehirn wohnten, verlangten vielen Platz, auch hatte er deſſen in ſeinem Dickkopfe, der außerordentlich groß war. Zwei kleine blaßblaue Schweinsaugen erſetzten ſehr ſchlecht das Leere dieſes Kopfes. Sein breites Maul war ein wahrer Abgrund, zwiſchen deſſen zurückgezogenen Lippen man das Zahnfleiſch von zwei Reihen ſchwarzer, widriger Zähne ſah. Dieſer Rachen ſtand immer offen. Sein dreiſtockiges Kinn verſchönte noch dieſe Reize. Ein Pflaſter diente dem unteren Theile dieſes Kinnes zur Zierde. Es war dort angebracht, um eine Fiſtel zu verſtecken, da es aber oft herunterfiel, ſo hatte man das Vergnügen, dieſe nach Herzensluſt zu betrachten und einen Waſſerfall von Materie daraus ſtrömen zu ſehen, zum großen Nutzen der Geſellſchaft, die ſich durch dieſen Anblick Emetica und Brechmittel erſparen konnte. Auch ſollen, wie man ſagt, Aerzte und Apotheker alle ihre Kunſt angewendet haben, dieſe Fiſtel zu heilen, weil ſie deshalb keinen Abſatz für ihre Ausleerungsmedicamente fanden. Zu allen dieſen Schönheiten geſellte ſich noch die eines goldigen, ſehr verwirrten Haarwuchſes, der ſehr gut zu einem geſchmackloſen, aber mit Gold und Silber ſo überladenen Kleide ſtand, daß er es kaum tragen konnte. Seine Seele war eben ſo begünſtigt wie ſein Körper, ſo daß er manchmal im Kopfe nicht ganz richtig war. Er gerieth in ſolchen Geiſtesabweſenheiten in Wuth und

wollte alle Welt umbringen. Die ganze Familie war nun durch ſeine Gegenwart beiſammen.

Am 21. October reiſte ich nach Anſpach ab. Ich ſollte in Erlangen verweilen, um die Stadt zu ſehen und bei der verwittweten Markgräfin, der Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm, zu ſpeiſen. Dieſe Prinzeſſin hatte durch ihre Schönheit und ſchlechte Aufführung in der Welt viel Aufſehen gemacht. Es war eine wahre Meſſaline, die mehrere ihrer Kinder getödtet hatte, indem ſie, um ihre ſchöne Taille zu erhalten, unzeitige Entbindungen veranlaßt. Ich war nicht ſehr begierig darnach ſie zu beſuchen und bat den Markgrafen, mir zu erlauben, die Nacht in Beiersdorf zuzubringen, da ich nicht in einem Hauſe voll ſo gräßlicher Ausſchweifungen ſchlafen wollte.

So kam ich denn auf furchtbaren Wegen in jener kleinen Stadt an, die ganz nahe bei Erlangen liegt. Ich fand dort Herrn von Fiſcher, Herrn von Egloffſtein, Kreishauptmann eines Bezirks der unmittelbaren Reichsritterſchaft, Herrn von Wildenſtein, Mitglied deſſelben Bezirks, und Herrn von Baſſewitz, Generallieutenant des Kreiſes. Herr von Fiſcher ſagte mir, daß der Markgraf befohlen habe, mich mit denſelben Ehrenbezeigungen zu empfangen, die man ihm gewöhnlich gebe, er habe auch die Markgräfin benachrichtigt, mich wie die Tochter eines Königs zu behandeln und mir die Oberſtelle zu laſſen, da er aber von ihr in dieſer Beziehung nichts habe erlangen können, habe er befohlen, daß man meine Tafel in dem für mich beſtimmten Apartement ſervire, und er rathe mir, Jene gar nicht zu ſehen, noch ihr meine Ankunft melden zu laſſen. Kaum hatte er dies geſagt, als man mich benachrichtigte, daß der Oberſthofmeiſter dieſer Prinzeſſin um Erlaubniß mich zu

ſprechen bitte. Ich ließ ihn eintreten. Er redete mich über eine halbe Stunde lang an, immer ſtotternd, und ſchloß endlich damit, daß ſeine Gebieterin zu mir fahren wolle, um mich zum Souper einzuladen. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte gegen den Beſuch und das Souper, meine Ermüdung durch die Reiſe vorſchützend. Als er ſah, daß er von dieſer Seite nichts erlangen könne, lud er mich für den folgenden Tag zum Diner ein. Herr von Fiſcher ergriff das Wort und ſagte: »Ihre Königl. Hoheit werden zu der Frau Markgräfin gehen, wenn dieſe ihr das gewährt, was ſie ihr ſchuldig iſt, wo nicht, ſo wird ſie ſie nicht mit ihrer Gegenwart beehren.« Der Andere antwortete darauf in großer Verlegenheit, daß ſeine Gebieterin zu wohl wiſſe, was ſie der Tochter eines großen Königs ſchuldig ſei, um es daran fehlen zu laſſen, und daß ſie mir alle Ehren erzeigen werde, die von ihr abhingen. Ich ſchickte ſofort Einen meines Gefolges ab, um ihr Compliment zu erwidern und ſetzte mich dann zu Tafel. Während des Soupers hörte Herr von Fiſcher nicht auf, meinen Schwager zu loben und würdigte den Prinzen, meinen Gemahl, dabei nicht der Erwähnung. Es verdroß mich ſo ſehr, daß ich aufſtand und der Geſellſchaft gute Nacht wünſchte.

Am folgenden Tage um 10 Uhr reiſte ich ab. Vier Compagnien Cavallerie eskortirten mich, welche theils in Beiersdorf ſtanden, theils aus Erlangen waren. Ein großes Gefolge von Herren, ſowohl fremden als in Dienſten, begleitete mich. Mit dieſem ganzen Zuge trat ich in die Stadt. Die Bürgerſchaft und Miliz ſtanden dort unter den Waffen in den Straßen aufgeſtellt. Der Zufluß von Menſchen, die herbeieilten mich zu ſehen, war außerordentlich. So kam ich endlich auf's Schloß.

Ich fand die Markgräfin mit ihrem ganzen Hofe unten an der Treppe. Nach den erſten gegenſeitigen Höflichkeiten ſtieg ich in mein Apartement hinauf, wohin ſie mir folgte. Dieſe Prinzeſſin verdient wohl, daß ich ein Wort über ſie ſage.

Sie war eine geborne Prinzeſſin von Sachſen-Weißenfels und Schweſter des Herzogs Johann Adolph. Sie war ſchön geweſen wie ein Engel, wie man ſagte, jetzt aber hatte ſie ſich ſo verändert, daß man ihr Geſicht ſehr ſtudiren mußte, um die Trümmer ihrer Reize zu finden. Sie war groß und ſchien eine ſchöne Taille gehabt zu haben. Ihr Geſicht war ſehr lang, wie auch ihre Naſe, die ſie ſehr verunſtaltete, da ſie erfroren war und dadurch eine ſehr unangenehme rothe, rübenartige Farbe erhielt. Ihre Geſetze zu geben gewohnten Augen waren groß, ſchön geſchnitten und braun, aber ſo matt, daß ihre Lebhaftigkeit dadurch vermindert wurde. In Ermangelung natürlicher Augenbrauen trug ſie ſehr dicke nachgemachte, ſchwarz wie Dinte. Obgleich ihr Mund groß war, hatte er doch eine ſchöne und ſehr anmuthige Bildung. Ihre Zähne waren weiß wie Elfenbein und ſehr ſchön geordnet. Ihr Teint war, obgleich unverdorben, doch gelblich, bleifarbig und ſchlaff. Sie hatte eine gute aber etwas affectirte Haltung. Es war die Lais ihres Jahrhunderts. Sie gefiel aber nur ſtets durch ihr Aeußeres, denn was den Geiſt betrifft, ſo beſaß ſie keinen Schatten davon.

Wir ſetzten uns Beide. Die Unterhaltung war ſehr gleichgiltig. Statt des Vornehmthuns, das ſie zwei Tage vorher gezeigt, machte ſie mir eine Menge Erniedrigungen, und küßte mir, ich mochte wollen oder nicht, alle Augenblicke die Hand. Sehr zufrieden von der Höflichkeit, die ich ihr zeigte, ſagte ſie

zu mir, daß ſie entzückt über das Glück ſei, mich kennen zu lernen; daß ſie Furcht vor mir gehabt habe, weil man ihr geſagt, daß ich ſtolz und hochmüthig ſei und ſie von oben nach unten anſehen werde. Sie ſtellte mir ihre ſogenannte Gouvernante vor (denn ſie hatte ſtets nur eine auf Borg) und ihre beiden Ehrendamen. Dieſe Letzteren waren Zwillinge, ſehr klein und ſo dick, daß ſie kaum gehen konnten. Dieſe beiden Fleiſchklumpen wollten ſich bücken, um mir die Hand zu küſſen, verloren aber das Gleichgewicht und rollten an den Boden, was meine Ernſthaftigkeit und die der ganzen Verſammlung aus dem Gleichgewichte brachte. Man konnte ſich nichts Häßlicheres denken, als den Hof dieſer Markgräfin; ich glaube, daß alle Monſtra des Landes und der Umgegend ſich zu ihrem Dienſte verſammelt hatten. Vielleicht geſchah es aus Politik, um durch dieſe Schreckniſſe ihre veralteten Reize zu erhöhen. Endlich ging es zur Tafel. Die Markgräfin war während des ganzen Mahles ſehr verlegen. Herr von Eglofſtein, ihr damaliger begünſtigter Liebhaber, hatte ſie ſo gut unter der Zucht, daß ſie ohne ſeine Erlaubniß weder zu eſſen noch zu ſprechen wagte. Nach der Tafel machte ich ihr einen Gegenbeſuch. Ich fand die Damen der Stadt in ihrem Apartement, die mir dort vorgeſtellt wurden. Nachdem Kaffee getrunken worden war, wollte ich Abſchied von ihr nehmen, ſie beſtand aber darauf, mich bis unten an die Treppe begleiten zu wollen, weil Herr von Eglofſtein es ihr ſo anbefohlen habe und ſie in Allem ſeinem Willen folge. Ich mochte mich dieſer allzugroßen Höflichkeit entgegenſtellen wie ich wollte, ich mußte ſie dulden.

Da es ſchon ſpät und die Wege abſcheulich waren, ſah ich mich genöthigt, dieſe Nacht in Carlsburg zu bleiben, wo ich

mehrere Hausbeamte des Markgrafen von Anſpach und einige Herren dieſes Hofes fand, die er ausdrücklich abgeſendet, um mir die Honneurs zu machen.

Endlich kam ich am folgenden Abende in jener Stadt an, wo ich von meinem Schwager und meiner Schweſter mit offenen Armen empfangen wurde. Ich hatte alle Urſache, mit ihren Aufmerkſamkeiten und der Freundſchaft, die ſie mir bezeigten, zufrieden zu ſein. Während meines ganzen dortigen Aufenthaltes war Ceremonientafel. Ich bat meine Schweſter vergebens, dies läſtige Ceremoniell aufzugeben und mit mir als Freunde zu leben, ſie antwortete ſtets, daß man daran nichts ändern könne, daß alle Welt ſie tadeln würde, wenn ſie anders handelten, weil dies eine bei allen Höfen eingeführte Sitte ſei. Sie war im dritten Monate ſchwanger, was im ganzen Lande eine außerordentliche Freude verurſachte. Ihr Loos war darum nicht glücklicher. Ich habe ſchon anderswo geſagt, daß ſie ſehr ſchlecht erzogen worden. Man hätte dieſe Vernachläſſigung wieder ausgleichen können, wenn man ihr eine geiſtreiche Frau als Gouvernante gegeben hätte, denn ſie war erſt vierzehn Jahre, als ſie heirathete, aber man verdarb Alles dadurch, daß man ihr eine Dame vom Lande gab, für welche ſie keine Achtung hatte. Endlich war der Markgraf ihrer Launen müde geworden. Zwei unwürdige Günſtlinge, der Eine der Obermarſchall von Seckendorf und der Andere ein gewiſſer Herr von Schenk, beherrſchten ihn gänzlich und hatten ihn in Ausſchweifungen geſtürzt. Er hatte ſeit kurzem eine Maitreſſe von niedriger Herkunft, die ihren Körper feilgeboten und ſich Jedermann preisgegeben hatte. Er liebte ſie leidenſchaftlich; ſeine Liebe iſt beſtändig geweſen; er hat noch jetzt dieſe Dirne, die ihm drei Kinder

gegeben, deren Vater er, wie die ſcandalöſe Chronik ſagt, nicht iſt. Er hat ſeinen vermeinten Sohn baroniſiren laſſen und ihm den Namen Falk gegeben, was im Franzöſiſchen faucon bedeutet, weil er ſelbſt das Handwerk eines Falkenier treibt, und bis zu den niedrigſten Beſchäftigungen dabei ſich herabläßt. Er war damals auf's Heftigſte mit meiner Schweſter entzweit. Dieſe, aufgebracht darüber, daß er ihr eine ſchändliche Dienſtmagd vorzog, die das Schloß reinigte, hatte ihm blutige Vorwürfe deshalb gemacht, wodurch aber das Uebel nur noch ſchlimmer geworden war. Ich that mein Möglichſtes, um ſie zu verſöhnen, und wenn es mir auch nicht ganz glückte, ſo brachte ich es doch wenigſtens dahin, daß man die Eclats vermied. Da ich ſtets bereit war Jedermann verbindlich zu ſein, machte ich mir viele Freunde. Der Markgraf ſelbſt knüpfte mit mir eine Freundſchaft an, die meiner Schweſter oft nützlich geweſen iſt. Da dieſer Fürſt nach Rommersfelde gehen ſollte, um dort den Prinzen von Bamberg zu beſuchen, reiſeten wir am 28. October zuſammen ab, da der Weg bis Beiersdorf, wo der Markgraf Abſchied von mir nahm, derſelbe iſt.

Hier fand ich die Antwort des Königs auf meinen letzten Brief. Sie war ganz von ſeiner Hand, und hier iſt ſie Wort vor Wort.

»Meine liebe Tochter, ich habe Deinen Brief wohl erhalten und daraus ungern erſehen, daß man fortfährt Dich zu chagriniren und Dir Geld zu Deiner Reiſe zu verweigern. Ich habe an Deinen alten Narren von Schwiegervater geſchrieben, daß er Dir dieſe Reiſe bezahlen ſoll. Die Flora Sonsfeld muß bei der kleinen Friederike bleiben, das

wird Dir den Gehalt für eine Gouvernante erſparen. Ich erwarte Dich mit Ungeduld und bin ꝛc.«

Dieſer Brief veranlaßte mir ſchmerzliche Betrachtungen. Ich ſah für's Erſte voraus, daß der König mich angeführt habe und ich zwiſchen zwei Stühlen ſitzen würde. Die Grobheiten, die er an den Markgrafen geſchrieben hatte, gingen mir im Kopfe herum, denn nur Sanftmuth und gutes Benehmen konnten ihn zu Etwas bewegen. Der Prinz fuhr fort mir die guten Abſichten des Königs zu verſichern. Er ſchrieb mir, daß mein Bruder ſich ſehr zu meinen Gunſten verwende, und daß ſeine frühere Zärtlichkeit wieder zu erwachen, auch daß die Königin ſehr gut für uns geſtimmt ſcheine, und mir alle Annehmlichkeiten verſpreche, die von ihr abhingen, ja ſelbſt große Freude und Ungeduld bezeige, mich wiederzuſehen. Mein Bruder ſchrieb mir ohngefähr daſſelbe, aber die Königin widerſprach ihm gänzlich. »Was willſt Du auf dieſer Galeere hier anfangen,« ſchrieb ſie mir, »und iſt's möglich, daß Du den Verſprechungen des Königs noch Glauben beimeſſen kannſt, nachdem er Dich ſo grauſam verlaſſen hat? Bleibe zu Hauſe und erſpare uns Deine unaufhörlichen Lamentationen, da Du alles das erwarten mußteſt, was Dir widerfahren iſt.« Grumbkows Briefe an ſeine Nichte waren nur voll von ungünſtigen Vorausſagungen. Alles das verurſachte mir die grauſamſten Beſorgniſſe. Doch konnte ich mich nicht mehr davon zurückziehen, nach Berlin zu gehen, weil ich nach dem, was der König an den Markgrafen geſchrieben hatte, nur den tödtlichſten Kummer erwarten durfte.

Ich reiſte am 29ſten von Beiersdorf ab und dieſen Abend bis Baireuth. Der Markgraf empfing mich ſcheinbar ſehr gut; er fragte ſogleich, ob ich den Tag meiner Abreiſe nach Berlin

beſtimmt habe. Ich antwortete ihm, daß, da ich die Antwort des Königs noch nicht erhalten, ich kein Geld zur Reiſe beſitze. Er ſagte darauf mit ſpöttiſchem Tone, daß ſich das in die Länge ziehen werde und er, um mich reiſen zu laſſen, gern 10,000 Gulden aufopfern wolle. Ich dankte ihm für ſeine gute Abſicht und verſicherte ihm, daß, wenn er mir 2000 Thaler gebe, ich ihm dafür ſehr dankbar ſein würde. Er erzählte mir dann, daß ſich zwei Parthien für die Prinzeſſin Charlotte darböten, der Herzog von Weißenfels und der Prinz von Uſingen, daß ſeine Tochter ſich für den Zweiten erklärt habe und er meine Anſicht darüber ſich erbitte. Ich that, was ich konnte, um ihn dazu zu bereden, er ſchlug aber, was man ihm auch ſagen mochte, beide Bewerber aus, da er, wie er ſagte, ſeine älteſte Tochter nicht vor der jüngern verheirathen wolle. Dieſe war in Oſtfriesland ſehr unzufrieden. Sie hatte durch ihr hochmüthiges Weſen und ſchlechtes Benehmen gegen Oheim und Tante Alles verdorben, daher wollte ſie mit aller Gewalt nach Baireuth zurückkehren, und bat ihren Vater dringend, ſie wiederkommen zu laſſen. Der Markgraf war nicht ihrer Meinung, da er die Folgen davon ſehr gut vorausſah. Er war entſchloſſen, wenn die Heirath zurückginge, ſie eine Reiſe nach Dänemark machen zu laſſen, ehe ſie nach Baireuth zurückkäme, um den Eclat, den dieſer Bruch machen würde, zu vermeiden. Statt der 2000 Thaler, um die ich gebeten hatte, ſchickte er mir am folgenden Tage 1000 Gulden, was nicht hinreichte, um die Poſt zu bezahlen. Zum größten Unglücke mußte ich auch noch nach Coburg zu meiner Tante, der Herzogin von Meiningen, die im vergangenen Sommer mich beſucht hatte. Es war dies eine politiſche Reiſe. Sie hatte mir nämlich einige Hoffnung gemacht, mich zur Erbin

ihres ungeheuern Vermögens einzuſetzen, über das ſie unumſchränkt gebieten konnte. Dieſe böſe Prinzeſſin hätte dadurch alles das Ueble wieder gut gemacht, das ſie dem Lande und Hauſe Culmbach verurſacht, welche ſie gänzlich zu Grunde gerichtet und in den traurigen Zuſtand verſetzt hatte, in welchem ich ſie gefunden.

Da Coburg nur acht Meilen von Baireuth entfernt iſt, gelangte ich in einem Tage dahin und kam Abends am 3. November an. Ich fand meine gute Tante wie gewöhnlich mit Blumen und andern Zierrathen aufgeputzt. Unſere Unterredung kam ihrem veralteten und welken Buſen theuer zu ſtehen, denn ſie ſchlug ihn mir zu Ehren und Ruhme und indem ſie mich tauſend Mal ihre theure Seele nannte, doppelt ſo ſehr. Ihr Apartement wie das, was man für mich vorgerichtet hatte, war höchſt prachtvoll, ſowohl an Meublen als Silbergeräth. Man ſah dort überall das Brandenburgſche Wappen, worüber ich traurige Betrachtungen anſtellen mußte. Ich brachte den folgenden Tag bei Schwatzen und Arbeiten mit der Herzogin zu, da es in Coburg weder Adel noch Hof gab, als den ihren, der ſehr mittelmäßig war. Ich konnte keinen für mich günſtigen Entſchluß erhalten. Sie wiederholte mir ihre Verſprechungen, wollte aber kein Teſtament zu meinem Beſten machen, man ſagte mir ſogar insgeheim, daß ſie mich ebenſo angeführt habe wie die Anderen, die ſie verlockt, um dadurch Geſchenke von ihnen zu erhalten.

Am 5ten kehrte ich nach Baireuth zurück, dieſe ewige Alte verwünſchend. Der Markgraf war wieder unwohl geworden. Seit einiger Zeit war durch das Trinken, das ihm Bruſt und Nerven angriff, ſeine Geſundheit ſo zerrüttet, daß die Fakultät

nicht viel Gutes davon vorausſagte. Er war erfreut über die Wahl, die ich in Fräulein von Sonsfeld getroffen, um bei meiner Tochter zu bleiben. Ich hatte viele Mühe dieſer zuzureden, dieſe Anſtellung anzunehmen. Der Markgraf, der ſie ſehr ſchätzte, vereinte ſeine Bitten mit den meinen, was ſie endlich beſtimmte in unſere Wünſche einzugehen. Da mich nun nichts mehr in Baireuth zurückhalten konnte, verließ ich es am 12ten. Der Abſchied, den ich vom Markgrafen nahm, gehörte nicht zu den zärtlichſten, da wir gegenſeitig darüber erfreut waren, uns zu trennen. Ich ließ Herrn von Voigt bei ihm, um allen falſchen Schein zu vermeiden. Herr von Seckendorf, den er mir zum Stallmeiſter beſtellt, war in meinem Gefolge. Es war dies ein junger Mann voll Geiſt, der gereiſt und ein ſehr angenehmer Geſellſchafter war.

Die Jahreszeit und Wege waren teufliſch; doch kam ich, da ich Nachts nur 2 bis 3 Stunden ruhte, am 16ten nach Berlin. Zu meinem Unglücke war der König Tags zuvor nach Potsdam abgereiſt, und die Königin hatte an dieſem Tage ihre Andacht gehalten. Ob ſie gleich durch eine Stafette, die ich vorausgeſchickt hatte, von meiner Ankunft unterrichtet war, that ſie doch, als habe ſie es nicht gewußt. Ich ſtieg ohne Licht aus dem Wagen. Meine Beine waren ſo ſteif geworden, daß ich der Länge nach hinfiel. Herr von Brand, der Oberſthofmeiſter der Königin, fand ſich zufällig auf meinem Wege und war ſo mitleidig mir gehen zu helfen. Niemand kam mir entgegen als meine Schweſtern, die mich an der Thür des Audienzzimmers empfingen. Ich ſah die Königin von weitem in ihrem Schlafzimmer, unentſchloſſen, ob ſie mir entgegen gehen ſolle. Endlich ergriff ſie dieſe Parthie und ſtellte mich, nachdem

ſie mich umarmt, dem Prinzen vor, den ſie verſteckt hatte. Ich war ſo glücklich ihn wiederzuſehen, daß ich den ſchlechten Empfang ganz vergaß. Doch hatte ich keine Zeit mit ihm zu ſprechen. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich in ihr Cabinet, wo ſie ſich in einen Seſſel warf, ohne mir zu ſagen mich auch zu ſetzen. Jetzt ſah ſie mich mit ſtrengem Blicke an und ſagte: »Was willſt Du nun hier?« Mein ganzes Blut erſtarrte bei dieſem Beginn. »Ich bin,« antwortete ich, »auf Befehl des Königs gekommen, hauptſächlich aber, um mich einer Mutter zu Füßen zu werfen, die ich anbete und deren Abweſenheit mir unerträglich war.« — »Sage lieber,« fuhr ſie fort, »daß Du gekommen biſt, um mir einen Dolch in's Herz zu ſtoßen und das ganze menſchliche Geſchlecht von der Albernheit zu überzeugen, die Du begangen haſt, einen Bettelmann zu heirathen. Nachdem dies einmal geſchehen, mußteſt Du in Baireuth bleiben, um Deine Schande dort zu verbergen, ohne ſie noch hier zu veröffentlichen. Ich habe Dir geſchrieben, dieſe Parthie zu ergreifen. Der König wird Dir keinen Vortheil gewähren und fühlt ſchon Reue über die Verſprechungen, die er Dir gemacht hat. Ich ſehe im Voraus, daß Du uns die Ohren mit Deinen Leiden volljammern wirſt, was mich ſehr langweilen und Dich uns Allen läſtig machen wird.«

Dieſe Reden durchbohrten mir das Herz. Ich zerfloß in Thränen. Ich fürchtete die Königin mehr als den Tod. Ich war auf einer Galeere und mußte fortrudern. So warf ich mich denn ihr zu Füßen und richtete die zärtlichſten Worte an ſie. Eine gute halbe Stunde lang ließ ſie mich in dieſer Lage. Mochten ſie nun meine Thränen gerührt haben, oder wollte ſie doch noch einige Rückſicht nehmen, kurz, ſie hob mich endlich

auf. »Ich will wohl mit Dir Mitleid haben,« ſagte ſie mit verächtlicher Miene, »und das Vergangene vergeſſen, aber nur unter der Bedingung, daß Du Dein Benehmen künftig änderſt.« (Man wird ſpäterhin ſehen, was ſie darunter verſtand.) Bei dieſen letzten Worten ging ſie fort.

Unterdeſſen war Fräulein von Pannewitz eingetreten. Sie hatte zu meinen beſten Freundinnen gehört, ich eilte alſo ſie zu umarmen und ihr meinen Unſtern mitzutheilen. Sie antwortete mir nichts und ſah mich von oben bis unten an. Die anderen Damen, mit Ausnahme der Frau von Kamken, thaten daſſelbe. Dieſe ſagte mir ganz leiſe, daß ich mich zuſammennehmen müſſe, ſie werde ihr Mögliches thun, mir dienſtlich zu ſein und Alles ſich in einigen Tagen ändern. Der Prinz, der meine Verwirrung bemerkte, ſah mich traurig an, konnte aber die ſchnelle Veränderung der Königin nicht begreifen. Das Abendeſſen kam dem Empfange gleich. Meine Schweſter Charlotte fing an mich aufzuziehen und ſchonte mich mit ihrer beißenden Satyre nicht. Die Königin warf ihr bei jedem boshaften Zuge, den ſie gegen mich ausließ, Blicke der Billigung zu. Ich blieb ganz ſtill auf dieſe beleidigenden Reden, aber der Teufel verlor dabei nichts, denn ich platzte bald vor Aerger. Meine Schweſtern Sophie und Ulrike ſagten mir im Vorübergehen ganz leiſe, daß ſie mich nach wie vor liebten und mir ſehr viel mitzutheilen hätten, es aber nicht wagten mit mir zu ſprechen, da die Königin es ihnen verboten habe. Trotz aller Ermüdungen dieſes Tages mußte ich bis 1 Uhr nach Mitternacht bei ihr bleiben.

Sobald ich auf meinem Zimmer war, begannen meine Jeremiaden. Ich erzählte dem Prinzen und Fr. von Sonsfeld die Aufnahme, die ich bei der Königin gefunden hatte.

Letztere ſagte mir, daß die, welche ſie erhalten, eben ſo vortrefflich geweſen, als die meine. Der Prinz ſchmeichelte mir noch, daß mein Loos ſich durch die Rückkehr des Königs ändern werde, aber mein Gott! wie wenig kannte er ihn. Ich ſchrieb folgenden Tages an dieſen Fürſten, um ihm meine Ankunft zu melden. Ich hatte indeß die Freude, einen Brief von meinem Bruder zu erhalten, den Herr von Knobelsdorf, ſein Kammerjunker, mir einhändigte. Er verſicherte mir darin, daß er darauf rechne mich übermorgen zu ſehen. Ich liebte ihn noch immer zärtlichſt, und ſeine Freundſchaft war meine einzige Hoffnung. Meine Schweſter Charlotte machte mir auch einen Beſuch, oder vielmehr dem Prinzen, denn ſie that nichts als mit ihm Scherz zu treiben, ohne mich nur anzuſehen. Die Königin machte mir ein etwas beſſeres Geſicht als geſtern. Sie lebte damals in der tiefſten Zurückgezogenheit und ſah ſelbſt nicht die Prinzeſſinnen von Geblüt. Nachmittags ließ ſie ſich vorleſen und Abends ſpielte ſie. Ich hatte an dieſem Tage vielen Beſuch, der mehr des Anſtands wegen zu mir kam, als aus einem andern Grunde, denn ich mußte viele unangenehme Geſpräche verſchlucken.

Der König kam am folgenden Abende. Er empfing mich ſehr kalt. »Ha ha,« rief er, »da biſt Du ja. Es freut mich Dich zu ſehen,« und dabei beleuchtete er mich mit einem Lichte. »Du haſt Dich ſehr verändert,« fuhr er fort; »was macht die kleine Friederike? Wie ſehr beklage ich Euch,« begann er wieder, nachdem ich ihm darauf geantwortet hatte, »Ihr habt nicht das liebe Brot, und ohne mich wäret ihr genöthigt zu betteln. Ich bin auch ein armer Mann und nicht im Stande, Euch viel zu geben: ich werde thun was ich kann, und Euch ſo zehn und zwölf Gulden geben, je nachdem es meine Umſtände

erlauben. Das wird Euer Elend doch in Etwas mindern; und Du,« ſich an die Königin wendend, »wirſt ihr manchmal ein Geſchenk mit einem Kleide machen, denn das arme Kind hat kein Hemd auf dem Leibe.« Ich war innerlich außer mir, mich ſo mitleidig behandelt zu ſehen und verwünſchte meine thörichte Leichtgläubigkeit, die mich in dieſes Labyrinth gebracht hatte. Dieſe pompöſen Redensarten wurden mir am folgenden Tage bei offener Tafel wiederholt. Der Prinz ward darüber bis an die Nägel roth. Er antwortete dem Könige, daß ein Fürſt, der ein Land beſitze wie das ſeine, nicht für einen Bettelmann gelten könne, daß ſein Vater die einzige Urſache der traurigen Lage ſei, in der er ſich befinde, da er ihm Nichts geben wolle, und darin dem Beiſpiele vieler Andern nachfolge. Der König ward nun ſeinerſeits roth, da er ſich dieſer Schwäche ſtraffällig fühlte, und änderte das Geſpräch.

Am folgenden Tage hatte ich endlich das Vergnügen, meinen Bruder zu ſehen. Er war ſo erfreut mich bei der Königin zu finden, daß er ſich kaum Zeit ließ, ihr zwei Worte zu ſagen, um in meine Umarmung zu eilen. Man kann ſich leicht denken, daß unſere Unterredung zu den innigſten gehörte. Wir hatten uns ſo viel zu ſagen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen ſollten. Ich erzählte ihm all mein Unglück. Er ſchien über die Aufnahme, welche man mir bezeigt, verwundert und ſagte, daß etwas Geheimes, das er noch nicht kenne, dieſe ſchnelle Veränderung hervorgebracht haben müſſe, er ſich aber Mühe geben werde es zu erfahren, und mit Grumbkow und Seckendorf zu meinem Beſten ſprechen werde, welche beide Perſonen ganz in ſeinem Intereſſe wären, und er, was die Königin betreffe, es über ſich nehme, ſie Vernunft annehmen zu laſſen,

da er groſses Uebergewicht über ſie habe. Die Königin ſelbſt ſpazierte während dieſer ganzen Unterredung mit meiner Schweſter umher und ſchien unruhig. Endlich traten wir zu ihnen.

Die Königin lenkte während der Tafel das Geſpräch auf die künftige Kronprinzeſſin. »Dein Bruder,« ſagte ſie, ihn anſehend, zu mir, »iſt in Verzweiflung, heirathen zu müſſen, und hat nicht Unrecht. Sie iſt ein wahres dummes Thier und antwortet auf Alles, was man ihr ſagt, nur Ja und Nein, mit einem albernen Lächeln begleitet, daſs Einem ſchlimm werden möchte.« — »O!« ſagte meine Schweſter Charlotte, »Ew. Majeſtät kennt noch nicht alle ihre Verdienſte. Ich war eines Tages bei ihrer Toilette. Ich glaubte erſticken zu müſſen, denn ſie ſtank wie Aas. Ich glaube, daſs ſie wenigſtens zehn bis zwölf Fiſteln hat, denn das war nicht natürlich. Ich bemerkte auch, daſs ſie verwachſen iſt: ihr Schnürleib iſt auf der einen Seite gepolſtert und die eine Hüfte höher als die andere.« Ich war über dieſe Reden, die in Gegenwart der Bedienten und beſonders meines Bruders ſelbſt geführt wurden, höchſt verwundert. Ich bemerkte auch, daſs er die Farbe änderte und ſie ihn ſchmerzten. Gleich nach dem Abendeſſen ging er. Ich that daſſelbe. Einen Augenblick nachher beſuchte er mich. Ich fragte ihn, ob er mit dem Könige zufrieden ſei? Er antwortete, daſs ſeine Lage ſich in jedem Augenblicke ändere, bald ſei er in Gunſt und bald in Ungnade. Sein gröſstes Glück beſtehe in Entfernung. Dort führe er bei ſeinem Regimente ein ſanftes und ruhiges Leben, wo Studium und Muſik ſeine vorzüglichſten Beſchäftigungen wären. Er habe ein Haus bauen und einen allerliebſten Garten anlegen laſſen, wo er leſen und ſpazieren gehen könne. Ich bat ihn mir zu ſagen, ob das Bild, das mir

die Königin und meine Schweſter von der Prinzeſſin von Braunſchweig entworfen, wahr ſei. »Wir ſind allein,« entgegnete er, »und ich habe vor Dir nichts Verborgenes, werde Dir alſo Alles aufrichtig ſagen. Die Königin iſt durch ihre verteufelten Intriguen die einzige Quelle unſeres Unglücks. Kaum warſt Du fort, als ſie mit England wieder anknüpfte. Sie wollte Dir meine Schweſter Charlotte ſubſtituiren, und dieſe den Prinzen von Wales heirathen laſſen. Du kannſt leicht denken, daß ſie Alles angewendet hat, um ihren Plan gelingen zu laſſen und mich mit der Prinzeſſin Amalie zu vermählen. Der König iſt ſogleich davon unterrichtet worden, daß dieſes Verhaben im Werke ſei. Die Ramen, die mehr als je bei ihr in Gnaden ſteht, hat ihm Alles hinterbracht. Dieſe neuen Umtriebe haben ihn auf's Heftigſte verdroſſen, und tauſendfache Zerwürfniſſe zwiſchen ihm und der Königin hervorgebracht. Seckendorf hat ſich endlich darein gemiſcht und dem Könige gerathen, dieſen Geſchichten ein Ende zu machen, indem er meine Vermählung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig abſchließe. Die Königin kann ſich über dies Mißlingen nicht tröſten. Die Verzweiflung, in der ſie ſich befindet, läßt ſie ihr ſchwarzes Gift gegen dieſe arme Prinzeſſin aushauchen. Sie hat von mir verlangt, ich ſolle dieſe Parthie durchaus von mir weiſen, und mir geſagt, daß ſie ſich nicht darum kümmere, wenn die Mißhelligkeiten zwiſchen mir und dem Könige auch wieder anfingen, ich ſolle nur Feſtigkeit zeigen, und ſie werde mich ſchon zu unterſtützen wiſſen. Ich habe ihrem Rathe nicht folgen wollen und ihr geradezu erklärt, daß ich mir die Ungnade meines Vaters nicht zuziehen wolle, die ſchon früher mir ſo viele Leiden verurſacht habe. Was die Prinzeſſin betrifft, ſo haſſe ich ſie nicht ſo ſehr, als ich mich ſtelle. Ich

thue als ob ich ſie nicht leiden könnte, um meinen Gehorſam bei dem Könige deſto mehr geltend zu machen. Sie iſt hübſch, ihr Teint iſt von Lilien und Roſen, ihre Züge ſind zart, und ihr ganzes Geſicht iſt das einer ſchönen Perſon. Sie hat freilich keine Erziehung und kleidet ſich ſehr ſchlecht, aber ich ſchmeichele mir, daß, wenn ſie hier ſein wird, Du die Güte haben ſollſt, ſie zu bilden. Ich empfehle ſie Dir, meine liebe Schweſter, und hoffe, daß Du ſie unter Deinen Schutz nehmen wirſt.« Man kann leicht denken, daß meine Antwort ſo war, wie er ſie nur wünſchen konnte.

Der König kündigte uns an, daß er eine Geſellſchaft deutſcher Comödianten habe kommen laſſen. Wir ſahen Abends dieſes ſchöne Schauſpiel, wobei man ſtehend einſchlafen konnte. Er fand daran ſo vielen Geſchmack, daß er die Truppe engagirte. Man ward excommunizirt, wenn man nicht hinging. Das Schauſpiel währte vier Stunden; man wagte ſich nicht zu rühren noch zu ſprechen, ohne ſich Verweiſe zuzuziehen; die Kälte war dabei ſo außerordentlich, daß ſie meiner Geſundheit ſehr ſchadete. Mein Bruder ſagte mir, daß er zu meinem Beſten mit Seckendorf und Grumbkow geſprochen habe; daß der Erſte ihn gebeten, ihm eine geheime Audienz bei mir zu verſchaffen, und er mir ſehr rathe ihn zu ſprechen. »Es iſt ein braver Mann,« ſetzte er lachend hinzu, »denn er ſchickt mir oft Geld, deſſen ich ſehr bedarf. Ich habe es ſchon eingeleitet, daß er Dir auch welches verſchafft. Meine Gallionen ſind geſtern angekommen und ich werde die Ladung mit Dir theilen.« In der That brachte er mir Tags darauf 1000 Thaler und verſicherte mir, daß ich noch mehr erhalten ſolle. Ich machte große Schwierigkeiten ſie anzunehmen, da ich ihm nicht zur Laſt

fallen wollte. Er ſchüttelte den Kopf und antwortete mir: »Nimm ſie nur keck, denn die Kaiſerin läßt mir ſo viel Geld zukommen als ich nur begehre, und ich verſichere Dir, daß ich den Teufel ſogleich von mir treibe, wenn er ſich einniſten will.« — »Die Frau Kaiſerin,« entgegnete ich ihm, »iſt alſo eine beſſere Teufelsbannerin als die andern Prieſter.« — »Ja,« antwortete er, »und ich verſpreche Dir, daß ſie Deinen Teufel ebenſogut bannen wird als den meinen.«

Ob ich gleich mit Spionen der Königin umringt war, welche dieſe ſogleich von Allem, was zu mir kam oder von mir ging, unterrichteten, ſo fand der Prinz doch Mittel, Seckendorf heimlich in mein Apartement zu bringen. Ich ſchilderte ihm meine gegenwärtige Lage ſowohl in Berlin als in Baireuth. Dieſer Geſandte ward von meinem Schwiegervater ſehr geſchätzt, der ein großes Vertrauen auf ihn ſetzte. Er erwiderte mir ſogleich, daß er meine Lage für ein Uebel ohne Heilmittel anſehe. »Ich kenne den Markgrafen von Grund aus,« ſagte er, »es iſt ein falſcher, verſteckter und mißtrauiſcher Fürſt. Sein geringer Verſtand wird ſtets durch tauſenderlei Furcht beunruhigt. Er hat ſich in den Kopf geſetzt, daß man ihn zur Abdankung zwingen will. Was für Zeit würde es koſten, ihm dieſe Idee zu rauben, und geſetzten Falls, es gelänge, ſo würde es Ihnen immer noch zu nichts nützen, denn er würde ſtets neue Gegenſtände finden, ſeine Einbildungskraft daran zu üben, und Sie zur Verzweiflung zu bringen. Von dieſer Seite iſt gar nichts zu hoffen. Gleiches möchte ich auch von dem Könige ſagen. Dieſer vergöttert ſein Geld. Die ſchönen Augen ſeiner Chatulle feſſeln ihn einzig. Sie kennen ihn ja, gnädige Frau, und müſſen wiſſen, daß er nicht leicht zu beherrſchen iſt. Wir,

Grumbkow und ich, können alles nur gefällige Böse anstiften, aber dagegen haben wir gar keinen Credit um Gutes zu thun. Wahr ist's, daß dieser Fürst Anfälle von Großmuth hat, wenn man seine erste Aufwallung benutzt, wenn diese aber vorbei ist, bringt man nichts mehr aus ihm. So bereuet er alle Versprechungen, die er Ew. Hoheit in der Eremitage gemacht hat, und wird Händel mit Ihnen anknüpfen, um sie zurücknehmen zu können. Sie sehen also, gnädige Frau, daß Sie sich mit Geduld waffnen müssen, da der Tod des Markgrafen das einzige Hilfsmittel gegen Ihre Leiden ist; seine Gesundheit ist stets sehr schwach gewesen, und er wird sich durch Trinken zu Grunde richten. Doch bleibt Ihnen noch ein Hilfsmittel. Die Kaiserin hat mir befohlen, Sie der hohen Achtung und Zuneigung zu versichern, welche sie gegen Ew. Königl. Hoheit nach der vortheilhaften Schilderung hegt, die man ihr von Ihnen gemacht hat. Sie wird suchen, Sie bei jeder Gelegenheit von ihren Gesinnungen zu überzeugen. Diese Fürstin ist sehr darüber betroffen, die Abneigung zu vernehmen, welche der Kronprinz gegen die Prinzessin von Braunschweig, ihre Nichte, zu haben scheint; sie wünscht sehnlich ein gutes Einverständniß zwischen diesem künftigen Ehepaare, indem sie sich schmeichelt, durch diese Verbindung die Bande der Freundschaft, welche zwischen dem Hause Oesterreich und Preußen stattfinden, noch enger zu knüpfen. Ew. Königl. Hoheit kann durch den Einfluß, den Sie auf den Geist des Prinzen, Ihres Bruders, haben, mehr als irgend Jemand dazu beitragen. Sie empfiehlt Ihnen daher diese ihre theure Nichte und versichert Ihnen, daß sie Ihnen ihren Dank durch authentische Beweise zeigen und sich bemühen wird, Ihnen bei jeder Gelegenheit gefällig zu sein.« Ich antwortete

darauf: »Ich bin für die Güte, welche die Kaiſerin mir bezeigt, außerordentlich dankbar; ich würde ihren Wünſchen zuvorgekommen ſein, wenn ſie ſie mir auch ſelbſt nicht ausgeſprochen hätte. Da mein Bruder verſprochen iſt, und dem Anſcheine nach kein Grund vorhanden, der ſeine Vermählung hindern könnte, ſo würde ich glauben gegen meine Pflicht zu handeln, wenn ich mir nicht alle Mühe gäbe, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen ihm und ſeiner zukünftigen Gemahlin zu nähren. Es genügt, daß ſie dieſen Namen führt, um mich zu verpflichten, für ſie alle Rückſichten und Aufmerkſamkeiten zu haben, welche eine Perſon fordern kann, die einem Bruder ſo nahe angeht, der mir theuer iſt und den ich ſo innig liebe. Ich wünſchte, mein Herr, Sie könnten mir ebenſo günſtigen Beſcheid wie dieſen wegen alles Kummers geben, dem ich, wie ich fühle, noch unterliegen werde.« Ich brach dieſe Unterredung ab, von der ich ſehr wenig erbaut war.

Mein Bruder kehrte einige Tage darauf zu ſeinem Regimente zurück, was mich vollends in aller Hinſicht betrübte. Der König beſchäftigte ſich mit der Comödie und allen den Gaſtmahlen, die man ihm gab. Grumbkow, Seckendorf und mehrere Generale bewirtheten ihn alle Tage der Reihe nach und man betrank ſich dabei ſo, daß man nicht mehr ſtehen konnte. Der arme Erbprinz war bei allen dieſen Feſten. Der König zwang ihn zu trinken, trotz ſeines Widerwillens. Er mißhandelte uns alle Beide, und ſprach nur mit uns, um uns harte Dinge zu ſagen. Die Königin im Gegentheil benahm ſich gut gegen den Prinzen, aber ſehr ſchlecht gegen mich. Meine Schweſter, welche ſie ganz beherrſchte und eiferſüchtig auf die Freundſchaft war, die mir der Kronprinz bezeigt hatte, reizte ſie auf

und wendete alle meine Worte und Handlungen zum Schlechten. Sie konnte die Zuneigung, die ſie für den Prinzen hegte, nicht verbergen; alle Welt bemerkte es. Sie zog ihm die Liebkoſungen der Königin zu und pries ohne Unterlaß ſein Lob. Er ſcherzte mit ihr und that, als ob er die Zuneigung, die ſie für ihn hatte, nicht bemerke.

Dieſe Anſtrengungen und Kümmerniſſe begannen meine Geſundheit zu untergraben. Ich war hinſichtlich der des Prinzen ſehr in Sorgen. Er kam eines Tages von einer jener berüchtigten Schmauſereien, die bei dem Generale Glaſenap ſtattgefunden hatte, bläſſer als der Tod und in einer ſo furchtbaren Aufregung zurück, daß er wie ein Eſpenlaub zitterte. Ich war ſehr erſchrocken, ihn in dieſem Zuſtande zu ſehen, und mein Schreck ſteigerte ſich noch durch eine Ohnmacht, die ihn einen Augenblick darauf befiel. Obgleich ſelbſt halb todt leiſtete ich ihm doch ſchnell alle Hilfe und brachte ihn wieder zum Leben zurück. Er erzählte mir darauf den Auftritt, der zwiſchen ihm und dem Könige ſtattgefunden. Dieſer hatte ihn gegen ſeine Gewohnheit bei Tafel nicht neben ſich ſitzen laſſen. Seckendorf war auf deſſen Befehl genöthigt geweſen, ſich zwiſchen Beide zu ſetzen. Der König richtete darauf an Seckendorf das Wort und ſagte dieſem ganz laut, ſo daß es der Prinz hören mußte: »Ich kann meinen Schwiegerſohn nicht ausſtehen, er iſt ein Narr; ich thue was ich kann, um ihn zu rüffeln, aber alle Mühe iſt umſonſt; er beſitzt nicht einmal ſo viel Verſtand, ein großes Glas auszutrinken und hat an Nichts Vergnügen.« Der Prinz hielt eben eins in der Hand, das man ihm zu der Geſundheit des Königs gebracht. Empört über das, was er vernommen, ſagte er ganz laut zu Seckendorf: »Ich wollte,

daß der König nicht mein Schwiegervater wäre, dann würde ich ihm bald zeigen, daß der Narr, von dem er ſpricht, ihn anders reden laſſen könne, und nicht der Mann dazu ſei, ſich mißhandeln zu laſſen.« Zugleich verſchluckte er den Inhalt jenes furchtbaren Humpen, der ihm faſt eben ſo nachtheilig war wie Gift. Der König wurde vor Zorn kirſchbraun, doch hielt er ſo weit an ſich, nicht darauf zu antworten. Er ſtand bald darauf von der Tafel auf und fuhr in ſeiner Chaiſe allein zurück, ohne den Prinzen mitzunehmen, der genöthigt war zu Fuß in's Schloß zurückzukehren, da er keinen Wagen hatte. Er war in einer ſolchen Wuth, daß ich glaubte, er werde einen Schlaganfall bekommen.

Da er nicht im Stande war in die Comödie zu gehen und ich dort neue Kataſtrophen fürchtete, ließ ich ihn und mich bei der Königin entſchuldigen, weil der Prinz unwohl ſei. Sie ließ mir darauf ſagen, daß der Prinz thun könne was ihm beliebe, ſie werde aber dem Könige unſere Entſchuldigung nicht ausrichten und ich ſelbſt müſſe durchaus kommen. Er wollte nicht allein bleiben, ſo gingen wir denn Beide in dieſe Hunde-Comödie. Ich ſetzte eine Haube auf, um meine Verſtörung zu verbergen, und that nichts als weinen. Der Prinz war ſo entſtellt, daß alle Welt es bemerkte.

Nach dem Abendeſſen zogen wir uns ſogleich zurück. Während der ganzen Nacht war er ſehr krank und wollte mit aller Gewalt wieder nach Baireuth. Ich war ſeiner Meinung, aber Grumbkow und Seckendorf brachten ihn davon ab, indem ſie verſicherten, daß ſie ſeinetwegen ſehr ſtark mit dem Könige ſprechen und alle Mühe anwenden würden, daß er ſein Benehmen ändere. Sie ſchmollten zuſammen ſo lange der König in Berlin

blieb. Endlich kehrte er nach Potsdam zurück, wohin wir ihm im Jahre 1733 folgten.

Die Gesundheit des Prinzen war sehr zerstört; er magerte sichtlich ab und war von einem Husten beläſtigt, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Die Berliner Aerzte fingen an zu fürchten, er möchte hektisch werden, was mich in die größte Angst versetzte. Der Aufenthalt in Potsdam vermehrte diese nur. Die Nachtwachen und unaufhörlichen Ermüdungen, die er duldete, vermehrten sein Uebel. Das traurige Leben, das wir dort führten, ermattete den Geist ebensosehr, als es dem Körper schadete. Man speiste zu Mittag. Das Mahl war schlecht und so karg, daß man sich nicht sättigen konnte. Ein Hofnarr, der dem Könige gegenüber saß, erzählte ihm die Neuigkeiten aus den Zeitungen, über welche er eben so langweilige als lächerliche politische Commentare machte. Nach dem Essen schlief der König in einem Lehnstuhle neben dem Kamine. Wir waren Alle um ihn her, um ihn schnarchen zu hören. Sein Schlaf dauerte bis 3 Uhr, dann ritt er spazieren. Ich mußte den ganzen Nachmittag bei der Königin bleiben und ihr vorlesen, was ich nicht ertragen konnte. Die Sticheleien und Verweise hörten nicht auf. Ich hätte mich allerdings durch das viele Anhören daran gewöhnen sollen, aber meine natürliche Empfindlichkeit ließ mich sie sehr lebhaft fühlen. Den Prinzen sah ich fast gar nicht, da es die Königin nicht wollte. Der geringste Blick, den ich ihm zuwarf, war ein Verbrechen, das er durch die beißendsten Neckereien büßen mußte. Der König kam um 6 Uhr zurück und setzte sich dann bis 7 Uhr hin, um zu malen oder vielmehr zu schmieren. Darauf rauchte er. Die Königin spielte während dessen Toccatille. Man speiste um 8 Uhr bei ihr zu Abende.

Die Tafel dauerte ſtets bis Mitternacht. Die Unterhaltung glich den Predigten gewiſſer Kanzelredner, welche wahre Mittel gegen die Schlafloſigkeit ſind. Die Montbail trug gewöhnlich die Unkoſten dabei und ſchläferte uns mit ihren alten Erzählungen und Legenden vom Hannöverſchen Hofe ein, die wir auswendig wußten. Alle verſchiedenen Lagen meines Lebens ſind mir wie Nichts vorgekommen im Vergleich mit dieſer. Nichts war mir theurer als der Prinz, und ich ſah ihn täglich ſchlechter werden, ohne ihn pflegen oder ihm beiſtehen zu können. Von allen Seiten wurde ich ſchlecht behandelt, ich beſaß keinen Groſchen und litt unaufhörlich. Der einzige erfreuliche Gedanke, der mir noch übrig blieb, war der eines baldigen Todes, immer die letzte Zuflucht der Unglücklichen. Ich hatte immerwährenden Ekel; zwei ganze Jahre lang habe ich blos von einem Stückchen trockenen Brodes und reinem Waſſer gelebt, ohne Etwas außerhalb der Mahlzeiten zu genießen, weil mein Magen ſelbſt keine Bouillon vertragen konnte.

Der König war in dieſer Zeit durch die Nachricht vom Ableben des Königs von Polen ſehr betrübt. Dieſer Fürſt war in Warſchau geſtorben, wohin er zum Landtage gereiſt war. Grumbkow hatte ihn noch unterwegs zu Frauenblatt geſprochen, wohin er gegangen, um Seiten des Königs von Preußen ihn zu complimentiren. Sie tranken damals ſich tüchtig in Ungarwein zu, was das Ende dieſes Fürſten beſchleunigte. Der Abſchied, den er von dieſem Miniſter, den er ſehr liebte, nahm, war außerordentlich zärtlich. »Adieu! mein lieber Grumbkow,« ſagte er zu ihm, »ich werde Sie nicht wiederſehen.« Einige Tage vor Ankunft des Couriers ſagte Grumbkow zum Könige in meiner und vieler Zeugen Gegenwart: »Ach, Ew.

Majeſtät, ich bin in Verzweiflung, der arme Herr iſt todt! Ich war dieſe Nacht ganz wach, da öffnete ſich auf einmal mein Bettvorhang; ich ſah ihn, er trug ein Todtenhemd; er hat mich ſtarr angeſehen; ich wollte aufſtehen, da ich ganz beſtürzt war, aber das Phantom verſchwand.« Der Zufall wollte, daß der König von Polen in derſelben Nacht ſtarb. Ich glaube, daß Grumbkow, da ihm noch die letzten Worte, welche dieſer Fürſt zu ihm geſagt hatte, im Sinne lagen, dieſen Traum für Wahrheit gehalten. Wie dem auch ſei, dieſe Viſion machte ihn eine Zeit lang melancholiſch und nur erſt durch Beihilfe von Ungarwein erlangte er ſeine natürliche Fröhlichkeit wieder.

Der Erbprinz wurde jedoch ſichtlich ſchwächer und unterlag der Laſt ſeines Uebels, ſo daß er nicht mehr im Stande war, das Bett zu verlaſſen. Ich ließ den Oberchirurg des Regiments des Königs rufen und dieſer fand, daß er Fieber habe. Er übernahm es daher, dem Könige ſeine Entſchuldigungen zu überbringen, wobei er die Gefahr, in der er ſich befände, ſo ſehr übertrieb, daß dieſer darüber außerordentlich erſchrak. Die Sorge, in welche ihn dieſer Bericht verſetzte, veranlaßte ihn uns zu beſuchen. Er ſchien verwundert, den Prinzen in ſo kurzer Zeit ſo verändert zu finden; die Furcht, die er hatte, er möchte bald ſterben, ließ ihn ſogleich eine Stafette nach Berlin ſchicken, um die berühmteſten Aerzte von dort herbeizurufen. Am folgenden Tage ſah ich die ganze Fakultät in Prozeſſion in mein Zimmer treten. Der Prinz konnte ſich des Lachens nicht erwehren, als er dieſe gelehrten Perſonnagen ſah, und fragte mich, ob ich ihn als Arzt aufnehmen laſſen oder in die andere Welt ſpediren wolle. Nachdem nun die edle Fakultät alle Umſtände ſeiner Krankheit unterſucht hatte, faßte ſie das Urtheil, daß

mittels Ruhe und ſtrenger Diät man der Hektik vorbeugen könne.

Ich war mit Fr. von Sonsfeld in Potsdam allein, da ich den übrigen Theil meines Gefolges auf Befehl des Königs in Berlin hatte zurücklaſſen müſſen. Ich verließ den Prinzen weder Tags noch Nachts, und entfernte mich blos eine Viertelſtunde von ihm, um König und Königin pflichtſchuldigſt aufzuwarten. Erſterer machte mir tauſend Liebkoſungen und lobte meine Ausdauer bei meinem Manne, indem er ſagte, daß alle Frauen dem guten Beiſpiele folgen ſollten, das ich ihnen gebe. »Ich bin ſehr wohl von der Urſache der Krankheit Deines Mannes unterrichtet,« ſagte er mir eines Nachmittags, wo ich ihm meinen Hof machte. »Er iſt wegen einiger Worte böſe, die ich über ihn an dem Mittage geſprochen habe, wo ich bei Glaſenap aß, und hat ſich hier gegen einige meiner Offiziere ſehr erzürnt, die ihn auf meinen Befehl etwas ſtark geneckt haben. Ich hatte Unrecht, aber Alles, was ich that, geſchah nur aus guter Abſicht und aus Freundſchaft für Dich und ihn. Ich habe ihn gefügé machen wollen, ein junger Menſch muß Lebhaftigkeit und Keckheit haben und nicht immer wie ein Cato ſich benehmen. Meine Offiziere ſind ganz dazu geeignet, ihn zu bilden.«

---

Die üble Laune der Königin dauerte fort; ſie ſuchte über Alles, was ich that, Verdruß mit mir. Wenn ich des Morgens zu ihr kam, ſagte ſie zu mir: »Guten Morgen, gnädige Frau! Mein Gott, wie ſind Sie angezogen! Sie haben ja eine Friſur wie eine Verrückte und ſtets dieſer lange Hals. Ich habe

es Ihnen ja hundert Mal gesagt, daß ich Ihre verdrüßliche Miene nicht ausstehen kann, und Sie werden es noch dahin bringen, daß ich die Geduld verliere.« So hieß es alle Tage. Sie wollte, ich solle mich nach Berliner Mode anziehen, wo man die Haare ganz glatt, ohne die mindeste Frisur trug. Die meinen waren nach französischer Art geordnet, weil es der Erbprinz so haben wollte; auch trug man sie so im ganzen Lande, Berlin ausgenommen. Ich war so mager, daß ich mich kaum in meinem Leibchen halten konnte, und hatte stets einen geschwollenen Magen, wo ich denn sehr litt, wenn ich mich aufrecht halten wollte. Alles das waren aber nichts als leere Ausflüchte, die man nicht annahm.

Die Nachrichten, welche ich während dieser Zeit von Baireuth erhielt, waren sehr befriedigend. Fräulein von Sonsfeld schrieb mir, daß das Befinden des Markgrafen sich sichtlich verschlimmere. Er war nach Neustadt gegangen, um seinen unglückseligen Bruder zu besuchen, dessen Portrait ich oben entworfen habe. Dieser Prinz hatte eben eine Prinzessin von Anhalt-Schaumburg geheirathet. Der Markgraf machte während seines Aufenthaltes in Neustadt ungeheuern Aufwand. Er brachte ganze Tage mit Trinken und Belustigungen zu. In der Trunkenheit that er einen furchtbaren Fall eine Treppe hinunter. Man trug ihn halb todt in sein Apartement. Ich weiß nicht, ob er sich innerlich verletzt hatte, denn die Aerzte, die er um sich hatte, waren so unwissend, daß man sich auf ihren Bericht nicht verlassen konnte. Mochte es nun der Fall oder die Trunkenheit machen, eines davon wenigstens verursachte ihm einen solchen hämorrhoidalischen Blutverlust, daß man seinem Tode entgegensah. Man ließ sogar einen Geistlichen holen,

um mit ihm zu beten und ihn zum Tode vorzubereiten, aber sein Temperament rettete ihn auch dieses Mal und er genaß wieder, obgleich sehr langsam.

Alle Welt schrie seitdem nach unserer Rückkehr. Der Markgraf wünschte sie selbst und schrieb mir, daß ich ihm sagen möchte, auf welche Art er es anfangen solle, um uns wieder nach Baireuth kommen zu lassen. Ich zeigte seinen Brief einigen Personen, von denen ich wußte, daß sie es dem Könige wiedersagen würden. Dieser wollte uns nicht verlieren und dessenohnerachtet sich nicht anders gegen uns benehmen. Doch beschloß er es zu versuchen uns wieder zu gewinnen, um uns jede Idee an Abreise zu nehmen. Er machte mir tausend Liebkosungen und sprach nur Lobenswerthes vom Erbprinzen, aber ohne daß es mich gerührt hätte, denn ich war zu oft betrogen worden, um mich noch länger von ihm anführen zu lassen. Der König befand sich nicht wohl; er war im Gesicht sehr verändert und sein Körper schwoll jede Nacht an. Eines Nachmittags, während er schlief und wir Alle um ihn her saßen, ergriff ihn ein Stickfluß. Da er immer außerordentlich stark schnarchte, wurden wir es Anfangs nicht gewahr. Ich war die Erste, welche bemerkte, daß er ganz schwarz wurde und im Gesicht aufschwoll. Ich fing an zu schreien und sagte es der Königin. Sie stieß ihn mehrere Male, um ihn aufzuwecken, aber vergebens. Nun eilte ich fort und rief Leute herbei; man schnitt ihm die Halsbinde auf und goß ihm Wasser in's Gesicht, wodurch er endlich nach und nach wieder zu sich kam. Er war über diesen Zufall sehr betroffen, alle Aerzte aber, die er um sich hatte, behandelten die Sache, um ihm den Hof zu machen, als Kleinigkeit, ob es gleich im Grunde gefährlich war, und Jeder sich in's Ohr raunte,

es ſei eine zurückgetretene Gicht, die ihm einmal einen böſen Streich ſpielen könne.

Die ſchöne Jahreszeit, welche die Natur neu belebt und verjüngt, war für uns nur eine neue Plage; wir waren genöthigt, alle Abende in den Garten des Königs zu gehen. Dieſer hatte ihm den Namen Marli gegeben, weshalb weiß ich nicht. Es war ein ſehr ſchöner Küchengarten, worin der König ſich das Vergnügen gemacht, die beſten Sorten von Früchten, die es nur in Europa geben konnte, aufzuhäufen, aber für's Spazierengehen war nicht das mindeſte Vergnügen darin, weil es keinen Schatten gab. Um 3 Uhr Nachmittags gingen wir dahin, um uns an der Kühle des Herrn von Vendome dort braten zu laſſen. Man ſoupirte Abends um 8 Uhr dort ſehr frugal und ohne ſich den Magen zu überladen und ging um 9 Uhr nach Hauſe. Der König ſtand alle Tage früh um 4 Uhr auf, um beim Exerzieren ſeines Regiments gegenwärtig zu ſein. Dies Exercitium geſchah unter meinen Fenſtern, und da ich Parterre wohnte, konnte ich die ganze Nacht die Augen nicht ſchließen, denn man feuerte nach Diviſionen und Peletons. Ein Soldat, der ſchnell laden wollte und nicht Zeit gehabt hatte den Ladeſtock wieder aus dem Laufe zu ziehen, ſchoß dieſen gerade in mein Zimmer und warf den Spiegel meiner Toilette herab, der durch einen Zufall ohne Gleichen ganz blieb.

Ich ertrug alle dieſe Beſchwerden mit Geduld, da die Rückkehr des Erbprinzen mir zu viele Freude verurſachte, um an etwas Anderes zu denken. Er kam am 21ſten in Geſellſchaft meines Bruders in Potsdam an. Ich hatte die Freude, ihn viel wohler ausſehend zu finden, als wie er abgereiſt war, aber den Huſten hatte er immer noch, obgleich ſehr vermindert. Der Kö-

nig nahm ihn ſehr gut auf und war ungemein mit dem Berichte zufrieden, den er ihm von ſeinem Regimente abſtattete. Die Markgräfin Albertine, ihre Tochter und der Prinz von Bärenburg kamen denſelben Abend an. Die Vermählung des Letzteren war auf den nächſten Tag beſtimmt. Die Prinzeſſin Albertine war in der vollſten Zufriedenheit und that nichts als lachen, wenn man mit ihr von ihrem Zukünftigen ſprach. Sie hatte zwei Damen, die ihr Echo machten. Der Prinz gab das Signal durch einen Ausbruch von Lachen, ihre beiden Damen antworteten darauf, und wir fanden dies ſo komiſch, daß wir auch lachten, daher es nichts als Gelächter gab. Der König fand ein Vergnügen daran, die Braut zu quälen, und ſagte ihr verſchiedenes nicht eben Anſtändige, worauf ſie nur durch Lachen antwortete und ſich und uns derbe Unarten zuzog. Ich hörte nicht auf ihr zu ſagen, daß ſie ernſthaft ſein ſolle, aber es war verlorene Mühe und ihre Freude, bald einen ſo liebenswürdigen Gemahl zu haben, war zu lebhaft, um ſie zurückhalten zu können.

Der Erbprinz und der Prinz Karl von Braunſchweig, den der König auch zur Hochzeit eingeladen hatte, machten am folgenden Tage dem Bräutigam einen Beſuch, mehr um ſich zu beluſtigen, als aus Höflichkeit. Er war der Einzige, der nicht wußte, daß heut Abend die Hochzeit ſei, denn ſeine Zerſtreuung oder ſein kurzes Gedächtniß hatten es ihn vergeſſen laſſen. Er ſchwur wie ein Karrenſchieber, daß er weder Kleid noch Schlafrock habe, und man die Hochzeit bis morgen verſchieben müſſe. Dies beluſtigte den König ungemein. Der Erbprinz mußte ihm ſeinen Schlafrock borgen. Er war dafür ſo dankbar, daß er ihn über Alles, was er thun wollte, um Rath

fragte. Gott weiß, in welche barmherzige Hände er gefallen und welchen guten Rath er ihm gab. Nur das weiß ich, daß ich nichts Komischeres gesehen habe, als diese Hochzeit. Es war drei Tage hintereinander Ball, dem wir uns mit freudigem Herzen ergaben. Aber diese Freude verging sehr schnell, denn der Erbprinz war genöthigt zu seinem Regimente zurückzukehren. Er reiste am 27. Mai ab, sowie mein Bruder und alle die andern Fürstlichkeiten.

Dem Könige hatte der Erbprinz sehr wohl gefallen; er sagte mir, daß er ihn sehr zu seinem Vortheile verändert finde. »Es wird mein Lieblings-Schwiegersohn werden,« setzte er, sich an die Königin wendend, hinzu; »ich liebe meine Kinder zu sehr,« sagte er ihr, »ja, hol' mich der Teufel! wenn ich meinem Schwiegersohne nicht das ganze Geld schenke, das ich ihm geborgt habe, wenn er nur fortfährt sich so zu benehmen wie bis jetzt.« Ich näherte mich ihm, küßte ihm die Hand und dankte ihm in den zärtlichsten Ausdrücken, und als er mir das eben der Königin Gesagte nochmals wiederholte, so antwortete ich ihm, daß ich in Verzweiflung sein würde, wenn er glauben könne, daß unser Benehmen irgend eine eigennützige Absicht habe; es sei freilich wahr, daß wir seiner Hilfe bedürften, wir ihm aber nicht zur Last fallen wollten, und daß, wenn ich wüßte, daß das Versprechen, welches er mir eben gegeben habe, ihn nur im Mindesten incommodire, ich die Erste sein würde, diese Gnade abzulehnen. Die Thränen traten ihm in die Augen und mich zärtlich ansehend sagte er: »Nein, liebe Tochter, ich werde mich nie dazu entschließen, Euch von hier abreisen zu lassen, und Sorge für Euch tragen, so lange ein Athem in mir ist.« Ich war von diesen letzten Worten gerührt, aber sie beunruhigten

mich sehr; ich kannte die Unbeständigkeit des Königs zu gut, um mich auf alle diese schönen Reden zu verlassen. Doch war ich dankbar dafür; ich liebte ihn innig, und ohne die Eifersucht der Königin gegen mich hätte ich sein Herz wiedergewinnen können, es war aber unmöglich, bei dem Einen gut zu stehen, ohne sich mit der Andern zu entzweien. Die Königin ließ mich diesen Augenblick der Milde, den ich genossen hatte, theuer bezahlen, und zankte dafür vom Morgen bis zum Abende mit mir. Ich habe nie einer Intrigue, die man gegen den Erbprinzen und mich angesponnen hatte, auf den Grund kommen können, und weiß noch bis jetzt nicht, wer die Ursache davon war, so viel aber weiß ich, daß man damals alles Mögliche that, um uns mit einander zu entzweien. Man sagte mir das Allerschlechteste von ihm, während man ihm Gleiches von mir hinterbrachte. Alles das aber machte keinen Eindruck auf uns und wir theilten uns gegenseitig Nachricht von diesen schönen Umtrieben mit.

Der König sagte mir eines Tages: »Ich habe einen Plan zu Deiner hiesigen Einrichtung entworfen. Ich werde Deinem Manne eine Pension geben, damit er seinen Haushalt bestreiten kann ohne in Verlegenheit zu kommen. Er soll in Pasewalk bleiben und Du wirst ihn von Zeit zu Zeit besuchen, denn wenn Du immer bei ihm wärst, würde er seinen Dienst vernachlässigen.« Man kann leicht denken, wie sehr dieser schöne Plan nach meinem Geschmacke war. Doch wollte ich nicht geradezu deshalb eine Lanze mit dem Könige brechen und antwortete ihm daher ganz einfach, daß ich stets den Erbprinzen ermuntern würde, seine Pflicht zu thun. Der König bemerkte wohl, daß seine Ideen mir nicht gefielen und änderte das Gespräch. Da er am 8. Juni mit der Königin nach Braunschweig

zur Hochzeit meines Bruders abreisen wollte, welche dort gefeiert werden sollte, so bat ich ihn um Erlaubniß, den Erbprinzen bei seinem Regimente zu besuchen. Er erlaubte mir dies sogleich, nachdem er aber einige Zeit nachgedacht hatte, sagte er zu mir: »Es verlohnt ja gar nicht der Mühe, diese Reise erst zu machen, da ich in 8 Tagen wieder zurück sein werde und ihn dann kommen lassen will.«

Ich war sehr wenig zufrieden mit dieser Antwort, da ich Berlin wie das Feuer fürchtete; ich erwartete hier neuen Unannehmlichkeiten zu begegnen, und die Königin hatte schon Sorge dafür getragen, indem sie meinen Schwestern verboten hatte zu mir zu kommen, und dasselbe auch ihren Damen anbefohlen. Alles dies setzte mein Blut so in Bewegung, daß ich mich Abends unwohl befand, und mich zurückziehen mußte. Ich legte mich sogleich zu Bette, wo ich aus Schwäche und Ermüdung einschlief. Ohngefähr drei Stunden hatte ich geruht, als ich in meiner Garderobe einen furchtbaren Lärmen hörte. Ich wachte plötzlich auf, öffnete die Bettvorhänge und rief meine gute treue Mermann, die Gefährtin aller meiner Leiden, die mich nie verließ, aber ich mochte schreien so viel ich wollte, Niemand kam und der Lärmen vermehrte sich. Wie groß war daher mein Schrecken, als ich endlich die Thür sich öffnen und beim Scheine der Lampe, die in meinem Schlafzimmer brannte, ein Dutzend jener großen Grenadiere mit schwarzen Schnurrbärten eintreten und ihre Gewehre blinken sah. Ich hielt mich in dem Augenblicke für verloren und glaubte, man wolle mich arretiren. Schon dachte ich nach, was für ein Verbrechen ich begangen haben könnte, ohne mich im Mindesten strafbar zu finden. Endlich zog mich meine Kammerfrau aus dieser Unruhe.

Sie trat in mein Zimmer und ſagte mir, daß ſie nicht eher habe kommen können, weil ſie ſich mit dieſen Leuten geſtritten habe, um ſie am Eintreten zu hindern; daß Feuer im Schloſſe und dies die Urſache dieſes Lärmens ſei. Ich fragte, wo es brenne? Sie ſtotterte einige Zeit und ſagte dann, daß das Feuer in dem Schlafzimmer meiner Schweſtern ſei und deren Dienerſchaft Niemand eintreten laſſen wolle, unter dem Anführen, daß es bei mir ſei. Meine Gouvernante war auch beim erſten Lärmen herbeigeeilt. Sie beſchäftigte die Offiziere ziemlich lange, um mir Zeit zum Aufſtehen zu laſſen. Sie unterſuchten mein ganzes Zimmer, wo Alles in der größten Ordnung war und ſie nicht die geringſte Spur von Feuer fanden. Dann gingen ſie in das meiner Schweſtern, die Thür an Thür mit mir wohnten. Dieſes fanden ſie in Flammen, die Betten derſelben bereits halb verbrannt und das Getäfel des Zimmers ſchon ganz brennend. Durch Händearbeit wurde Alles gelöſcht und ſie gingen fort, um dem Könige Bericht davon abzuſtatten. Dieſer Fürſt war in ſolchen Sachen ſehr ſtreng und die unſchuldige oder ſchuldige Dienerſchaft wurde ohne Barmherzigkeit fortgejagt.

Ich wäre ſchön ausgezankt worden, wenn dieſer Vorfall bei mir ſtattgefunden hätte. Beim erſten Allarm hatte man ſchon die Güte gehabt, dem Könige zu ſagen, es ſei in meinem Zimmer, und er hatte gewaltigen Lärmen darüber gemacht, ſobald er aber wußte, daß es in dem meiner Schweſtern ſei, beruhigte er ſich. Dieſe kamen ganz erſchrocken zu mir und baten um Mitleid, da ſie nicht wußten, wo ſie ſchlafen ſollten. Ich bot mein Bett meiner Schweſter Charlotte an, die andern Beiden bequemten ſich mit dem des Erbprinzen und die Montbail war genöthigt, ſich mit einem Schlafſopha zu begnügen,

weshalb sie gewaltig brummte, jedoch nicht zwischen den Zähnen, denn diese hatte sie schon seit geraumer Zeit verloren, so daß ihr nur ein einziger übrig geblieben war, auf welchem sie das Spinett spielte. Ich glaubte, daß diese letzte Kinnbacken-Reliquie uns in die Augen springen würde, denn sie konnte sich nicht darüber trösten, daß sie kein Federbett hatte, um ihr altes, fleischloses Gerippe darauf zu pflegen. Meine Schwester schlief auf der Stelle ein, da sie aber nicht gewohnt zu Zwei zu schlafen, so gab sie mir im Schlafe Stöße, um sich Platz zu machen, die mich, wenn ich halb eingeschlafen war, wieder aufweckten. Ich vergalt sie ihr mit gleichen, wir fingen an zu lachen und kaum hatten wir die Augen zugemacht, als die Bataille wieder von Neuem anging. Meine beiden jüngern Schwestern trieben ihrerseits dieselbe Wirthschaft. Da wir endlich sahen, daß wir doch keine Ruhe haben würden, riefen wir unsere Leute und ließen uns das Frühstück bringen. Die Montbail wollte den Schmuck desselben ausmachen; sie erschien vor uns wie die aufgehende Sonne, denn ihr ganzes Deshabillé war, so wie ihr Gesicht, narzissengelb. Sie stimmte ihr Klagelied über die Unbequemlichkeit, welche sie während der ganzen Nacht ausgestanden habe, an, da sie sehr schlecht gelegen habe und alle Ribben ihr weh thäten. Ich hatte über diesen kleinen Verdruß, den sie gehabt, eine boshafte Freude, da sie mir dessen täglich dutzendweise verursachte, indem sie die Königin und meine Schwester Charlotte gegen mich aufreizte. Die Letztere erhielt mit vieler Mühe vom Könige die Begnadigung ihrer Dienerschaft. Er sagte zu mir, daß ich sehr gütig gewesen sei, mich so die ganze Nacht zu incommodiren, um es meinen Schwestern bequem zu machen. Wir erzählten ihm unsere nächtlichen Abenteuer,

bei denen er von Grund des Herzens lachte. Am folgenden Tage ſollte er mit der Königin abreiſen. Dieſe Fürſtin befand ſich in der tiefſten Schwermuth. Sie hatte ſich im Geſichte ſo verändert, daß es betrübt anzuſehen war, aber ihre böſe Laune hinderte jedes Mitleid, denn ſie wurde faſt eben ſo boshaft wie der König, und Niemand konnte es mehr bei ihr aushalten, ſelbſt nicht meine Schweſter. An dieſem Abende kam mein Bruder an. Er war mit mir ſehr gut gelaunt, aber ſobald ihn Jemand anſah, zog er ein Geſicht und ſtellte ſich traurig. Wir trennten uns am folgenden Tage und ich ging mit meinen Schweſtern nach Berlin.

Der König hatte uns anbefohlen, alle Abende in die deutſche Comödie zu gehen, was wir denn auch gutwillig thaten. Die Prinzeſſinnen von Geblüt, die mir ſtets ſehr gewogen waren, kamen aus Gefälligkeit für mich hin, und ich unterhielt mich mit ihnen, ohne auf das Schauſpiel ſelbſt zu achten, das das erbärmlichſte von der Welt war. Die Markgräfin Philippine lud mich mehrere Male zum Souper ein. Ich unterhielt mich ſehr gut bei ihr. Wir hatten dort eine kleine Coterie geiſtvoller Perſonen, die unſere Soupers ſehr angenehm machten. Ich vermied, ſo viel es mir nur möglich war, mit allen Denen, von welchen ich wußte, daß ſie mir Kummer bereiten könnten, in Berührung zu kommen, und brachte ſo meine Tage in Berlin ziemlich ruhig zu.

Saſtot (Zaſtrow?), der Kammerherr der Königin, soupirte bei mir. Ob er gleich mit Grumbkow vertraut, war er doch ein durchaus rechtlicher Mann und mir ſehr ergeben. Er beſaß keinen großen Geiſt, aber doch vielen geſunden Menſchenverſtand. Ich theilte ihm all' meinen Kummer und den

Entſchluß mit, den ich gefaßt, um jeden Preis nach Baireuth zurückzureiſen, ſobald die Revue des Regiments des Erbprinzen vorbei ſei. Er erzählte mir dabei, daß Grumbkow ihm aufgetragen, mir zu ſagen, er habe vor einiger Zeit einen Brief vom Erbprinzen erhalten, der ihm angedeutet, daß er dieſelben Abſichten hege wie ich, und ſich ſogar ſeines preußiſchen Regiments entledigen wolle; er, Grumbkow, habe dies dem Könige vertraut und ihm vorgeſtellt, wie unzufrieden wir mit ſeinem Benehmen gegen uns wären, worüber der König ſehr erſtaunt geweſen, und nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, geſagt habe: »Ich kann mich nicht entſchließen, meine Tochter und ihren Mann reiſen zu laſſen, und will dieſem nach der Revue eine Penſion von 20,000 Thalern unter der Bedingung geben, daß er beim Regimente bleibt, was aber meine Tochter betrifft, ſo muß ſie bei ihrer Mutter bleiben und kann ihn dann und wann beſuchen.« Da nun Grumbkow meine Abſichten nicht gekannt, ſo habe er nichts darauf erwidern wollen, bitte mich aber, ihn wiſſen zu laſſen, was er thun ſolle. Ich trug Saſtot ein ſehr höfliches Compliment an dieſen Miniſter auf und ließ ihn dringend bitten, es ſo einzurichten, daß wir reiſen könnten. Meine Geſundheit ſei zerſtört, Kummer und Anſtrengungen hätten mich erſchöpft und ich wolle nicht länger vom Erbprinzen getrennt leben. Uns Beiden convenire es nicht, uns in eine Garniſon zu vergraben, der Markgraf werde ſichtlich ſchwächer und unſere Gegenwart ſei in Baireuth nöthig.

Saſtot brachte mir am folgenden Tage deſſen Antwort. Er ließ mir zuſichern, daß er alle ſeine Kräfte aufbieten werde, damit wir reiſen könnten, aber es ſei nothwendig, daß der Markgraf deshalb Schritte thue, und man daher damit anfangen müſſe, den

König von der Krankheit dieſes Fürſten in Kenntniß zu ſetzen. Er ließ mir auch ſagen, daß die Stände von Cleve vor einiger Zeit Deputirte an den König geſchickt hätten, um ihn zu bitten, mich ihnen zur Regentin zu geben, unter dem Anerbieten, mich auf ihre Koſten zu erhalten, und ohne daß es dem Könige einen Pfennig koſte. Dieſer Fürſt habe ſie aber mit einem ſtarken Verweiſe nach Hauſe geſchickt und ihnen bei Strafe verboten, je wieder mit ſolchen Vorſchlägen zu kommen. Ich war ſehr betrübt über den Verdruß, den ſich dieſe guten Leute meinetwegen zugezogen hatten. Ich hatte nicht die kleinſte Idee von dem Schritte gehabt, den ſie gethan, auſſerdem würde ich ihn verhindert haben, da ich wohl vorausſehen konnte, daß der König es abſchlagen werde.

Ich war in der gröſten Ungeduld, Nachrichten aus Braunſchweig zu erhalten, und das Nähere von dem zu erfahren, was dort vorging. Mein Bruder hatte die Aufmerkſamkeit für mich, ſie mir zugehen zu laſſen, indem er mir Herrn von Kaiſerling, ſeinen damaligen Günſtling, ſchickte. Er ſagte mir, mein Bruder ſei ſehr zufrieden mit ſeinem Looſe und habe am Hochzeitstage, der am 12. Juni geweſen, ſeine Rolle ſehr gut geſpielt, indem er eine abſcheuliche Laune affektirt und ſeine Bedienten in Gegenwart des Königs tüchtig ausgeſcholten habe. Der König habe ihn deshalb mehrere Male zurecht gewieſen und ſehr nachdenklich zu ſein geſchienen, die Königin aber ſei vom Braunſchweigſchen Hofe entzückt geweſen, könne jedoch die Kronprinzeſſin nicht leiden und behandele die beiden Herzoginnen wie die Hunde. Die regierende Herzogin habe ſich darüber beim Könige beklagen wollen und man ſie nur mit vieler Mühe daran verhindert. Ich erhielt noch an demſelben Abende einen

eigenhändigen Brief des Königs. Er war ungemein verbindlich. Der König befahl mir, mich am folgenden Tage mit meinen Schwestern nach Potsdam zu begeben und versicherte, daß ich dort den Erbprinzen sehen werde. Dieser letzte Punkt verursachte mir grenzenlose Freude und ich reiste vergnügt nach Potsdam ab.

Der König kam dort vor der Königin an. Er bezeigte mir tausendfache Güte. Er sagte mir, daß er von seiner Schwiegertochter entzückt sei und ich Freundschaft mit ihr halten sollte, daß sie ein gutes Kind sei, das man aber noch erziehen müsse. »Du wirst sehr schlecht logirt sein, denn ich kann Dir nur zwei Zimmer geben, aber Du mußt Dich darin mit Deinem Markgrafen, Deinen Schwestern und Deiner ganzen Suite behelfen.« Die Königin, welche indeß ankam, unterbrach dieses Gespräch. Sie empfing mich ziemlich gut und sagte zu meiner Schwester, sie umarmend: »Ich wünsche Dir Glück, liebe Lottine, Du wirst sehr glücklich sein, einen prächtigen Hof und jedes Vergnügen haben, das Du Dir nur wünschen kannst.« Dann erzählte sie mir, daß mein Bruder die Kronprinzessin nicht ausstehen könne und die Heirath nicht vollzogen sei, sowie, daß Jene dümmer als je, trotz aller Mühe, die sich Madame Katsch, ihre Oberhofmeisterin, gebe, um sie zu bilden. »Sie wird Dir auf den ersten Anblick gefallen,« sagte sie, »denn sie hat ein allerliebstes Gesicht, wenn man sie aber mehr als ein Mal sieht, ist sie unerträglich.« Sie fing dann über die schöne Einrichtung zu lachen an, die der König mit unserm Logis getroffen und fragte, wie wir es anfangen wollten? Meine Schwester antwortete, daß der König gut anbefehlen könne, es aber durchaus unmöglich sei, daß wir uns so einrichten könnten. In der

That glaube ich auch, daß niemals Jemand damit hätte können fertig werden. Die beiden Zimmer, die man uns bestimmte, hatten keinen besondern Ausgang und das eine war ein kleines Cabinet. Meine Schwester und ich gingen nun, um unsere kleinen Anordnungen zu treffen. Ich ließ ihr das Cabinet für sich und ihre Kammerfrau und machte mit Hilfe von Schirmen ein völliges Apartement aus meinem Zimmer. Wir waren zehn Personen dazu, den Erbprinz und unsere Dienerschaft eingerechnet. Meine Gouvernante, die sich schon seit einiger Zeit sehr unwohl befand, ward plötzlich an einer Halsentzündung krank, wozu sich ein heftiges Fieber gesellte. Ich wurde durch ihre Krankheit um so mehr in Unruhe versetzt, als ich Niemand in meiner Nähe hatte.

Den Erbprinzen erwartete ich für übermorgen und die Kronprinzessin, der Herzog, die Herzogin von Braunschweig und der Herzog und die Herzogin von Bevern mit ihrem Sohne sollten am 22. Juni ankommen. Die Königin hatte mir ein furchtbares Bild von der Herzogin von Braunschweig entworfen. Sie war die Mutter der Kaiserin und machte in dieser Eigenschaft Anspruch auf Ehren und Auszeichnungen, die sie kein Recht hatte zu fordern. Sie war unausstehlich hochmüthig und hatte den Vortritt vor der Kronprinzessin verlangt. Die Königin sagte mir, daß, wenn ich nicht im Voraus meine Maaßregeln nehme, ich viele Zwistigkeiten mit ihr haben würde.

Ich war sehr in Verlegenheit. Der König lebte als Landedelmann und verlangte, daß keine Spur von Ceremoniell bei ihm stattfinden solle. Er behandelte meine Schwestern wie Töchter vom Hause und befahl ihnen, die Honneurs zu machen, da er alle Rangstreitigkeiten nicht leiden konnte. Sie standen daher

allen fremden Prinzessinnen, die nach Berlin kamen, nach. Ich wußte, daß dies eine sehr schwierig zu berührende Saite sei, die mir viel Kummer verursachen könnte, ich wußte aber auch, daß, wenn ich einmal meine Vorzüge als Tochter des Königs verlöre, ich sie nie wieder erlangen würde. Nach vielen Ueberlegungen beschloß ich mein Päckchen zu riskiren und mit dem Könige davon zu sprechen. Die Königin versprach mich aus allen Kräften zu unterstützen.

Diese Fürstin wünschte ihm mit meinen Brüdern und Schwestern stets gute Nacht und sie blieben bei ihm bis er eingeschlafen war. Ich hatte mich, seit ich verheirathet war, von dieser Etikette losgemacht, da aber der König gewöhnlich des Abends bei guter Laune war, nahm ich mir vor, diese Zeit zu wählen, um mit ihm zu sprechen. Sobald er mich sah, rief er mir zu: »Ah, besuchst Du mich auch!« Ich sagte ihm, daß ich einen Brief vom Erbprinzen erhalten habe, der ihn seiner Ehrfurcht versichern lasse und mir aufgetragen habe, mich nach seinen Befehlen zu erkundigen, um zu wissen, ob er nach Potsdam oder Berlin kommen solle. Darauf entgegnete er: »Ich gehe morgen nach Berlin; schreib ihm, daß er sich dort einfinde; morgen Abend bringe ich ihn Dir. Ich bin sehr mit ihm zufrieden,« setzte er hinzu, »er hat sein Regiment in den besten Zustand von der Welt gebracht, und ich weiß, daß er sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, um es gut zu disciplinren.« Dieser Anfang gab mir etwas Muth. Ich wendete unvermerkt die Unterhaltung auf die Braunschweigschen Herrschaften und fragte endlich den König, wie ich mich gegen sie benehmen solle, weil ich nichts ohne seinen Befehl thun wolle und wisse, daß die Herzogin von Braunschweig mir den Vortritt streitig

mache. Der König antwortete mir, das wäre höchst lächerlich und sie wird es nicht thun. »Keinesweges,« sagte die Königin, »sie hat ihn über die Kronprinzessin behauptet und ich habe ihr deshalb eine tüchtige Merkuriale gegeben.« — »Es ist eine alte Närrin,« versetzte der König, »aber man muß sie doch schonen, weil sie Mutter der Kaiserin ist;« und darauf sich zu mir wendend, fuhr er fort: »Du wirst ihr keinen Besuch abstatten, ehe sie nicht zu Dir gekommen ist, und überall den Vortritt nehmen, ich werde aber alle Tage Karten ziehen lassen, damit sie nicht ganz ungehalten wird.« Ich war sehr erfreut, mich so glücklich aus dieser bösen Sache gezogen zu haben, und entfernte mich.

Endlich hatte ich das Vergnügen, Tags darauf den Erbprinzen wiederzusehen, wodurch all' mein Kummer verschwand. Er erzählte mir, daß sein Oheim, der Prinz von Culmbach, in einigen Tagen ankommen werde. Der König hatte ihn nach Berlin eingeladen, und ich freute mich sehr ihn wiederzusehen, in der Hoffnung, daß er uns durch den Einfluß, den er auf den Geist seines Bruders ausübte, helfen werde, dieser Sklaverei zu entkommen.

Der ganze Braunschweigsche Hof kam indeß folgenden Tages, den 24. Juni, an. Der König war in Begleitung meines Bruders, des Erbprinzen und eines großen Gefolges von Generalen und Offizieren der Kronprinzessin entgegen geritten. Die Königin, meine Schwestern und ich empfingen sie auf dem Perron. Ich werde hier ihr Bild entwerfen, wie es damals war, denn sie hat sich seitdem sehr geändert.

Die Kronprinzessin ist groß; ihr Wuchs ist nicht fein; sie trägt den Körper nach vorn, was ihr etwas Unanmuthiges

giebt; ſie iſt von glänzender Weiße der Haut, und dieſe Weiße wird durch die lebhafteſten Farben erhöht; ihre Augen ſind blaßblau und verſprechen wenig Geiſt; ihr Mund iſt klein, alle ihre Züge ſind niedlich ohne ſchön zu ſein, und das Ganze ihres Geſichts iſt ſo allerliebſt und kindlich, daß man glauben ſollte, dieſes Köpfchen gehöre einem Kinde von 12 Jahren; ihre Haare ſind blond und natürlich gelockt, aber alle dieſe Schönheiten werden durch ihre Zähne entſtellt, welche ſchwarz und ſchlecht geformt ſind; ſie beſaß weder Benehmen noch die geringſte kleine Artigkeit, dabei große Schwierigkeit zu ſprechen und ſich verſtändlich zu machen, ſo daß man genöthigt war, das, was ſie ſagen wollte, zu errathen, was ſehr in Verlegenheit ſetzte.

Der König brachte ſie, nachdem ſie uns Alle gegrüßt hatte, in das Apartement der Königin, und als er ſah, daß ſie ſehr erhitzt und ohne Puder ſei, ſagte er zu meinem Bruder, er ſolle ſie auf ihre Zimmer führen. Ich folgte ihr dahin. Mein Bruder ſtellte mich ihr vor und ſagte dabei: »Das iſt eine Schweſter, die ich anbete, und gegen die ich alle nur erdenklichen Verpflichtungen habe; ſie hat die Güte gehabt mir zu verſprechen, für Dich zu ſorgen und Dir mit ihrem guten Rathe beizuſtehen; ich wünſche daher, daß Du ſie mehr reſpectirſt als König und Königin und nicht den kleinſten Schritt ohne ihren Rath thuſt; verſtehſt Du?« Ich umarmte die Kronprinzeſſin und gab ihr alle mögliche Zuſicherungen meiner Anhänglichkeit, aber ſie blieb wie eine Bildſäule, ohne uns ein Wort zu ſagen. Da ihre Leute noch nicht angekommen waren, puderte ich ſie ſelbſt und brachte ihre Kleidung etwas in Ordnung, ohne daß ſie mir dankte, oder auf eine der Liebkoſungen antwortete, die ich ihr machte. Mein Bruder wurde darüber endlich ungeduldig und ſagte ganz laut:

»Der Henker über die dumme Perſon! Danke doch meiner Schweſter.« Da machte ſie mir endlich eine Verbeugung nach Art der Agneſe in der Frauenſchule. Ich führte ſie nun, ſehr wenig von ihrem Verſtande erbaut, wieder zur Königin.

Ich fand die beiden Herzoginnen dort. Die von Braunſchweig konnte 50 Jahre alt ſein, war aber ſo gut erhalten, daß ſie nur 40 zu haben ſchien. Dieſe Fürſtin hat viel Geiſt und Welt, aber in ihrer ganzen Haltung herrſcht ein gewiſſer Hauch von Koketterie, der genugſam anzeigt, daß ſie keine Lukrezia war. Damals war Herr von Stöcken ihr Geliebter. Man kann nicht leicht begreifen, wie eine Prinzeſſin von ſo vielem Verſtande ihre Neigung ſo übel hat anwenden können, denn ich habe nie etwas Langweiligeres und Unerträglicheres geſehen als dieſen Herrn. Der Herzog, ihr Gemahl, war es nicht minder. Cytherens Freuden waren ihm theuer zu ſtehen gekommen, denn er hatte keine Naſe. Mein Bruder ſagte ſcherzend, daß er ſie in einer Bataille gegen die Franzoſen verloren habe. Dieſer Fürſt vereinte mit mehreren andern ſchönen Eigenſchaften auch die, ein vortrefflicher Ehemann zu ſein. Er kannte die Aufführung der Herzogin, ſeiner Gemahlin, ſehr wohl, litt ſie aber geduldig und hatte gegen ſie alle nur mögliche Achtung und Zärtlichkeit. Man ſagte, ſie beherrſche ihn dergeſtalt, daß er ihr, ſo oft er bei ihr ſchlafe, ſehr bedeutende Geſchenke machen müſſe. Seine Tochter, die Herzogin von Bevern, und ich waren erfreut, uns wiederzuſehen. Ich war mit ihr und ihrem Gemahle, wie man oben wird geſehen haben, ſehr eng verbunden. Wir zogen Karten und man ſetzte ſich an eine Tafel von 40 Couverts. Der König regalirte uns mit Janitſcharenmuſik, die von mehr als 50 Negern gemacht wurde. Ihre

Instrumente bestanden in langen Trompeten, kleinen Pauken und Becken von einem gewissen Metall, die sie an einander schlugen, welches Alles zusammen einen furchtbaren Lärmen machte. Nach dem Aufstehen nahmen wir den Kaffee bei der Königin ein, und der König führte uns dann in die Glashütte. Die Kronprinzessin wich keinen Schritt von mir, ich hatte sie aber bis jetzt noch nicht zum Sprechen bringen können. Der König machte uns Allen Geschenke. Man kehrte zur Königin zurück, wo Abends Spiel war.

Folgenden Tages, den 23. Juni, gingen wir Alle um 6 Uhr früh zur Revue des Regiments des Königs. Wir kehrten Mittags in die Stadt zurück, wo man sich wieder zur Tafel setzte. Der König reiste Nachmittags mit dem Erbprinzen und meinem Bruder nach Berlin, aber wir weiblichen Fürstlichkeiten begaben uns nach Charlottenburg. Die Königin fuhr mit den beiden Herzoginnen und dem alten Herzoge von Braunschweig. Die Kronprinzessin, meine Schwestern und ich folgten im zweiten Wagen. Die Hitze war fürchterlich und der Staub belästigte uns sehr. Die Kronprinzessin befand sich unwohl und übergab sich während der ganzen Fahrt, was aller Welt eine große Freude verursachte, die Königin ausgenommen, denn man hoffte, die Uebelkeiten hätten ihren guten Grund.

Endlich um 8 Uhr Abends kamen wir in Charlottenburg an, wo ich erfreut war, meine Damen zu finden. Die Kronprinzessin legte sich nieder und wir setzten uns zur Tafel. Herr von Eversmann, der die Wohnungen geordnet hatte, war so gütig gewesen, mich so zu placiren, daß ich genöthigt war, zu Fuß durch den Schloßhof zu gehen, um zur Königin zu kommen. Ich war sehr erbittert über diese Art von Zurücksetzung,

denn man hatte alle Damen der Herzogin in den besten Apartements untergebracht, und mir das einfachste von allen gegeben. Die Königin war seit ihrer Rückkehr aus Braunschweig von erträglicher Laune gegen mich gewesen, aber ihr übles Benehmen fing wieder an, sie sagte mir während des Soupers tausend Bitterkeiten und sah mich von oben nach unten an.

Am folgenden Tage machte mir die Herzogin von Braunschweig ihren ersten Besuch und zugleich viele Entschuldigungen, daß sie es nicht früher gethan. Wir gingen Alle zusammen zur Königin. Diese sagte uns, daß man an diesem Tage nur ein Mal essen wolle, und wir uns Alle zeitig zur Ruhe begeben müßten, um am folgenden Tage für den Einzug der Kronprinzessin bereit zu sein. Sie ließ Musik kommen und wir tanzten den ganzen Nachmittag bis 10 Uhr Abends. Ich schmeichelte mir, jedoch vergebens, der Erbprinz werde uns überraschen, der König hatte ihm aber die Erlaubniß dazu verweigert. Er war in Berlin geblieben, um sich zu langweilen, und ob er gleich gewohnt war zu Abend zu essen, hatte der König doch nicht die Aufmerksamkeit gehabt, ihm auch nur das Geringste vorrichten zu lassen, und man ihm selbst Butter und Käse abgeschlagen. Unser Ball war also nicht sehr animirt. Ich machte die Zuschauerin, da ich wegen meiner außerordentlichen Schwäche nicht tanzen konnte. Die Königin verabschiedete alle Fürstlichkeiten um 9 Uhr und ging in ihr Schlafzimmer. Sie fragte meine Schwester und mich, ob wir zu Abend essen wollten? Ich antwortete ihr, daß ich keinen Hunger habe und mich, wenn sie es erlaube, zu Bett legen werde. Sie sah mich von der Seite an, ohne auch nur ein Wort zu antworten. Wir hatten Befehl, um 3 Uhr des Morgens bereit zu sein, um der großen Revue

beizuwohnen. Wir mußten Alle auf's Beſte geputzt erſcheinen, und es gab daher nicht viel Zeit zum Schlafen. Ich bat Frau von Kamken, mir meinen Abſchied zu verſchaffen, da ich von Müdigkeit erſchöpft ſei, ſie rieth mir aber zu bleiben, weil die Königin ſoupiren wolle. Ich blieb alſo und wir ſetzten uns zu Vieren zu Tiſch. Die Königin that nichts, als gegen das ganze Braunſchweigſche Haus und mich loszulegen. Es gab kein Schimpfwort, das ſie nicht gegen die Kronprinzeſſin und deren Mutter anwendete. Meine Schweſter machte ihr Echo und ſchonte ſelbſt den Prinzen Karl nicht. Dieſes ſchöne Abendeſſen dauerte bis um Mitternacht. Das Ende krönte das Werk. »Wir ſind doch Alle nicht recht klug!« rief die Königin plötzlich aus, indem ſie mich dazu anſah; »wir ſprechen hier ſo frei vor verdächtigen Perſonen, und morgen ſchon wird die ganze Clique von unſerer Unterredung unterrichtet ſein; ich kenne die Spione um mich her, die mit meinen Feinden Freundſchaft geſchloſſen haben, werde aber ſchon wiſſen ſie zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Gute Nacht, Hoheit,« fuhr ſie fort, mich nun anredend; »vergeſſen Sie nicht um 3 Uhr fertig zu ſein, denn ich habe keine Luſt auf Sie zu warten.« Ich ging fort ohne ein Wort zu ſagen; ich war über Alles, was ich gehört hatte, empört, und begriff ſehr wohl, daß dieſe verdächtigen Leute und Spione nur meine kleine Perſon ſeien.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück, wo ich meine gute Gouvernante, die ſich wieder zu erholen anfing, und ihre Nichte, die Marwitz, fand. Ich theilte ihnen den angenehmen Abend mit, den ich verlebt. Ich zerfloß in Thränen; ich wollte die Kranke ſpielen und auf meinem Zimmer bleiben, ſie fanden aber Mittel mich zu beruhigen und davon abzuhalten. Es war ſo ſpät, daß ich nur noch Zeit hatte mich anzukleiden und noch vor

1 Uhr völlig geputzt im Apartement der Königin anlangte. Man kann leicht denken, daß ich dort freien Zutritt hatte, er wurde mir aber dieses Mal verweigert. Die Ramen hielt mich mit ihrem anmaßenden Wesen vor der Kammerthür auf. »Ei mein Gott, Hoheit!« rief sie, »Sie sind's? Was? Schon fertig? Die Königin steht eben erst auf und hat mir befohlen, Niemand einzulassen. Ich werde Sie davon benachrichtigen, wenn es Zeit ist zu kommen.« Ich ging unterdeß in der Galerie mit meinen Damen auf und ab. Einen Augenblick nachher kamen die beiden Herzoginnen dahin. Die von Bevern sah mich zärtlich an und sagte: »Sie haben Kummer. Sie haben gewiß geweint?« — »Das ist wahr,« antwortete ich, »und ich hoffe, daß man bald zufrieden sein und der Tod mich von meinen Leiden befreien wird, denn ich kann mich kaum mehr fortschleppen und fühle, wie meine Kräfte täglich abnehmen. Sie haben Einfluß auf Seckendorf und auch auf den König, schaffen Sie mich um Gotteswillen von hier fort und machen Sie es so, daß ich in Baireuth sterben kann.« — »Ich werde alles Mögliche thun, um Sie zufrieden zu stellen, Hoheit,« antwortete mir die gute Herzogin; »obgleich Sie sich noch nicht gegen mich erklärt haben, weiß ich doch Alles, was gestern Abend vorgefallen ist, und kann Ihnen auch den Urheber davon nennen, es ist die Prinzessin Charlotte.« Ich war von dem, was sie mir sagte, betroffen. »Das überrascht Sie,« fuhr sie fort, »mich aber nicht im Geringsten. Ich werde eine Schwiegertochter haben, die uns viel zu schaffen machen wird, auch kennt sie mein Sohn eben so gut als ich, aber er wird sie schon zurecht zu bringen wissen.« Hier unterbrach uns die Königin; sie trat von meiner Schwester und der Kronprinzessin begleitet, denen sie nicht wie

mir den Eintritt verweigert hatte, in das Zimmer. Nachdem sie die Herzogin gegrüßt hatte, sagte sie zu mir, mich von oben bis unten ansehend: »Sie haben lange geschlafen, Hoheit, ich sollte wohl glauben, daß Sie auch aufgestanden sein könnten, wenn ich es bin.« — »Ich bin seit 3 Uhr hier,« sagte ich, »die Damen weiß es, hat mich aber nicht hereintreten lassen.« — »Daran hat sie sehr wohl gethan,« sagte sie, »Sie waren bei den Herzoginnen mehr an Ihrer Stelle als bei mir.« Zugleich setzte sie sich mit der Kronprinzessin in eine Art von kleinem Wagen. Ich stieg mit meiner Schwester in eine Parade-Carosse und die beiden Herzoginnen in eine andere, alle Prinzen und die Herren vom Hofe aber ritten.

Wir hatten schon eine Stunde zurückgelegt, um bei dem Rendezvous anzukommen. Es war furchtbar heiß. Man hatte ein Dutzend Zelte von einfacher Leinwand aufschlagen lassen, in deren jedem fünf Personen stehen konnten. Diese Zelte waren für die Königin, die Prinzessinnen und alle Damen von Stadt und Hof bestimmt. Mehr als 80 Caroſſen voll Damen folgten uns nach. Alle Equipagen waren prachtvoll und Jedermann hatte sich zu Grunde gerichtet, um an diesem Tage zu glänzen. In dieser Ordnung zogen wir Alle vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen, 22,000 Mann stark, vorbei. Der König stand am Eingange des für die Königin vorgerichteten Zeltes. Er stopfte uns Alle so hinein, daß stets Vier standen, während die Anderen an der Erde lagen oder saßen. Die Sonne dörrte uns durch diese feine Leinwand aus und wir erlagen unter der Last unserer Kleider. Rechne man nun noch hinzu, daß es auch nicht die mindeste Erfrischung gab. Ich lag an der Erde im Hintergrunde des Zeltes, und die Andern, die vor

mir ſtanden, ſchützten mich etwas gegen die Sonne. In dieſer Stellung blieb ich von 5 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags, wo wir uns Alle wieder in die Wagen ſetzten. Wir fuhren Schritt vor Schritt, ſo daß wir erſt Abends um 5 Uhr im Schloſſe ankamen, ohne auch nur einen Tropfen Waſſers gehabt zu haben.

Wir ſetzten uns ſogleich mit allen Prinzen zur Tafel. Der König kam gegen Ende des Mahles. Er war ſehr gut gelaunt und ein wenig angetrunken, da er alle Generale und Oberſten der Armee traktirt hatte. Um 9 Uhr ſtanden wir von der Tafel auf, und nachdem wir Kaffee getrunken, ſtiegen wir wieder in derſelben Ordnung, wie wir gekommen, in die Wagen, und brachten die Kronprinzeſſin in ihr Palais. Dort blieben wir bis 11 Uhr, worauf ein Jedes heimfuhr.

Wir hatten Alle Befehl von der Königin erhalten, um 8 Uhr angekleidet zu ſein, da wir mit dem Könige zur Einweihung der Peterskirche uns begeben ſollten. Ich konnte nicht dabei ſein, da ich die ganze Nacht ſterbenskrank war, und mich des Morgens noch ſo unwohl befand, daß ich mich nicht rühren konnte. Ich ließ daher der Königin meine Entſchuldigungen melden. Sie ſchickte die Namen zu mir, um mir ſagen zu laſſen, daß ich um jeden Preis mit müſſe, daß ich immer die eingebildete Kranke ſpiele und ſie keine Entſchuldigungen annehme. Ich ſagte dieſer Frau, daß ſie der Königin verſichern könne, ich ſei wirklich krank und außer Stande das Bett zu verlaſſen, daß ich auch bei dem Könige mich entſchuldigen laſſen wolle, und überzeugt ſei, er werde es nicht unrecht finden, wenn ich auf meinem Zimmer bliebe. Ich ſchickte jedoch die Grumbkow zur Königin. Dieſes Mädchen war keck und hatte das Zünglein auf dem rechten Flecke. Die Königin hatte Achtung

für ſie wegen ihres Oheims. Ich ſtudirte ihr ihre Lection ein. Sobald die Königin ſie ſah, ſagte ſie zu ihr: »Guten Morgen, Grumbkow! Nun? meine Tochter hat heute wieder ihre Laune, ſie will nicht ausgehen und gibt ſich das Anſehen auf ihrem Zimmer zu bleiben, während ich, die ich doch mehr bin als ſie, genöthigt bin, mich anzuſtrengen.« — »Majeſtät,« entgegnete die Grumbkow, »thun Hoheit Unrecht. Sie iſt ſchon ſeit langer Zeit unwohl und ihre Geſundheit ſehr geſtört, ſie iſt außer Stande dieſe Anſtrengungen auszuhalten, hat dieſe Nacht ſehr ſchlecht geſchlafen und ich weiß nicht, ob ſie morgen im Stande ſein wird, Ew. Majeſtät die Aufwartung zu machen.« — »Morgen?« ſagte die Königin, »morgen? ich glaube, Sie träumen; man muß ſich in der Welt zu zwingen wiſſen, ſie muß ausgehen, ſagen Sie ihr nur von mir, daß ich ihr es befehle.« — »Majeſtät,« entgegnete die Grumbkow, »das werde ich nicht thun. Die Frau Markgräfin wird ſehr wohl daran thun, ſo bald als möglich nach Baireuth zurückzukehren, wo ſie es ſich bequem und angenehm machen kann und nicht wie hier behandelt wird.« Die Königin war über dieſe kühne Antwort etwas verlegen und erwiderte nichts darauf. Ich hatte bei dem Könige mich entſchuldigen laſſen. Er ſchickte ſogleich, um ſich nach mir zu erkundigen und ließ mir ſagen, daß ich meine Geſundheit ſchonen und es ſo einrichten ſolle, daß ich bei der Hochzeit meiner Schweſter nicht krank ſei. Als er zur Tafel ging, erkundigte er ſich noch ein Mal nach mir beim Erbprinzen. Alle Welt ſagte ihm, daß ich in einer ſehr ſchlechten Haut ſtecke. Die Herzogin von Bevern hielt ſehr dabei feſt, und ſagte ihm, daß, wenn ich nicht eine Kur vornehme, ich Gefahr laufe, bald in die andere Welt zu reiſen. Er ſchien

dadurch gerührt, die Königin platzte aber vor Verdruß, zu ſehen, daß ihr alle Welt Unrecht gebe. Am folgenden Tage ging ich aus. Die Königin ſagte mir nichts, ſchmollte aber mit mir. An dieſem Abende war deutſche Comödie.

Der Prinz von Culmbach, der mich, ſo wie ich nach Berlin gekommen, beſucht hatte, war über ſeine Aufnahme beim Könige ſehr unzufrieden. Ich hatte Alles gethan, was ich konnte, um ihn zu beruhigen. Der König hatte ihn nach Berlin eingeladen und er alſo erwartet, dort gut aufgenommen zu werden. Ich verſprach ihm alle Kräfte anzuwenden, um ihm mehr Annehmlichkeiten zu verſchaffen, aber ich machte die Rechnung ohne den Wirth. Man fuhr fort Mittags und Abends Karten zu ziehen. Alle Prinzeſſinnen und Prinzen, ſowohl von Geblüt als fremde, begaben ſich des Morgens zur Königin und ſpeiſten zu Mittag mit dem Könige, ohne dazu eingeladen zu ſein. Der Prinz von Culmbach fand ſich am folgenden Tage auch wie die Andern ein. Herr von Schlippenbach, der die Function eines Oberhofmarſchalls hatte, ſagte ihm ſehr betrübt, daß er außer ſich ſei, ſich genöthigt zu ſehen, ihn davon in Kenntniß zu ſetzen, daß der König verboten habe ihn zur Tafel einzuladen und eine Karte zu geben. Er ziehe es daher vor, ihn jetzt ſchon davon zu unterrichten, damit er ſeine Maaßregeln darnach nehmen könne. Der Prinz von Culmbach, der über dieſe ihm zugefügte Beleidigung vor Zorn außer ſich war, beklagte ſich deshalb bei meiner Gouvernante, die mir es ſogleich mittheilte. Auch ich war in Verzweiflung darüber. Außer der Hochachtung, die ich für den Prinzen von Culmbach empfand, fiel die Unart, die man gegen ihn begangen, auf uns zurück. Es war aber keine Zeit mehr zu Klagen und Vorſtellungen, der arme Prinz

mußte ſich alſo ohne Mittagstafel entfernen. Er ſetzte ſich in mein Vorzimmer, wo ich ihn fand. Er war bis in's Leben getroffen, ebenſo wie der Erbprinz. Sie wollten Beide auf der Stelle fort und ich hatte viele Mühe ſie zu beruhigen. Ich verſprach dem Prinzen von Culmbach, daß er Genugthuung erhalten ſolle. Der General Marwitz war in Berlin. Ich ließ ihn holen und trug ihm auf, dieſe Sache beizulegen. Er ſprach ſo ſtark darüber mit dem Könige, daß dieſer Tags darauf beim Prinzen von Culmbach wegen des vorgefallenen Mißverſtändniſſes Entſchuldigungen machen ließ.

Das ganze Amüſement, das man allen dieſen fremden Fürſtlichkeiten gewährte, beſtand in der deutſchen Comödie, wo alle Welt aus Langerweile einſchlief. Die Herzogin von Bevern, der Erbprinz, der Prinz Karl und ich ſetzten uns darin immer ſo, daß weder der König noch die Königin uns ſehen konnten, und ſchwatzten zuſammen. Ich ging ſtets in dieſes Hundeſchauſpiel mit der Herzogin von Braunſchweig. Sie wollte ſich nicht in den Wagen der Königin ſetzen, weil ſie der Kronprinzeſſin nicht den Vorrang einräumen wollte. Sie gab ſich Mühe jeden Tag vorauszugehen, um vor mir im Wagen zu ſein und ſich rechts zu ſetzen. Ich bin weder hochmüthig noch ſtreitſüchtig, aber ich verlange, daß Jeder mir das gibt, was mir gebührt, und wenn ich ſehe, daß Jemand das nicht thut, verſtehe ich auch auf das Meinige zu halten, wie irgend ein Anderer. Ich hatte die Geduld gehabt, in den erſten Tagen zu thun, als ob ich nichts bemerke, aber am Ende verlor ich ſie und paßte meine Zeit ſo gut ab, daß ich zuerſt einſtieg und mich rechts ſetzte. In meinem Leben habe ich noch keine Frau in ſolcher Wuth geſehen. Sie ward kirſchbraun und mußte ihre ganze Vernunft

zuſammennehmen, um mir nicht die Augen auszukratzen. Sie war vor Zorn ganz aufgeblaſen. Nachdem ſie endlich mehrere Male eine Grobheit, die ſie mir ſagen wollte, wieder verſchluckt hatte, ſagte ſie: »Ich bin nicht ſo verſeſſen auf meinen Rang und es iſt dies mein geringſter Kummer.« — »Auch der meine nicht, gnädige Frau,« antwortete ich, »und ich finde in der That, daß es nichts Lächerlicheres gibt, als ſich Vorrechte beilegen zu wollen, die uns nicht zuſtehen, noch lächerlicher aber, wenn man die nicht aufrecht hält, die man beſitzt.« Indem ich dieſes ſprach, fuhr ich mit der Hand nach meinem Kopfputze, denn ich fürchtete ſehr, ſie möchte mir ihn abreißen. Glücklicherweiſe hielt der Wagen und ſie ſtieg, zwiſchen den Zähnen brummend, aus.

Als ich angekommen war, erzählte ich der Königin dieſen Auftritt. Sie vergaß ihr Schmollen darüber, ſo ſehr beluſtigte ſie dieſe Unterhaltung. Sie billigte mein Benehmen ſehr und verſprach mir, ſie dieſen Abend tüchtig in Wuth zu bringen. Alle Welt haßte dieſe Prinzeſſin wegen ihres Hochmuths. Aus Furcht, die Damen, welche ſie beſuchten, möchten ſich in ihrem Zimmer niederſetzen, hatte ſie alle Sitze daraus wegnehmen laſſen, was nie bei der Königin ſtattfand, wo es Jedermann erlaubt war, ſich im erſten Vorzimmer niederzuſetzen. Die Damen vom Hofe und aus der Stadt waren darüber ſo erbittert, daß ſie keinen Fuß mehr zu ihr ſetzen wollten. Bei einem Vorfalle, der einige Tage darauf ſtattfand, machte ſie ſich von Neuem lächerlich.

Wir waren in der Comödie. Dieſes Schauſpiel wurde in einem Lokale dargeſtellt, wo ſonſt eine Reitbahn geweſen war. Es gab nur zwei Ausgänge; der, durch welchen wir hereinka-

men, führte in den Stall, durch welchen man mußte und dann in einen kleinen Corridor gelangte, der ſo eng, daß kaum eine Perſon gehen konnte. Der König ſetzte ſich an die Seite der Thür, ſo daß wir Alle vor ihm die Revue paſſiren mußten. Ich ſetzte mich ſtets mit meiner kleinen ſchon genannten Coterie an das andere Ende der Bank. Kaum hatte das Stück angefangen, als ſich ein furchtbares Ungewitter erhob. Von allen Seiten blitzte es und es ſchien, als ob das Theater in Feuer ſtehe. Auf dieſe Blitze folgte ein Donnerſchlag mit furchtbarem Geprasſel. Jedermann zuckte zuſammen, weil Jeder glaubte, es habe mitten in's Theater eingeſchlagen. Einen Augenblick darauf hörten wir ein furchtbares Geſchrei und man benachrichtigte den König, daß der Blitz in den Stall eingeſchlagen habe. Da der König nahe an der Thür war, ſo eilte er ſogleich mit der Königin und der Kronprinzeſſin fort.' Kaum waren ſie aber hinaus, als Jedermann ſich in den Corridor ſtürzte, ſo daß meine Schweſtern, die Herzogin von Bevern, der Erbprinz und ich nicht fortkonnten. Die alte Herzogin von Braunſchweig ſtrengte ſich auf's Heftigſte an, um ſich zu retten, aber vergebens. Wir warteten lange in der Hoffnung, daß die Menge ſich verlaufen ſolle, da wir aber endlich anfangen mußten für unſer Leben zu fürchten, ſo entſchloſſen wir uns eine heldenmüthige Anſtrengung zu machen, um durchzukommen. Der Erbprinz und der Prinz Karl bahnten uns durch gewaltige Fauſtſtöße den Weg. Es regnete ſo heftig, daß das Waſſer vom Himmel wie bei einer Sündfluth herabſtrömte. Ich ſtieg mit meinen drei Schweſtern und der Herzogin von Bevern in den Wagen. Die Herzogin von Braunſchweig hatte ſich mit Beihilfe der beiden Prinzen und ihres theuren Herrn Stöcken durch die Menge gearbeitet

und folgte uns. Sie ſetzte ſich mit dem Herzoge, ihrem Gemahl, in den Wagen. Die beiden Prinzen wollten auch einſteigen, ſie war aber ſo unverſchämt ihnen zu ſagen, daß ſie noch junge Leute wären, der Regen ihnen nicht ſchaden könne und Herr Stöcken mit in dem Wagen ſitzen müſſe. Die beiden Prinzen verziehen ihr dieſen Streich nicht und machten auf ihre Rechnung beißende Scherze, die dem Publiko zu lachen gaben, denn obgleich der Prinz Karl ihr Enkel war, ſchonte er ſie doch ebenſowenig als der Erbprinz.

Ich habe ſchon geſagt, daß ſich der König ſeit einiger Zeit unwohl befand und die Aerzte ſeine Krankheit für zurückgetretene Gicht hielten. Die Unruhe, in der wir deshalb ſchwebten, verſchwand jedoch, denn er bekam an dieſem Tage einen Gichtanfall an der rechten Hand. Er litt zwar ſehr, man war aber doch ſehr froh, daß ſein Uebel ſich auf dieſe Art vertheilt habe.

Am folgenden Tage, den 2. Juli, der zur Vermählung meiner Schweſter beſtimmt war, begaben wir uns Alle in das Apartement des Königs, wo meine Schweſter ihre Verzichtleiſtung vollzog. Dann ſpeiſten wir bei der Königin. Der König hatte ſich zu Bett gelegt. Er ließ nach Tiſche die Königin, meine Schweſter und mich rufen. Wir nahmen Stühle und ſetzten uns an ſein Bett. Meine Schweſter ſah traurig aus. Die Königin hatte Tags zuvor eine lange Unterredung mit ihr gehabt und ihr den tödtlichen Kummer anvertraut, den ſie dadurch fühle, daß nun alle ihre Hoffnungen zerſtört ſeien. »Liebe Charlotte,« hatte ſie zu ihr geſagt, »das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß Du morgen geopfert werden ſollſt. Ich habe mein Geheimniß vor aller Welt verborgen, aber ich hatte

ſo viele Federn ſpringen laſſen, daß ich mir immer noch ſchmeichelte, man werde in England einige Schritte thun, um Deine Vermählung zu hintertreiben. Ich befinde mich in dem tödtlichſten Schmerze, meine Feinde triumphiren überall über mich, und Du wirſt einen Bettler heirathen, der nicht einmal geſunden Menſchenverſtand hat.« Meine jüngeren Schweſtern erzählten mir dieſe Unterredung wieder. Die großen, ehrgeizigen Ausſichten, welche die Königin meiner Schweſter in den Kopf geſetzt hatte, gaben ihr die traurige Miene, von der ich eben ſprach. Der König, der durch die Ramen, ſeinen Spion, Alles wußte, was im Zimmer der Königin vorging, ſah bald, wovon die Rede ſei. »Was iſt Dir denn, liebe Lotte?« ſagte er zu ihr, »biſt Du böſe darüber, daß Du heirathen ſollſt?« — »Es iſt ganz natürlich,« entgegnete ſie, »an einem Hochzeitstage etwas nachdenkſich zu ſein. Die Verbindung, die ich eingehe, wird für mein ganzes Leben geſchloſſen, und ſo iſt es denn ganz einfach, daß ich Betrachtungen darüber anſtelle.« Der König fing boshaft an zu lachen. »Betrachtungen!« ſagte er, »Deine Frau Mutter, die ſtets am Unglücke ihrer Kinder durch Grillen arbeitet, welche ſie ihnen in den Kopf ſetzt, hat Dich ſie machen gelehrt. Tröſte Dich, Du wäreſt nie nach England gekommen, wohin man Dich nicht einmal gewünſcht, und nie den geringſten Schritt deshalb gethan hat. Ich wäre erfreut geweſen, Dich dort unterzubringen, aber ſie wollen keinen Frieden mit mir und ärgern mich ſo viel ſie nur können. Was Dich betrifft,« ſagte er zu mir, »ſo bin ich Urſache davon, daß Deine Heirath zurückgegangen iſt, es reuet mich auch noch alle Tage, aber dieſe Teufelsminiſter haben mich betrogen. Ich bitte Dich um Vergebung, ich habe Dir vielen Kummer verurſacht,

aber böſe Menſchen haben mich dazu gebracht. Hätte ich als verſtändiger Mann gehandelt, ſo würde ich, als Hotham hier war, Grumbkow den Abſchied gegeben haben, aber ich war damals behext, und bin mehr zu beklagen als zu verdammen.« Ich antwortete ihm, daß er ſich deshalb keinen Vorwurf zu machen habe; daß ich mit meinem Schickſale ſehr zufrieden ſei, da ich einen Gemahl habe, der mich liebe und den ich leidenſchaftlich wieder liebe, und Gott für das Uebrige ſorgen werde. Meine Antwort gefiel ihm, er umarmte mich. »Du biſt eine redliche Frau,« ſagte er, »und Gott wird Dich ſegnen.« Wir zogen uns dann zurück, um uns anzukleiden. Die Königin befahl mir, um 8 Uhr mich in den großen Apartements des Schloſſes einzufinden.

Dort fand ich alle Welt verſammelt. Man führte mich in ein für die Fürſtlichkeiten beſtimmtes Zimmer. Hier waren die Kronprinzeſſin mit meinen beiden jüngern Schweſtern, die Prinzeſſinnen von Geblüt und die beiden Herzoginnen. Einen Augenblick ſpäter kam die Königin mit der Neuvermählten. Der Prinz Karl gab ihr die Hand und führte ſie in den Saal, wo die Einſegnung ſtattfinden ſollte. Wir folgten Alle dem Range nach, Jede von einem Prinzen geführt. Der König ſaß dem Trauliſche gegenüber. Die ganze Hochzeitsfeierlichkeit kam der meinen gleich, nur daß die Königin meine Schweſter ganz allein auskleidete, und nicht zugab, daß ihr jemand Anderes eine Nadel anſtecke. Alles war zwei Stunden nach Mitternacht zu Ende.

Am folgenden Tage war mein Geburtstag; alle Prinzeſſinnen und Prinzen machten mir früh ihren Beſuch. Sie machten ſich ein Vergnügen daraus, mir Geſchenke zu bringen; ich erhielt

ganze Körbe voll von aller Welt, außer der Königin. Wir gingen Alle zusammen zu meiner Schwester, und von da begab ich mich zum Könige. Dieser lag im Bette und litt sehr an der Gicht. Sobald er mich sah, rief er mich, gratulirte mir und wünschte mir viel Glück. Dann wendete er sich an die Königin und trug ihr auf, ein Geschenk für mich zu holen. »Laß sie selbst wählen,« sagte er zu ihr, »ich will es bezahlen, und Du mußt ihr auch eins geben.« Am Nachmittage ließ die Königin einige Bijouteriehändler kommen und sagte mir, ich sollte auswählen, was mir am besten gefalle. Es war eine kleine Uhr von Jaspis, mit Brillanten besetzt, darunter, für welche der Kaufmann 400 Thaler forderte. Auf diese Uhr fiel meine Wahl. Die Königin sah sie eine Zeitlang an, und dann mich wieder mit verächtlichem Blicke. »Glauben Sie denn, Madame, daß Ihnen der König ein so beträchtliches Geschenk machen wird? Sie haben nicht das liebe Brod und wollen Uhren? Das verrichtete wohl auch ein viel geringeres Geschenk.« Und damit sandte sie die ganze Bude zurück, blos einen kleinen Ring von 10 Thalern behaltend, den sie mir schenkte und dann dem Könige sagte, daß Alles, was sie gesehen habe, so theuer sei, daß sie nichts habe auswählen wollen. Ihr Verfahren kränkte mich mehr als der Verlust meines Geschenks, ich hatte mich aber mit Geduld gewaffnet und die Hoffnung, mich bald wieder in Baireuth zu befinden, half mir alle diese Unfälle ertragen.

Am folgenden Tage war Ball. Da eine große Menge Menschen dabei war, tanzte man an vier verschiedenen Orten und theilte den Ball in Quadrillen. Meine Braunschweigsche Schwester führte die erste an, wobei die Königin, die Kronprin-

zessin, meine Schwestern und ich waren. Der Markgraf Philipp führte die zweite, die Prinzessin von Zerbst die dritte und Frau von Brand die vierte. Der Ball fing um 4 Uhr Nachmittags an. Alle großen Kerzen, denn ich kann sie nicht Lichter nennen, waren angezündet, und es dadurch zum Sterben heiß geworden. Es gab zwei Bälle dieser Art, wo alle Welt vor Ermüdung und Hitze umkam.

Ich war auf's Aeußerste gebracht; meine Krankheit nahm sichtlich zu und meine Schwäche wurde so groß, daß ich fast nicht mehr gehen konnte. Der Erbprinz war in der tödtlichsten Unruhe, mich so hinsterben zu sehen und noch dazu mich verlassen zu müssen. Er reiste am 9. Juli zu seinem Regimente ab, dessen Revue auf den 5. August festgesetzt war. Da es das schönste Wetter war, so fuhr ich mit der Kronprinzessin auf der Wurst spazieren. Es war dies eine Art offner Wagen, worauf 12 Personen sitzen konnten, was sehr angenehm, weil man zugleich das Vergnügen des Spazierenfahrens und der Unterhaltung genießen kann. Ich soupirte bei der Kronprinzessin in kleiner Gesellschaft und wir brachten den Abend sehr angenehm zu.

Am folgenden Tage gab es große Spazierfahrt. Wir saßen Alle in Phaetons, bestens geputzt, der Adel folgte in Carossen. Man zählte deren 85. Der König führte den Zug in einer Berline an. Er hatte im Voraus die ganze Tour anbefohlen, die wir machen sollten; er schlief ein. Es kam ein Regen und furchtbares Ungewitter. Trotz dessen fuhren wir Schritt vor Schritt. Man kann sich leicht denken, wie wir zugerichtet wurden; wir waren naß wie die Enten, die Haare hingen uns um die Köpfe und unsere Kleider und Kopfputze

waren vernichtet. Endlich nach dreiſtündigem Regen ſtiegen wir in Monbijou aus, wo große Illumination und Ball ſein ſollte. Ich habe nie etwas Komiſcheres geſehen, als alle dieſe Damen, wie Xantippen zugerichtet und mit an dem Leibe klebenden Kleidern. Wir konnten uns nicht einmal trocknen und mußten während des ganzen Abends in unſern naſſen Kleidern bleiben. Alle folgenden Tage gab es Comödie.

Meine Geſundheit und Kräfte nahmen täglich ab, und da Herr Stahl, erſter Arzt des Königs, deſſen ich ſchon erwähnt, mich gänzlich vernachläſſigte, ſo wendete ich mich an den des Herzogs von Braunſchweig und fragte ihn über meinen Zuſtand um Rath. Nachdem er alle Umſtände unterſucht, erklärte er, daß ich ein ſchleichendes Fieber und einen Anſatz von Magenverhärtung habe. Er ſagte mir, daß, wenn ich mich nicht recht bald einer Kur unterwerfe, ich Gefahr laufe, noch vor Ende eines Jahres zu ſterben. Ich bat ihn, ſeine Anſicht über meine Krankheit ſchriftlich aufzuſetzen, was er auch that. Mein Bruder, von dieſer Conſultation und dem ärztlichen Ausſpruche unterrichtet, war ſehr beunruhigt dadurch, und ließ ſeinen Oberchirurg, einen ſehr geſchickten Mann, kommen. Er war derſelben Anſicht wie der Arzt. Sie wollten Beide, daß ich eine Kur brauche, ich ſelbſt aber wollte es nicht, da ich im Voraus wußte, ſie würde mir nichts helfen, weil ich mich nicht ſchonen könne und geiſtig zu niedergedrückt ſei.

Ich hatte nach Baireuth geſchrieben, um es dahin zu bringen, daß der Markgraf uns aus Berlin fortſchaffe. Sein mit ſo großer Ungeduld erwarteter Brief kam endlich an. Er war ſo gewendet, daß ich ihn dem Könige zeigen konnte. Dieſer hatte einen ähnlichen wie den an mich erhalten, und ſo ſchmei-

chelte ich mir, keine Schwierigkeit wegen meiner Reise zu finden. Als ich früh zur Königin kam, fand ich den König und die Herzogin von Bevern bei ihr. »Ich habe,« sagte er zu mir, »einen Brief von Deinem Schwiegervater erhalten, der Dich wieder zu sich haben will. Er will Eure Einkünfte um jährlich 8000 Thaler vermehren, damit Ihr Eure Wirthschaft allein für Euch in Erlangen haben könnt, ich glaube jedoch, daß das nicht nöthig sein wird, weil ich darauf rechne, daß Du hier bleibst. Was soll ich ihm nun darauf antworten?« Ich sagte, daß ich entzückt sein würde, bei ihm in Berlin bleiben zu können, die Gesundheit des Markgrafen aber immer schwächer werde, und ich also glaube, es sei besser, wir reisten nach Baireuth zurück und der Erbprinz fange an sein Land kennen zu lernen. Der König runzelte die Augenbrauen. »Wollt Ihr denn Eure Haushaltung für Euch haben?« fuhr er fort. »Das ist mit 8000 Thalern unmöglich,« versetzte ich; »wenn er mir noch einmal so viel gäbe, könnte es sich wohl machen.« »Kann ich das von ihm erlangen,« entgegnete der König, »so lasse ich Dich gehen, macht er aber Schwierigkeiten, so bleibst Du hier.« Die Herzogin von Bevern ergriff nun das Wort und sagte zu ihm, daß ich sehr unwohl sei und meine Gesundheit durchaus schonen müsse, was ich in Baireuth viel besser können würde, als in Berlin. Sie entwickelte ihm das Nähere meines Uebelbefindens und schloß damit, daß der Arzt mir vorgeschrieben habe, mineralische Wasser zu trinken. »Die wird sie in Charlottenburg trinken,« sagte der König; »will sie, so werde ich ihre Tafel dort besorgen, und sie wird besser daran sein als in Baireuth.« Weder die Herzogin noch ich wagten Etwas darauf zu erwidern, und ich war in Verzweiflung, zu sehen, daß meine

Abreiſe von Berlin nicht ſo nahe ſei, als ich mir es vorgeſtellt hatte.

Am folgenden Tage reiſten die Herzoge und Herzoginnen ab. Meine Schweſter folgte ihnen am 17. Juli. Mein Abſchied von ihr war nicht eben rührend, dagegen die Königin über ihre Abreiſe ſehr betrübt. Dieſe hat überhaupt ein gutes Herz, aber ihr Mißtrauen, ihre Eiferſucht und ihre Intriguen waren Schuld an den Fehlern, die ſie beging.

Meine Schweſter war kaum fort, als die Königin viel freundlicher gegen mich ward. Ich ſuchte auf jede nur mögliche Art ihre Freundſchaft wieder zu gewinnen, und glückte mir das auch nicht, ſo gewann ich wenigſtens ſo viel über ſie, daß ſie beſſer als zuvor mit mir umging. Ich hatte dem Markgrafen die Unterredung, die ich mit dem Könige wegen meiner Abreiſe gehabt hatte, mitgetheilt, und ihn ſehr gebeten, auf unſerer Rückkehr zu beſtehen, ſonſt würde er ſie nie bewirken.

An demſelben Tage, wo meine Schweſter fortging, war auch der König nach Pommern abgereiſt. Er war enthuſiasmirt über das Regiment des Erbprinzen, nichts war ſchöner, mehr in Ordnung und beſſer disciplinirt. Er brachte ihn am 8. Auguſt mit ſich nach Berlin. Ich drang ſehr in meinen Bruder, daß er uns unſere Entlaſſung auswirke. Er beſchloß nebſt Grumbkow und Seckendorf, daß ſie am folgenden Tage, wo er den König bewirthen werde, mit ihm davon ſprechen wollten. Das Glück fügte es, daß ich an demſelben Morgen einen Brief vom Markgrafen erhielt, in welchem einer an den König eingeſchloſſen war. Beim Aufſtehen von der Tafel übergab ich ihm denſelben. Er war ſehr gut gelaunt und hatte einen kleinen Hieb. Sein ganzes Geſicht veränderte ſich jedoch beim Leſen

dieſes Briefes. Er blieb einige Augenblicke ſtumm, dann aber ſagte er: »Dein Schwiegervater weiß nicht, was er will. Du biſt hier beſſer aufgehoben als bei ihm. Mein Schwiegerſohn muß ſich dem Militair und der Oekonomie widmen, was ihm viel nützlicher iſt als Kohl in Baireuth zu pflanzen.« Grumbkow und Seckendorf ſtellten ihm nun vor, daß, wenn er ſich weigere uns gehen zu laſſen, er uns mit dem Markgrafen entzweie; daß, ſo hinfällig dieſer auch ſei, es ihm doch einfallen könnte, noch ein Mal zu heirathen, was uns ſehr benachtheiligen würde. Endlich verbanden ſich Alle mit ihnen. Der König ſah mich an und fragte mich, was ich davon denke. Ich antwortete ihm, daß dieſe Herren Recht hätten, und daß der König uns eine Gnade erzeigen würde, wenn er uns gehen laſſe. »Nun denn, ſo geht,« ſagte er, »aber ſo eilig ſeid Ihr doch nicht, daß Ihr nicht noch bis zum 23. Auguſt warten könnt.« Meine Freude, unſern Abſchied erlangt zu haben, war grenzenlos.

Ich brachte dieſe 14 Tage, die ich noch in Berlin blieb, ſehr ruhig zu. Die Königin, die angefangen hatte ſich wieder an mich zu gewöhnen, bedauerte meine Abreiſe. Ich hatte ſogar eine ausführliche Erklärung mit ihr. Dabei ſagte ſie mir, daß Grumbkow an ihrem ſchlechten Benehmen gegen mich Schuld ſei, und er ihr geſagt habe, nur meine Furchtſamkeit ſei Urſache an dem Bruche mit England geweſen, der Eifer des Königs, mich mit dem Erbprinzen zu vermählen, ſei nur verſtellt geweſen, und hätte ich damals, als dieſer mir jene Herren zugeſendet, mehr Feſtigkeit gehabt, ſo wäre das nie geſchehen; ich möge alſo daraus urtheilen, ob ſie Grund zu Klagen über mich gehabt. Ich legte ihr deutlich die Spitzbüberei Grumbkows vor die Augen.

Der König kam und nahm am Tage meiner Abreiſe Abſchied von mir, aber auf ſehr kalte Art. Es war das letzte Mal, daß ich dieſen theuern Vater ſah, deſſen Andenken ich immer verehren werde. Der Abſchied, den ich von meinem Bruder nahm, war außerordentlich rührend. Die Königin zerfloß in Thränen, als ich mich von ihr trennte, und auch ich reiſte innig weinend ab.

In Sarmund machte ich Mittag. Nach einem einfachen Mahle ſtieg ich wieder in den Wagen. Der Kutſcher hatte noch die Güte, uns in einen Chauſſeegraben zu werfen. Der Wagen drehte ſich zwei Mal um und fiel auf die Imperiale. Da ich mich deſſen nicht verſehen, zerkratzte ich mir das ganze Geſicht und erhielt mehrere Quetſchungen am Kopfe. Das hinderte uns jedoch nicht, unſere Reiſe fortzuſetzen.

Am folgenden Tage kam ich in Halle an, wo ich mit Ceremoniell empfangen wurde. Man ſandte mir zuerſt eine Deputation der Univerſität, die mich wegen meiner glücklichen Ankunft harangnirte, und Herr von Wachholz, der in Abweſenheit des Fürſten von Anhalt in Halle kommandirte, gab mir eine Wache und erbat ſich von mir die Parole. Ich fand in dieſer Stadt die Herzogin Radziwill, Schweſter des Markgrafen Philipp, die ausdrücklich von Deſſau dahin gereiſt war, um mich zu ſehen. Ich kannte ſie ſehr genau; ſie hatte viel Geiſt und Haltung, was ihre Geſellſchaft ſehr angenehm machte.

Ich reiſte am folgenden Tage von Halle ab und kam am 30. Auguſt in Hof an. Herr von Voigt, der in Schleiz mich erwartete, ſagte mir, daß der Markgraf dort und ſehr ungeduldig ſei, mich wiederzuſehen. Dieſer kam uns mit einem Gefolge von 30 Caroſſen einige Flintenſchüſſe von der Stadt ent-

gegen. Ich ließ meinen Wagen halten und stieg aus, als ich sah, daß er dasselbe that. Er nahm mich auf's Artigste von der Welt auf und liebkoſete den Erbprinzen sehr. Wir setzten uns Alle in meinen Wagen, wo er auch mit Platz nahm. Er sagte mir, daß er mich außerordentlich verändert und abgemagert finde, jedoch hoffe, meine Gesundheit werde bald wieder hergestellt werden, da er einen sehr geschickten Arzt erworben habe.

Wir hielten uns einen Tag in Hof auf und am 2. September kam ich in Baireuth an. Ich fand Fräulein von Sonsfeld dort, die sehr erfreut war mich wieder zu sehen, und mir meine kleine Tochter vorstellte, die ich gewiß nicht würde wiedererkannt haben. Man hatte ihr eine Menge närrischer Dinge gelehrt, und ich kann sagen, daß es das reizendste Kind war, was man sehen konnte.

Schon am folgenden Tage machte mir der berühmte Arzt, den man mir so herausgestrichen hatte, die Aufwartung. Ich zeigte ihm das Gutachten der Aerzte, die ich in Berlin consultirt, und die mir es schriftlich ausgestellt hatten. Er sagte mir, daß er nicht deren Meinung sei; mein Uebel komme von verdorbenem Magen und schlechtem Blute her, daher er damit anfangen werde, mir zur Ader zu lassen und ich dann alle Morgen Bouillon mit Gerste trinken müsse, wovon ich bald wieder mich besser befinden werde. Auch begann er bereits Tags darauf damit, mir 10 Unzen Blut wegzulassen, wodurch meine Schwäche sich so sehr steigerte, daß ich einige Tage lang das Zimmer hüten mußte. Die Marwitz las mir Nachmittags vor und Abends besuchte mich der Markgraf. Dieser hatte alle Art von Aufmerksamkeit für mich, was ich Fräulein von Sonsfeld verdankte, die ein solches Uebergewicht über seinen Verstand

gewonnen, daß sie ganz darüber disponirte. Um es vollends gut zu machen, ging er nach Himmelskron und ließ mich in Baireuth. Er sagte mir, als er Abschied nahm, daß er ausdrücklich deshalb fortgehe, um mir Zeit zu lassen, meine Gesundheit wieder herzustellen; daß er wohl wisse, wenn er da wäre, würde ich mich zwingen auszugehen und mich anzukleiden, was mir lästig fallen würde; daß er mich bitte, mich bis zu seiner Rückkehr so gut zu belustigen, als ich nur könne. Ich war sehr erfreut über alle diese Artigkeiten, und fest entschlossen, mich so zu verhalten, daß ich dieses gute Einverständniß stets fest bewahren könne. Meine Anspach'sche Schwester besuchte mich auch auf mehrere Tage, und ich fing an einige Ruhe zu genießen, als ein neuer Vorfall mich in neue Unruhe stürzte. Doch ich muß von früher deshalb wieder anfangen.

Ich habe bereits von dem unerwarteten Tode König Augusts von Polen gesprochen. Nach dem Heimgange dieses Fürsten hatten sich in dieser Republik zwei Partheien gebildet, wovon die eine, welche der Kaiser und Rußland unterstützte, für den Churfürsten von Sachsen, die andere, von Frankreich aufrecht gehaltene, für Stanislaus gestimmt war. Die Politik des Kaisers, welche der des letztern Staates stets entgegen, die des Königs von Preußen, der sich nicht darum kümmerte, einen von einer so großen Macht unterstützten Nachbar zu haben, und die von Rußland, das stets mit dem Kaiser und dem Churfürsten von Sachsen verbündet, stellten sich offen einer solchen Wahl entgegen. Trotz aller ihrer Anstrengungen siegte aber doch die französische Faction, und Stanislaus Leszinski wärd zum Könige von Polen gewählt. Rußland, durch diese Wahl sehr verletzt, ließ Truppen nach Polen marschiren

und fing ſeine militairiſchen Unternehmungen mit der Belage-rung von Danzig an. Alles bereitete ſich zu einem Bruche zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer vor. Dieſer begann auch Truppen nach Italien und in die Rheingegend zu ſenden. Durch einen geheimen Traktat, den der König mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte, mußte er ihm 10,000 Mann ſtellen. Man ſchrieb mir von Berlin, daß der König ſich vorbereite, den Feldzug ſelbſt zu unternehmen und ſehr darauf rechne, daß der Erbprinz ihn begleite.

Dies war der Gegenſtand meiner Beſorgniſſe. Ich war ſo daran gewöhnt deren zu haben, daß ich über Alles mich beunruhigte. Ich war in ſchwarze Melancholie verſenkt. All' der Kummer, den ich in Berlin gehabt, hatte meinen Geiſt ſo niedergedrückt, daß es mir große Mühe koſtete, meine heitere Laune wieder zu erhalten. Meine Geſundheit blieb ſtets dieſelbe und alle Welt hielt mich für hektiſch. Ich ſelbſt glaubte nicht dieſe Krankheit zu überwinden und erwartete den Tod mit Feſtigkeit. Die einzige Erholung für mich war Studiren. Ich beſchäftigte mich täglich mit Leſen und Schreiben, ich unterhielt mich mit der Marwitz und ſuchte ſie richtig denken und Betrachtungen anſtellen zu lehren. Für dieſes Mädchen hatte ich große Freundſchaft und ſie war mir außerordentlich ergeben. Sie fing an ſehr viele Solidität zu bekommen und gab ſich Mühe, mir Alles, wovon ſie glaubte, es mache mir Freude, an den Augen abzuſehen.

Unterdeſſen verſammelten ſich die kaiſerlichen Truppen nach und nach. Der Herzog von Bevern hatte den Oberbefehl über ſie. Der Erbprinz brannte vor Begier, den Feldzug mit zu machen. Er konnte in dieſem Jahre nicht lange dauern, da

die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, und überdies stellte sich der Markgraf seinen Wünschen offen entgegen. Alles, was er von diesem erlangen konnte, war die Erlaubniß, die Armee in der Gegend von Heilbronn zu sehen. Er reiste am 30. September ab und kehrte am 1. November zurück.

Wir erhielten während dessen einen Besuch von der Prinzessin von Culmbach, Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm. Die Geschichte dieser Prinzessin ist so eigenthümlich, daß sie wohl eine Stelle in diesen Memoiren verdient.

Sie war bis in's 12te Jahr bei der Königin von Polen, ihrer Tante, erzogen worden. Ihre Frau Mutter, jene Markgräfin, deren Bild ich auf meiner Reise nach Erlangen entworfen habe, hielt es nicht für angemessen, sie länger in Dresden zu lassen und ließ sie nach Baireuth zurückkommen. Diese junge Prinzessin war schön und ihre Reize gaben denen ihrer Frau Mutter nichts nach, mit dem Unterschiede, daß ihr Wuchs mißgestaltet war, und dies so bedeutend, daß man es nicht durch Kunst verbergen konnte. Der Markgraf, mein Schwiegervater, präsumtiver Erbe der Markgrafschaft, da der Markgraf Georg Wilhelm keine männlichen Nachkommen hatte, gehörte unter die Zahl der Bewerber um diese Prinzessin. Er war schon damals von seiner Gemahlin geschieden und konnte also ein anderes Eheband schließen. Die Markgräfin konnte diesen Fürsten nicht leiden. Ihre Tochter hegte dieselben Gesinnungen gegen ihn. Ihre Schönheit, ihre Bescheidenheit, ihr Benehmen flößten ihrer Mutter gewaltige Eifersucht ein. Sie beschloß diese arme Prinzessin in's Unglück zu stürzen. Der Markgraf, ihr Gemahl, neigte sich sehr zu einer Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Culmbach. Die Markgräfin warf, um dem

entgegen zu arbeiten, die Augen auf einen gewissen Wöser, Kammerjunker ihres Gemahls. Diesem ließ sie 4000 Stück Dukaten versprechen, wenn er sich bei der Prinzessin so einschmeicheln könnte, daß sie ein Kind von ihm bekomme. Wöser war entzückt über diesen Antrag. Lange machte er nun der Prinzessin den Hof, aber ohne andern Lohn als Verachtung und Mißfallen. Als die Markgräfin sah, daß sie auf diese Art nicht zum Ziele gelange, ließ sie Wöser sich in einer Nacht im Schlafzimmer der Prinzessin verstecken. Die Dienerschaft derselben war bestochen. Man schloß sie mit ihm ein. Trotz ihres Schreiens und ihrer Thränen gelang es ihm endlich sie ganz zu besitzen. Seine Unterwürfigkeit, seine Ehrfurcht, seine Thränen erweichten die Prinzessin. Er machte sie glauben, daß es blos vom Markgrafen abhänge, ihn zum Grafen und dann zum Reichsfürsten zu ernennen, was ihn in den Stand setzen würde, sie heirathen zu können; da sie nun einzige Tochter sei, so stehe es nur bei dem Markgrafen, ihr den größten Theil seines Landes zu lassen, indem er das Allodium vermehre, das an sich schon sehr beträchtlich. Die Liebe, verbunden mit diesen übrigen Rücksichten, brachte die Prinzessin dahin, ein Verhältniß mit ihrem Liebhaber anzuknüpfen, und ihm ein Rendezvous zu bewilligen. Diese Zusammenkünfte wurden endlich so häufig, daß sie schwanger ward. Die Markgräfin, welche nebst dem Herrn Stutterheim, dem Premierminister des Markgrafen, diese ganze Intrigue leitete, ward zuerst vom Gelingen ihrer Wünsche unterrichtet, sie that jedoch, als wisse sie von der Schwangerschaft ihrer Tochter nichts, die ihrerseits Alles anwendete, um ihren Zustand so lange als möglich zu verbergen. Der Prinz von Culmbach seinerseits dachte nur daran, seine Verbin-

dung mit dieſer Prinzeſſin zu Stande zu bringen. Er ſtand im Begriff ſich nach Baireuth zu begeben und beim Markgrafen um ihre Hand anzuhalten, als er einen Brief von Stutterheim bekam, der ihm Alles das mittheilte, was ich eben erzählt. Auf der Stelle entſagte er ſeiner Unternehmung, ſich glücklich preiſend, daß er noch zur rechten Zeit und ehe er noch irgend einen Schritt gethan, gewarnt worden. Indeß that die Prinzeſſin, als ob ſie ſehr krank ſei und eine Waſſerſucht fürchte. Mehrere mitleidige Perſonen, welche die Abſichten der Markgräfin und die Krankheit ihrer Tochter durchſchaut hatten, boten dieſer ihre Dienſte an, um ſie aus dieſer üblen Lage zu befreien, aber nach der Anweiſung ihres Liebhabers wollte ſie ihnen nie Etwas eingeſtehen. Die Zeit ihrer Entbindung nahte. Die Markgräfin begab ſich mit ihr in die Erem[illegible]age, während der Markgraf und Herr Wöſer einige Stun[illegible] davon auf der Jagd waren. Die arme Prinzeſſin fühlte [illegible] Wehen und hatte nicht Feſtigkeit genug, ihr Schreien zu unterdrücken. Ihre Mutter eilte nun herbei, während ſie zwei Zwillingsknaben das Daſein gab, deren Geſichter ſchwarz wie Dinte waren. Trotz der Bitten und Vorſtellungen aller Umgebungen nahm die Markgräfin die beiden Kinder, lief überall herum und zeigte ſie aller Welt unter dem Geſchrei, daß ihre Tochter eine unverſchämte Perſon und eben entbunden worden ſei. Auf der Stelle ſchickte man eine Stafette an den Markgrafen, um ihm dieſe ſchreckliche Nachricht mitzutheilen. Wöſer war an ſeiner Seite, als er dieſen Brief erhielt, und als er bemerkte, daß dieſer Fürſt ſeine Züge ändere, urtheilte er daraus von dem Inhalt des Briefes und rettete ſich auf's Eiligſte. Der Markgraf wurde durch dieſe Kataſtrophe ſo betroffen, daß, ehe er von ſeinem Staunen ſich erholen konnte,

Wöſer ſchon weit hinweg war. Die Prinzeſſin wurde einige Tage nachher nach Plaſſenburg gebracht. Die Markgräfin hatte mit den beiden Kindern ſo geſcherzt, daß ſie beide ſtarben. Was Wöſer betrifft, ſo ſchrieb er einen langen Brief an den Markgrafen, in welchem er die Bezahlung der 4000 Dukaten verlangte, die ihm waren verſprochen worden. Dieſer Fürſt würde ſich vielleicht an ſeiner Gemahlin gerächt haben, wenn der Tod, der ihn bald darauf hinwegraffte, ihn nicht daran gehindert. Als mein Schwiegervater, der Markgraf, nun zur Regierung kam, wollte er die Prinzeſſin wieder freilaſſen, die Königin von Polen aber ſetzte ſich dem entgegen. Da ſie jedoch nicht mehr ſo ſtreng bewacht wurde, ſuchten einige katholiſche Geiſtliche ſie zu ſehen und redeten ihr ein, daß, wenn ſie die Religion ändere, ſie den mächtigen Schutz der Kaiſerin Amalie erhalten werde, welche ſie bald aus der Gefangenſchaft, in welcher ſie ſchmachte, befreien und ihr hinreichende Mittel verleihen werde, ihrem Stande gemäß zu leben. Sie ließ ſich durch dieſe ſchönen Gründe blenden und ſchwur heimlich den lutheriſchen Glauben ab. Da die Königin von Polen einige Zeit nachher geſtorben und dieſe Prinzeſſin freigelaſſen war, bekannte ſie ſich öffentlich zum Katholicismus. Aus einem Gewiſſensſcrupel, der ſie kurz vor meiner Rückkehr nach Baireuth befallen hatte, verließ ſie von Neuem dieſe Religion und kehrte zum proteſtantiſchen Glauben zurück. Der Markgraf, welcher bei dieſer Gelegenheit ſeinen Religionseifer zeigen wollte, lud ſie ein nach Baireuth zurückzukommen, wo ſie ihrem Stande nach empfangen wurde und er ſie dem gemäß zu ſtellen ſuchte. Dieſe Prinzeſſin beſitzt Verdienſte. Ihre Aufführung iſt höchſt regelmäßig; ſie thut unendlich viel Gutes und ihre trefflichen Eigenſchaften

löschen den Fehltritt, in welchen ſie das Unglück hatte zu verfallen, vollkommen aus.

Sie hielt ſich nicht lange in Baireuth auf und kehrte nach einigen Tagen nach Culmbach zurück, um dort den Markgrafen und den Erbprinzen zu empfangen, welche zu einer Jagd dahin kamen. Meine Geſundheit erlaubte mir nicht ihnen zu folgen, und ich blieb in Baireuth.

Da ich nichts von Allem übergehe, was mir begegnet iſt, und gern dieſe Memoiren durch kleine Anekdoten aller Art mannigfaltig machen möchte, will ich hier eine erzählen, die auf viele Leute Eindruck machte, nur nicht auf mich, da ich durch Studium und Ueberlegung mich von vielen Vorurtheilen losgemacht hatte, und mir einbildete, ein wenig Philoſophin zu ſein.

Die Apartements des Erbprinzen beſtanden in zwei großen neben einander liegenden Zimmern und einem Cabinet an der Seite. Dieſe Zimmer hatten nur zwei Ausgänge, den einen durch meine Schlafkammer und den andern durch einen kleinen Vorſaal, worin zwei Schildwachen ſtanden und einer der Bedienten des Prinzen in der Nacht vom 7. zum 8. November ſchlief. Dieſe drei Letztern hörten im großen Zimmer lange Zeit hin- und hergehen, dann Klagen und endlich furchtbares Wimmern. Sie traten mehrere Male in daſſelbe ohne Etwas zu ſehen, ſobald ſie es aber verlaſſen hatten, fing der Lärmen von Neuem an. Sechs Schildwachen, welche während der Nacht dort abgelöſet wurden, bezeugten Alle daſſelbe. Auf den Bericht, den man darüber an den Marſchall von Reitzenſtein abſtattete, wurde die Sache ſtreng unterſucht, ohne daß man entdecken konnte, was es geweſen. Man machte mir ein Geheimniß

daraus. Einige Personen behaupteten, es sei die weiße Frau, die meinen Tod anzeige, Andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück widerfahren sein. Diese letztere Besorgniß wurde bald zerstreut, denn am 11. November kam der Markgraf mit dem Erbprinzen nach Baireuth zurück. Kaum waren sie angelangt, als ein Courier mit der Trauerbotschaft vom Ableben des Prinzen Wilhelm, meines Schwagers, ankam, und was das Sonderbarste dabei, dieser Prinz war in derselben Nacht gestorben, wo man den Lärmen im Schlosse gehört hatte. Er war mit dem Prinzen von Culmbach von Wien zu seinem Regimente, das in Cremona lag, abgereist. Kaum dort angelangt bekam er die Blattern, die ihn in 2 Tagen dahinrafften. Es war ein Glück für die ganze Familie, denn dieser Prinz hatte so wenig Verstand, daß er seinem ganzen Hause geschadet haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre.

Der Markgraf nahm diese Nachricht mit großer Ruhe auf und vergoß keine Thräne. Der Erbprinz dagegen war untröstlich und ich hatte alle Mühe von der Welt, ihn von seinem Schmerze zu zerstreuen. Der Prinz von Culmbach fand Mittel, insgeheim den Leichnam nach Baireuth bringen zu lassen. Wir begaben uns Alle mit dem Markgrafen nach Himmelskron, um nicht bei der Beerdigung gegenwärtig zu sein. Der Leichnam sollte in der Peterskirche, wo die Gräber aller Prinzen des Hauses sich befinden, beigesetzt werden. Das Gewölbe, worin sie ruhen, ist vermauert. Man öffnete es einige Tage vor der Beerdigung, um Luft hinein zu lassen, aber wie sehr verwunderten sich Alle, die deshalb hinabgestiegen, das Gewölbe ganz mit Blut angefüllt zu sehen. Die ganze Stadt strömte herbei, um dieses Wunder zu sehen. Schon zog man daraus eine Menge

trauriger Folgerungen. Man erzählte mir dieſe Erſcheinung in Himmelskron und brachte mir ein mit dieſem Wunderblute benetztes Schnupftuch. Niemand wollte den Markgrafen davon in Kenntniß ſetzen, aus Furcht, ihn zu beunruhigen. Was mich betraf, ſo hielt ich es, da ich an Wunder nie großen Glauben gehabt habe, für gut, dem Markgrafen das Vorgefallene mitzutheilen, und bat ihn inſtändig, ſeinen erſten Arzt, Herrn Gökel, dahin zu ſchicken, um zu unterſuchen, was es ſein könne. Der Markgraf bewilligte mir dieſe Bitte, und da er vorausſah, welchen paniſchen Schrecken dies auf die Gemüther bewirken werde, ſo bat er mich ſelbſt Sorge zu tragen, daß man wohl ergründe, was Veranlaſſung dazu gegeben haben könne. Gökel berichtete mir an demſelben Abende, daß das Blut dergeſtalt im Gewölbe rieſele, daß er einige Kübel voll davon mitnehmen laſſen und nachdem er Alles auf's Sorgfältigſte unterſucht, gefunden habe, daß es durch eine unmerkliche Spalte aus einem bleiernen Sarge komme, in welchem eine vor 80 Jahren verſtorbene Prinzeſſin vom Hauſe liege, und man ſich alſo von der Sache ſelbſt nicht anders überzeugen könne, als wenn man den Sarg öffne. Der Markgraf gab Befehl dazu, man konnte es aber nicht bewerkſtelligen, ohne den Sarg ganz zu zerſtören, was man nicht wollte. Es gab keinen Chemiker in Baireuth, der geſchickt genug war, durch ſeine Kunſt zu ergründen, ob dies wirklich Blut oder eine ſonſtige Flüſſigkeit ſei. Einer der Stadtärzte zog uns endlich aus der Verlegenheit, und beſaß den Muth es zu koſten. Das Wunder verſchwand nun auf der Stelle. Es war Balſam. Die Prinzeſſin, welche in dem Sarge lag, aus dem die Flüſſigkeit kam, war außerordentlich dick geweſen. Man hatte ſie einbalſamirt; ihr Fett, verbunden mit dem Balſam, hatte dieſe

Erſcheinung hervorgebracht, welche die Aerzte jedoch hinſichtlich der Länge der Zeit, die ſeit ihrem Tode verfloſſen war, ſehr ſonderbar fanden. Die Beerdigung des Prinzen erfolgte am 3. December. Ich hatte meinen beiden Damen, der Grumbkow und Marwitz, erlaubt dazu zu gehen. Sie kamen des Abends zurück.

Am folgenden Tage, als ich allein mit der Marwitz war, und ſie zerſtreut und nachdenkend fand, fragte ich ſie nach der Urſache. Sie fing an zu ſeufzen und ſagte mir, daß ſie ſehr traurig ſei, aber nicht zu ſprechen wage. Dieſe Antwort machte mich neugierig. Ich drang in ſie, mir ihren Kummer zu entdecken. »Wollte der Himmel, ich könnte es Ihnen ſagen, Hoheit,« antwortete ſie, »ich habe weit mehr Luſt es Ihnen mitzutheilen, als Sie es zu erfahren, aber ich habe einen furchtbaren Eid geleiſtet zu ſchweigen. Alles, was ich Ihnen ſagen kann, iſt blos, daß es Sie betrifft.« Die Miene und der Ton, mit denen ſie ſprach, beunruhigten mich. Ich konnte nicht begreifen, was es ſein könne, und ſuchte es zu erfahren, indem ich ſie auf alle Art ausfragte. Sie ſchüttelte ſtets den Kopf als Verneinung, endlich ſagte ſie mir, daß es den Markgrafen betreffe. »Wie?« entgegnete ich, »er will doch nicht etwa heirathen?« Sie machte mir ein Zeichen der Bejahung. »Aber mein Gott!« rief ich, »wen denn? und wie kommen Sie dazu, es zuerſt zu wiſſen? In dieſem Falle können Sie mir doch, ohne mir zu ſagen was es betrifft, ein Zeichen geben.« Hierauf ſtand ſie auf, hüpfte durch das Zimmer, nahm einen Bleiſtift, ſchrieb damit an die Wand und entfloh. Ich war ſchon ſehr unruhig, aber unbeweglich ſtand ich, als ich das las, was ſie geſchrieben. Es war Folgendes:

„Ich war dieſen Morgen bei meiner Tante Flora (das war der Taufname von Fräulein von Sonsfeld, den ich fortfahren werde ihr auch im Fortgange dieſer Memoiren zu geben) und fand ſie ſehr nachdenkend und eingenommen. Auf meine Frage, was ihr ſei, antwortete ſie mir, daß ſie gewaltig viele Dinge im Kopfe habe, die mich ſehr in Verwunderung ſetzen würden, wenn ſie mir ſie ſage. Ich drang in ſie, ſich näher zu erklären. „Ich will Dir mein Geheimniß mittheilen," ſagte ſie endlich, „aber ich verlange von Dir, daß Du mir unverletzliches Schweigen zuſchwörſt über Alles, was ich Dir ſagen werde." Dies verſprach ich ihr denn auch. Darauf erzählte ſie mir, daß der Markgraf nach unſerer Abreiſe nach Berlin angefangen habe, ihr den Hof zu machen, und ſo hohe Achtung für ſie gewonnen, daß er ſich entſchloſſen, ſie zu heirathen. Er wolle ſie zur Reichsgräfin ernennen laſſen, damit ſie nach ihrer Vermählung den Rang einer Prinzeſſin einnehmen könne. Wenn dies geſchehen, wolle er Baireuth ganz und gar verlaſſen und ſich in Himmelskron aufhalten. Er werde ihr ein ſehr bedeutendes Capital geben, das er in einem fremden Lande ſicher unterbringen wolle, und das als Witthum ſie gegen alle Chikanen, die der Erbprinz ihr machen könnte, ſicher ſtelle. Er warte nur noch die Beerdigung ſeines Sohnes ab, um Ew. Königl. Hoheit ſeine Abſicht mitzutheilen. Ich habe ihr vorgeſtellt, daß weder Ew. Königl. Hoheit noch der Erbprinz ihre Einwilligung zu einer ſolchen Heirath geben würden, daß der König Ew. Hoheit nach allen Kräften unterſtützen werde, daß unſere ganze Familie in den Staaten dieſes Fürſten lebe, und dieſer ſich alſo an unſern Verwandten wegen des Nachtheiles rächen könne, den dies Ew. Königl. Hoheit zufügen müßte, daß

die Gouvernante genöthigt sein würde, den Hof zu verlassen, daß sie sich zu Tode betrüben würde, und ich mir endlich nicht vorstellen könnte, daß sie in solche Chimären eingehen könne. „Es sind keine Chimären," antwortete meine Tante, „ich weiß nicht, warum ich von dem Glücke, das sich mir darbietet, keinen Gebrauch machen sollte; welchen Nachtheil brächte ich denn dadurch dem Erbprinzen und Ihrer Königl. Hoheit? Bin ich es nicht, die der Markgraf heirathet, so wird's eine Andere sein, und am Ende bedarf der Markgraf ihrer Einwilligung gar nicht." — „Aber wenn Sie Kinder bekommen?" entgegnete ich ihr. „Wenn ich deren bekäme," versetzte sie, „so würde mich das zur Verzweiflung bringen, aber ich bin zu alt dazu." — „Sehen Sie sich vor, was Sie thun," sagte ich, „und behandeln Sie das nicht als eine Kleinigkeit, denn ich sehe schreckliche Folgen davon voraus." — „O! Du bist nur eine junge Person," versetzte nun die Tante, „Du erschrickst ohne Ursache, und es thut mir leid, daß ich Dir mein Geheimniß vertraut habe; hüte Dich wenigstens, mit Jemand davon zu sprechen. Ich werde nach Himmelskron gehen und versuchen, meine Schwester nach und nach darauf vorzubereiten, denn sie weiß noch nichts davon."

In meinem Leben bin ich nicht so überrascht gewesen. Eine Menge Betrachtungen gingen mir sogleich durch den Kopf. Die Zeit war kurz; Fräulein von Sonsfeld sollte schon am nächsten Tage eintreffen und allem Anscheine nach der Markgraf von diesem ganzen schönen Plane mir Mittheilung machen. Vor allen Dingen wischte ich aus was die Marwitz geschrieben hatte, und ließ den Erbprinzen rufen, dem ich dieses ganze Geheimniß

offenbarte. Wir ſpannten uns auf die Folter, um einen Ausweg zu ſuchen, ohne einen finden zu können.

Ich war ſehr erſchrocken. Ich ſpielte bei Tafel Abends die Kranke, da meine Unruhe mich hinderte, gleichgiltig zu ſcheinen. Wir konnten die ganze Nacht nicht ſchlafen, der Erbprinz und ich, und thaten nichts, als im Zimmer umherſpazieren. Die Sache war in jeder Beziehung von großer Wichtigkeit. Für's Erſte war es keineswegs ehrenvoll für uns, eine ſo tief unter uns ſtehende Stiefmutter zu haben; zweitens konnte dieſe Stiefmutter uns nur unſäglichen Schaden zufügen, das Land vollends ruiniren, und was noch mehr, uns von Neuem mit dem Markgrafen entzweien; drittens waren dann die Gouvernante, die ich wie meine Mutter liebte und die mir auf Tod und Leben zugethan, und die Marwitz, der ich unendlich wohlwollte, genöthigt, mich zu verlaſſen und wurden die unglücklichſten Perſonen von der Welt, denn der König hätte ſie gezwungen, nach Berlin zurückzukehren, wo er ſie hätte einſperren laſſen, und viertens konnte mir dieſe Geſchichte in den Augen der Welt nur außerordentlich ſchaden, man mußte denken, daß ich mich hatte anführen laſſen und Jedermann vermuthen, meine Gouvernante und ihre Schweſter ſeien einverſtanden geweſen, mich zu betrügen. Alles dies brachte mein Blut ſo in Bewegung, daß aller Anſtrengung ohnerachtet ich mich am folgenden Tage noch nicht faſſen konnte, ſo daß wie mich die Flora nur ſah, ſie ſogleich bemerkte, ich hege einen tödtlichen Kummer, und aus der verlegenen Art, wie ich mit ihr ſprach, ſchloß, daß die Marwitz mir die Sache entdeckt habe, denn wenn man Etwas ſich vorzuwerfen hat, iſt man am bedenklichſten. Sie überredete daher den Markgrafen, noch Anſtand zu nehmen mit mir zu

ſprechen, indem ihrer Anſicht nach es noch nicht Zeit dazu ſei. Nachdem ſie dieſen Schritt gethan, machte ſie der Marwitz die grauſamſten Vorwürfe wegen ihrer Schwatzhaftigkeit, dieſes Mädchen aber beruhigte ſie deshalb ſo ſehr, daß ſie noch Mittel fand, mancherlei von ihr zu erfahren. Die Flora ſprach mit ihr voll außerordentlicher Zufriedenheit von ihrer künftigen Größe. »Ich könnte,« ſagte ſie, »als Stiefmutter den Rang über die Hoheit fordern, und der Markgraf hat mir geſagt, daß er durchaus darauf beſtehe, daß ich den Vortritt erhalte, aber ich werde nie vergeſſen, was ich der Erbprinzeſſin ſchuldig bin und mir Mühe geben, ihr alle nur möglichen Dienſte zu leiſten. Ich will noch einige Zeit warten, ehe ich ihr Alles das entdecke; ich werde verſuchen ſie zu gewinnen, der Markgraf wird daſſelbe thun, und durch Liebkoſungen werden wir ſie dahin bringen, die Hände zu dem zu bieten, was wir wollen.

Die Marwitz unterließ nicht, mir das Alles zu hinterbringen. Nachdem ich es nun in meinem Gehirn wohl erwogen, beſchloß ich von dem Vorgefallenen die Gouvernante in Kenntniß zu ſetzen. Um jedoch die Marwitz nicht zu compromittiren, ſtellte ich mich, als hätte ich ein anonymes Billet erhalten, durch welches man mich von dieſen ſchönen Projekten unterrichtet. Fr. von Sonsfeld ſpie Anfangs Feuer und Flamme und ſagte, daß dies eine Erfindung ihrer Feinde ſei, welche ſie und ihre Familie verderben wollten. Auf die ſtarken Beweiſe jedoch, die ich ihr von der Wahrſcheinlichkeit des Inhalts dieſes Billets gab, beruhigte ſie ſich nach und nach. Ich führte ihr dann die häufigen Beſuche vor Augen, die der Markgraf ihrer Schweſter mache, die Auszeichnungen und Aufmerkſamkeiten, die er für ſie habe, und tauſend kleine Dinge, auf die ich ſelbſt nicht geachtet hatte,

die aber nach dieſer Mittheilung auffallend wurden. Meine Gouvernante hob Augen und Hände zum Himmel und zerfloß in Thränen. In ihrer erſten Aufregung wollte ſie den Markgrafen zur Rede ſtellen, dann wieder ihren Abſchied fordern und ihre Schweſter mit ſich nehmen. Aber Alles dies war nicht nach meiner Rechnung. Ich ſtellte ihr ſo ſehr vor, daß man dieſe Intrigue durch Sanftmuth und Vorſtellungen, die man ihrer Schweſter mache, zerſtören müſſe, daß ſie endlich in das, was ich wollte, einſtimmte. Die Flora kam noch mehrere Male nach Himmelskron. Die Gouvernante konnte ſich's nicht verſagen, wegen der langen Unterredungen, die ſie mit dem Markgrafen habe, auf ſie zu ſticheln, aber ich drang ſo ſehr in ſie, daß ſie doch noch nicht losbrach.

Endlich kamen wir am 20. December wieder in die Stadt. Hier konnte ſich ihr heftiger Charakter nicht länger zügeln, ſie behandelte ihre Schweſter auf's Grauſamſte und ſagte ihr, daß ich alle ihre Umtriebe wiſſe. Die Flora hatte einen ſehr beſchränkten Geiſt. Die Gouvernante, welche bei weitem älter war als ſie, hatte ſie erziehen laſſen, was denn auch Urſache, daß ſie eine Art Furcht vor ihr behalten. Das arme Mädchen ließ ſich einſchüchtern und geſtand ihr Alles, was ich eben niedergeſchrieben. Sie zeigte ihr ſelbſt die Briefe des Markgrafen, in welchen dieſer ihr den Plan mittheilte, den er für die Sicherheit ihres Etabliſſements, im Falle daß ſie Wittwe würde, getroffen, und ſeine Briefe waren voll der ſchmeichelhafteſten Verſprechungen. Nachdem die Gouvernante ſie geleſen hatte, ſagte ſie ihr, daß ſie auf der Stelle mit ihr zu mir gehen und mir dieſe Briefe bringen, dann aber in meiner Gegenwart einen an den Markgrafen ſchreiben und ein- für allemal mit

ihm brechen müſſe, wo nicht, ſo werde ſie, die Gouvernante, auf der Stelle abreiſen, und wenn die Flora ihr nicht folgen wolle, wohl Mittel finden, ſie auf die eine oder andere Art aus Baireuth zu bringen. Der feſte Ton, worin die Gouvernante mit ihr ſprach, machte ihr Angſt. Sie kam zu mir. Nachdem ſie mir den ganzen Roman erzählt, wollte ſie mich glauben machen, ſie habe nie die Abſicht gehabt, die Anerbietungen des Markgrafen anzunehmen. Ich that als ob ich mich täuſchen laſſe. Nun ließ ſie mich die Briefe leſen, die ſie von ihm erhalten hatte. Ich ſprach ſanft und freundſchaftlich mit ihr, machte ihr aber auch zugleich begreiflich, daß ich nie die Hand zu dieſer Heirath bieten würde. Der Erbprinz gab ihr ſehr viele Verſprechungen, und daß er Zeitlebens für ſie ſorgen werde, ſagte ihr aber faſt dieſelben Dinge wie ich. »Prinzeſſin,« ſagte ich ihr, »können Sie doch nie werden. Dies kann blos durch den Kaiſer geſchehen, und dieſer Fürſt nimmt zu viele Rückſicht auf den König, um Etwas zu thun, was dieſem ſo ſehr mißfallen müßte, und ſich an die linke Hand trauen zu laſſen, da halte ich Ihr Herz für zu ſehr an rechter Stelle, um ſich einen ſolchen Poſten gefallen zu laſſen. Sie ſehen alſo, daß es etwas Unmögliches iſt.« So verſprach ſie mir denn alſo, dem Markgrafen einen ſo ſtarken Brief zu ſchreiben, daß er ihm dieſe Idee ganz aus dem Kopfe bringe. Da ſie uns aber doch durch den Einfluß, den ſie auf ihn habe, einigermaaßen nützlich werden könne, wolle ſie ihn ſchonen, ſo daß ſie uns Dienſte leiſten und ihn zugleich am Zügel halten könne. Sie hielt auch Wort und ich war entzückt, dieſe garſtige Geſchichte ſo glücklich zu Ende gebracht zu haben. Ich muß aber noch ihr Bild hier entwerfen.

Fräulein von Sonsfeld iſt nur 5 Fuß hoch. Sie iſt ſehr voll und hinkt mit dem linken Fuße. In ihrer Jugend war ſie vollkommen ſchön, aber die Blattern hatten ihre Züge ſo vergröbert, daß ſie nicht mehr dafür gelten konnte. Dennoch iſt ihr Geſicht einnehmend und ihre Augen ſind ſo geiſtreich, daß man dadurch getäuſcht wird. Ihr Kopf, der für ihren Körper zu groß iſt, gibt ihr etwas Zwergartiges, aber doch iſt ihre Geſtalt nicht auffallend. Sie hat Anmuth, gutes Benehmen und eine Haltung, die anzeigt, daß ſie in der großen Welt geweſen. Ihr Herz iſt vortrefflich; ſie iſt ſanft und gefällig, mit einem Worte, gegen ihren Charakter iſt nicht das Mindeſte zu ſagen. Ihre Aufführung iſt ſtets muſterhaft geweſen, der Himmel hatte ihr aber wenig Geiſt verliehen. Sie beſitzt eine gewiſſe Weltroutine, welche Schuld daran iſt, daß man dieſen Mangel nicht bemerkt, und nur im Privatverkehre es gewahrt. Die Vortheile, die der Markgraf ihr angeboten, hatten ſie verblendet, ihre Eigenliebe und ihr Ehrgeiz ſie verführt, und ihr geringer Verſtand ſie verhindert, die Folgen davon vorauszuſehen.

Der Markgraf fing das Jahr 1734 ſehr traurig an, weil es mit dem Verluſte ſeiner Hoffnungen begann. Als er den unglücklichen Brief der Flora erhielt, weinte er ſehr, wie mir dieſe erzählte. Als aber der erſte Eindruck vorüber, ſchmeichelte er ſich, ſie doch noch zu bewegen.

Meine Geſundheit blieb immer dieſelbe. Ich hatte nicht mehr ſtetes Fieber, aber es kam doch alle Abende. Das hinderte mich nicht Beſuch anzunehmen, aber ich langweilte mich ſehr, und war überdies ſtets melancholiſch, obgleich ich mich ſo bezwang, daß nur meine nächſten Umgebungen es bemerkten.

Dieſe Melancholie war zum Theil eine Folge meiner Krankheit, zum Theil aber des vielen Kummers, den ich in Berlin gehabt, und der mich daran gewöhnt hatte, immer nachdenkend und in Träumerei verloren zu ſein.

Da das kaiſerliche Regiment des Prinzen Wilhelm nach deſſen Tode erledigt worden war, ſo rieth man dem Markgrafen, für ſeinen Sohn darum nachzuſuchen. Dieſes Regiment war vom Markgrafen Georg Wilhelm unter der Bedingung angeworben worden, daß es bei dem Hauſe bleiben ſolle. Der Markgraf trug mir auf, deshalb an die Kaiſerin zu ſchreiben. Dieſe antwortete mir ſehr verbindlich und bewilligte meine Bitte. Der Erbprinz hatte große Freude darüber, da er das Militair, das ſeine Hauptleidenſchaft war, ſehr liebte.

Es war die Zeit des Carnevals. Die Marwitz, welche alles Mögliche that um mich zu zerſtreuen, ſchlug mir vor, es ſo einzurichten, daß es eine Wirthſchaft gebe. Der Erbprinz, der ſich gern beluſtigte, drang auch in mich, den Markgrafen dazu zu bewegen. Die Sache war ziemlich ſchwer. Der Markgraf war den Vergnügungen nicht geneigt; er machte ſich Gewiſſensſcrupel daraus, und ſein Beichtvater, ein übertriebener Pietiſt, beſtärkte ihn in dieſen Ideen. Die Flora, mit der wir davon ſprachen, verſprach die Sache zu Stande zu bringen. In der That wußte ſie auch den Sinn des Markgrafen ſo gut zu wenden, daß er mir ſelbſt dieſes Feſt vorſchlug. Ich ſagte gleich Ja. Er bat mich nun, Alles was ich wollte anzuordnen, unter der Bedingung jedoch, daß er ſich nicht maskire. Nur in Deutſchland kennt man dieſes Vergnügen. Es gibt dabei einen Wirth und eine Wirthin, welche traktiren; die andern Masken ſtellen alle verſchiedenen Handwerke und Profeſſionen in der

Welt vor. Man nimmt bei dergleichen Festen keine Masken vor's Gesicht und deshalb hatte die Marwitz es erfunden; da sie wohl wußte, daß es nutzlos sein würde einen Maskenball vorzuschlagen, den der Markgraf nie geduldet hätte.

Ich ließ den ganzen, unermeßlich großen Saal wie einen Wald decoriren, an dessen Ende man ein Dorf mit seinem Gasthofe sah, der zum Zeichen die gute Frau ohne Kopf hatte. Dieser Gasthof war ganz aus Baumrinde gemacht und sein Dach mit Lampen bedeckt. Er enthielt eine Tafel von 100 Gedecken, deren Mitte ein Parterre mit verschiedenen Springbrunnen vorstellte. Die Häuser der Bauern umschlossen Buden mit Erfrischungen. Der Ball fing nach dem Abendessen an. Alle Welt war von diesem Feste entzückt und belustigte sich vortrefflich. Nur mir ward die Langeweile zu Theil, denn der Markgraf hörte nicht auf, mich mit seiner unangenehmen Moral zu unterhalten und umlagerte mich den ganzen Abend so sehr, daß ich mit Niemand sprechen konnte, obgleich viele Fremde da waren, mit denen ich gern Unterhaltungen angeknüpft hätte.

Sonntags darauf predigte der Beichtvater des Markgrafen öffentlich gegen diesen Maskenball. Er redete uns in voller Kirche an und ob er gleich den Markgrafen vor dem Publiko schonte, machte er ihm doch daheim so harte Vorwürfe, die Hand zu einer solchen Sünde geboten zu haben, daß der arme Markgraf sich für alle Ewigkeit verdammt glaubte. Er leistete diesem Geistlichen so viele Schwüre, ähnliche Vergnügungen nie mehr in seinem Lande zu dulden, daß er endlich Absolution erhielt. Aber dieser Fürst blieb dabei nicht stehen, und wollte auch, daß der Erbprinz alle Vergnügungen abschwöre. Dieser fand jedoch Mittel, dem Schwure, den er von ihm forderte, auszuweichen,

was dem Markgrafen sehr mißfiel. Ein Vorfall, der sich damals ereignete, vermehrte noch seinen Aberglauben, und hätte uns dahin gebracht, wie Trappisten zu leben, wenn der Erbprinz sich nicht Mühe gegeben, das Falsche zu ergründen.

Seit dem Tode des Prinzen Wilhelm hatte sich ein panischer Schrecken aller Geister bemächtigt. Jeden Tag gab es Geschichten von Gespenstern, die man im Schlosse gesehen haben wollte, eine lächerlicher als die andere. Die Sorge, mich zu erhalten, ließ einen Geist mit Fleisch und Bein zu meinem Besten wirken. Immer glaubt man das, was man wünscht. Ein Stadtgerücht ließ mich schwanger sein. Da ich überzeugt war, daß dieses Gerücht falsch, fing ich an reiten zu lernen, theils um mich zu amüsiren, theils meiner Gesundheit wegen, welcher die Aerzte starke Leibesübung vorgeschrieben hatten. Der Markgraf hatte mir einen sehr sanften Rappen geschenkt, und da ich sehr schwach war, ritt ich höchstens eine Viertelstunde. Alles Neue wird übel aufgenommen. Diese damals in England und Frankreich sehr übliche Mode war in Deutschland noch nicht eingeführt. Alle Welt schrie dagegen und dies gab Gelegenheit zu Gespenstern. Man hinterbrachte bald darauf dem Marschall von Reitzenstein, daß ein schreckliches Gespenst sich alle Abende in einem der Corridore des Schlosses sehen lasse, und mit schauerlicher Stimme folgende furchtbare Worte ausrufe: „Sagt der Prinzessin dieses Landes, daß, wenn sie fortfährt den Rappen zu reiten, sie ein grosses Unglück haben wird, daher sie während sechs Wochen sich wohl hüten möge, ihr Zimmer zu verlassen.“ Herr von Reitzenstein, der seinem schwachen Geiste nach sehr abergläubisch war, benachrichtigte sogleich den Markgrafen von dieser Erscheinung, worauf

ausdrückliches Verbot an mich erfolgte, das Schloß nicht zu verlassen, noch auf die Reitbahn zu gehen.

Das betrübte mich sehr, vorzüglich einer so erbärmlichen Ursache wegen. Ich versicherte dem Markgrafen, daß dies Alles nur ein verabredetes Spiel sei. Der Erbprinz theilte ihm selbst die Vermuthungen mit, die er darüber hegte, und drang so sehr in ihn, daß er ihm endlich Erlaubniß gab, der Sache auf den Grund zu kommen. Der Prinz stellte vertraute Leute an allen den Ausgängen an, wodurch der Geist kommen konnte, dieser war aber so gut unterrichtet, daß er sich an den Tagen, wo man ihm nachspürte, gar nicht zeigte. Endlich versprach der Erbprinz der Person, die ihm Mittheilungen gemacht hatte, eine große Belohnung, wenn sie entdecken könne, wer es sei. Die arme Frau nahm eine Blendlaterne mit sich und hatte nur so viel Zeit, dem Gespenst in's Gesicht zu sehen. Es hatte seine Vorsichtsmaaßregeln so gut genommen und blies ihr ein so feines Gift in die Augen, daß sie dadurch blind wurde. Sie sagte aus, daß der Geist zwei Nußschalen auf den Augen und das ganze Gesicht dergestalt in grobe Leinwand gehüllt habe, daß sie ihn nicht habe erkennen können. Diese Entdeckung verscheuchte des Markgrafen Bigotterie, oder vielmehr seine üble Laune gegen uns keineswegs. Der Erbprinz hielt dafür, daß wir uns, um allen Mißhelligkeiten zu entgehen, entfernen sollten. Wir waren schon lange dem Markgrafen von Anspach einen Besuch schuldig, erwählten also diesen kritischen Zeitpunkt, um ihn abzustatten und reisten am 21. Januar ab.

Es schien als ob die Voraussagung des Gespenstes sich erfüllen sollte. Als wir über einen Abgrund von furchtbarer Tiefe fuhren, ging ein Vorderrad aus dem Gleise, und wir wä-

ren ſicher umgeworfen worden, wenn meine Heiducken nicht den Wagen an den Hinterrädern zurückgehalten hätten. Der Markgraf, die Marwitz und meine Gouvernante konnten nur mit Mühe ausſteigen, indem der Felſen daran hinderte, den Wagenſchlag ganz zu öffnen. Da meine Leute ſich einbildeten, wir wären Alle außerhalb des Wagens, ließen ſie die Räder los. Der Schrecken gab mir Kräfte und Geſchicklichkeit. Ich ſprang mit einem Satze über die Wagenthür, aber beide Füße glitten mir aus und ich fiel unter den Wagen in dem Augenblicke, als er wieder fortzugehen anfing. Die Marwitz und ein preußiſcher Offizier, der uns gefolgt war, ergriffen mich am Kleide und zogen mich vor, ſonſt wäre ich gerädert worden. Da ich ſehr erſchrocken war, ſo ließ man mich ein wenig Wein trinken, um mich zu erholen, worauf die Reiſe wieder fortgeſetzt ward.

Erſt in der Nacht hatte es aufzuthauen angefangen. Die Sonne begann das Dunkel zu verſcheuchen, um im Romanenſtyle zu ſprechen, und wir mußten durch einen Fluß. Dieſer war gefroren; kaum waren wir auf dem Eiſe, als dieſes brach, und Pferde und Wagen, letzterer ganz geneigt und halb umgeworfen, darin ſtecken blieben. Man mußte uns durch Hebeſtangen und mit großer Vorſicht wieder herausholen, ſonſt hätten wir ſehr leicht ertrinken können.

Endlich kamen wir in Baiersdorf an, wo ich mich für's Erſte zu Bett legte, da ich vor Ermüdung und von den ausgeſtandenen Schreckniſſen halb todt war, und am folgenden Tage Abends gelangten wir nach Anſpach. Ich ward wie das erſte Mal empfangen, und da ich dieſen Hof bereits beſchrieben habe, werde ich mich bei meinem dortigen Aufenthalte nicht verweilen.

Am 8. Februar fuhren wir wieder dort weg und kamen Tags darauf in Baireuth an.

Hier erwarteten uns neue Unfälle. In der Zeit, als ich verheirathet worden war, hatte der König mit dem Markgrafen eine Convention dahin abgeschlossen, daß der Letztere die preußischen Werbungen für 3 Regimenter in seinem Lande erlaube, nämlich für das meines Bruders, das des Erbprinzen, und das des Fürsten von Anhalt. Herr von Münchow, Hauptmann des Baireuthschen Regiments, hatte dort die Rekrutirungen zu besorgen. Es war ein junger, von meinem Bruder sehr begünstigter Mann und Sohn des Präsidenten von Münchow, der ihm während seiner Gefangenschaft so viele gute Dienste geleistet hatte. Mein Bruder hatte ihn dem Erbprinzen sehr empfohlen. Es war auch ein wackerer Bursche, der aber das Pulver nicht erfunden hatte. Er kam uns in Streitberg, wo wir Mittag machen sollten, entgegen, und meldete zuerst dem Erbprinzen, daß er einen Mann von 6 Fuß Höhe eingefangen habe. »Dieser Mann,« sagte er, »war von Bamberg, und hatte sich für ein anderes Regiment wollen anwerben lassen, was mich bestimmte, ihn ohnweit Baireuth mit Gewalt und so heimlich, daß Niemand Etwas davon weiß, wegzufischen und nach Basewalk zu schicken.« Er fügte hinzu, daß es ein Thunichtgut wäre, der für jedes Geschäft unnütz sei, daher er glaube, daß die Sache kein Aufsehen machen werde.

Der Erbprinz erzählte mir diese schöne Heldenthat Münchows und sah voraus, daß er Unannehmlichkeiten davon haben werde. Er sagte dies auch Münchow, aber der junge Mann machte ihn wegen der Maaßregeln, die er in dieser ganzen Sache vorsichtiger Weise genommen, so sicher, daß wir glaubten,

ſie werde doch vielleicht nicht herauskommen. Weshalb ich glaubte, daß der Markgraf ſie nicht wiſſe, war, weil er uns ſehr freundlich empfing. Er ging ſogar am 12. Februar nach Himmelskron.

Wir dachten ſchon nicht mehr an die ganze Geſchichte, als Herr von Voigt des Nachts um 12 Uhr uns wecken ließ und dringend mit uns zu ſprechen begehrte. Hier meldete er uns, daß Herr Lauterbach, ein geheimer Rath, der aber nicht einer ausgezeichneten Familie angehörte, gegen Abend ihn aufgeſucht und ihm aufgetragen habe, uns zu benachrichtigen, daß er von Himmelskron komme, wo er den Markgrafen in einem ſo heftigen Zorne getroffen habe, wie er ihn noch nie geſehen, daß dieſer Fürſt Münchows Unternehmung wiſſe; daß er Verdacht habe, ſein Sohn ſtecke mit dahinter, und geſchworen, ſich auf eclatante Art deshalb zu rächen; daß er morgen in die Stadt zurückkommen werde, und wir nur immer unſere Maaßregeln deshalb nehmen möchten, weil er Alles für den Erbprinzen fürchte.

Dieſe Nachricht verſetzte uns in die tödtlichſte Angſt. Wir pflogen vergebens Rath, denn alle Auswege halfen zu nichts und der Erbprinz konnte keine andere Parthie ergreifen, als die, ſich zu unterwerfen. Wenn aber auch dies nichts half, ſo war Alles verloren. Wir verbrachten eine fürchterliche Nacht.

So wie der Tag anbrach, ließ ich die Gouvernante holen. Wieder neue Rathsſitzung ohne Beſchluß. Endlich ſprach ich mit der Flora. Sie verſprach mir allen ihren Einfluß anzuwenden, um dieſe häßliche Sache beizulegen, fürchtete aber, daß es ihr nicht gelingen werde, weil man ſo wenig Rückſicht darauf nehme, dem Markgrafen Vergnügen zu machen, daß man

ihn nicht verdammen dürfe, wenn er uns mit derſelben Münze bezahle. Ich ſagte ihr, ſie möchte mir dieſes Räthſel erklären, von dem ich nichts verſtände, und daß ich mich nicht erinnere, daß der Erbprinz oder ich an dem, was wir dem Markgrafen ſchuldig wären, das Geringſte hätten fehlen laſſen. Sie zuckte die Achſeln ohne mir zu antworten. Ich begriff ſehr wohl, was ſie ſagen wollte, that aber, als ob es nicht der Fall wäre, und da ich in ſie drang deutlicher zu ſprechen, ſie aber nicht wußte, was ſie mir erwidern ſollte, ſagte ſie endlich, daß ich den Markgrafen zum Beſten habe und ihn wie einen Schwachkopf behandele, der keinen Menſchenverſtand beſitze. »Wenn ich,« entgegnete ich ihr, »geſagt habe, daß er ein Schwachkopf ſei, ſo habe ich nur die Wahrheit geſagt, aber mit Niemand auf dieſe Art über ihn geſprochen als mit Perſonen, von denen ich ſicher war, daß ſie keinen übeln Gebrauch davon machten, ſo wie Ihre Schweſter und Sie. Ich geſtehe, daß er Urſache hat böſe zu ſein, denn ich habe Münchows Benehmen gemißbilligt, ſowie ich nur dieſe ſchöne Geſchichte erfuhr, und ich würde es nicht tadeln können, wenn er ſelbſt etwas hart darüber mit ſeinem Sohne ſpräche, wenn er ſich nur aller Gewaltthätigkeiten enthielte, denn außerdem würde er Unrecht thun.«

Den ganzen Nachmittag brachte ich in der tödtlichſten Unruhe zu. Ich kannte die Hitze des Markgrafen und wußte, daß er in der erſten Aufwallung zu Allem fähig ſei. Endlich um 5 Uhr kam er. Der Erbprinz empfing ihn wie gewöhnlich unten an der Treppe und führte ihn in ſein Apartement. Der Markgraf machte ihm tauſend Liebkoſungen und unterhielt ſich eine ganze Stunde mit ihm, worauf er ihm ſagte, daß er jetzt ein wenig zu thun habe, und dann bald zu mir kommen werde.

Der Erbprinz kam triumphirend zurück. Er brachte mir in Gegenwart der Flora die Lobsprüche seines Vaters und sagte, daß er nie die Mäßigung vergessen werde, welche derselbe ihm in dieser Angelegenheit gezeigt habe; daß der Markgraf ihn so wegen seines Unrechts weit härter bestraft habe, als wenn er ihn mißhandelt, ob er gleich im Grunde unschuldig sei und keinen Antheil an dieser Gewaltthat gehabt. Bald aber änderte er die Sprache, denn man brachte ihm einen Augenblick darauf die Nachricht, daß Herr von Münchow mit zwei Unteroffizieren vom Regimente Baireuth arretirt worden sei.

Es war nicht lange her, daß die Holländer einen preußischen Offizier hatten erschießen lassen, der auf ihrem Gebiete hatte anwerben wollen, und ich erinnere mich, daß der Markgraf dies sehr gebilligt. Ich zweifelte daher nicht, daß er Münchow dasselbe Schicksal vorbereite. Dies ließ mich erbeben; ich sah die fürchterlichsten Folgen voraus und dachte schon in meinem Köpfchen nach, wie man ihn aus dieser schrecklichen Lage rette, als der Markgraf hereintrat. Ich war sehr bestürzt, da wir aber soupiren sollten, sagte ich ihm nichts. Als wir von der Tafel aufstanden, näherte ich mich ihm. »Ew. Hoheit,« sagte ich zu ihm, »hat vollkommen Recht, über die Gewaltthat, die Münchow verübt hat, erzürnt zu sein. Ich gestehe, daß sein Benehmen nicht zu entschuldigen ist und den Unwillen Ew. Hoheit verdient. Der Erbprinz hat ihn auch bereits heftig gescholten und verurtheilt ihn wie ich, da aber seine Verhaftung mir viel Verdruß Seiten des Königs zuziehen könnte, der sich die Sache sehr zu Herzen nehmen wird, so flehe ich Ew. Hoheit an, ihn in Rücksicht meiner wieder freizulassen. Es ist dies die erste Bitte, die ich an Ew. Hoheit richte, und ich bin

überzeugt, daß Sie mir ſie nicht abſchlagen werden.« Er hörte mich ſehr kaltblütig an, dann antwortete er mit gebieteriſchem Tone: »Ew. Hoheit bitten mich immer um Etwas, das ich Ihnen nicht bewilligen kann. Die Thatſache iſt zu ſchwer. Der Mann, den man entführt hat, iſt ein katholiſcher Geiſtlicher. Man hat ihn geknebelt und auf die grauſamſte Art behandelt, und dies ſo zu ſagen in meiner Gegenwart. Außer den Händeln, welche mir dies mit dem Biſchofe von Bamberg zuziehen würde, kann ich es auch nicht dulden, daß man auf ſolche Art den Reſpekt verletze, den man mir und der Autorität, welche Gott in meine Hand gelegt hat, ſchuldig iſt. So lange ich lebe, werde ich ſolche Gewaltthätigkeiten in meinem Lande nicht dulden, und wenn mein Sohn daran Theil hätte, wünſchte ich lieber, daß er nie geboren worden oder in der Wiege geſtorben wäre. Ich bin hier Herr, und will allen Denen, die ſich drein miſchen wollen, gegen meine Autorität zu handeln, zeigen, daß ich es bin.« — »Ich glaube, gnädigſter Herr, daß Niemand daran zweifelt,« entgegnete ich, »und würde in Verzweiflung ſein, wenn Ew. Hoheit ſich einbildete, daß der Erbprinz an dieſer Sache theilgenommen habe.« — »Das glaube ich auch nicht, gnädige Frau,« erwiderte er, »aber mein Sohn hätte beſſer gethan, mich ſelbſt von alledem in Kenntniß zu ſetzen, vermuthe aber, daß Münchow ihm die Sachen ganz anders berichtet hat.« — »Das iſt wahr,« verſetzte ich, »aber dürfte ich wohl noch ein Wort hinzufügen?« — »Sie können ſprechen, was Ihnen gefällig iſt, gnädige Frau.« — »Nun denn,« erwiderte ich, »ſo laſſen Ew. Hoheit Gnade vor Recht ergehen und begnügen Sie ſich mit der Genugthuung, die Sie ſich ſelbſt durch Münchows Verhaftung gegeben haben. Laſſen Sie ihn mor-

gen los und der Erbprinz mag ihn dann sogleich fortschicken. Er ist ein Liebling meines Bruders, dieser ist ihm und seiner ganzen Familie Verpflichtungen schuldig und wird sehr dankbar dafür sein, wenn er erfährt, daß Ew. Hoheit die Rücksicht genommen hat, in Bezug auf die Dienste, die er ihm geleistet, ihn zu entlassen.« — »Ich bitte Ew. Hoheit, nicht mehr über diesen Gegenstand mit mir zu sprechen, ich muß wissen, was ich zu thun habe, und wünsche Ihnen gute Nacht.« Mit diesen Worten ging er und ließ mich bestürzt zurück.

Der Erbprinz fand mich noch von diesem schönen Gespräche ganz zu Boden geschmettert. Wir waren Beide der Ansicht, daß die Sache ernsthaft werde. Der Erbprinz war im furchtbarsten Zorne gegen seinen Vater. Ich war nicht weniger gegen ihn erbittert. Der Markgraf hatte Recht, über den Mangel an Respekt, den man gegen ihn gezeigt, zu zürnen, aber er hätte sich anders benehmen können, mit seinem Sohne davon sprechen, den Offizier verhaften lassen und ihm dann seine Entlassung bewilligen sollen, die Falschheit aber, mit welcher er handelte, war nicht zu entschuldigen, und gab hinreichend die Gefühle seines Herzens zu erkennen, die uns nichts weniger als günstig waren. Münchow ward mit aller Förmlichkeit befragt. Er leugnete, daß er den bewußten Mann habe mißhandeln lassen und betheuerte, daß er dessen Charakter als Priester nicht gekannt habe, weil er nicht die Kleidung dieses Standes getragen. Er wurde an demselben Tage zwei Mal befragt, ohne daß man etwas Anderes aus ihm herausbrachte. Die Flora hatte ihrerseits nichts vom Markgrafen erlangen können. Ich entschloß mich also die Kranke zu spielen und mich zu Bett zu legen. Man that was man konnte, um ihn für mich zu rühren, indem man

ihm ſagte, daß ich aus Kummer krank ſei. Er lachte nur darüber.

Bis dahin hatte ich geſucht, dies Alles durch Milde auszugleichen, aber da Münchow den Erbprinzen davon hatte unterrichten laſſen, daß man ſeine Wachen verdoppelt habe, und ihn wie einen Verbrecher behandele, dem man den Prozeß machen wolle, ſo hielt ich dafür, daß es Zeit ſei, andere Mittel anzuwenden, um ihn aus dieſer üblen Lage zu reißen. Ich ließ den erſten Miniſter Baron Stein rufen. Ihm ſchilderte ich die unangenehmen Folgen, welche das Verfahren des Markgrafen haben könnte, wenn er gegen Münchow ſich zu Gewaltthätigkeiten verleiten ließe, ich flößte ihm mit einem Worte ſo ungeheure Furcht vor dem Könige ein, daß er mir verſprach, alle ſeine Kräfte anzuwenden, um den Markgrafen zu beſänftigen. Ganz erſchreckt von dem, was ich ihm geſagt hatte, eilte er zu dieſem Fürſten, den er ſo einzuſchüchtern verſtand, daß er Münchow auf der Stelle frei ließ. Er trug dem Baron Stein auf, mir zu ſagen, er verlange nicht, daß Münchow abreiſe, er wolle ihm Artigkeiten bezeigen und bitte mich inſtändig, dieſe Sache beim Könige zu vermitteln. Ich ließ ihm für die Rückſicht danken, die er durch Bewilligung meiner Bitte mir gezeigt habe, und ihm ſagen, daß der Erbprinz Münchow ſogleich zu ſeinem Regimente zurückſchicken werde, weil er nicht Perſonen um ſich behalten wolle, die das Unglück gehabt, ſeinen Vater zu beleidigen, daß ich dem Könige alles Vorgefallene auf's Genaueſte ſchreiben werde und nicht daran zweifele, daß dieſe Sache baldigſt beigelegt ſei. Er war über mein Benehmen hocherfreut. Herr von Münchow nahm Abſchied von ihm und der Frieden war wieder hergeſtellt. Der Erbprinz

brachte es beim Könige ſogar dahin, daß der Geiſtliche wieder losgegeben ward, ſo daß der Markgraf alle Genugthuung erhielt, die er nur hätte verlangen können.

Ich fing kaum wieder an zu athmen und mich zu beruhigen, als ich in neue Unruhen geſtürzt wurde. Ein Brief des Königs verurſachte ſie. Er ſchrieb mir, daß, da er dem Kaiſer die im Wiener Traktate beſtimmten 10,000 Mann bewilligt habe, er ſelbſt die Campagne am Rhein mitmachen werde, und daher auch der Prinz ſie mit ihm machen ſolle. Ich möchte daher mit dem Markgrafen darüber von ſeiner Seite ſprechen und deſſen Einwilligung verlangen. Der Erbprinz wünſchte es leidenſchaftlich, und da er ſich durch den König unterſtützt fand, zweifelte er nicht daran, ſeinen Vater dazu zu bewegen. Ich hingegen war damit außerordentlich unzufrieden. Ich kannte den Erbprinzen; er beſaß einen ungemeſſenen Ehrgeiz ſich auszuzeichnen; ſeine Hauptleidenſchaft war das Militair; er war lebhaft und aufbrauſend. Alles dies ließ mich befürchten, daß er ſich zu ſehr ausſetzen werde und ihm ein Unfall zuſtoßen könnte. Ich hatte nichts in der Welt, das mir ſo theuer geweſen als er; wir waren nur ein Herz und eine Seele; wir hatten nichts vor einander verborgen, und ich glaube, daß nie zwei Herzen ſo einig geweſen ſind wie die unſern. Unglücklicherweiſe ſah ich mich genöthigt, den Brief des Königs dem Markgrafen zu zeigen, den Erbprinzen aber hinterging ich. Ich fand Mittel, im Voraus mit dem Miniſter zu ſprechen und es ſo einzurichten, daß man dem Markgrafen abrathe, den Prinzen fortzulaſſen. Dies wurde mir auch nicht ſchwer; ſeit dem Tode ſeines Bruders war er der einzige Sohn geworden. Einſtimmig mißbilligten ſie die Idee des Königs und verſprachen mir, es ſo

zu machen, daß der Markgraf nie die Hand zu diesem schönen Plane bieten werde. Nachdem ich nun meine Karten so vorbereitet hatte, sprach ich mit dem Markgrafen. Er schien mir verlegen und sagte, daß er darüber nachdenken wolle. Der Erbprinz bot seinerseits Himmel und Erde auf, um seinen Vater zu überreden, ihn zur Armee gehen zu lassen, es wollte sich aber Niemand darein mischen, so daß der Markgraf selbst an den König schrieb, er werde es nie zugeben, daß sein Sohn die Campagne mitmache, da alle Hoffnung des Landes auf diesem Sohne beruhe und sein ganzes Land sich dem entgegensetze. Diese Antwort schloß vor der Hand dem Könige den Mund und beruhigte auch mich.

Ich habe meiner Schwägerin, der Prinzessin Charlotte, nicht erwähnt. Sie war so verrückt, daß sie hätte müssen eingesperrt werden. Es befielen sie finstere Vapeurs, die sie manchmal wüthend machten. Der Markgraf war genöthigt, sie alsdann zu schlagen, da außerdem mit ihr Niemand auskommen konnte. Die Aerzte behaupteten, dieser Wahnsinn komme aus zu verliebtem Temperamente und das einzige Mittel, sie zu heilen, sei, sie zu verheirathen. Ihr Urtheil war nicht falsch und man bemerkte die Wahrheit davon an verschiedenen Umständen, die ich hier nicht näher bezeichnen kann. Sie erschien Morgens und Abends im Publiko und die übrige Zeit behielt man sie im Auge. Wenn sie einen Mann sah, lachte sie und machte ihm Zeichen. Man suchte alsdann stets der Sache eine Wendung zu geben, und setzte ihr Damen gegenüber, um zu hindern, daß sie sich vergesse.

Seit langer Zeit hatte der Herzog von Weimar Absichten auf sie. Dieser ist einer der angesehensten Fürsten des Hauses

Sachſen, der aber dafür galt, eben ſo verrückt in ſeiner Art zu ſein, als die Prinzeſſin in der ihren, ſo daß es eine ſehr paſſende Vermählung geweſen wäre. Er wendete ſich an Herrn Dobeneck, um das Portrait meiner Schwägerin zu erhalten. Ob es gleich für die Prinzeſſin ſehr unvortheilhaft gemalt, ſo war er doch darüber entzückt. Er ließ beim Markgrafen in aller Form um ſie werben, unter der Bedingung jedoch, daß man ſeine Anſprüche nicht veröffentliche, bis er ſelbſt nach Baireuth würde gekommen ſein. Der Markgraf ging ſogleich darauf ein, wie man ſich leicht denken kann, und fing unter der Hand an alle Hochzeitsvorbereitungen zu machen.

Die Prinzeſſin Wilhelmine hatte auch ſeit einigen Monaten den Prinzen von Oſtfriesland geheirathet, da ſie ſich nicht hatte entſchließen können, nach Dänemark zu gehen.

Ich komme auf den Herzog von Weimar zurück. Er kam wie Nicodemus in der Nacht, denn er ließ ſeine Ankunft blos einige Stunden zuvor kund thun. Zugleich ließ ſich der Herzog von Coburg ankündigen, was uns ſehr leid that, denn dieſer Fürſt ſollte nach dem Abſterben des Herzogs von Weimar ohne männliche Erben in den Beſitz des größten Theiles von deſſen Ländern kommen. Da nun dieſer keine ſolchen hatte, glaubten wir, der Herzog von Coburg komme ausdrücklich, um dieſe Verbindung zu zerſtören. Sie kamen Beide an demſelben Abende an. Der Markgraf liebte weder die Welt noch Fremde, und bat mich daher, die Honneurs vom Hauſe zu machen, indem er ſeinem ganzen Hofe anbefahl, meinen Befehlen zu gehorchen. Die beiden Prinzen wurden alſo ſogleich zu mir geführt.

Der von Weimar iſt klein und mager wie ein Klepper. Er ſagte mir ein ſehr gut geſtelltes Compliment, und ich fand am

erſten Tage durchaus nichts Lächerliches an ihm. Er betrachtete die Prinzeſſin, welche ſchön wie ein Engel war und die ich nach beſten Kräften hatte adoniſiren laſſen, ſehr genau.

Der Herzog von Coburg iſt groß, ſehr gut gewachſen und von ſehr einnehmender Phyſiognomie. Er iſt ſehr höflich, ein Fürſt von vielem Verſtande, und durch die Trefflichkeit ſeines Charakters ſehr ſchätzbar.

Am folgenden Tage fing der Herzog von Weimar an ſich nach und nach gehen zu laſſen. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit lauter ſo groben Lügen, daß es ihm unmöglich geweſen wäre ſo zu lügen, wäre er nicht dem Teufel aus der Schule entlaufen. Der ganze Tag verging, ohne daß er mit dem Markgrafen ſprechen ließ, der darüber ſehr unruhig war und mich um Gotteswillen bat, es ſo einzurichten, daß aus der Heirath Etwas werde. »Ich will mich mit dem Herzoge von Weimar nicht compromittiren,« ſagte er zu mir, »und nur Ew. Königl. Hoheit kann die Sache zu Stande bringen. Es würde mich außerordentlich ſchmerzen, wenn die Heirath zurückginge, es wäre dann eine Beleidigung für mein Haus und könnte ſehr unangenehme Folgen haben.«

Ich ergab mich in ſeine Bitten, befand mich aber in großer Verlegenheit, da ich nicht wußte, wie ich den Herzog zu einer Erklärung bringen ſollte. Der Coburger zog mich aus der Verlegenheit. Er ließ mich und den Erbprinzen um eine Privataudienz bitten. Dabei ſagte er mir, er bemerke wohl, daß wir gegen ihn als Seitenerben des Herzogs von Weimar Mißtrauen hätten und er daher ausdrücklich gekommen ſei, um ſich bei uns zu rechtfertigen. Er ſei nur in der Abſicht nach Baireuth gekommen, um die Vermählung des Herzogs zu befördern, dieſer

Fürſt habe aber furchtbare Launen und ſei ein Hohlkopf, der nie einen feſten Plan habe und zwanzig Mal des Tages anders geſtimmt ſei. Wir würden daher, wenn wir warteten, nie zum Zwecke gelangen. Ich ſollte alſo ganz im Scherze ihn ſich ſofort erklären und ſein Verſprechen abgeben laſſen, wobei er mich nach allen Kräften unterſtützen wolle, denn die Prinzeſſin gefalle ihm ſehr, und er ſtehe mir dafür, daß die Verlobung noch heut Abend ſtattfinden werde, wenn ich ſeinem Rathe folge. Wir dankten ihm ſehr dafür. Er gab mir meine Lection und bat den Erbprinzen, ſich nicht darein zu miſchen, »denn,« ſagte er, »er liebt die Damen, und Ew. Königl. Hoheit könnte ihn über den Stock ſpringen laſſen, wenn ſie wollte.« Ich ließ den Markgrafen von alledem unterrichten und ihn bitten, auf das erſte Zeichen, das ich ihm geben würde, zu mir zu kommen, damit er bei der Verlobung zugegen ſei.

Von Mittag an begann ich meine Karten vorzubereiten. Ich ließ alle lärmende Muſik zuſammenſuchen, die ich nur auftreiben konnte, Trompeten, Pauken, Schalmeien, Fagotts, Poſaunen, Waldhörner, kurz, was weiß ich, die uns die Ohren ſo zerriſſen, daß wir faſt taub wurden. Mein Herzog gerieth bald in ſeinen Anfall von Tollheit. Er gab dieſe im vollſten Maaße kund, ſo daß man ihn für beſeſſen hätte halten können. Er ſprang vom Tiſche auf, ſchlug ſelbſt die Pauken, kreiſchte auf der Violine, hüpfte und tanzte und trieb alle nur möglichen Thorheiten. Nach der Tafel führte ich ihn nebſt dem Herzoge von Coburg, der Prinzeſſin und meinen Damen in mein Cabinet. Hier fing ich damit an, mit ihm vom Rheinkriege zu ſprechen und auf den Kaiſer zu ſchimpfen, daß er ihm nicht das Commando ſeiner Armeen übertragen habe. Nun häufte er Gasconnaden auf

Gasconnaden und Rodomontaden ohne Ende, und schloß mit einem Galimathias, der eine ganze Stunde dauerte, um mir zu sagen, daß er dem Feldzuge beiwohnen werde und seine Equipage schon fertig sei. »Das kann ich nicht billigen,« entgegnete ich ihm, »ein Fürst wie Sie muß sich nicht aussetzen. Sie haben große Hoffnungen vor sich, Sie können noch Churfürst von Sachsen werden, ob man gleich ein paar Dutzend Prinzen in die andere Welt schicken muß, ehe Sie darauf Ansprüche machen können.« — »Das ist wahr,« sagte er, »aber ich bin für die Waffen geboren und das ist mein Handwerk.« — »Ich weiß ein Mittel, alles das auszugleichen,« fuhr ich fort, »das ist nämlich, sich zu verheirathen und bald einen Sohn zu haben, und dann können Sie ins Feld ziehen, wann Sie wollen.« — »Oh!« sagte er, »was eine Frau betrifft, so kann ich deren hundert für eine haben. Es gibt drei Prinzessinnen und zwei Comtessen in Hof, die dort auf mich warten, aber sie sind nicht nach meinem Geschmacke und ich werde sie zurückschicken. Der König, Ihr Vater, Hoheit, hat Sie mir anbieten lassen, und es hätte nur von mir abgehangen, Sie zu heirathen, aber ich kannte Sie nicht und schlug sein Anerbieten ab. Jetzt bin ich in Verzweiflung darüber, denn ich bete Sie an und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht wie toll in Sie verliebt bin.« — »Wie unglücklich ich bin!« entgegnete ich, »Sie haben mir die Beleidigung angethan, mich auszuschlagen! Ich habe diesen Affront bis jetzt nicht gewußt, aber Sie sollen mir nun jetzt jedenfalls Genugthuung dafür geben.« Ich stellte mich, als sei ich in Verzweiflung. Der Erbprinz und meine Damen lachten, daß sie nicht mehr konnten. Endlich schrie sich mein Herzog, indem er mir zitternd zu Füßen fiel, bald den Hals ab mit Liebeser-

klärungen, die er aus irgend einem deutschen Romane auswendig gelernt hatte. Ich fuhr stets fort mich böse zu stellen. Er sagte mir endlich, daß er bereit sei, mir jede Genugthuung zu geben, die ich nur verlange. »Nun denn,« antwortete ich, »ich kann nur eine annehmen, und diese ist die, daß Sie eine meiner Verwandten heirathen. Lassen Sie hören, ob Sie damit zufrieden.« — »Von ganzem Herzen,« entgegnete er, »geben Sie mir, wen Sie wollen, und der Blitz soll mich erschlagen, wenn ich sie nicht vom Fleck weg heirathe.« — »Ich habe nicht nöthig weit zu suchen,« sagte ich, »hier ist Eine,« und damit nahm ich meine Schwägerin bei der Hand und stellte sie ihm vor; »sie ist schöner und liebenswürdiger als ich und Sie werden bei dem Tausche nichts verlieren.« Er wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn zurück. »Verdammt!« rief er, »wie stolz sie ist! aber sie gefällt mir und ich bin sehr zufrieden damit.« Ich ließ eiligst den Markgrafen holen und ihm sagen, daß, so wie er komme, er sie die Ringe wechseln lasse. Einen Augenblick darauf kam er. Ich sagte ihm sogleich, daß ich mir die Freiheit genommen habe, eine Vermählung zu Stande zu bringen, daß nur seine Einwilligung dabei noch fehle, daß ich so viele Hochachtung für den Herzog hege, daß ich ihm mein Wort gegeben, er werde die Prinzessin Charlotte erhalten, und daß ich hoffe, der Markgraf werde dem nicht entgegen sein. Statt mir zu antworten, sperrte der Markgraf den Mund auf, fing an zu lachen und fragte den Herzog, wie er sich befinde. Ich glaubte, der Herzog von Coburg, der Erbprinz und ich müßten vor Wuth aus der Haut fahren, denn unser Geck begann nun ein langes Gespräch mit dem Markgrafen und dachte nicht mehr daran, sein Heirathsversprechen abzulegen. Man

mußte wieder ganz von vorn anfangen, um ihn in Zug zu bringen. Endlich nachdem wir den Markgrafen zehn Mal geſtoßen hatten, ließ er ſich das Verſprechen geben. Auf der Stelle löſete man die Kanonen. Der ganze Hof und die Stadtdamen waren in meiner Antichambre. Wir nahmen ſogleich die Glückwünſche an. Man zog Karten und ſetzte ſich zur Tafel. Nach dem Abendeſſen gab es Ball. Ich entfernte mich, nachdem ich mit dem Herzoge von Weimar getanzt hatte. Ich hielt es vor Müdigkeit nicht mehr aus. Ich hatte ſo viel geſprochen, daß mir die Kehle furchtbar weh that.

Am folgenden Tage früh verlangte Herr von Comartin, Obriſt der Garde, mit mir zu ſprechen. Er fing mit vielen Entſchuldigungen über den Auftrag an, den er an mich habe. Der Herzog ſei wie raſend; er wolle abreiſen und laſſe mir ſagen, daß er nicht heirathen wolle; er werde ein Gelübde des Cölibats thun, und, mit einem Worte, Alles, was geſtern vorgefallen, ſei nur ein Scherz. Comartin ſagte mir, daß er mir rathe, die Sache ſehr vornehm zu nehmen und zu thun, als ob mir dies gleichgiltig ſei. Ich antwortete ihm, daß er es nicht nöthig habe, mir dieſen Rath zu geben, und nur dem Herzoge meinerſeits ſagen ſolle, daß ich geglaubt habe, ihm große Ehre zu erzeigen, indem ich ihm die Hand meiner Schwägerin verſchafft. Es liege mir ſehr wenig an der Verbindung mit ihm und er werde mir ein großes Vergnügen machen, wenn er ſo ſchnell als möglich abreiſe. »Machen Sie ihm auch meinerſeits ein Compliment,« ſetzte der Erbprinz hinzu, »und verſichern Sie ihm, daß ich ihm bald in eigner Perſon zeigen würde, wie entzückt ich über ſein Benehmen ſei.«

Ich ließ den Markgrafen von dem, was vorging, unter-

richten und ihn bitten, zu thun, als wisse er von nichts, weil ich die Sache noch wieder ins Gleis zu bringen hoffe. Ich hatte nicht Unrecht. Comartin kam den Augenblick darauf wieder und bat Seiten seines Herrn um Verzeihung, der um des Himmels willen bitten lasse, ihn mit dem Erbprinzen zu verständigen. Der Herzog selbst folgte ihm auf dem Fuße. Ich stellte mich lange böse, ließ mich aber endlich erweichen und der Erbprinz that dasselbe. Wir bestimmten nun zusammen, daß die Hochzeit folgenden Tages, den 7. April, sein solle.

Ich ließ die Prinzessin in meinem Zimmer in die Robe kleiden und in bloßen Haaren, mit einer Herzogskrone von Edelsteinen auf dem Kopfe, aufsetzen. Bis dahin war Alles glücklich gegangen, als ich ihr aber die Krone aufsetzen wollte, fing sie an wie eine Tolle zu heulen und zu schreien, lief aus einem Zimmer in das andere und kniete vor jedem Stuhle, den sie sah, nieder, um zu beten. Fräulein von Sonsfeld, die die meiste Autorität über sie hatte, fragte sie, was ihr sei? Sie antwortete, daß man sie umbringen wolle, und sie nur Feinde um sich her sehe, die sie erwürgen wollten. Endlich entdeckten wir durch Zureden, was die Ursache dieses Schreckens sei. Die Prinzessin hatte die Vorrichtung in der Kirche gesehen, wo man den Leichnam ihres Bruders beigesetzt, und man hatte dieselbe Krone von Edelsteinen, die sie heute tragen sollte, dabei ohnweit des Sarges auf ein Kissen gelegt gehabt. Wir hatten alle mögliche Mühe sie wieder zu beruhigen. Sie war schön wie ein Engel. Sobald sie angekleidet war, kamen der Markgraf und die beiden Herzöge zu mir, um sie abzuholen. Wir brachten sie in mein Audienzzimmer, wo sie ihre Entsagung ablegte.

Einen Augenblick nachher gab man ihr in demſelben Zimmer den Segen. Dann war Ceremonientafel. Nach dem Abendeſſen tanzte man den Fackeltanz und dann führte ich die Neuvermählte zum Auskleiden in ihr Zimmer, während die Prinzen dem Herzoge denſelben Dienſt leiſteten. Alle Welt hatte ſich zurückgezogen. Sobald ſie zu Bette war, ließ ich den Markgrafen erſuchen zu kommen. Ich wartete eine ganze Stunde und es kam Niemand. Ich ſchickte ein zweites Mal. Der Erbprinz erſchien und ſagte mir, der Herzog geberde ſich wie ein Wüthender und wolle ſich nicht zu Bett begeben. Sie hätten ſchon alle ihre Redekünſte verſchwendet, ohne zum Ziele zu gelangen. Er hielt uns auf dieſe Art bis 4 Uhr nach Mitternacht auf. Der Erbprinz mußte ihm endlich wieder Furcht einjagen und ihm drohen, ſich mit ihm zu ſchlagen. Sobald er zu Bett war, zog auch ich mich zurück.

Nachtwachen und Anſtrengungen untergruben meine Geſundheit vollends. Alle Aerzte, die ich angenommen, hatten mir nicht geholfen und ich litt ſtets.

Am folgenden Tage hatten wir neue Umtriebe. Der Herzog beklagte ſich über ſeine Gemahlin, daß ſie die Ehe nicht habe vollziehen wollen. Das ging während der ganzen Zeit, wo er in Baireuth blieb, ſo fort. Ich wollte mich nicht darein miſchen. Der Markgraf und Erbprinz waren genöthigt, die Sache in Ordnung zu bringen. Endlich reiſte er am 14. April ab und das war ein großes Glück für uns, denn wenn er länger geblieben wäre, hätte er uns den Kopf verdreht. Da die Prinzeſſin noch keine Damen hatte, war ich ſehr erfreut, einen Vorwand zu finden, um das jüngere Fräulein von Sonsfeld eine Zeit lang zu entfernen. Ich gab ihr Erlaubniß, 6 Wochen

abwesend zu bleiben. Der Erbprinz begleitete seine Schwester bis Coburg, wo er nur einige Tage blieb.

Der Markgraf begab sich nach Himmelskron und der Erbprinz und ich bezogen die Eremitage. Ich erhielt einen Brief von der Königin, der mich sehr überraschte. Sie schrieb mir, daß meine vierte Schwester, Namens Sophie, an den Markgrafen von Schwedt, demselben, der mir bestimmt war, versprochen sei. Sie machte diesem Prinzen überraschende Lobsprüche. Nie würde sie so gegen ihn gewesen sein, schrieb sie, wenn sie ihn früher gekannt hätte. Ich bewunderte die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und besonders die des menschlichen Herzens. Der Markgraf hatte die Königin durch die Nachrichten, die er ihr brachte, so sehr gewonnen, daß sie am Ende die Hand zu der Heirath mit meiner Schwester geboten. Sobald er aber versprochen war, nahm er die Maske ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt, daher ich denn auch mit der folgenden Post einen Brief erhielt, der dem erstern ganz entgegengesetzt und voll Abscheu gegen diesen Prinzen war. Ich war über diese Heirath, meiner Schwester wegen, die ich zärtlich liebte, in Verzweiflung. Sie war nicht schön, aber ihr guter Charakter, ihre Sanftmuth und tausend treffliche Eigenschaften entschädigten hinreichend dafür. Sie wußte auch ihren Mann so gut zu leiten, und eine solche Obergewalt über seinen Geist zu gewinnen, daß er gegen sie sanft wie ein Lamm ward. Alle Mühe jedoch, die sie sich gegeben, hat diesen Fürsten nicht von seinen Fehlern heilen können, und er ist immer noch Derselbe, außer daß er sich gegen seine Gemahlin, die sehr glücklich mit ihm lebt, wie ein Engel benimmt.

Jetzt begann wieder meine Unruhe wegen des Feldzugs des

Erbprinzen. Er intriguirte unter der Hand, um die Erlaubniß des Markgrafen zum Abgange dahin zu erhalten, und ich meinerseits arbeitete, um ihn daran zu hindern, so daß wir uns gegenseitig hintergingen. Ein zweiter Brief des Königs, den ich erhielt, verursachte mir jedoch schmerzlichen Kummer. Hier sein Inhalt:

„In 6 Wochen, meine liebe Tochter, gehe ich nach dem Rhein ab. Meine Sohn und meine Cousins werden den Feldzug mit mir machen, mein Schwiegersohn muß auch dabei sein. Soll er Kohl in Baireuth pflanzen, während alle Fürsten des Reiches in den Krieg ziehen? Er würde für einen Großthuer in der Welt gelten, der keine Ehre im Leibe hat. Alle Gründe des Markgrafen gelten nichts. Gib ihm die Anfuge und sage ihm, daß er seinen Sohn entehren würde, wenn er ihn hinderte, in den Krieg zu ziehen. Sende mir schnell Antwort und sei überzeugt, daß ich bin u. s. w.“

Mein Gott! wie wurde mir, als ich diesen Brief las! Ich vergoß einen Strom von Thränen. Der Erbprinz sprach sehr ernst mit mir und sagte, daß, wenn ich seinen Vater nicht dahin bringe, ihn gehen zu lassen, ich ihn nöthigen würde, aus Baireuth zu entfliehen und den Feldzug ohne dessen Bewilligung mitzumachen. Ich antwortete ihm, Alles, was er von mir verlangen könne, sei, daß ich ihm nicht entgegen sein wolle, aber zureden könne ich dem Markgrafen nicht, ihn gehen zu lassen. Ich schickte an Letzteren den Brief des Königs. Er schrieb mir darauf und bat mich in die Stadt zu kommen, wo er mir sehr viel mitzutheilen habe, und den Staatsrath über diese Angelegenheit befragen wolle.

Ich ging also am 14. Juni nach Baireuth. Der Markgraf

zeigte mir den Brief des Königs, der ohngefähr wie der meine lautete, ebenso auch einen des Grafen Seckendorf. Dieser General bat ihn um Gotteswillen, sich den Wünschen des Königs zu fügen, und stellte ihm vor, daß, wenn er den Erbprinzen hindern wolle mit ins Feld zu ziehen, man diesem viele unangenehme Dinge auf den Hals ziehen werde, daß die Jahreszeit vorgerückt sei, der Feldzug folglich nicht lange dauern könne, und er hoffe, ihm seinen Sohn frisch und gesund und mit Ruhm bedeckt zurückzusenden, wenn er zu Ende. Er fragte mich, was ich zu alledem dächte? Ich antwortete ihm, daß ich diese ganze Sache in seine Hände lege, daß er Vater, und ich überzeugt sei, er werde das Für und Wider reiflich erwägen, ehe er Etwas entscheide. Er schien mir sehr unruhig. In der That war das ganze Land gegen den Feldzug, und man sagte laut, daß, wenn der Markgraf zugebe, daß sein Sohn ihn mit mache, es ein Zeichen sei, daß er ihn nicht liebe. Er antwortete also dem Könige, daß der Antrag, den er ihm mache, von so großen Folgen sei, daß er sich nicht so schnell entscheiden könne. Der Erbprinz dagegen war von der furchtbarsten Laune, als er die Unentschlossenheit des Markgrafen sah. Er drang alle Tage auf's Lebhafteste in ihn, seinen Wünschen nachzugeben.

Unterdeß war der König von Berlin zur Armee abgereist. Mein Bruder und alle Prinzen folgten ihm einige Tage später. Der König hatte seinen Weg über Cleve genommen. Mein Bruder schrieb mir, daß er den seinen durch Baireuth nehmen werde, der König aber ihm ausdrücklich verboten habe, sich dort aufzuhalten, daher er mich bitte, am 2. Juli in Berneck, zwei Meilen von Baireuth gelegen, zu sein, wo er einige Stun-

den verweilen wolle. Ich vernachläſſigte dieſe Gelegenheit nicht, dieſen theuren Bruder wiederzuſehen, und machte mich früh Morgens mit meiner Gouvernante, Herrn von Voigt und Herrn Seckendorf auf den Weg. Der Prinz hatte einen Kammerjunker bei ſich und der Baron Stein folgte uns, um meinen Bruder Seiten des Markgrafen zu begrüßen.

Um 10 Uhr kam ich in Berneck an. Es war fürchterlich heiß und ich fand mich ſchon von dem zurückgelegten Wege ſehr angegriffen. Ich ſtieg in dem Hauſe ab, das für meinen Bruder vorgerichtet war. Hier warteten wir bis um 3 Uhr Nachmittags. Endlich wurden wir ungeduldig und gingen zu Tiſch. Während wir aßen, überkam uns ein ſchreckliches Ungewitter. Ich habe ſo etwas Furchtbares noch nicht geſehen. Der Donner hallte in den Felſen, womit Berneck umgeben iſt, wieder, und es war als wolle die Welt untergehen. Auf das Ungewitter folgte ein Platzregen. Es war 4 Uhr und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder blieb. Mehrere reitende Boten, die ich vorausgeſchickt hatte, um zu erfahren, wo er ſei, kehrten nicht zurück. Endlich wollte trotz meiner Bitten auch der Erbprinz ihn aufſuchen. So wartete ich bis 9 Uhr Abends, ohne daß Jemand wiederkam. Ich war in der furchtbarſten Beſorgniß. In dieſer bergigen Gegend ſind die Waſſerſtürze ſo gefährlich, die Wege ſind in einem Augenblicke überſchwemmt, und es geſchieht oft Unglück. Ich glaubte gewiß, daß auch meinem Bruder oder dem Erbprinzen dergleichen zugeſtoßen ſei. Endlich um 9 Uhr meldete man mir, daß mein Bruder ſeine Reiſeroute geändert habe und nach Culmbach gegangen ſei, wo er die Nacht bleiben wolle. Ich wollte nun ebenfalls dahin, (Culmbach liegt 4 Meilen von Berneck, die Wege aber ſind ab-

scheulich und voll Abgründe,) alle Welt setzte sich aber dem entgegen, und man brachte mich halb mit Gewalt in den Wagen, um nach Himmelskron zu fahren, das nur 2 Meilen entfernt. Wir glaubten unterweges zu ertrinken, die Gewässer waren so angeschwollen, daß die Pferde durchschwimmen mußten.

Um 1 Uhr nach Mitternacht kam ich endlich an. Ich warf mich sogleich auf mein Bett. Ich war sterbend und in Todesangst, es möchte meinem Bruder oder dem Erbprinzen ein Unglück widerfahren sein. Dieser Letztere befreite mich endlich aus der Unruhe. Er kam um 4 Uhr an, aber ohne mir Nachricht über meinen Bruder zu bringen. Ich fing an einzuschlummern, da ich etwas ruhiger geworden, als man mir meldete, Herr von Knobelsdorf wolle mich Seiten des Kronprinzen sprechen. Ich sprang aus dem Bette und eilte zu ihm. Er sagte mir, daß mein Bruder mich erst am folgenden Tage zu sehen gehofft, was daran Schuld, daß er in Hof ausgeruht. Wenn ich wollte, so würde er sich an einen in der Nähe von Baireuth gelegenen Ort begeben, dort Punkt 8 Uhr sich einfinden und einige Stunden verweilen, um mit mir zu sprechen. Ich hatte also keine Zeit zu schlafen und setzte mich wieder in den Wagen, um beim Rendezvous nicht zu fehlen.

Mein Bruder überhäufte mich mit Liebkosungen, fand mich aber in so erbarmenswerthem Zustande, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte. Ich konnte mich nicht auf den Füßen halten und mir ward jeden Augenblick schlimm, so schwach war ich. Er sagte mir, der König sei gegen den Markgrafen sehr darüber erbittert, daß er seinem Sohne nicht erlauben wolle, den Feldzug mitzumachen. Ich gab ihm alle Gründe des Markgrafen an und setzte hinzu, daß er nicht Unrecht habe. »Nun

denn,« sagte er, »so verlasse er das Militair und übergebe sein Regiment dem Könige; übrigens aber beruhige Dich wegen aller Furcht, die Du für ihn haben könntest, denn ich weiß aus guter Quelle, daß nicht viel Blut wird vergossen werden.« — »Man will aber doch Philippsburg belagern,« entgegnete ich. »Allerdings,« erwiderte mein Bruder, »aber man wird keine Schlacht wagen, um diesen Ort zu entsetzen.« Während dessen trat der Erbprinz ein und bat meinen Bruder um Gotteswillen, ihn aus Baireuth zu bringen. Sie zogen sich zusammen in ein Fenster zurück, wo sie lange mit einander sprachen. Endlich sagte mir mein Bruder, daß er einen sehr höflichen Brief an den Markgrafen schreiben und ihm zu Gunsten des Feldzuges gute Gründe anführen werde, daher er nicht an der Wirkung dieses Briefes zweifele. »Wir werden beisammen bleiben,« sagte er, sich an den Erbprinzen wendend, »und es wird mir große Freude machen, stets bei meinem lieben Bruder zu sein.« Er schrieb den Brief und gab ihn dem Baron Stein, um ihn dem Markgrafen einzuhändigen. Wir nahmen einen zärtlichen Abschied von einander nicht ohne Thränen. Er versprach, sich vom Könige die Erlaubniß zu bewirken, bei seiner Rückkehr in Baireuth verweilen zu dürfen, und reiste dann ab. Dies war das letzte Mal, daß ich mit ihm auf dem alten Fuße stand; er änderte sich seitdem sehr.

Wir kehrten nach Baireuth zurück, wo ich so unwohl war, daß man drei Tage lang an meinem Wiederaufkommen zweifelte. Doch kam ich noch dieses Mal durch, aber ich bekam das schleichende Fieber, stärker als ich's zuvor gehabt hatte.

Ich habe während dieser ganzen Zeit nicht von Fräulein von Sonsfeld gesprochen. Sie war von Weimar wieder-

gekommen, wo sie den Herzog und die Herzogin in Friede und Eintracht verlassen hatte. Ich hatte mir immer damit geschmeichelt, daß die Abwesenheit sie aus dem Herzen des Markgrafen verbannen sollte, hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und dieser Fürst war nach ihrer Rückkehr verliebter als je. Man sagt, es gebe keine häßliche Liebe, aber ich behaupte, daß es sehr unangenehme gibt, und diese konnte darunter gerechnet werden. Des Markgrafen Leidenschaft litt keinen Zwang; er war tagtäglich bei der Schönen, der er moralische Declarationen machte, und sich damit begnügte, ihr die Hände zu lecken. Jeden Tag zog er ein neues Kleid an und ließ seine alte Aezel adonisiren, um jünger zu scheinen. Konnte er sie nicht sehen, so flogen zärtliche Briefchen zu ihr. Diese waren höchst süß, aber so fad, daß es einem schlimm dabei werden konnte. Alle seine Absichten, schrieb er, gingen nur auf eine Heirath und seine Liebe sei ganz von aller Materie entfesselt. Dieser letztere Punkt konnte vollkommen wahr sein, denn er war bereits so geschwächt, daß er nur noch in Haut und Knochen hing, da er die Auszehrung im höchsten Grade hatte. Doch mißfiel uns alles das sehr. Die Flora liebte ebenso heftig wieder, als sie geliebt ward, und ich sah voraus, daß sie sich endlich den Wünschen ihres keuchhustenden Liebhabers ergeben werde.

Dieser arme Fürst sah außer der Strenge seiner Schönen sich noch von einem neuen Kummer befallen, der ihm sehr empfindlich war, und an dem ich den größten Antheil nahm. Es war dies die traurige Nachricht vom Ableben des Fürsten von Culmbach. Sein Adjutant überbrachte sie ihm. Dieser Fürst ward am 19. Juni in der Schlacht bei Parma getödtet, die unter dem Commando des General Merci geliefert wurde. Er

hatte ſich ſchon einer franzöſiſchen Batterie bemächtigt, als er zwei Schüſſe bekam, die ihn in einen Graben zu Boden ſtreckten. Man brachte ihn in ein nahes Caſſino. Dort kündigten ihm die Wundärzte an, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, da ſeine Wunden tödtlich ſeien. »Ich habe die Freude, an der Art des Todes zu ſterben, die ich mir ſtets gewünſcht habe, und werde zufrieden ſein, wenn wir nur Sieger ſind.« Das waren ſeine letzten Worte; er verlor das Bewußtſein und einige Momente darauf das Leben. Der Marſchall von Mercy und 15 ausgezeichnete Generale blieben bei dieſer Schlacht. Das Schlachtfeld blieb den Franzoſen und man kann ihnen den Sieg zuſchreiben, da der Verluſt der Oeſterreicher unerhört war. Der Erbprinz und ich waren über dieſen Verluſt in tiefſter Seele betrübt. Ich vergoß viele Thränen darüber, da ich einen wahren Freund und einen Prinzen, der dem Hauſe Ehre machte, verloren. Heimlich brachte man ſeinen Leichnam nach Baireuth.

Unterdeß hatte der Brief, den mein Bruder an den Markgrafen geſchrieben, ſeine Wirkung nicht verfehlt und man arbeitete mit Gewalt an der Feldequipage des Erbprinzen. Ich war in die tiefſte Schwermuth begraben. Der Tod des Fürſten von Culmbach hatte mich erſchüttert; ich bildete mir ein, der Erbprinz könne daſſelbe Schickſal haben. Der traurige Zuſtand meiner Geſundheit tröſtete mich. Ich dachte mir, daß, wenn der Erbprinz bliebe, ich ihn nicht überleben würde. Der Arzt hatte ſich bis dahin begnügt, mir acht Mal in zehn Monaten zur Ader zu laſſen. Er kannte mein Uebel gar nicht und bildete ſich ein, es entſtehe aus zu vielem Blute. Dabei hatte er mir nur ſtarke Arznei gegeben, die mir zwar für einige

Stunden half, aber eigentlich mein Uebel nur noch mehrte. Er wollte alſo eine andere Kur mit mir anfangen und ließ uns Mineralwaſſer trinken. Wir gingen, damit ich mich deſſen bequemer bedienen könne, mit dem Markgrafen zum Brandenburger. Aber mein ſchwacher Magen war nicht im Stande ſie zu vertragen, und ich mußte den dritten Tag ſchon wieder fort.

Während deſſen kam der Leichnam des Fürſten von Culmbach in Baireuth an. Man ſetzte ihn in der Kapelle bei, da die Vorkehrungen zu ſeiner Beerdigung, die mit Pracht und Herrlichkeit erfolgen ſollte, noch nicht getroffen waren. Der Markgraf war ſtets noch von dieſem Verluſte tief ergriffen. Er nahm von Tag zu Tag ab. Der Arzt erklärte ihm, daß er ſich in einem gefahrvollen Zuſtande befinde, und wenn er nicht das Trinken laſſe, unheilbar ſei. Der Fürſt hatte ſich aber ſo ſehr daran gewöhnt, daß es ihm unmöglich war, einen Tag zu verleben, ohne ſich zwei Mal zu betrinken.

Endlich kam der unglückſelige Tag der Abreiſe des Erbprinzen an. Es war der 7. Auguſt. Nur Perſonen, die ſo innig lieben wie ich, können ſich vorſtellen, was ich litt. Tauſendfacher Tod iſt nicht mit dem Schmerze zu vergleichen, den ich empfand. Meine Einbildung war verſtört, und ich völlig überzeugt, den Prinzen nie wiederzuſehen. Er entriß ſich mir, da er ſelbſt von meinem Zuſtande ſo beunruhigt war, daß er nicht wußte, was er thun ſollte. Man brachte ihn halb todt in eine Chaiſe und ich blieb in einer Lage, die einen Stein gerührt hätte. Vier Tage lang befand ich mich ſo. Endlich ſuchte ich durch Ueberlegung meinen Schmerz zu mindern und in gewiſſen Grenzen zu halten.

Ich habe bis jetzt von der ganzen Rheincampagne nicht

gesprochen, da ich den Faden meiner Erzählung nicht unterbrechen wollte. Ich werde mich nur bei den hauptsächlichsten Ereignissen aufhalten.

Der Herzog von Bevern hatte das Commando der Armee des Kaisers im vorigen Jahre erhalten. Diese Armee bestand nur aus 20,000 Mann, hatte sich in der Defensive gehalten und die französische Armee unter dem Commando des Herzogs von Bervic nicht abhalten können, über den Rhein zu gehen. Der Prinz Eugen von Savoyen trat an die Stelle des Herzogs von Bevern. Er war, als er zur Armee kam, mit den Dispositionen, die er vorfand, sehr unzufrieden. Auf der Stelle verließ er die Linien von Stockhoff. Die Franzosen verfolgten die Kaiserlichen, aber ohne ihnen den mindesten Abbruch thun zu können. Obgleich Frankreich bis dahin das Reich noch nicht angegriffen hatte, überwogen doch die Intriguen des Wiener Hofes die Politik der Fürsten, die sich unbesonnenerweise in diesen Krieg mischten, indem sie dem Kaiser ihr Contingent stellten. Die Dänen, 6000 Mann, die Preußen, 10,000 Mann stark, und die Reichstruppen zogen noch zu rechter Zeit den Prinzen Eugen aus der mißlichen Lage, in welcher er sich befand. Doch konnte er die Franzosen nicht hindern, sich Kehls zu bemächtigen und Philippsburg zu belagern. Dieser Ort ergab sich auch nach einer sechswöchentlichen tapfern Vertheidigung. Der Marschall von Bervic und der Prinz von Lirin wurden in den Trancheen getödtet. Zwei Tage nach der Uebergabe dieses Platzes kam der Erbprinz an. Der König hatte alle Mittel angewendet, den Prinzen Eugen zu bewegen, eine Schlacht zu liefern, um den Ort zu befreien, aber der Prinz hatte nie darein gewilligt, dem Könige vorstellend, daß, wenn

er das Unglück habe, geschlagen zu werden, den Franzosen ganz Deutschland offen stehe, und sie sich Alles, was sie nur wollten, bemächtigen könnten.

Der Erbprinz ward vom Könige und meinem Bruder sehr gut aufgenommen. Letzterer lieh ihm ein Zelt, da seine Equipagen noch nicht angekommen waren. Er fand den König im Gesicht sehr verändert und abgemagert. Dieser Fürst hatte die Gicht in der Hand und es schlummerte schon damals die Krankheit in ihm, an welcher er starb. Er konnte den ganzen Feldzug nicht aushalten und mußte nach Cleve wieder zurück. Vor seiner Abreise war er ungemein freundlich gegen den Erbprinzen und befahl ihm, wenn er vom Feldzuge zurückkehre, in Baireuth zu bleiben. Der Erbprinz gewann bald die Liebe aller Generale und Offiziere der Armee. Er gab sich so viel als nur möglich Mühe, unter ihnen das Handwerk zu erlernen. Seine regelmäßige Aufführung, Höflichkeit und freundliches, zuvorkommendes Benehmen erwarben ihm alle Herzen. Mit meinem Bruder war es nicht derselbe Fall. Er hatte mit dem Prinzen Heinrich, Bruder des Markgrafen von Schwedt, und zweitem Prinzen von Geblüt, enge Freundschaft geschlossen. Dieser Prinz besaß statt alles anderen Verdienstes nur seine Schönheit. Er war lasterhaft, von schlechtem Charakter und hatte stets eine Niedrigkeit der Gesinnungen gezeigt, die ihn verächtlich gemacht. Trotz dessen wußte er sich so bei meinem Bruder einzuschmeicheln, daß er ihn verdarb und zu den abscheulichsten Ausschweifungen veranlaßte. Das war noch nicht Alles. Er flößte ihm Verdacht gegen alle rechtliche Leute ein; nur seines Gleichen wurden gern gesehen; mit einem Worte, mein Bruder wurde ein ganz anderer Mensch gegen sonst, so daß alle

Welt mit ihm unzufrieden war. Auch der Erbprinz bekam seinen Theil davon wie jeder Andere.

Als er eines Tages mit dem Herzoge Alexander von Würtemberg, meinem Bruder und mehreren Prinzen und Generalen den Feind recognoscirte, fanden sie Franzosen, die diesseits des Rheins postirt waren. Der Erbprinz fing an jenen Posten zu zeichnen und bemerkte nicht, daß mein Bruder sich entfernte. Ein junger Husar, den er bei sich hatte, machte sich ganz zur Unzeit ein Vergnügen daraus, mit einer gezogenen Büchse auf den Feind zu schießen. Die Herren Franzosen antworteten auf der Stelle und es dauerte nicht lange, so flogen die Kugeln um den Erbprinzen herum. Dieser wollte sich nicht zurückziehen und endete ruhig seine Zeichnung, gab jedoch dem Husaren einen tüchtigen Verweis wegen seiner Unbesonnenheit. Als die Zeichnung fertig, setzte er sich wieder zu Pferde und ritt zu meinem Bruder. Dieser sprach sehr beißende Worte mit dem Prinzen Heinrich über das, was vorgefallen. Der Erbprinz hörte dies. Er erzählte nun den Vorgang meinem Bruder und als er bemerkte, daß dieser dennoch fortfuhr, dem Prinzen Heinrich in's Ohr zu zischeln und ihn dabei spöttisch anzusehen, sagte er zu ihm: »Wer Ew. Königl. Hoheit Lügen von mir sagt, ist ein Der und Der, und ich werde ihm lehren, die Wahrheit zu sprechen und es sich abzugewöhnen, Verleumdungen zu verbreiten.« Mein Bruder schwieg, ebenso wie Prinz Heinrich, an welchen die letzteren Worte gerichtet worden waren.

Am folgenden Tage neckte der Erbprinz den Prinzen Heinrich auf's Grausamste in Gegenwart aller Generale. Dieser gab klein zu und veranlaßte meinen Bruder, dem Erb-

prinzen, der sehr unzufrieden mit ihm war, einige Artigkeiten zu machen.

Einige Tage später kam ein Courier an und benachrichtigte sie von dem traurigen Zustande, in welchem sich der König befinde. Er war nach Cleve gegangen und hatte dort bleiben müssen, da sein Uebel sehr überhand genommen hatte. Der Leib fing an zu schwellen und die Aerzte urtheilten, er sei wassersüchtig, sein Zustand aber sehr gefährlich und ungewiß.

Ich komme wieder auf Baireuth. Die Leiche des Prinzen von Culmbach sollte am 25. August beerdigt werden. Wir begaben uns also nach Himmelskron, um bei dieser Feierlichkeit nicht zugegen zu sein. Seit der Abreise des Erbprinzen bemerkte ich, daß die Liebe des Markgrafen sehr vorschreite. Fräulein von Sonsfeld konnte sich nicht enthalten, die Gefühle zu zeigen, die sie für ihn empfand; gewisse Redensarten von ihr zeigten deutlich genug, daß sie der Versuchung, Markgräfin zu werden, unterliegen würde. Dieser Fürst selbst wurde sichtlich schwächer. Sein Arzt, der größte Ignorant den es je gab, versprach ihm, ihn durch gewisse Bäder und einen Trank zu heilen, den er für ein Universalmittel ansehe. Es waren Tannenzapfen in Wasser gekocht. Der Markgraf und ich fingen unsere Kur zu gleicher Zeit an, aber glücklicherweise für mich warnten mich mitleidige Personen, daß sie mich tödten würde, wenn ich sie fortsetzte. Man wollte den Markgrafen auf dieselbe Art warnen, aber er war von seinem Arzte so besessen, daß er mit den Bädern fortfuhr, worin er jedesmal ohnmächtig wurde. Er ließ Tag und Nacht arbeiten, um das Schloß in Himmelskron einzurichten. Er ließ dort ein neues Apartement, ganz mit Vergoldung und Spiegeln verziert, vorrichten. Auch wollte er

einen prächtigen Garten und eine Menagerie dort anlegen, und man baute schon an einer Reitbahn.

Alles dies ließ mich schließen, daß er sich verheirathen und ganz in Himmelskron aufhalten wolle. Die Marwitz bestärkte mich in diesen Gedanken und bat mich stets auf meiner Huth zu sein. Dieses Mädchen besaß viel Verstand und Solidität, ich konnte auf ihre Verschwiegenheit rechnen, und daher liebte ich sie alle Tage mehr. Da sie stets herumspionirte, bemerkte sie, daß viele Personen in diese Intrigue verwickelt wären und unter Anderen Herr von Heßberg, welcher Gouverneur des Prinzen Wilhelm gewesen. Ich kannte ihn als einen sehr wackern Mann und fand es daher unbedenklich, über diesen Gegenstand offen mit ihm zu sprechen, beschloß aber doch noch zu warten, bis ich von Himmelskron wieder zurück sei.

Am 24. August begab ich mich mit meiner Gouvernante und der Marwitz dahin. Ich verlebte dort eine höchst langweilige Zeit. Der Markgraf befand sich in einem mitleidswerthen Zustande. Sein Gedächtniß ward so schwach, daß er die meiste Zeit über nicht wußte, was er sagte. Am Ende der Tafel und nachdem er getrunken, bekam er krampfhafte Zuckungen, die mich in die furchtbarste Angst versetzten, denn ich glaubte jeden Augenblick ihn in Convulsionen fallen zu sehen, denen er in seiner Jugend unterworfen. Er blieb den ganzen langen Tag in meinem Zimmer, was mich sehr genirte.

Endlich kehrten wir am 4. September nach Baireuth zurück, wo ich eine geheime Unterredung mit Herrn von Heßberg zu haben suchte. Er gestand mir, daß er von dem unterrichtet sei, was ich wissen wolle, daß Fräulein von Sonsfeld es ihm gestanden habe, und gab mir folgendes Nähere an.

Seit ich zum erſten Male dieſe Intrigue abgebrochen, hatte der Markgraf in ſeinem Andringen nicht nachgelaſſen. Fräulein von Sonsfeld hatte ſich eine Zeit lang auf der Defenſive gehalten, aber endlich ergeben, jedoch unter der Bedingung, den Markgrafen nur mit meiner Einwilligung zu heirathen. Da nun dieſer Fürſt bedacht, daß er ſehr viele Schwierigkeiten finden werde, ſie zur Fürſtin erklären zu laſſen, ſo hatte er, um alle Hinderniſſe zu heben, beſchloſſen, ihr den Titel einer Gräfin von Himmelskron auszuwirken. Dann wollte er ſich mit ihr an dieſen Ort zurückziehen und ihr ein ſehr bedeutendes Kapital ſchenken, das er außerhalb Landes anlegen würde. Der Markgraf warte nur auf die Rückkehr des Erbprinzen und die Abreiſe meines Bruders, um uns dann dieſen Vorſchlag zu machen, feſt entſchloſſen, wenn wir Schwierigkeiten machten, ſich deshalb zu rächen und nicht hindern zu laſſen.

Alles das beunruhigte mich auf's Höchſte. Es wäre mir ſehr leicht geweſen, dieſe ganze Intrigue zu zerſtören, wenn ich den König davon in Kenntniß hätte ſetzen wollen, ich liebte aber meine Gouvernante zu ſehr, um ſie und ihre Familie dem Unwillen dieſes Fürſten auszuſetzen. Ich beſchloß alſo Alles für Alles zu wagen. Ich ließ Fräulein von Sonsfeld rufen. Ich erklärte ihr gerade heraus, daß ich alle ihre Umtriebe mit dem Markgrafen kenne; daß ich ſchon einmal darüber unverholen mit ihr geſprochen habe; daß ich nie die Hand zu einer ſolchen Heirath bieten würde; daß ſie mich nöthigen werde, meine Zuflucht beim Könige zu ſuchen, wenn ſie dieſe dennoch vollziehen wollte; daß ſie jede Zuſammenkunft mit dem Markgrafen abbrechen müſſe, welche ihrem Rufe nachtheilig; daß ſie doch den Zuſtand betrachten ſolle, in welchem ſich dieſer Fürſt befinde, der am

Rande des Grabes stehe und nicht länger am Leben bleiben könne; daß, wenn sie ihn aus Liebe heirathe, sein Verlust für sie nach ihrer Verheirathung schmerzlicher sein werde als vorher, und geschehe es aus Interesse, sie darauf rechnen könne, daß ich Zeit meines Lebens für sie sorgen und mich bestreben werde, sie für die Gewalt zu entschädigen, welche sie sich jetzt selbst anthue. Ich versüßte dies noch durch viele verbindliche Ausdrücke und brachte sie halb durch Güte, halb durch Drohungen zu einem abermaligen Versprechen, daß sie nicht weitergehen wolle. Sie gestand mir, daß sie sich stets geschmeichelt habe, mich zu bewegen und nicht leugnen könne, daß sie dem Markgrafen für die Liebe, die er zu ihr hege, innig gewogen sei, daher auch wünsche, mit ihm auf's Sanfteste zu verfahren, um ihn nicht zu erzürnen, weil sonst auch sein Unwille leicht auf uns zurückfallen könne. »Denn,« sagte sie, »wenn er wüßte, daß Ew. Königl. Hoheit seinen Absichten entgegen und Schuld daran, daß ich sie zurückweise, so würde er zu dem Aeußersten gereizt sein.«

In der That beherrschte sie sich auch mit so vieler Klugheit, daß sie den Markgrafen bis zu seinem Tode hinhielt und durch ihren Einfluß Mittel fand, uns manchen guten Dienst zu leisten. Es fehlte ihr nur der Titel einer Markgräfin, denn deren ganzes Ansehen hatte sie, nichts geschah ohne ihren Willen und alle Gnaden gingen durch ihre Hände. Das erste Vergnügen, das sie mir schuf, war das, den Markgrafen zu überreden, daß er den Erbprinzen zurückkommen ließ. Die Franzosen cantonirten schon und es gab bei der Armee nichts mehr zu thun. Doch bewirkte sie es nur mit vieler Mühe.

Ich hatte das Vergnügen, diesen theuern Prinzen den 14. September wiederzusehen. Er hatte allgemeinen Beifall ge-

funden. Ich erhielt mehrere Briefe über ihn von der Armee, die voll Lobeserhebungen über ihn und den Fleiß waren, den er angewendet, um sein Handwerk zu lernen. Ich fand ihn sehr stark geworden und gesund. Er vertraute mir die Unzufriedenheit mit meinem Bruder und sagte mir, daß dieser sich so zu seinem Nachtheile verändert habe, daß ich ihn nicht wiedererkennen würde, daß er sich nichts mehr aus mir mache und mit einem Worte ein ganz anderer Mensch sei. Dieser Bericht betrübte mich sehr. Doch schmeichelte ich mir damit, das Herz meines Bruders während des Aufenthaltes, den er bei uns nehmen sollte, wiederzugewinnen.

Der König befand sich in einem jammervollen Zustande. Man hatte ihn nach Berlin gebracht. Alle Aerzte, die um ihn waren, hielten sein Uebel für unheilbar.

Auch der Markgraf wurde sichtlich elender. Seine Gesundheitsumstände erlaubten ihm nicht, meinen Bruder zu empfangen; er begab sich in den Park, wo er ein sehr schönes Haus hatte, um dessen Gegenwart zu vermeiden und eine neue Kur anzufangen. Er konnte sie aber nicht fortsetzen. Es befiel ihn ein Blutspucken, das für sein Leben fürchten ließ. Alle Welt rieth ihm, seinen Arzt fortzuschicken. Man brachte ihn so sehr gegen diesen unglücklichen Mann auf, daß er ihn hätte verhaften lassen, wenn man ihn nicht daran gehindert. Die anderen Aerzte sagten, es seien die Bäder, welche er den Markgrafen nehmen lassen, die diesen in den betrübten Zustand versetzt. Gökel behauptete das Gegentheil. Auf folgende Art wollte er die Wirksamkeit der Bäder beweisen. »Man conservirt,« sagte er, »die Körper, indem man sie einbalsamirt, ich schließe also daraus, daß, wenn ich dahin gelangen kann, eine

am Leben ſich befindende Perſon einzubalſamiren, dieſe Perſon einige Hundert Jahre leben kann, nun aber iſt der Tannenzapfen das trefflichſte Mittel gegen die Verweſung, ich habe alſo als ein verſtändiger Mann, der ſein Handwerk verſteht, gehandelt, indem ich dieſes dem Markgrafen und der Erbprinzeſſin verordnet.« Ich lachte herzlich über dieſes ſchöne Syſtem, das uns zu Mumien gemacht haben würde, den Markgrafen und mich.

In dieſer Zeit erhielten wir Nachrichten aus Italien. Sie waren vortheilhaft für die Oeſterreicher. Der Graf Königseck überfiel die Armee des Marſchalls von Broglio und des Königs von Sardinien, indem er ſeine Truppen über den Fluß Seggio ſetzen ließ. Der Marſchall rettete ſich barfuß, der Andere in Schuhen. Die ganze Armee der Alliirten wurde zerſtreut. Man ſagte, es ſei nichts luſtiger anzuſehen geweſen, als die öſterreichiſchen Huſaren, die ſich mit den gälonirten Röcken der franzöſiſchen Offiziere geputzt hatten. Einige Tage darauf ſpielten aber dieſe die Wiedervergeltung. Da der Graf Königseck ſie verfolgt hatte, lieferten ihm die Franzoſen vor der Stadt Guaſtalla eine Schlacht und ſchlugen ihn. Der Prinz Ludwig von Würtemberg und mehrere andere tapfere öſterreichiſche Generale wurden dabei getödtet.

Mein Bruder kam indeß am 5. Oktober an. Er ſchien mir ſehr verlegen, und um jede Unterhaltung mit mir abzubrechen, ſagte er mir, daß er an König und Königin ſchreiben müſſe. Ich ließ ihm Papier und Federn geben. Er ſchrieb auf meinem Zimmer und brauchte eine ganze Stunde, um zwei Briefe zu ſchreiben, jeden von kaum zwei Zeilen. Dann ließ er ſich den ganzen Hof vorſtellen und begnügte ſich

damit, alle Perſonen, aus denen er beſtand, mit ſpöttiſcher Miene anzuſehen, worauf wir uns zur Tafel ſetzten. Die ganze Unterhaltung beſtand blos darin, daß er über Alles, was er ſah, ſich aufhielt und mehr als hundert Mal mir die Worte: kleiner Fürſt und kleiner Hof, wiederholte. Ich war empört und konnte nicht begreifen, wie er ſich ſo ſchnell gegen mich geändert haben könne. Die Etikette aller Höfe im Reiche geſteht blos denen Perſonen, die Hauptmanns-Rang haben, einen Sitz an der Tafel der Fürſten zu; die Lieutenants und Fähndriche ſind davon ausgeſchloſſen und an die dritte Tafel gewieſen. Mein Bruder hatte einen Lieutenant in ſeinem Gefolge; er ließ ihn an die Tafel ſetzen, indem er zu mir ſagte, daß die Lieutenants des Königs ſo viel werth ſeien als die Miniſter des Markgrafen. Ich verſchluckte dieſe Härte und that als ob nichts vorgefallen.

Des Nachmittags, als wir allein waren, ſagte er: »Unſer allergnädigſter König naht ſich ſeinem Ende, er wird kaum dieſen Monat überleben. Ich weiß, daß ich Dir große Verſprechungen gemacht, bin jedoch nicht im Stande ſie zu erfüllen; ich werde Dir die Hälfte der Summe laſſen, welche der vorige König Dir geliehen; mir dünkt, damit kannſt Du ſehr wohl zufrieden ſein.« Ich ſagte, meine Liebe zu ihm ſei nie eigennützig geweſen, daß ich außer der Fortdauer ſeiner Freundſchaft nie Etwas von ihm fordern würde und daß, wenn es ihm im Mindeſten läſtig falle, ich keinen Heller von ihm haben wolle. »Nein, nein,« ſagte er, »Du ſollſt dieſe 100,000 Thaler haben, ſie ſind Dir von mir beſtimmt. Die Welt wird ſehr erſtaunt ſein,« fuhr er fort, »zu ſehen, daß ich ganz anders handele, als man geglaubt hätte; man bildet ſich ein, ich werde meine Schätze

verſchwenden, das Geld werde in Berlin ſo gemein wie die Steine werden; ich werde mich wohl hüten, ich werde meine Armee verſtärken und Alles beim Alten laſſen. Ich werde große Achtung für die Königin, meine Mutter, an den Tag legen, ſie mit Ehrenbezeigungen füttern, doch nie zugeben, daß ſie ſich in meine Angelegenheiten miſche; thut ſie es dennoch, ſo ſoll ſie ſehen, mit wem ſie es zu thun hat.«

Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich das hörte; ich wußte nicht, ob ich ſchlief oder wachte. Hierauf verhörte er mich über die Angelegenheiten des Landes; ich ſchilderte ſie ihm. »Ich rathe Dir,« ſagte er, »wenn der Einfaltspinſel, Dein Schwiegervater, ſtirbt, den ganzen Hof abzuſchaffen, und Euch auf einen adeligen Haushalt zu beſchränken, damit Ihr Eure Schulden bezahlen könnt; am Ende habt Ihr ja ſo vieler Leute gar nicht nöthig, auch müßt Ihr trachten, die Gehalte Derer, die Ihr nicht entbehren könnt, zu vermindern; Ihr ſeid in Berlin gewöhnt worden, Euch mit vier Schüſſeln zu begnügen, mehr bedürft Ihr auch hier durchaus nicht; übrigens werde ich Euch von Zeit zu Zeit nach Berlin kommen laſſen, da werdet Ihr Tiſch und Haushalt erſparen.«

Schon lange war mir das Herz voll; beim Anhören dieſer Unwürdigkeiten vermochte ich meine Thränen nicht zurückzuhalten. »Warum weinſt Du?« ſagte er. »Ach! weil Du melancholiſch biſt; Du mußt dieſe ſchwarze Laune verſcheuchen, die Muſik erwartet uns, ich will Dir dieſen Anfall vertreiben, indem ich auf der Flöte ſpiele.« Er gab mir die Hand und führte mich in's andere Zimmer. Ich ſetzte mich an's Klavier, das ich mit meinen Thränen benetzte. Die Marwitz ſetzte

ſich mir gegenüber, um die Andern zu verhindern, meine Verwirrung wahrzunehmen.

Endlich, am vierten Tage nach ſeiner Ankunft, erhielt er eine Stafette von der Königin, die ihn beſchwor, zurückzueilen, indem der König in den letzten Zügen liege. Dieſe Nachricht brach mir vollends das Herz. Ich liebte den König, und an dem Gange, welchen die Dinge nahmen, ſah ich wohl, daß ich auf meinen Bruder nicht mehr rechnen könne. Indeß bewies er ſich die beiden letzten Tage vor ſeiner Abreiſe ein wenig gefälliger gegen mich. Die Liebe, die ich zu ihm hegte, machte, daß ich ſeine veränderliche Laune entſchuldigte, und ich hielt mich für völlig mit ihm ausgeſöhnt, der Erbprinz jedoch ließ ſich nicht täuſchen, und ſagte mir Manches voraus, was ſpäter eingetroffen. Mein Bruder reiſte alſo am 9. Oktober ab, und ließ mich über ſich in Ungewißheit.

Der Markgraf kam zwei Tage nachher nach Baireuth zurück. Ich war ſehr überraſcht, als ich ihn wiederſah. In meinem Leben iſt mir eine ähnliche Veränderung nicht vorgekommen; ſein ganzes Geſicht war ſo verzogen, daß er nicht wieder zu erkennen war. Er kam einen Augenblick zu mir, um auszuruhen. Die ganze Zeit über, die er bei mir blieb, that er Nichts, als gegen ſeinen Arzt loszuziehen und mir ſeine Krankheit zu beſchreiben. Sie nahm bald ſo zu, daß er nicht mehr im Stande war das Zimmer zu verlaſſen. Ich beſuchte ihn alle Tage. Er war unerträglicher Laune; er machte uns gleich Märtyrern leiden. Wir wagten nicht mehr von irgend Jemand zu ſprechen, wir liefen Gefahr die Leute unglücklich zu machen, und ſein Argwohn machte ihn geneigt ſich einzubilden, daß wir Ränke mit aller Welt ſchmiedeten. Zu lachen war

verboten; sobald wir ein wenig heiter wurden, sagte er, es geschehe aus Freude über seine Krankheit. Um allen diesen Chikanen ein Ende zu machen, sahen wir keinen Menschen mehr und beschränkten uns, der Erbprinz und ich, auf den Umgang mit meinen Damen, sie waren die einzigen lebenden Wesen, die wir zu sehen bekamen. Wir aßen zu Mittag und zu Abend allein. Ich arbeitete, las, componirte alle Tage; wir spielten Blindekuh, oder wir sangen, oder tanzten; kurz, es gab keine Thorheit, auf die wir nicht verfallen wären, um uns die Zeit zu vertreiben. Bis jetzt aber habe ich unterlassen, eines ziemlich interessanten Ereignisses Erwähnung zu thun, weil ich den Faden meiner Erzählung nicht unterbrechen wollte.

Ich habe bereits das Portrait der verwittweten Markgräfin von Culmbach entworfen, die ihren Wohnsitz zu Erlangen aufgeschlagen hatte. Diese Prinzessin hatte sich bis über die Ohren in einen gewissen Grafen Hoditz verliebt, der aus einem großen schlesischen Hause stammte, aber ein ausgemachter Bruder Liederlich und Abenteurer war. Da die Aufführung dieser Fürstin bekannt war und man wußte, daß sie immer eines Anbeters bedürfe, so erregte dieser neue Liebeshandel dem Markgrafen keine Besorgniß. Im Anfange ihrer Liebschaft nahm sie sogar einige Rücksicht auf äußern Anstand, doch gewann ihre Leidenschaft plötzlich so an Stärke, daß sie beschloß ihren Geliebten zu heirathen. Der Graf hatte die Sache so gut geleitet, daß man ihr Vorhaben erst gewahr ward, nachdem es schon ausgeführt worden war. Die beiden Liebenden wählten eine sehr finstere Nacht, um aus dem Schlosse zu entkommen; mittelst eines Nachschlüssels, den machen zu lassen sie Sorge getragen, gelangten sie aus dem Garten. Eines furchtbaren Re-

genus ungeachtet erreichten sie zu Fuß ein kleines, eine halbe Stunde von Erlangen gelegenes bambergisches Dorf. Die Frau Markgräfin hatte nichts an als einen einfachen Unterrock von Basin und ein pet-en-l'air von demselben Stoffe. In jenem Dorfe fanden sie zwei katholische Geistliche, durch welche sie getraut wurden, worauf sie nach Erlangen zurückkehrten, in derselben Weise, in welcher sie es verlassen hatten. Der Secretair der Markgräfin und einige Dienstleute des Grafen, die ihnen gefolgt waren, dienten ihnen als Zeugen. Einige Tage nachher reiste der Graf nach Wien ab. Seine neue Gemahlin machte ihm einen Theil ihrer Edelsteine zum Geschenk, und verpfändete den Rest, um die Reisekosten zu bezahlen. Dieser Schritt machte Aufsehen. Der Secretair der Markgräfin, da er sah, daß er von seiner Gebieterin Nichts mehr zu hoffen habe, kam, um die Sache dem Markgrafen anzuzeigen. Der Markgraf schickte, um die Sache untersuchen zu lassen, zuvörderst den Baron Stein nach Erlangen. Die Markgräfin gestand ihre Heirath alsogleich ein. Man machte ihr alle mögliche Vorstellungen, um ihr die Niedrigkeit ihres Verfahrens und die abscheulichen Folgen, die es haben würde, zu zeigen, und erbot sich die Verbindung zu lösen, die nicht nach den Vorschriften der Kirche geknüpft worden war, denn die beiden Geistlichen hatten die Erlaubniß, sie zu trauen, vom Bischofe von Bamberg nicht erhalten. Alle Gründe, die man ihr anführen mochte, waren fruchtlos. Sie antwortete, sie würde mit ihrem lieben Grafen trocknes Brod und Wasser der Herrschaft über das Weltall vorziehen. Als der Markgraf sah, daß er nichts über sie vermögen würde, gab er dem Herzoge von Weißenfels von dem, was vorging, Nachricht. Der Herzog schickte einen seiner Mi-

niſter nach Erlangen, deſſen Bitten und Vorſtellungen jedoch ebenſo unwirkſam blieben, wie die des Baron Stein es geweſen waren. Sie verließ, um ſich zu ihrem Gemahl zu begeben, das Schloß, ward aber von ihren Gläubigern, deren Zahl groß war, feſtgenommen; um ſich aus ihren Händen zu retten, überließ ſie ihnen alle ihre Habſeligkeiten. Sie begab ſich nach Wien, wo ſie den lutheriſchen Glauben abſchwur und zum katholiſchen überging. Sie befindet ſich noch jetzt in Wien, wo ſie, von aller Welt verachtet, von den milden Gaben des Adels in ſchrecklichem Elend lebt. Ihr Gemahl that ihr ſchön, ſo lange ſie einen Heller Vermögen beſaß. Um des Grafen Ausgaben zu beſtreiten, hat ſie alle ihre kleinen Schmuckſachen verkaufen müſſen; jetzt iſt ſie auf's Grauſamſte von ihm verlaſſen.

Der Anfang des Jahres 1735 war dem Markgrafen nicht günſtig. Seine Geſundheit nahm zuſehends ab, und er konnte das Bett nicht mehr verlaſſen; tauſend Hirngeſpinnſte fuhren ihm durch den Kopf; er dachte nicht daran, daß er werde ſterben müſſen und ließ alle Tage Plane zur Verſchönerung von Himmelskron entwerfen. Er wollte den Ort prächtig machen und verwendete daſelbſt 100,000 Gulden zu Gebäuden. Ich habe ſchon von ſeinem Orden geſprochen. Er ließ ihn verändern und wollte Commenthureien damit verbinden; gewiſſe Allodialgüter ſollten zu dieſem Zwecke verwendet werden. Doch das war noch nicht Alles, er kaufte eine ungeheure Menge Pferde und ließ verſchiedene Arten von Wagen bauen, denn er wollte, wie er ſagte, den großen Herrn ſpielen; mit einem Worte, wenn Gott ihn nicht von der Welt genommen hätte, ſo würde er ſein ganzes Land zu Grunde gerichtet und uns nichts als den Bettelſtab gelaſſen haben. Da Alle, welche in Aemtern ſtanden, wohl

ſahen, daß er von dieſer Krankheit nicht geneſen könne, ſo wendeten ſie ſich an den Erbprinzen. Dieſer trachtete unter der Hand darnach, die Bauangelegenheiten zu Himmelskron und den Plan wegen der Communkhureien in die Länge zu verſchieben. Der Markgraf hatte ſogar Anfälle von Geiſtesabweſenheit, alle Geſchäfte gingen ſchief und er that uns alles mögliche Leid an. Ich werde ihn ein wenig ruhen laſſen, um zu ſehen, was in Berlin vorging.

Der König war daſelbſt noch immer ſehr krank an der Waſſerſucht. Er litt außerordentlich; ſeine Beine waren aufgebrochen, er mußte ſie in Eimer ſtellen, um das Waſſer ablaufen zu laſſen, das daraus hervorging. Sein Uebel verſchlimmerte ſich zuſehends; er beſchloß die Hochzeit meiner Schweſter Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt zu Stande zu bringen. Die Einſegnung ihrer Ehe fand am 7. Januar vor ſeinem Bette ſtatt. Eine Art von Geſchwulſt, die ſich an dem einen ſeiner Beine vorfand, brachte die Aerzte auf die Vermuthung, es bilde ſich da eine Ablagerung; ſie beſchloſſen einen Einſchnitt an dieſer Stelle zu machen. Die Operation dauerte lange und war ſchmerzhaft. Der König ertrug ſie mit heldenmüthiger Feſtigkeit, er ließ ſich einen Spiegel geben, um beſſer im Stande zu ſein zu ſehen, wie die Wundärzte arbeiteten. Mein Bruder meldete mir mit jeder Poſt, daß er nur noch vierundzwanzig Stunden zu leben habe, aber er machte die Rechnung ohne den Wirth; die Menge Waſſer, welches der König verloren, und die Geſchicklichkeit der Aerzte waren Urſache, daß er völlig genaß. Dieſe Kur ward für ein Wunder angeſehen. Seine Wiederherſtellung erfüllte mich mit Freude. Alle meine Schweſtern begaben ſich nach Berlin, um dem Könige zu Wiedererlan-

gung ſeiner Geſundheit Glück zu wünſchen. Ich konnte ihm meine Freude darüber nur ſchriftlich zu erkennen geben, da der Zuſtand des Markgrafen mir nicht erlaubte, mich zu entfernen.

Der Markgraf, obgleich dem Tode nahe, wollte ſeinen neuen Orden gleichwohl mit Gepränge verleihen. Alle Ritter deſſelben erhielten ihn von ihm. Er lag im Bette, wo er die Complimente des ganzen Hofes annahm. Dieſer Orden beſteht in einem weißen Kreuze; der rothe Adler, welcher das Wappen des Hauſes darſtellt, befindet ſich in der Mitte; er wird an ein hochrothes Band mit goldner Einfaſſung befeſtigt und man trägt ihn um den Hals; der Stern iſt von Silber; der rothe Adler befindet ſich in der Mitte mit der Inſchrift: »Aufrichtig und beſtändig« in lateiniſcher Sprache. Bei mir war große Tafel und am Abende Ball, der nur eine Viertelſtunde dauerte.

Um dieſe Zeit ward ich ſehr betrübt durch einen Brief von der Herzogin von Braunſchweig, die mir Nachricht vom Tode ihres Gemahls gab. Er war nur erſt ſeit einem Jahre zur Regierung gelangt. Ich betrauerte ihn aufrichtig, und bewahre der Herzogin, ſeiner Gemahlin, noch jetzt eine zärtliche Freundſchaft. Sein Sohn, der Prinz Carl, ward durch dieſen Hintritt regierender Fürſt. Meine Schweſter hatte Glück, wenn man den Verluſt eines ſo braven Fürſten ein Glück nennen kann, denn ſie ward zwei Jahre nach ihrer Verheirathung, allem Anſcheine zuwider, regierende Fürſtin.

Mittlerweile nahm die Krankheit des Markgrafen ſo zu, daß man ihm rieth, einen ſehr geſchickten Arzt aus Erfurt kommen zu laſſen, um ihn zu conſultiren. Der, welchen er an Gölels Statt angenommen hatte, hieß Zeitz. Er war ein Mann von

Geiſt, der ein wenig mehr als ſein Vorgänger wußte, deſſen Syſtem aber ebenſo lächerlich war wie das des Andern. Dieſer Mann hatte übrigens einen ſehr ſchlechten Charakter; er war ohne Religion, folglich ohne Zaum ihn zu zügeln. Nicht Jedem ward blinder Glaube zu Theil, gewöhnlich findet man ſogar, daß Die, welche am wenigſten glauben, am moraliſcheſten leben; aber ein verdrehter Kopf ohne Religion iſt ein ſehr gefährliches Möbel im Haushalte der Geſellſchaft. Die meiſten Leute wiſſen nicht was ſie glauben; Einige verwerfen die Religion, weil ſie ihren Leidenſchaften entgegen iſt; die Andern, um nach der Mode zu ſein; und noch Andere, um ſich den Ruf geiſtreicher Leute zu erwerben. Ich bin ſehr gegen dieſe Gattung ſtarker Geiſter, doch kann ich Die nicht verdammen, die es zu ihrem Studium machen, die Wahrheit zu ſuchen und ſich von allem Vorurtheil zu befreien. Ich bin ſogar überzeugt, daß Leute, die ſich an's Nachdenken gewöhnen, nur tugendhaft ſein können; indem man die Wahrheit ſucht, lernt man richtig urtheilen, und indem man richtig urtheilen lernt, kann man nur lernen die Tugend zu lieben. Meine Betrachtungen haben mich von meinem Gegenſtande entfernt. Ich komme darauf zurück.

Herr Juch, welches der Arzt war, den man kommen ließ, verkündete dem Markgrafen ohne Umſchweife, daß er dieſer Krankheit nicht entgehen könne und nur noch einige Wochen zu leben habe. Zeitz dagegen verſicherte ihm, daß er ihn durchbringen werde. Der Markgraf maß den Worten des Letzteren Glauben bei. Das iſt natürlich, wir ſchmeicheln uns immer, daß das, was wir hoffen, in Erfüllung gehen werde. Der Markgraf fuhr daher fort, zu Himmelskron arbeiten zu laſſen und die Commenthureien ſeines Ordens zu regeln.

Die Prinzessin von Ostfriesland, die von dem traurigen Zustande, in welchem er sich befand, gehört hatte, machte sich nach Baireuth auf den Weg. Das machte uns, dem Erbprinzen und mir, große Unruhe. Sie konnte uns unendlichen Schaden zufügen, indem sie ihren Vater bewog, ein Testament zu ihrem und ihrer Schwester Gunsten zu machen. Fräulein von Sonsfeld verstand es so gut des Markgrafen Gemüth zu lenken, daß sie ihn glauben machte, es werde ihn zu sehr angreifen, wenn er seine Tochter sähe, und daß sie übrigens den Interessen des Landes widerstrebende Dinge fordern werde, die ihr zu verweigern ihm gleichwohl schwer ankommen würde. Sie wußte es am Ende so gut einzuleiten, daß der Markgraf der Prinzessin eine Stafette sandte, um sie zu bitten, nicht zu kommen. Diese Stafette begegnete ihr zu Halberstadt, welches der halbe Weg nach Baireuth ist. Sie war daher genöthigt, wieder umzukehren.

Die Liebe des Markgrafen zu Fräulein von Sonsfeld dauerte noch immer fort, doch hielt sie streng das Wort, das sie mir gegeben hatte, und theilte mir jede Unterredung mit, die sie mit ihm hatte. Ohne sie würden wir böse Zeit gehabt haben, und er würde auf allerlei Ausgelassenheiten verfallen sein, denn er behandelte uns wie Hunde. Wir fügten uns in Geduld, ich vorzüglich in der Hoffnung, daß unsere Befreiung nahe sei. Doch muß ich dem Erbprinzen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich, den Tag ausgenommen, wo er ihn schlagen wollte, nie gehört, daß er gegen seinen Vater gemurrt, sondern daß er immer in sehr ehrerbietigen Ausdrücken von ihm gesprochen. Er sah selbst, daß sein Vater sich seinem Ende nähere. Er war nur oberflächlich von seinen Angelegenheiten

unterrichtet, und hielt alle Tage geheime Conferenzen mit Herrn von Voigt, der ihn über den Zuſtand des Landes belehrte. Ich kannte den Charakter des Erbprinzen bis auf den Grund und wußte, daß er ſich nie werde leiten laſſen. Ich hatte mir feſt vorgenommen, mich in Nichts zu miſchen. Ich haſſe Ränke in den Tod, dagegen wollte ich mir ein gewiſſes Anſehen bewahren und nicht zugeben, daß irgend Jemand ſich mit dem, was mich anginge, befaſſe. Ich weiß nicht, ob Herr von Voigt den Erbprinzen glauben machte, ich würde herrſchen, oder ob er ſelbſt dieſe Meinung von mir hatte, doch wurde ich gewahr, daß er nicht mehr mit der gewohnten Offenheit gegen mich verfuhr. Das beunruhigte mich, gleichwohl ließ ich mir es nicht merken.

Eines Tages ſagte die Marwitz zu mir: »Der Erbprinz iſt noch zu lebhaft, als daß er in alle Einzelnheiten der Regierung einzugehen vermöchte; ich bin überzeugt, daß Ew. Königl. Hoheit genöthigt ſein wird ihm beizuſtehen; er iſt noch jung, von Nichts unterrichtet, ohne alle Erfahrung; ich fürchte, daß, wenn er Ihren Rathſchlägen nicht folgt, man ihn zu vielen Irrthümern verleiten wird.« — »Ich verſichere Ihnen, meine Liebe,« ſagte ich zu ihr, »daß Sie ſich ſehr irren; ich werde mich in Nichts miſchen, und ich verſichere Ihnen, daß der Prinz ſich nicht um Rath an mich wenden wird.« Hierüber war ſie ſehr erſtaunt. Eben trat der Prinz in das Zimmer. Sie ſagte ihm ungefähr daſſelbe, was ſie zu mir geſagt hatte, und ich wiederholte dem Prinzen das Nämliche, was ich der Marwitz geantwortet hatte. Er ſchwieg; er war ſehr kalt gegen mich. Ich ſchrieb dieſe Veränderung immer den Geſchäften zu, die ihm im Kopfe herum gingen. Bis dahin hatte er nichts vor mir ver-

borgen gehalten, mir seine geheimsten Gedanken mitgetheilt, doch vertraute er mir seine Ideen über die Zukunft nicht, und ich unterrichtete mich gleichfalls nicht darüber.

Eines Tages, als wir eben bei Tische waren, kam man, um uns auf's Schnellste zum Markgrafen zu holen, indem man uns sagte, er sei in den letzten Zügen. Wir fanden ihn in einem Lehnstuhle liegen, ein Stickfluß, der ihn überfallen hatte, war Ursache, daß er sich nur zwei Finger breit vom Grabe befand; sein Puls war der eines Sterbenden. Er sah uns Alle an ohne ein Wort zu sagen. Man hatte einen Geistlichen holen lassen. Anfangs gab er zu erkennen, daß ihm das keine Freude mache. Der Geistliche ließ eine recht gute Ermahnung über den Zustand, in welchem er sich befand, an ihn ergehen, indem er ihm sagte, daß er daran sei, vor Gott Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen, daß er sich vor seinem heiligen Willen demüthigen müsse, und daß er ihm die Kraft verleihen werde, dem Tode mit Festigkeit in's Angesicht zu schauen. »Ich habe die Gerechtigkeit gehandhabt,« sagte er zu ihm, »ich bin mildthätig gegen die Armen gewesen; ich habe nicht Ausschweifungen mit Frauen getrieben; ich habe die Pflichten eines gerechten und billigen Fürsten erfüllt; ich habe mir nichts vorzuwerfen und kann mit Zuversicht vor Gottes Richterstuhle erscheinen.« — »Wir sind Alle Sünder,« entgegnete ihm sein Hofkapellan, »und der Gerechteste sündigt sieben Mal, und wenn wir Alles gethan, was uns befohlen wurde, so sind wir doch unnütze Knechte.« Wir bemerkten Alle, daß diese Rede ihm mißfalle. Er wiederholte mit größerer Heftigkeit: »Nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, mein Volk wird mich beweinen können wie seinen Vater.« Er schwieg einige Augenblicke, dann

bat er uns, wir möchten uns entfernen. Man brachte ihn zu Bett, und wir waren sehr überrascht, als man am Abende kam und uns sagte, er befinde sich viel besser. Zu gleicher Zeit berichtete man uns, er habe seine Diener sehr gescholten wegen des Lärmes, den sie gemacht, vorzüglich aber, weil sie den Geistlichen geholt. Es schien, als habe sein Uebel sich vermindert, aber am 6. Mai nahm es so zu, daß Zeitz, der ihm immer geschmeichelt hatte, er werde ihn herstellen, ihm sein Todesurtheil verkündete. Er verfiel in tiefes Nachsinnen und befahl, daß Jedermann ihn diesen Tag über allein lasse. Er war über die Maaßen schwach.

Am folgenden Tage ließ er uns holen, den Erbprinzen und mich. Er erließ eine lange Ermahnung an den Erbprinzen über die Weise, auf welche er sein Land regieren müsse, und sagte mir, daß er mich immer zärtlich geliebt, daß er mein Verdienst erkenne, und mich beschwöre, den Prinzen alle Tage an die Vorschriften der Moral und Regierungsweise, die er ihm eben gegeben, zu erinnern; daß er mir viel Glück wünsche und mich bäte, eine Schnupftabaksdose anzunehmen, die er mir gab, um mich seiner zu erinnern. Wir, der Erbprinz und ich, knieten nieder. Er gab uns seinen Segen und umarmte uns. Wir zerflossen in Thränen. Durch das, was er mir gesagt hatte, war ich so ergriffen worden, daß, hätte ich ihm das Leben verlängern können, ich es gethan haben würde. Hierauf bat er uns, ihn nicht wieder zu besuchen, bis er in den letzten Zügen liegen werde, und indem er sich an mich wandte, fügte er hinzu: »Ich beschwöre Ew. Hoheit, erweisen Sie mir diese Gefälligkeit.« Dann ließ er meine Tochter kommen, welcher er gleichfalls seinen Segen gab; nachher nahm er von allen meinen

Damen Abſchied, von Einer nach der Andern, mit Ausnahme des Fräuleins von Sonsfeld, welche krank war. Die geheimen Räthe kamen gleichfalls an die Reihe. Er hielt eine lange Rede an ſie und ſetzte ihnen alle Verbindlichkeiten auseinander, welche das Land ihm hatte, und wiederholte ungefähr das, was er dem Geiſtlichen geſagt; er empfahl ihnen das Wohl des Landes auf's Angelegentlichſte, und die Anhänglichkeit, die ſie ihrem neuen Herrn ſchuldig ſeien, und endigte, indem er ihnen ein letztes Lebewohl ſagte. Er hatte die Geiſteskraft, von ſeinem ganzen Hofe, vom erſten Miniſter bis zum letzten ſeiner Bedienten, Abſchied zu nehmen. Ich war ſehr gerührt, kann aber nicht leugnen, daß ich viel Prahlerei in ſeiner Handlungsweiſe fand, denn er hörte nicht auf, ſich gegen Jeden der Sorgen zu rühmen, die er für das Wohl des Landes getragen. Man wird in der Folge ſehen, daß er nicht glaubte ſterben zu müſſen, und Alles, was er that, nur Comödie war. Gegen das Ende dieſer traurigen Ceremonie ward er ſehr ſchwach. Sobald ſie vorüber war, bat er, wir möchten uns entfernen.

Die Aerzte verſicherten uns, ſie fänden ihn ſo krank, daß man nicht einen Augenblick länger auf ſein Leben zählen könne. Um beſſer im Stande zu ſein ihn zu beſuchen und das ihm abgelegte Verſprechen zu erfüllen, bezogen wir eine der ſeinigen ganz nahe Wohnung. In der Nacht legten wir uns nur ganz angekleidet auf's Bett.

Als er am andern Tage fand, daß ſeine Schwäche zunahm, ließ er den Erbprinzen holen, dem er in Gegenwart des Conſeils die Regierung übergab, und befahl Jedem, ihn nicht mehr mit irgend einer Geſchäftsangelegenheit zu beläſtigen. Ich war alle Morgen und alle Abende in ſein Vorzimmer gegangen, um

mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, denn freier Eintritt zu ihm war nur dem Erbprinzen geſtattet. Sobald er ihm die Regierung übergeben hatte, fühlte er Reue darüber, und konnte ſich nicht enthalten ſeinen Sohn anzufahren, ſo oft er ihn ſah. Er forſchte ſogar bei einigen Herren vom Hofe, die ihn nicht verließen, und bei ſeinen Bedienten, ob ſein Sohn ſich ſchon damit befaſſe zu befehlen, indem er hinzufügte, daß er ohne Zweifel in Freude ſchwimme, ſein eigner Herr zu ſein. Man verſicherte ihm mit Wahrheit, der Erbprinz habe geſchworen, ſo lange ſein Vater noch leben würde, keinen Befehl zu erlaſſen und keine Angelegenheit zu erledigen.

Seine Krankheit verzog ſich bis zum 16. Mai Abends, wo man in aller Eile kam uns zu rufen; es war 9 Uhr. In ſeinem Vorzimmer fanden wir Jedermann im Gebet begriffen; man hörte ihn ſchon aus großer Ferne röcheln; er litt Höllenſchmerzen. Er ſagte zu ſeinem Sohne: »Mein lieber Sohn, ich erſticke, ich kann die Leiden, die mich zur Verzweiflung bringen, nicht mehr ertragen.« Er ſchrie und heulte, daß es furchtbar anzuhören war; drei Mal verlor er das Bewußtſein, und drei Mal erlangte er es wieder. Er ſprach bis zum letzten Seufzer und verſchied endlich am 17. Mai um halb 7 Uhr des Morgens.

Nie in meinem Leben habe ich mich mehr angegriffen gefühlt. Ich hatte noch nie Jemand ſterben geſehen; dieſes Bild machte einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß es mich lange Zeit Mühe gekoſtet hat, es aus dem Gemüthe zu entfernen. Der Erbprinz war in der höchſten Verzweiflung. Wir hatten alle mögliche Mühe von der Welt ihn aus dieſem Zimmer und in das ſeinige zu führen, wo es beinahe eine Stunde dauerte,

ehe er ſich erholen konnte. Sobald er ein wenig zu ſich gekommen war, ſagte Herr von Voigt zu ihm, es wäre nöthig, daß er das Conſeil beſtätige. Der Markgraf zögerte einige Zeit und antwortete ihm nichts, ſondern fragte mich, indem er mich bei Seite zog, was ich davon denke? Ich antwortete ihm unumwunden, daß ich das nicht ſo eilig fände; daß ſein Vater erſt ſeit einer Stunde todt wäre und es mir ſcheine, man müſſe einen gewiſſen Anſtand beobachten, nicht ſo viel Gier zeigen, ſich der Regierung zu bemächtigen, und daß, wenn er die Sache auf den andern Tag verſchöbe, er Zeit hätte, reiſe Betrachtungen über die Leute, die er anſtellen wolle, zu machen. Er genehmigte meinen Rath. Er war ſehr gebeugt, und ich auch, da ich die ganze Nacht gewacht hatte und meine Geſundheit ſehr ſchwach war. Um allen Verfolgungen jener Herren auszuweichen, legte er ſich nieder und ruhte einige Stunden; aber man drängte ihn ſo arg, und zeigte ihm ſo viel Schwierigkeiten, die es veranlaſſen würde, wenn er das Conſeil in Unthätigkeit ließe, daß er es endlich beſtätigte. Es war aus dem Baron Stein, Voigt, Dobeneck, Heßberg, Lauterbach und Thomas zuſammengeſetzt.

Hierauf ordnete man die Trauer und Beiſetzung an, und man machte den Markgrafen glauben, es wäre Sache des Conſeil, Alles, was dazu verwendet werden ſolle, anzuſchaffen. Der Markgraf war in allen Angelegenheiten dieſer Art ein völliger Neuling und genöthigt, dem, was man ihm ſagte, Glauben beizumeſſen. Die Herren waren drei Wochen lang verſammelt, und beſchäftigten ſich mit nichts als Tuch einzukaufen. Obgleich dies in das Fach des Hofmarſchalls gehörte, fingen ſie an eine unerträgliche Vornehmthuerei anzunehmen; vorzüglich war das

der Fall mit Herrn von Voigt. Dieſer Mann war mir alle möglichen Verbindlichkeiten ſchuldig; ich hatte ihn während des Lebens des verſtorbenen Markgrafen mit aller meiner Macht unterſtützt. Er war mein Oberſthofmeiſter, und die Pflichten ſeines Amtes hätten verlangt, daß er wenigſtens alle Tage zu mir gekommen wäre; gleichwohl that er es nicht, ja er entſchuldigte ſich nicht einmal deshalb, was mich ſehr gegen ihn einnahm. Indeſſen ward des Markgrafen Leichnam in Parade ausgeſtellt. Sein Leichenbegängniß fand am 31. Mai ſtatt, ohne Gepränge, wie er es vor ſeinem Tode angeordnet hatte, aber auf ſehr anſtändige Weiſe. Sein Leichnam ward nach Himmelskron geſchafft und in eine Gruft beigeſetzt, die er ausdrücklich hatte machen laſſen.

Wir legten am 1. Juni die große Trauer an, um ſie erſt nach einem Jahre wieder abzulegen. Ich hielt Apartement an dieſem Tage, um die Beileidsbezeigungen des geſammten Hofes anzunehmen, und wir aßen zum erſten Male öffentlich zu Mittage. Aber all dieſes ſchwarze Gepränge und die äußern Rückſichten, die man beobachten mußte, waren zu unbequem, wir begaben uns nach dem Brandenburger, wo wir einige Wochen blieben.

Eines Tages kam Herr von Voigt zu mir. Er ſagte, er wiſſe, daß ich ungehalten auf ihn ſei, weil er mir nicht regelmäßig ſeine Aufwartung mache, er ſei aber ſo beſchäftigt, daß ihm kein Augenblick Zeit übrig bleibe; gleichwohl habe das Conſeil mich nicht vergeſſen, und es ſei beſchloſſen worden, beim Markgrafen Fürſprache einzulegen, daß er mir eine Vermehrung des Einkommens zugeſtehe, und ſie keineswegs zweifelten, der Markgraf werde ſie mir bewilligen. Ich fühlte

mich durch dieſes ſchöne Geſpräch auf's Empfindlichſte verletzt. Ich entgegnete ihm auf ſehr kalte Weiſe, daß, wenn ich einer Vermehrung der Einkünfte bedürfe, ich ſie ſelbſt vom Markgrafen verlangen würde, daß ich ſehr überzeugt ſei, er werde ſie mir nicht abſchlagen; daß ich ihnen für ihre guten Abſichten ſehr verbunden wäre, daß ich ihnen aber die Sorge zu meinen Gunſten zu ſprechen erließe, weil ich dieſe Mühe ſelbſt übernehmen würde. Er gerieth ein wenig außer Faſſung und ſagte, es wäre doch unangenehm, ſelbſt um Gnadenbezeigungen zu bitten. »Aber noch unangenehmer iſt es,« entgegnete ich ihm, »ſie durch Andere fordern zu laſſen, und damit Sie meinen Charakter kennen lernen, ſo wiſſen Sie, daß, wenn der Markgraf mir ſelbſt eine Zulage geben wollte, ich ſie nicht annehmen würde; durch die großen Ausgaben, die zu beſtreiten er gezwungen, ſind ſeine Angelegenheiten zu zerrüttet, als daß er mich beſſer bedenken könnte, ohne ſich nachtheilig zu werden; zudem, Herr von Voigt, möchte ich die Vortheile, die er mir zugeſtehen wird, nur ihm ſelbſt verdanken, denn ſonſt würden ſie mir keine Freude machen.«

Ich ſah wohl, daß dieſe Herren mich auf den Fuß zu ſetzen gedachten, auf welchem meine Schweſter von Anſpach ſtand, die nicht vor ihnen zu mucken wagte, und immer genöthigt war ſich an einen Dritten zu wenden, um über das, was ſie von ihrem Gemahle wollte, zu unterhandeln. Die Kälte des Markgrafen gegen mich, im Verein mit dieſen Ideen, beunruhigte mich ſehr. Ich zog mich mit meiner Gouvernante in mein Cabinet zurück und offenbarte ihr meine Gedanken; ich weinte heiße Thränen. Sie zuckte die Achſeln und ſagte, ſie hege dieſelben Beſorgniſſe; daß ſelbſt dieſe Herren ziemlich deutlich zu verſte-

ben gäben, sie wollten den Sinn des Markgrafen ausschliesslich leiten; daß, um dahin zu gelangen, sie damit anfangen müßten, mich nach und nach unter ihre Ruthe zu bringen; daß sie sich einzig mit Kleinigkeiten abgäben, in die geringsten Einzelnheiten, die ihnen gar nichts angingen, eindringen wollten und das Wichtige vernachlässigten. Sie beschwor mich, mit dem Markgrafen zu sprechen und ihm die Augen zu öffnen; sie ihrerseits wolle Sorge für die Einleitung tragen, um sein Gemüth auf das, was ich ihm sagen würde, vorzubereiten. Ich war lange im Zweifel, sie gab mir aber so viel gute Gründe an, daß ich mich endlich dazu entschloß.

Ich sprach wirklich mit dem Markgrafen darüber, er nahm es aber sehr übel auf; er sagte mir viele harte Dinge als Antwort. Ich bin lebhaft, weiß mich bis zu einem gewissen Grade zu mäßigen, aber ich bin ein Weib und habe meine Schwächen wie andere Weiber; ich überwarf mich auf's Aeußerste mit meinem Gemahle; es bemächtigte sich meiner eine solche Verzweiflung, daß ich in Ohnmacht fiel. Man legte mich auf's Bett. Ich fühlte solche Beklemmung, daß man glaubte, ich werde verscheiden. Man rief auf's Eiligste den Markgrafen herbei. Mein Zustand rührte ihn lebhaft; er war in tödtlicher Angst. Wir thaten uns gegenseitig Abbitte, und nach einer langen Erklärung gestand er mir, daß man ihn gegen mich aufgehetzt habe; er bat mich tausend Mal um Verzeihung. Ich versprach ihm, daß ich mich in Nichts mischen werde, daß ich aber dagegen erwarte, er werde nicht leiden, daß man Mißverständnisse zwischen uns veranlasse und mich herabsetze, wie man es beabsichtigte. Er antwortete mir, daß ich ihm immer Freude machen würde, wenn ich mit derselben Aufrichtigkeit wie bisher

verführe, daß er mich bitte, ihm immer meine Gedanken unbefangen mitzutheilen, und daß er seinerseits nichts vor mir verborgen halten werde, so daß wir bessere Freunde wurden, als wir je gewesen. Er forderte mir meine Meinung über Alles, was vorging, ab. Ich sagte ihm, daß, wie ich ihn kenne, kein Mensch in der Welt weniger liebe, sich leiten zu lassen, als er; daß jedoch das Uebergewicht, welches er das Conseil nehmen lasse, ihn bald dahin bringen würde, daß er Mühe haben werde, sich aus ihren Klauen zu befreien, wenn er sich einmal zwischen denselben befände; dann würde er gezwungen sein, sich strenger Maaßregeln zu bedienen, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen; daß er sich der letzten Worte seines Vaters erinnern solle, der ihm gesagt hatte, seine Minister immer im Zaume zu halten, ihre Rathschläge zu hören, sie aber wohl zu erwägen, ehe er ihnen folge. Er sann lange nach, dann sagte er: »Was soll ich thun? ich muß mich ihnen wohl vertrauen; ich bin von Nichts unterrichtet; ich habe ihnen selbst gesagt, ich verlange, daß man sich der Geschäfte ernstlicher annehme und die Zeit nicht mit Kleinigkeiten verliere, sie haben mir aber geantwortet, man könne nicht Alles auf einmal verrichten.«

Der Obrist von Reitzenstein war nach Berlin und Herr von Heßberg nach Dänemark geschickt worden. Die Finanzen befanden sich in so traurigem Zustande, daß ich genöthigt war ein Capital von 6000 Thalern zu kündigen, um diese beiden Gesandten mit Reisegeld zu versehen. Ich machte dem Markgrafen ein Geschenk damit; hätte ich ihm auf Kosten meines Lebens Freude machen können, ich würde es gethan haben. Er seinerseits hatte alle möglichen Rücksichten für mich und zeigte mir die Erwiderung der Gesinnungen, die ich für ihn

hegte. Sein Herz war so gut, daß er sich nicht entschließen konnte, irgend Jemandem ein unfreundliches Wort zu sagen oder die mindeste Gunst, die man von ihm forderte, zu verweigern. Diese zu große Güte ist später die Ursache vieles Kummers für ihn geworden; sie war auch Ursache, daß er den ganzen Hof, wie er eben war, beibehielt. Alle, die ihm zugethan waren, stellten ihm vor, daß er sich der an demselben befindlichen Störenfriede und Ränkeschmiede bei Zeiten entledigen solle, er konnte sich nicht dazu entschließen. Er vernachlässigte keine der Pflichten, die er dem Andenken seines Vaters schuldig war und verabschiedete keinen von dessen Bedienten, deren er eine große Zahl behielt; den übrigen verlieh er Aemter. Er zeigt keinen Unwillen gegen Die, welche ihn gekränkt hatten und Ursache der Zwistigkeiten zwischen ihm und seinem Vater gewesen waren. Es sprach Jemand mit ihm darüber und er erwiderte in den schönen Worten: »Ich habe das Vergangene vergessen und will, daß Jedermann in meinen Staaten zufrieden sei.

Die Herren vom Conseil mißbilligten das großmüthige Verfahren des Markgrafen gegen die Bedienten seines Vaters in hohem Grade. Sie sandten Herrn von Voigt an mich ab. Er kam ganz außer Athem, mir bittere Klagen von Seiten seiner Collegen zu hinterbringen. Nie habe ich etwas Impertinenteres als das, was er vorbrachte, gehört. »Der Markgraf,« sagte er, »hat etwas Unerhörtes gethan, indem er Aemter und Posten ohne Vorwissen seines Ministerialrathes verliehen,« und indem er mit seinem Stocke auf die Erde stampfte, fügte er hinzu: »es ist ihm nicht erlaubt, ohne unser Mitwissen eine Küchenmagd fortzujagen oder anzunehmen; wir sind Alle entehrt und werden dem Markgrafen unsere Vorstellungen gemein-

ſchaftlich machen.« Ich antwortete ihm, daß ich mich in nichts miſche, und ſie thun könnten was ihnen gut dünke. Der Markgraf war im nächſten Zimmer bei meiner Gouvernante. Er hörte Voigts ganzes Geſpräch und würde gegen ihn losgebrochen ſein, wenn meine Gouvernante ihn nicht daran verhindert hätte.

Sobald Voigt fort war, trat er in mein Zimmer, wo er Feuer und Flammen ſpie; er wollte den Miniſterialrath aufheben, einen Teufelslärm erheben. Ich beſänftigte ihn nach und nach. Jetzt ſah er die Wahrheit meiner Vorausſagungen ein, und beſchloß, ſich an einen Mann, Namens Ellroth, zu wenden, der Secretair ſeines Vaters geweſen war und ſo viel Verſtand beſaß, als man deſſen nur haben kann. Der Markgraf hatte gegen das Ende ſeiner Tage blindes Vertrauen in ihn geſetzt und ihn, ſeiner Redlichkeit wegen, ſehr geachtet. Sein Sohn, der ſich erinnerte, daß dieſer Mann die Angelegenheiten des Landes aus dem Grunde kannte, glaubte nichts Beſſeres thun zu können, als ihn zu ſich zu nehmen, um ihn den herriſchen Unternehmungen des Miniſterialrathes entgegen zu ſtellen. Ellroth ſetzte ihn in kurzer Zeit von Allem in Kenntniß und theilte ihm die Pläne des verſtorbenen Markgrafen mit.

Mittlerweile fing meine Geſundheit an ſich ein wenig zu erholen. In Ermangelung eines beſſeren, waren wir genöthigt geweſen den Arzt Zeitz zu behalten. Er ließ mich Selterwaſſer mit Ziegenmilch trinken und verordnete mir, während der Kur viel Körperbewegung zu machen. Ich lernte ſchießen und ging faſt alle Abende mit dem Markgrafen auf die Jagd. Da ich noch zu ſchwach war, konnte ich nicht lange gehen; der Markgraf hatte mir einen Wagen machen laſſen, aus welchem ich be-

quem schießen konnte. Hiermit unterhielt ich mich jedoch mehr um die Zeit zu tödten, als um Krieg gegen das Wild zu führen, denn ich liebe die Jagd nicht und habe sie aufgegeben, sobald sich mir andere Beschäftigungen boten. Die Studien, die Musik, vorzüglich aber die Reize der Geselligkeit, sind immer meine herrschende Leidenschaft gewesen. Ich sah mich außer Stande, diesen drei Leidenschaften zu genügen, weil meine Gesundheit mir nicht gestattete, so fleißig wie vordem zu sein, und weil die Musik wie die Gesellschaft abscheulich waren.

Der Rheinfeldzug ging denselben Gang, den er das Jahr vorher eingeschlagen hatte, und verstrich blos unter Essen und Trinken. Zwölftausend Russen sollten zur Armee des Kaisers stoßen und durch die Oberpfalz ziehen. Wir machten einen Ausflug, um sie in Augenschein zu nehmen. Doch ehe wir abreisten, gaben wir dem Herrn Baron von Pölnitz Audienz, welcher von Seiten des Königs kam, um uns dessen Beileid zu bezeigen.

Dieser Mann hat so viel Aufsehen in der Welt gemacht, daß ich wohl ein Wort über ihn sagen mag. Er ist Verfasser der Denkwürdigkeiten, die unter seinem Namen erschienen sind. Der König ließ sie sich vorlesen. Die Beschreibung des Hofes zu Berlin, die er darin fand, gefiel ihm so sehr, daß er Lust bekam Pölnitz wieder zu sehen, der zu jener Zeit in Wien war, wo er von der Gnade der Kaiserin lebte. Er begab sich nach Berlin und wußte sich beim Könige so einzuschmeicheln, daß er eine Pension von 1500 Thalern von ihm erhielt. Ich war in meiner Jugend sehr genau mit ihm bekannt gewesen. Er ist ein Mann von außerordentlich viel Verstand und Belesenheit; seine Unterhaltung ist höchst angenehm; sein Herz ist

nicht ſchlecht, es mangelt ihm aber an geregelter Aufführung und an Urtheil; wenn er ſich vergeht, ſo geſchieht es in den meiſten Fällen aus Unbeſonnenheit. Er hat ſich das ganze Leben des Königs hindurch deſſen Gunſt zu erhalten gewußt, und ihm beigeſtanden bis zu deſſen letztem Seufzer. Er kam uns ſehr zu ſtatten und beluſtigte uns in hohem Grade. Wir nahmen ihn mit uns nach einem Kloſter, wo wir die Nacht zubrachten, weil die ruſſiſche Armee nahe an demſelben und an einer kleinen Stadt, Namens Bilſek, vorbei gehen ſollte.

Wir brachen am folgenden Tage früh am Morgen auf, und aßen an jenem Orte zu Mittag. Der General Keith, der dieſe Colonne der Armee befehligte, und benachrichtigt worden war, daß wir uns daſelbſt befänden, ſchickte uns eine aus Infanterie beſtehende Wache. Dieſe Leute waren geſtiefelt, und um uns eine Ehre zu erweiſen, zogen ſie Gamaſchen über ihre Stiefel. Ich habe nie etwas Lachenerregenderes geſehen als dieſen Aufputz, der mir um ſo ungewöhnlicher vorkam, weil ich an die Nettigkeit der preußiſchen Truppen gewöhnt war, die immer geſchniegelt einher traten. Herr von Keith beſuchte uns ſobald er angelangt war. Dieſer General, Irländer von Geburt, iſt ein ſehr höflicher Mann, dem man es anmerkt, daß er in der großen Welt gelebt. Er bat uns noch einen Augenblick zu verweilen, weil er den Befehl erlaſſen habe, die Truppen in Schlachtordnung aufzuſtellen. Wir ſtiegen, um ſie zu beſehen, in den Wagen. Es waren lauter kleine unterſetzte Leute, die ſich nicht ſonderlich ausnahmen und ſehr ſchlecht aufgeſtellt waren. Der General bewilligte mir die Begnadigung zweier Ausreißer, die gehenkt werden ſollten. Er ließ ſie vor meine Chaiſe führen. Sie warfen ſich vor mir auf die Knie

und berührten die Erde so gewaltig mit den Köpfen, daß, wären es nicht russische gewesen, sie sich selbe gewiß eingeschlagen haben würden. Ich sah auch ihren Priester, der mir viele Salamaleks machte und mich um Verzeihung bat, daß er nicht mir zu Ehren auch seine Götzenbilder mitgebracht habe. Diese Nation ist ungefähr wie das Vieh; sie tranken Schlamm und aßen Giftpilze und Gras, ohne daß es ihnen im Mindesten geschadet hätte. Sobald sie in ihr Quartier kamen, steckten sie sich in einen Ofen und trachteten zu schwitzen, und wenn sie recht naß waren, warfen sie sich in's kalte Wasser und im Winter in den Schnee, wo sie einige Zeit verblieben. Das ist ihr Universalheilmittel, welches, wie sie sagen, ihre Gesundheit erhält. Wir nahmen Abschied vom Generale und kehrten nach unserm Kloster und von da nach dem Brandenburger zurück.

Ich habe vergessen zu sagen, daß mein Geburtstag am 3. August gefeiert worden war. Der Markgraf hatte mir prächtige Edelsteine und die Eremitage geschenkt und mein Einkommen erhöht. Letzteres wollte ich nur für's nächste Jahr annehmen. Ich beschäftigte mich den ganzen Monat August hindurch, die Wege nach der Eremitage ausbessern zu lassen. Ich ließ eine Menge Promenaden da anlegen. Ich ging alle Tage hin; es belustigte mich selbst Plane zu Verschönerung des Ortes zu entwerfen und ihn wohnlicher einzurichten.

Zu dieser Zeit erhielten wir einen Zuwachs guter Gesellschaft in Herrn von Baument, Major eines kaiserlichen Regimentes des Markgrafen, und dem Grafen Burkhausen, Hauptmann desselben Regiments. Der Letztere war der Neffe meiner Gouvernante. Der Markgraf hatte bis dahin Sorge für dessen Vermögen getragen und liebte ihn sehr. Der junge

Mann hatte ungemein viel Verstand, war aber unerträglich unbesonnen. Sein Vater, ein Mann von sehr hoher Geburt, aus einer der ersten Familien Schlesiens, hatte Mittel gefunden 400,000 Thaler durchzubringen, das Vermögen das er besaß, und noch Schulden zu machen, so daß alle seine Kinder zu Grunde gerichtet waren und in Schlesien blos von den milden Gaben des Adels und der Gouvernante lebten. Er war, seitdem ich verheirathet, oft nach Baireuth gekommen und hatte die heftigste Leidenschaft zu seiner Muhme Marwitz gefaßt. Diese hatte ihn immer mit vieler Hoffart behandelt, und da er sehr lebhaft war, verleitete ihn seine Verzweiflung zu tausend Ausgelassenheiten, die ihm Schaden gethan hatten. Ich werde fortfahren von diesem Liebeshandel zu sprechen, da er mit den Ereignissen dieser Denkwürdigkeiten in genauer Verbindung steht.

Zu dieser Zeit ließ meine Gouvernante auch ihre beiden andern Nichten von Marwitz kommen. Die Aelteste von beiden hieß Albertine, und die Jüngste Caroline; um sie von ihrer ältern Schwester zu unterscheiden, werde ich sie fortan bei ihren Taufnamen nennen. Die Jüngste war noch nicht vierzehn Tage zu Baireuth gewesen, als sie schon eine Eroberung daselbst machte. Sie war sehr hübsch: ein niedliches Gesicht, der schönste Teint von der Welt und ein Anstrich von Milde zogen alle Blicke auf sie.

Sobald der Markgraf zur Regierung gekommen war, hatte er meinen Hofstaat vermehrt. Der Graf von Schönburg ward mein Kammerherr, und ein gewisser Herr von Westerhagen mein Kammerjunker. Schönburg war der Sohn eines regierenden Reichsgrafen; sein Vater lebte noch. Er war reich,

und alle jungen Mädchen von Stande zu Baireuth beeiferten ſich ſeine Eroberung zu machen. Sie gaben ſich aber vergebliche Mühe, die ſchönen Augen Carolinens unterwarfen bald ſein Herz; er verliebte ſich ſterblich in ſie. Sie wollte ihm wohl; Beide ſchloſſen ein ſehr enges Freundſchaftsbündniß, von deſſen Folgen ich, wenn es Zeit ſein wird, Bericht erſtatten werde.

Was die Marwitz betrifft, ſo liebte ich ſie bis zur Leidenſchaft; wir hatten kein Geheimniß vor einander. Nie iſt mir eine ähnliche Uebereinſtimmung der Charaktere vorgekommen; ſie konnte weder ohne mich, noch ich ohne ſie leben, ſie that nicht einen Schritt, ohne mich um Rath zu fragen, und Jedermann lobte ſie darum.

Wir gingen Alle nach dem Park, wo der Markgraf die Hirſchbrunſt halten wollte. Da dieſer Ort eine Meile von der Stadt liegt und es nur auserleſene Geſellſchaft da gab, ſo überließen wir uns der Freude ohne Rückhalt. Es war alle Tage Ball, wir tanzten ſechs Stunden hintereinander in einem gepflaſterten, ſehr unbequemen Saale, ſo daß wir wunde Füße davon trugen. Dieſe Bewegung bewies ſich mir unendlich heilſam. Wir Alle waren in der beſten Laune von der Welt. Der Markgraf liebte die Freude und gute Geſellſchaft; ſein feines, verbindliches Weſen war Urſache, daß man ihn anbetete, und wir Alle lebten in der vollkommenſten Eintracht.

Allenthalben ſchien der Friede ſich herſtellen zu wollen; ſchon begannen Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ſtattzufinden. Er ward während des Winters geſchloſſen. Die Spanier blieben im Beſitz der Königreiche Neapel und Sicilien, die ſie dem Kaiſer abgenommen hatten. Der Herzog von Lothringen überließ ſeine Staaten Frankreich und er-

hielt das Großherzogthum Toscana dafür. Frankreich und Spanien traten ihrerseits der pragmatischen Sanktion bei. Auf diese Weise ward die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt.

Der Markgraf hatte die Huldigung seines Landes noch nicht erhalten; diese Feierlichkeit fand bei unserer Rückkehr nach Baireuth statt. Dieselbe Handlung sollte zu Erlangen wiederholt werden. Der Erzbischof von Bamberg und Würzburg befand sich gerade auf dem prächtigen Landhause, Pommersfelde genannt, welches nur vier Meilen davon entfernt ist. Er hatte uns eingeladen, uns dahin zu begeben, sowie auch den Markgrafen und die Markgräfin von Anspach, indem er sich vorgenommen, sich mit uns zu vereinen, um wieder eine gute Einigkeit in dem Kreise herzustellen.

Herr von Bremer, der ehemalige Gouverneur des Markgrafen von Anspach, befand sich zu Baireuth. Ich beauftragte ihn mit einem Complimente an meine Schwester und bat ihn, ihr von mir zu sagen, ich habe erfahren, daß der Bischof außerordentlich hoffärtig sei; daß er lächerlich anmaßend hinsichtlich der Titel, die wir ihm zu geben hätten, sein würde, und daß ich voraussähe, es werde Zänkereien geben; daß wir Schwestern wären und uns dieselben Vorrechte zuständen, dieselbe Etikette gegen uns beobachtet werden müsse; daß ich entschlossen sei in Uebereinstimmung mit ihr zu handeln, und sie bitte, mir ihre Ansichten mittheilen zu lassen; daß aller Welt Augen auf uns gerichtet sein würden und ich der Meinung wäre, von Allem, was uns gebühre, nicht ein Titelchen nachzulassen. Herr von Bremer billigte mein Verfahren in hohem Grade. Wir geben den Bischöfen und neuen Reichsfürsten nur den Titel Liebden. Dieser Titel bedeutet nicht so viel wie Aebtissin, und

läßt sich durchaus nicht in's Französische übertragen. Der Bischof verlangte einen ehrenvolleren Titel, und daß wir ihn »Ew. Gnaden« nennen sollten, außerdem wollte er uns das »Königl. Hoheit« nicht beilegen. Ueber alles dieses zog ich nur unter der Hand Erkundigung ein. Ich hätte Hinundwiderreden darüber veranlassen können, man brachte mich jedoch davon ab, indem man mir versicherte, er werde sich von selbst nach seiner Pflicht richten.

Herr von Bremer reiste nach Anspach ab und brachte mir eine sehr günstige Antwort von meiner Schwester zurück. Sie meldete mir, sie werde sich nach mir richten, und daß sie mit Allem, was ich ihr durch Bremer habe sagen lassen, sehr zufrieden sei. Immer habe ich meine Vorrechte als Königstochter bewahrt, und der Markgraf hat sie beständig unterstützt; ich hatte diesen Schritt mit seiner Billigung gethan und er sagte mir oft, er habe eine sehr schlechte Meinung von den Leuten, wenn sie vergäßen wer sie wären.

Wir reisten also im Monat November ab und schliefen die Nacht in Beiersdorf. Tags darauf hielten wir unsern Einzug in Erlangen. Man hatte daselbst mehrere Triumphbogen errichtet; der Magistrat kam an die Thore der Stadt, um dem Markgrafen deren Schlüssel anzubieten und ihn mit einer Rede zu begrüßen; die ganze Bürgerschaft und Miliz war die Straßen entlang aufgestellt. Wir waren, der Markgraf und ich, in einem behangenen Staatswagen. Auf Veranlassung der Trauer wurden wir gesättigt mit den Anreden, die an diesem Tage an den Einen wie an den Andern von uns gerichtet wurden.

Am folgenden Tage nahm er die Huldigung an. Es war große Tafel und am Abende Apartement. Wir hielten uns

einige Tage zu Erlangen auf und gingen von da nach Pommersfelde.

Wir kamen um 5 Uhr Abends da an. Der Bischof empfing uns mit seinem ganzen Hofe am Fuße der Stiege. Nach den ersten Complimenten stellte er mir seine Schwägerin, die Generalin Gräfin von Schönborn, und seine Nichte gleiches Namens, Aebtissin eines Capitels zu Würzburg, vor. »Ich bitte Ew. Hoheit demüthigst,« sagte er, »sie wie Ihre Mägde zu betrachten; ich habe sie eigens kommen lassen, damit sie die Wirthinnen bei mir machen.« Ich bewies diesen Damen viele Artigkeiten, worauf der Bischof mich nach meiner Wohnung führte. Er ließ Sitze reichen. Ich warf mich in einen Lehnstuhl, und wir waren im Begriff ein Gespräch anzufangen, als die beiden Gräfinnen in das Zimmer traten. Ich war überrascht meine Gouvernante nicht bei ihnen zu sehen. Gleichwohl ließ ich mir nichts merken. Mein Anzug war sehr in Unordnung gerathen; ich benutzte dies als einen Vorwand, mich einen Augenblick zurückzuziehen. Der Bischof und seine Damen entfernten sich gleichfalls.

Sobald ich allein war, ließ ich meine Damen holen und fragte die Gouvernante, warum sie mir nicht gefolgt sei? »Weil ich mich nicht einer Beschimpfung aussetzen wollte,« sagte sie, »denn diese Gräfinnen haben mich wie einen Hund behandelt, nicht ein Wort zu mir gesprochen; sie sind an mir vorüber gegangen, als bemerkten sie mich gar nicht, und ohne einen der Herren vom Hofe, den ich nicht kenne, würde ich Ihre Wohnung gar nicht gefunden haben.« — »Es ist mir lieb, daß ich das weiß,« sagte ich zu ihr, »der Markgraf hat mir erlaubt, meine Rechte zu behaupten, und ich weiß sehr wohl, daß meine

Gouvernante höchstens den regierenden Reichsgräfinnen den Vortritt einzuräumen hat; sie sind es nicht und können ihn keineswegs fordern.«

Der Markgraf sagte mir, daß ich mit Voigt darüber sprechen solle, der, da er mein Oberstthofmeister sei, den Obliegenheiten seines Amtes zufolge das Wort in meinem Namen führen und Vorstellungen deshalb machen müsse. Ich ließ ihn holen und gab ihm meine Absichten kund. Herr von Voigt war der größte Poltron von der Welt, immer voll panischer Furcht und Schwierigkeiten. Er machte ein ellenlanges Gesicht. »Ew. Königl. Hoheit begreift die Wichtigkeit des Befehls, den Sie mir gibt, nicht,« sagte er; »man versammelt sich hier, um die Einigkeit des fränkischen Kreises zu fördern; ist das eine Zeit, den Leuten Chikanen zu machen? Der Bischof wird diese Sache sehr hoch aufnehmen, sich verletzt fühlen und von seinem Unternehmen nicht ablassen; wollen Sie die Sache durchsetzen, so wird sie eine Reichsangelegenheit werden.« Ich brach in lautes Lachen aus. »Eine Reichsangelegenheit,« erwiderte ich, »nun wohl! desto besser; die Damen haben nie Theil an diesen Angelegenheiten gehabt, das wird etwas Neues sein.« Der Markgraf zuckte die Achseln und betrachtete Voigt mit mitleidiger Miene. »Es erfolge daraus, was da wolle,« fügte ich hinzu, »ich ersuche Sie, den Bischof wissen zu machen, daß ich so viel Achtung für ihn habe, daß es mir sehr verdrießlich sein würde, etwas ihm Mißfälliges zu thun; daß er bessere Maaßregeln zu Vermeidung aller Zänkereien hätte nehmen sollen; die Vorrechte der Königstöchter könnten ihm nicht unbekannt sein, da er sein ganzes Leben hindurch zu Wien erzogen worden sei; daß ich mir eine Ehre daraus mache, die Gemahlin des Mark-

grafen zu ſein, ich aber deſſen ungeachtet kein Titelchen von dem, was mir gebühre, verlieren wolle.« Herr von Voigt machte noch viele Schwierigkeiten, doch der Markgraf ſagte ihm, er ſolle ſich dazu halten, es ſei ſpät und man müſſe alles das ſchnell zu Ende bringen.

Herr von Voigt ſprach alſo in meinem Namen mit Herrn von Rottenhahn, des Biſchofs Oberſtallmeiſter, darüber. Man hielt eine lange Berathſchlagung, in welcher endlich beſchloſſen wurde, daß die beiden Gräfinnen abreiſen ſollten, ſobald ſie meine Schweſter empfangen haben würden.

Kaum war dieſer Beſchluß gefaßt, als der Hof von Anſpach ankam. Ich ſchickte ſogleich zu meiner Schweſter, um ihr ein Compliment machen und ihr ſagen zu laſſen, ich werde zu ihr kommen, ſobald ſie allein ſein würde. Ich war keineswegs verbunden ihr den erſten Beſuch abzuſtatten, indem mir mein Recht der Erſtgeburt den Vortritt vor allen meinen Schweſtern einräumte und der Markgraf den Vorrang vor dem Markgrafen von Anſpach hat. Ich konnte es in doppelter Hinſicht fordern, da wir aber Alle eines Geblütes ſind, habe ich mich nie meiner Rechte bedienen wollen. Meine Schweſter ließ mir zur Antwort ſagen, ſie werde zu mir kommen. Sie erſchien einen Augenblick nachher mit dem Markgrafen. Sie kamen mir Beide ſehr kalt vor. Meine Schweſter war ſchwanger, ich bezeigte ihr meine Freude darüber, indem ich mit der größten Zuvorkommenheit gegen ſie verfuhr, was jedoch ihrerſeits unerwiedert blieb. Ich ſagte ihr, wie ich verfahren war, ſie antwortete nichts darauf. Der Biſchof kam uns zu beſuchen. Sie entſchlüpfte und begab ſich nach ihrer Wohnung, wo ſie dieſe Zeit verwandte, ſich die Herren vorſtellen zu laſſen, welche den Hof des Biſchofs aus-

machten. Mit diesen sprach sie von den Gräfinnen, und versicherte ihnen, wie sehr sie mein Verfahren mißbillige; daß sie nicht so hochmüthig wäre wie ich, und, wäre sie dagewesen, sie das, was sich zugetragen, nie gebilligt haben würde. Ihr Benehmen ward von aller Welt getadelt.

Wir gingen sie abzuholen, um uns zu Tisch zu setzen. Mir ward der Platz obenan angewiesen. Sie wollte sich nicht neben mich setzen, sondern ließ den Bischof einen Platz zwischen uns einnehmen. Ungeachtet der getroffenen Uebereinkunft nannte sie ihn Hoheit rechts und links. Ich meines Theiles hielt fest an meinen Ansichten und ließ nicht davon ab; ich bewies dem Bischof und seinem Hofe alle mögliche Aufmerksamkeit, alle Höflichkeiten, die von mir abhingen. Es ist Zeit, daß ich sein Portrait entwerfe.

Es ist bekannt, daß die Familie Schönborn eine der ersten und berühmtesten in Deutschland ist; sie hat dem Reiche mehrere Churfürsten und Bischöfe gegeben. Der, von welchem ich spreche, war in Wien erzogen worden. Sein Verstand und seine Fähigkeit erhoben ihn zum Reichskanzler. Er stand diesem Posten sehr lange vor. Als die Bisthümer von Würzburg und Bamberg durch den Tod ihrer Bischöfe erledigt wurden, benutzte der Hof zu Wien dies als eine Gelegenheit, die Dienste des Vicekanzlers zu belohnen, und verstand es so wohl die Stimmen zu bestechen, daß er zum Fürsten und Bischofe der beiden Bisthümer erwählt ward. Er kann mit Recht für ein großes Genie und für einen großen Politiker gelten. Sein Charakter entspricht der letztern Eigenschaft, denn er ist ein Schelm, verschlagen und falsch; sein Benehmen ist hochmüthig, seine Geistesrichtung nicht gefällig, weil sie sich zu sehr dem Pedantischen

zuneigt; indeß gewöhnt man ſich daran, wenn man ihn kennen lernt, und vorzüglich wenn man darauf ausgeht, von ſeiner Einſicht Vortheil zu ziehen. Ich hatte das Glück, mir ſeinen Beifall zu erwerben. Oft habe ich vier oder fünf Stunden unter vier Augen mit ihm converſirt. Ich langweilte mich durchaus nicht; er theilte mir manche mir unbekannte Einzelnheit mit. Man kann wohl ſagen, daß er einen Alles umfaſſenden Geiſt beſaß. Es gibt Nichts, was wir nicht mit einander verhandelt hätten.

Sobald wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, begleitete ich meine Schweſter nach ihrer Wohnung, und der Biſchof führte mich nach der meinigen zurück. Es war fürchterlich kalt darin. Ich legte mich ſogleich nieder und ſchlief ein. Kaum hatte ich eine Stunde geruht, als der Markgraf mich aufweckte, um mir zu ſagen, daß man die Thür meines Zimmers aufbrechen wolle. Dieſe Thür ging auf einen Gang und man hatte einen Huſaren da hingeſtellt. Ich hörte wirklich, wie man arbeitete das Schloß zu erbrechen. Wir riefen ganz leiſe unſere Leute, damit ſie nachſähen was es gäbe, und ſie fanden den Herrn Huſaren wirklich noch bei ſeinem Werke. Er ging den Markgrafen um Vergebung an, indem er ihn um Gotteswillen bat, ihn nicht zu verrathen; der Markgraf hatte die Großmuth es ihm zu verſprechen.

Sobald ich des Morgens aufgeſtanden war, begann ich das ganze Schloß in Augenſchein zu nehmen. Pommersfelde iſt ein großes Gebäude, ſein corps de logis von den Flügeln getrennt; dieſer Mittelbau hat vier Pavillons; er iſt viereckig, und wenn man ihn von fern ſieht, erſcheint er wie eine Steinmaſſe; das Aeußere iſt voller Fehler; ſobald man in den Hof tritt, ändert

sich die Ansicht, die man von diesem Schlosse gefaßt, und man bemerkt ein Ansehen von Größe, das man nicht wahrgenommen hatte; zuerst steigt man eine fliegende Stiege von fünf bis sechs Stufen hinan, um in ein gedrücktes und enges Portal zu gelangen, welches das Gebäude sehr entstellt; es bietet sich dem Auge eine prächtige Stiege dar, welche die ganze Höhe des Palastes wahrzunehmen gestattet, denn das Gewölbe dieser Treppe wird nur von einer Art Gleichgewicht gehalten; die Decke ist al fresco gemalt; die Geländer sind von weißem Marmor und mit Bildsäulen verziert; diese Stiege führt in einen großen, mit Marmor gepflasterten Vorraum, aus welchem man in einen Saal tritt, den Vergoldung und Gemälde schmücken; man sieht daselbst Bilder der ersten Meister, von Rubens, von Guido Reni und von Paul Veroneſe; seine ganze Verzierung gefiel mir gleichwohl nicht, er hatte viel mehr das Ansehen einer Capelle als das eines Saales, und man vermißt an ihm den Adel des Bauſtyles, in welchem Pracht sich mit Geschmack vereint; dieser Saal führt in zwei neben einander liegende, mit Gemälden geschmückte Gemächer; eins dieser Zimmer enthält eine Tapete von Leder, auf die man, weil sie von Raphael gemalt ist, großen Werth legt; die Gemäldegallerie ist das Schönste, was es dort gibt; in ihr können die Liebhaber der Malerkunst ihrem Geschmacke Genüge thun; da ich diese Kunst sehr liebe, so hielt ich mich einige Stunden in der Gallerie auf, um die Gemälde zu betrachten.

Ich aß diesen und die folgenden Tage in Zurückgezogenheit mit meiner Schwester und den Frauen zweier geheimen Räthe von Anspach. Der Bischof und der Markgraf gingen alle Tage auf die Jagd, von welcher sie erst um 5 Uhr Abends

zurückkamen. Ich langweilte mich sehr, denn ich war den ganzen Tag über mit meiner Schwester, die mir schmollte, zusammengesperrt. Bei der Rückkehr der Fürsten versammelte man sich im Saale, um, was man eine Serenade nennt, anzuhören. Diese Serenaden sind abgekürzte Opern, deren Musik abscheulich war; fünf oder sechs Katzen und eben so viele deutsche Kater zerrissen uns vier Stunden lang die Ohren durch ihren Gesang; dabei erfror man fast, denn die Kälte war ungemein heftig. Dann aß man zu Nacht; zu Bette ging man erst um 3 Uhr Morgens, hundemüde von der Anstrengung, den ganzen Tag über nichts gethan zu haben.

Man schlug uns ein neues Vergnügen vor, das ziemlich nach Geistlichkeit roch: nämlich nach Bamberg zu gehen, um dort zu Mittag zu essen und die Kirche und Reliquien zu besehen. Ich ließ meiner Schwester sagen, daß, wenn sie ginge, ich auch gehen würde, schlüge sie die Partie aber aus, so wollte ich zu Hause bleiben, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie ließ mir antworten, sie würde gern nach Bamberg gehen, und daß ich das uns gemachte Erbieten nur anzunehmen hätte. Die Jagd sollte in dieser Gegend stattfinden, und die Prinzen sollten sich dahin begeben, um mit uns zu Mittag zu essen. Man kam früh um 7 Uhr, mich zu wecken und mir zu sagen, es sei Zeit mich anzukleiden und abzureisen; daß wir vier Stunden brauchten, um nach Bamberg zu gelangen, die Jagd aber nicht lange dauern sollte, ich also nicht Zeit haben würde irgend Etwas zu sehen, wenn ich nicht bald aufbräche. Ich stieg brummend aus dem Bette; ich war krank, Kälte und Anstrengungen beeinträchtigten meine schlecht befestigte Gesundheit sehr leicht.

Sobald ich angezogen war, begab ich mich zu meiner Schwe-

ſter, und war ſehr erſtaunt ſie noch im Bette zu finden. Sie ſagte, ſie wäre unwohl und könne nicht nach Bamberg gehen. Sie ſah ſehr wohl aus und arbeitete im Bette. Ich ſagte ihr, daß es mir lieb geweſen ſein würde, wenn ſie mich früher davon hätte benachrichtigen laſſen; ich hätte mich nach ihr erkundigt und zur Antwort erhalten, ſie befände ſich wohl. Frau von Bodenbrock, ihre Gouvernante, zuckte die Achſeln und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß Alles nur Laune wäre. Sie machte ſo guten Gebrauch von ihrer Rhetorik, daß ſie ſie überredete, aufzuſtehen und ſich anzukleiden. Ich habe nie geſehen, daß man ſo lange Toilette gemacht hätte; ſie brachte wenigſtens zwei Stunden damit zu.

Man hatte zwei prächtige Staatswagen beſpannt. Der erſte ſollte für mich, der zweite für meine Schweſter ſein. Ich fragte ſie, ob ſie nicht wolle, daß wir miteinander führen. Sie ſagte »Nein.« — »So ſteig' doch ein,« ſagte ich. »Oh! mein Gott, nein,« ſagte ſie zu mir, »Du biſt mehr als ich, und ich werde mich wohl hüten, mich zuerſt zu ſetzen.« — »Ich habe den Rang nicht vor meinen Schweſtern,« ſagte ich zu ihr, »und werde hierüber nie in Streitigkeiten mit ihnen gerathen.« Der Hofmarſchall des Biſchofs, ein ziemlich derber Burſche, nahm mich bei der Hand und ſagte: »Da iſt Ew. Hoheit Wagen, haben Sie die Gnade hinein zu ſteigen, denn er ſteht für Sie bereit.« Ich ſtieg alſo mit meiner Gouvernante hinein, und hatte nicht einmal Zeit meinen Pelz zu fordern. Wir fuhren Schritt vor Schritt und kamen faſt vor Kälte um; Finger und Füße waren uns ſo erſtarrt, daß wir ſie nicht mehr bewegen konnten. Ich ließ dem Kutſcher ſagen ſchneller zu fahren, und er befolgte meine Befehle ſo gut, daß wir Bamberg in drei

Stunden erreichten. Man führte mich geraden Weges nach der Kirche, wo die Prieſter die Reliquien ausgelegt hatten. Es gab da ein Stück des Kreuzes in einer goldenen Kapſel; zwei von den Gefäßen, die bei der Hochzeit von Canaan Dienſte gethan; einen kleinen Lappen vom Kleide Joſephs; die Hirnſchale Kaiſer Friedrichs und der Kaiſerin Kunigunde, der Patrone von Bamberg und Gründer des Capitels; die Zähne der Kaiſerin hätte man ihrer Länge nach für Hauer eines wilden Schweines halten können.

Ich war ſo erfroren, daß ich nicht zu gehen vermochte. Um mich nach dem Schloſſe zu begeben, ſtieg ich wieder in den Wagen. Man führte mich in die für mich bereitete Wohnung. Es überfielen mich Schmerzen im Leibe und an allen Gliedern. Meine Damen entkleideten mich und brachten mich durch Reiben ein wenig wieder zu mir.

Sobald meine Schweſter angekommen war, ließ ich mich nach ihrer Geſundheit erkundigen und entſchuldigen, daß ich nicht ſelbſt käme, indem ich mich nicht wohl befände. Sie ließ mir zur Antwort ſagen, ſie ſei ſehr müde und wolle ſich auf's Bett werfen, um zu verſuchen, ob ſie ſchlafen könne; ſie ließe mich bitten, nicht zu ihr zu kommen. Ich ſchickte mehrere Male zu ihr, und man ſagte mir immer, daß ſie ruhe. In Folge der mir bewieſenen Sorgfalt befand ich mich ein wenig beſſer, und da ich mich ſehr langweilte, fing ich an Toccatille zu ſpielen.

Die Prinzen kamen erſt um 6 Uhr zurück. Sie aßen an einer abgeſonderten Tafel; die, an welcher wir eſſen ſollten, ward in meinem Zimmer gedeckt. Meine Schweſter kam zu mir; ſie ſah böſe aus. Ihr ganzer Hof und vorzüglich die Damen

schnitten Gesichter und bestrebten sich, recht beißende Redensarten fallen zu lassen. Ich gab mir das Ansehen als verstehe ich sie nicht, und behandelte die Sache als unter mir.

Nach dem Mittagessen ging meine Schwester mit mir in ein Cabinet, wo wir den Kaffee tranken. Ich sagte zu ihr, ich sehe wohl, daß sie böse auf mich sei; ich bat sie mir zu sagen, was sie gegen mich habe; wenn ich das Unglück gehabt sie zu beleidigen, sei ich bereit, ihr alle mögliche Genugthuung zu geben. Sie antwortete mir mit dem Anscheine großer Kälte, sie habe nichts gegen mich; sie sei krank und könne nicht guter Laune sein, zugleich lehnte sie sich an einen Tisch und begann nachzusinnen. Ich setzte mich ihr gegenüber auf einen Stuhl und that dasselbe.

Dieser stummen Unterhaltung wurden wir durch den Bischof entrissen; er führte mich wieder zum Wagen, und ich stieg mit meiner Gouvernante in denselben. »Ich bin in Verzweiflung,« sagte Letztere zu mir, »am Anspacher Hofe ist der Teufel los; man hat meine Schwester und die Marwitz abscheulich behandelt; Frau von Zoch hat ihnen tausend Ungezogenheiten gesagt; ich habe dem Dinge noch zu rechter Zeit ein Ende gemacht, denn ich glaube, sie wären einander in die Haare gerathen. Sie haben öffentlich gesagt, Ew. Königl. Hoheit hätten dem Kutscher der Markgräfin von Anspach befohlen mit verhängtem Zügel zu fahren, damit sie eine unzeitige Geburt habe; sie haben die arme Prinzessin sehr beklagt, die, wie sagten, von den Stößen des Wagens ganz wund ist.«

Ich ward beim Anhören dieser schönen Dinge ganz wüthend; ich wollte für die gegen mich vorgebrachten Verleumdungen Genugthuung suchen, meine Gouvernante machte mir aber so viel

Vorstellungen, daß ich einwilligte zu thun als wisse ich nichts darum.

Da meine Schwester nicht zu Nacht essen wollte, ließ ich mich gleichfalls beim Bischof entschuldigen. Meine Damen kamen, mir die ganze Geschichte zu erzählen. Ich sah endlich wohl ein, daß, wenn wir nicht die Klügeren wären, die Sache sich weiter verbreiten und Gegenstand des öffentlichen Gesprächs werden würde. Ich befahl ihnen also Allen, die Sache fallen zu lassen und fortzufahren, den Damen von Anspach Höflichkeiten zu erweisen, denn ich dachte, der Tadel wegen des Geträtsches, das sie hatten veranlassen wollen, würde nur sie treffen. Am nächsten Tage war der ganze Hof von dem, was sich zugetragen hatte, unterrichtet, und man sagte sich in's Ohr, die Frau Räthinnen hätten den Wein gut gefunden und ein wenig mehr davon getrunken als eben nöthig gewesen wäre. Der Markgraf von Anspach selbst war sehr erzürnt über die Ungereimtheiten, die man gegen mich ausgesagt hatte, und ließ die Erfinder derselben sehr scharf tadeln.

Endlich, zwei Tage nachher, kehrten wir nach Erlangen zurück. Hier traf mich ein kleiner häuslicher Kummer: es starb ein kleiner Bologneserhund, den ich neunzehn Jahre gehabt hatte. Ich liebte das Thierchen sehr, es war der Gefährte all meines Mißgeschicks gewesen; sein Verlust ging mir nahe. Die Thiere kommen mir wie eine Art vernünftiger Wesen vor; ich habe deren so geistreiche gesehen, daß, um ihre Gedanken deutlich zu erkennen zu geben, ihnen nichts als die Sprache fehlte. Ich finde das System des Descartes über diesen Gegenstand sehr lächerlich. Ich achte die Treue eines Hundes; mir dünkt, er stehe in dieser Hinsicht höher als der Mensch, der so unbeständig

und veränderlich ist. Wenn ich darauf ausginge, diese Sache gründlich zu untersuchen, so wollte ich mich verbinden zu beweisen, daß es unter den Thieren mehr Vernunft als unter den Menschen gibt. Doch ich schreibe meine Denkwürdigkeiten und nicht jener Lobrede, obgleich dieser Artikel meiner kleinen Hündin als Grabschrift dienen mag. Wir hielten uns nur einige Tage zu Erlangen auf und kehrten dann nach Baireuth zurück.

Im Jahre 1736 trug sich eben nichts Außerordentliches zu. Daß der Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen ward, habe ich schon gesagt. Er verschaffte uns den Durchzug der österreichischen Truppen, jedoch bewies er sich den Reichsfürsten als eine drückende Last, denn sie waren ganz gegen Recht und Billigkeit genöthigt, den Soldaten den Unterhalt zu reichen. Da sich kein Heilmittel gegen das Uebel vorfand, so trachteten wir so viel Vortheil als möglich daraus zu ziehen. Es kamen täglich eine unendliche Menge Leute zu uns. Die österreichischen Offiziere waren größtentheils recht liebenswürdig, einige ihrer Frauen, die ich zu Gesicht bekam, waren es gleichfalls. Wir belustigten uns auf's Beste; fast alle Tage war Ball. Meine Gesundheit fing an sich wieder zu erholen.

Am Geburtstage des Markgrafen, der auf den 10. Mai fällt, gab ich ein prächtiges Fest im großen Saale des Schlosses. Ich hatte den Berg Parnassus darin aufbauen lassen; ein ziemlich guter Sänger, den ich in Sold genommen, stellte Apollo dar; neun prächtig gekleidete Damen waren die Musen; unterm Parnaß hatte ich ein Theater anbringen lassen; Apollo sang eine Cantate und befahl den Musen den glücklichen Tag zu feiern; sie stiegen alsogleich von ihrem Platze und tanzten ein

Ballet; unter dem Theater war eine prächtig decorirte Tafel von 150 Gedecken; der Rest des Saales war mit Sinnsprüchen und Laubwerk geschmückt. Wir stellten alle Götter des Heidenthums dar. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen als dieses Fest, das allgemeinen Beifall fand.

Seitdem der Markgraf Ellroth angenommen, hatten seine Angelegenheiten ein besseres Ansehen bekommen. Man fand eine große Vermehrung an Einkünften, die man geheim gehalten und deren sich allem Anscheine nach die Herren vom Finanzwesen zu eigenem Vortheile bedient hatten. Der Markgraf cassirte alle Glieder dieses Collegiums und stellte an ihrer Statt neue an. Außerdem fand Ellroth noch Mittel alte Schulden aufzusuchen, die den Markgrafen von Baireuth seit undenklichen Zeiten zukamen, und er hatte das Glück deren Bezahlung zu erhalten. Wir waren arm gewesen, jetzt sahen wir uns plötzlich reich.

Das Jahr brachte jedoch nur einen Krieg zu Ende, um einen andern zu entzünden. Rußland war mit den Türken im Kriege und hatte dem Kaiser die 12,000 Mann, von denen ich bereits gesprochen, nur unter der Bedingung zugestanden, daß er den Waffenstillstand mit den Mahomedanern bräche, und sie in Ungarn angriffe. Alle Truppen dieses Fürsten fingen an dahin zu marschiren. Man kann dieses Ereigniß als den Anfang zum Verfall des Hauses Oesterreich betrachten.

Ungefähr um diese Zeit ließ der Kaiser die Hochzeit der Erzherzogin Maria Theresia, seiner ältesten Tochter, mit dem neuen Großherzoge von Florenz feiern.

Auch vermählte sich in demselben Jahre der Prinz von Wallis mit der Prinzessin von Sachsen-Gotha. Die Heirath

war das Werk des Königs, seines Vaters; das Herz des Prinzen hatte keinen Theil daran, denn die Prinzessin war weder schön noch geistreich. Gleichwohl lebte er sehr gut mit ihr. Ich komme auf das, was mich angeht, zurück.

Wir zogen nach dem Brandenburger, um die schöne Jahreszeit dort zuzubringen. Der Markgraf ward krank daselbst; es überfielen ihn Ohnmachten und fürchterliche Kopfschmerzen. Er ließ sich dadurch nicht abhalten auszugehen, doch war ich in peinlicher Unruhe. Es gibt kein vollkommenes Glück auf dieser Welt; ich genoß dessen so viel ich nur wünschen konnte, vor meinen Besorgnissen um eine so kostbare Gesundheit aber verschwanden alle übrigen Ursachen zur Zufriedenheit. Der Arzt ließ mich fürchten, die Zufälle des Markgrafen könnten wohl Vorläufer eines Schlagflusses sein. Ich war zuweilen so in Verzweiflung, daß ich nicht wußte was ich that. Endlich ward ich meiner Sorge überhoben; es zeigten sich die Hämorrhoiden, wodurch ihm große Erleichterung ward. Da diese Krankheit nur gefährlich wird, wenn man sie nicht in Acht nimmt, und sie zu Erhaltung des Markgrafen, der sehr viel Blut hat, beitragen konnte, so war ich darüber sehr erfreut.

Der Prinz hatte sich, seitdem er zur Regierung gekommen war, sehr um die Freundschaft des Königs und der Königin von Dänemark beworben. Da die Königin eine apanagirte Prinzessin und die Tochter eines jüngern Gliedes des Hauses gewesen war, so hatte sie keine Mitgift erhalten; es war so in dem Hause Brandenburg festgesetzt worden, denn außerdem würden die Apanagen und Aussteuern in alle Ewigkeit fortgedauert und endlich nicht verfehlt haben, das Haus zu Grunde zu richten. Die Königin that dem Markgrafen zu wissen, daß, wenn er ihr

die ihrige bewilligen wolle, ſie ihm Vortheile zugeſtehen würde, die ihn vierfach dafür zu entſchädigen vermöchten. Der Markgraf traute ihrem Worte und geſtand ſie ihr zu.

Der König und die Königin ſollten nach Altona gehen und ſich einige Zeit dort aufhalten. Sie luden ihn ein ſich dahin zu begeben; unter der Hand gab man ihm zu verſtehen, die Königin gehe mit großen Plänen um und wolle ihm ihre Erkenntlichkeit auf glänzende Weiſe zu erkennen geben. Einige Anordnungen, die zu treffen der Markgraf genöthigt war, verzögerten ſeine Abreiſe. Der König von Dänemark ſandte ihm eine Stafette, um ihn wiſſen zu laſſen, daß er ſich nur vierzehn Tage in Altona aufhalten werde und er, wenn er die Abſicht hege, ihn zu ſehen, ſeine Reiſe beſchleunigen müſſe.

Der Markgraf brach auf, entſchloſſen, Tag und Nacht zu reiſen, um den König, ſeinen Oheim, noch zu treffen. Um nach Altona zu gelangen, muß man durch die Staaten des Königs, meines Vaters, und durch Halberſtadt gehen, das nur 12 oder 13 Meilen von Altona entfernt iſt. Der Markgraf hielt daſelbſt an, um beim General Marwitz zu Mittag zu eſſen. Hier erfuhr er, daß der König in drei oder vier Tagen daſelbſt erwartet werde, weil er über die in der Umgegend liegenden Truppen Heerſchau halten wollte. Es galt eine Wahl zu treffen, zu verzichten einen von Beiden zu ſehen, den König von Dänemark oder den König von Preußen. Das Mißvergnügen des Letzteren, deſſen Gegenſtand der Markgraf geweſen war, ſein Wort, das er dem Andern gegeben, und die Vortheile, auf die man ihm Hoffnung gemacht hatte, veranlaßten ihn ſeine Reiſe fortzuſetzen. Er theilte dem General Marwitz alle Gründe, die ihn dazu veranlaßt hatten, mit, und beauftragte ihn, den

König davon in Kenntniß zu ſetzen und ihm zu verſichern, daß, wenn derſelbe bei ſeiner Rückreiſe noch in Berlin ſei, er nicht verfehlen werde, ihm ſeine Aufwartung zu machen.

Am Nachmittage reiſte er von Halberſtadt ab, und gelangte am folgenden Tage nach Braunſchweig, wo er zu Mittag aß. Er ward daſelbſt von ſeinem alten Freunde, dem Herzoge, und von meiner Schweſter ſehr gut aufgenommen. Von da ſetzte er ſeinen Weg bis Zelle fort, wo er Briefe aus Altona fand, durch welche er erfuhr, daß der König gefährlich erkrankt ſei. Er ruhte alſo in Zelle aus, und gelangte erſt einige Tage nachher nach Altona.

Er ward vom Obermarſchall und dem ganzen Hofe in einem für ihn eingerichteten Hauſe empfangen, denn in dem, welches der König inne hatte, war ſo wenig Raum, daß dieſer ſelbſt kaum Unterkommen darin gefunden. Die Königin, ſein Oheim und ſeine Tante ließen ihm die zärtlichſte Aufnahme angedeihen. Die Königin war ſehr ſchön geweſen, aber die Beſchwerden und Unpäßlichkeiten, denen ſie ausgeſetzt war, hatten ihr Nichts als ſchöne Ueberreſte gelaſſen. Ihre Frau Mutter, die Markgräfin von Culmbach, die ſich ſeit ihrer Verheirathung nicht von ihr getrennt, beherrſchte ſie ausſchließlich, und folglich auch den Hof. Dieſe Prinzeſſin hatte viel Verſtand; ſie glaubte, um ſich in Gunſt zu erhalten, müſſe ſie den König und die Königin in Bigotterie verſenken. Der König liebte aus natürlicher Neigung das Vergnügen und gute Geſellſchaft; um ihn von dieſer Richtung abzulenken, machte ſie ihm die unſchuldigſten Dinge zu Gewiſſensſachen. Dieſer Fürſt iſt, bei vielen guten Eigenſchaften, ſehr beſchränkten Geiſtes. Ebenſo verhält es ſich mit der Königin, die deſſen nicht mehr hat als er ſelbſt. Die

Markgräfin fand alſo für ihre Moral fügſame Gemüther vor. Dieſer Hof behielt noch ein gewiſſes Anſehen von Größe; im Grunde aber war er ein Kloſter, wo man nichts that als beten und ſich langweilen. Der Markgraf ſagte, daß ihm die Zeit noch nie ſo lang geworden ſei. Man überhäufte ihn mit Ehren und ſchönen Worten, aber man vergaß was man ihm verſprochen hatte, und er kehrte zurück, ſehr vergnügt, von dieſem Hofe fort zu ſein.

Da der König, mein Vater, ſchon nach Preußen zurückgekehrt war, ging der Markgraf wieder direkt nach Baireuth, ohnerachtet des Rathes meines Bruders, welcher wünſchte, daß er in Braunſchweig bliebe, um deſſen Rückkehr nach Berlin abzuwarten, die erſt in 6 Wochen erfolgen ſollte. Ich hatte von meinem Bruder über die Reiſe des Markgrafen einen ſehr unfreundlichen Brief erhalten. Er war von ſeiner ſonſtigen Schreibart ſehr verſchieden. Hier iſt er:

„Ich habe Deinen Brief geleſen, liebe Schweſter; wenn ich aber mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit mit Dir ſprechen ſoll, ſo kann ich es unmöglich billigen, daß der Markgraf 10 bis 12 Meilen vor einem Orte vorüberkommt, wohin der König ſich begeben ſoll, ohne ihm ſeine Aufwartung zu machen. Die Wahrheit Dir zu ſagen, ſo ſpricht man davon wie von einer Grobheit, und ich bin genöthigt, daſſelbe zu geſtehen. Der Markgraf kann die Sache wieder gut machen; er braucht auf der Rückreiſe nur durch Berlin zu kommen, wenn der König aus Preußen zurückkehrt. Denn ich bekenne, daß ich mich gar nicht wundere, daß der König über ſein Benehmen erzürnt iſt. Es heißt zu wenig Rückſicht auf

einen König zeigen, der noch dazu zugleich ſein Schwiegervater iſt. Ich zweifle ſehr an all' den Vortheilen, die der Markgraf vom Könige von Dänemark haben kann; er wird nie ſolche haben, wie er ſie vom Könige erhalten, da er ſo einen Schatz beſitzt wie Dich. Ich hätte noch unendlich viel über dieſe Sache zu ſagen, aber ich beſchränke mich darauf Dir zu verſichern u. ſ. w.«

Obgleich der Schluß dieſes Briefes den Anfang deſſelben etwas wieder gut machte, ſo kam er mir doch ſehr hart vor. Die Ausdrücke von Grobheit ſchienen mir wenig angemeſſen, und dieſer ganze Styl war mir bis jetzt unbekannt geweſen. Seit ſeiner Rückkehr vom Rhein war mein Bruder gegen mich ganz verändert; alle Briefe, die ich von ihm bekam, waren geſchraubt; es herrſchte eine gewiſſe Verlegenheit darin, die mir deutlich zeigte, daß ſein Herz nicht mehr daſſelbe für mich ſei. Ich war dadurch tief bewegt; meine Liebe zu ihm hatte ſich nicht vermindert und ich mir in dieſer Beziehung nichts vorzuwerfen. Ich ertrug alſo dies Alles in Geduld und ſchmeichelte mir, daß ich mit der Zeit ſeine Freundſchaft wiedererlangen würde.

Ich brachte meine Zeit ſehr angenehm im Brandenburger während der Abweſenheit des Markgrafen zu, aber kann man denn zufrieden ſein, wenn man von dem entfernt iſt, was man liebt? In der That empfand ich kein wahres Glück, als in ſeiner Nähe, und ſuchte außerdem mich mehr zu zerſtreuen als zu beluſtigen. Ich hatte ſehr gute Geſellſchaft, mit welcher ich mich zu unterhalten ſtrebte, und brachte den Morgen und einige Stunden des Nachmittags mit Lektüre und Muſik zu.

Ich habe bereits das Bild der Grumbkow zu Anfange dieſer Memoiren entworfen, und man wird dort geſehen haben,

daß bei mehreren andern großen Fehlern ſie auch den der Koketterie hatte. Sie hatte ſchon mehrere Liebhaber gehabt ſeit ſie bei mir war, was mich ſehr gegen ſie verſtimmte, aber da ſie bis jetzt wenigſtens den Anſtand nicht verletzt, hatte ich gethan als wiſſe ich von ihrem Betragen nichts. Dieſes Mädchen wurde nun aber auf einmal unausſtehlich unartig gegen mich. Sie kam nur noch zur Zeit der Tafel zu mir und brachte den übrigen Tag und die Hälfte der Nächte mit Herrn von Weſterhagen, meinem Kammerjunker, zu. Dieſer war, obgleich verheirathet, zum Sterben in ſie verliebt, und machte ihr bedeutende Geſchenke, von denen ſie ſagte, ſie kämen von ihrem Vater. Obgleich ſie keine Anhänglichkeit an mich und keine Luſt hatte, den Pflichten ihrer Stelle zu genügen, ſo beſaß ſie doch eine außerordentliche Eiferſucht auf die Marwitz und ſuchte dieſe zu demüthigen wie ſie nur konnte. Ich ſah mich wegen der Rückſichten, die ich noch auf ihren Onkel zu nehmen hatte, außer Stande, ihre Aufführung zur Ordnung zurückzubringen, und begnügte mich durch einige Spitzreden, die ich dann und wann gegen ſie richtete, ihr mein Mißvergnügen zu erkennen zu geben, um ſie zur Vernunft zurück zu bringen; ihre Leidenſchaft ließ ſie aber ſtets dieſe vergeſſen und hinderte ſie daran, ihre Liebe aufzugeben. Da dieſe Intrigue für die Marwitz ſehr unangenehme Folgen hatte, indem ſie dieſe beſchuldigte, mich davon in Kenntniß geſetzt zu haben, und mit meinen Memoiren in einigem Zuſammenhange ſteht, ſo werde ich das Weitere davon in der Folge berichten.

Der Markgraf kam endlich am 16. Juli an. Meine Freude ihn wiederzuſehen war außerordentlich, und auch er war ſehr zufrieden, wieder zu Hauſe zu ſein. Er ließ meinen Ge-

burtstag durch ein allerliebſtes Feſt feiern, das er in einem großen Garten, der zum Schloſſe gehörte, gab. Dieſer Garten war ganz von Lampen erleuchtet. Man hatte dort ein Theater eingerichtet, deſſen Couliſſen ſämmtlich große Linden waren. Diana und ihre Nymphen traten dort in einer Art von kleinem Schäferſpiele, das man gab, auf. Dem Theater gegenüber war ein um 4 Stufen erhöhter Salon, deſſen Aeußeres ſo vortrefflich erleuchtet war, daß er einer Feuerkugel glich. Alle Gänge des Gartens waren mit vielfarbigen Lampen geſchmückt, was eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte.

Am Tage nach dieſem Feſte bezogen wir die Eremitage. Ich will hier eine Beſchreibung von ihr geben.

Dieſer Ort liegt auf einem Berge. Man gelangt durch eine Anfahrt und Chauſſee dahin, die der Markgraf hat machen laſſen. Der Berg Parnaſſus zeigt ſich beim Eingange der Eremitage. Es iſt ein von 4 Säulen getragenes Gewölbe, über welchem man Apollo und die 9 Muſen erblickt, welche ſämmtlich Waſſer von ſich geben. Dieſes Gewölbe iſt ſo künſtlich gebaut, daß man es für einen wahren Felſen halten könnte. Man erblickt auf der einen Seite einen Laubengang, der zu einem andern künſtlichen, mit Bäumen umgebenen Felſen führt, wo 6 Waſſerſpiele ſind. Unter dieſem Felſen iſt eine kleine Thür, durch welche man in eine Art von Souterrain kommt, das in eine Grotte führt. Dieſe Grotte iſt mit ſehr ſchönen und ſeltenen Muſcheln geſchmückt und erhält das Licht durch eine Kuppel darüber. In der Mitte derſelben iſt ein großer Springbrunnen und 6 Cascaden ringsum. Der ganze Boden, der aus Marmor beſteht, ſpeit auch Waſſer, ſo daß es ſehr leicht iſt, die Leute, wenn ſie darin ſind, anzuführen und zu

durchnäſſen. An jeder Seite der Grotte ſind zwei Aufgänge, die zu zwei Apartements führen, deren jedes aus drei kleinen Zimmern in Miniatur beſteht. Beim Hinausgehen aus der Grotte tritt man in einen kleinen Hof, ganz mit künſtlichen Felſen von Bäumen und Hecken vermiſcht, umgeben. Eine große Waſſerkunſt, die in der Mitte ſteht, verbreitet dort ſtete Kühlung. Dieſe Felſen verbergen die Flügel des Hauſes, deren jeder 4 kleine Zellen oder 8 Zimmerchen enthält, da ſtets eine Schlafkammer und Garderobe neben einander. Dieſer Hof führt in das Hauptgebäude. Dort findet man zuerſt einen Salon, deſſen Plafond ſehr ſchön gemalt und verziert iſt. Er iſt ganz mit Baireuthſchem Marmor bekleidet, und ſein Grund grau, die Pilaſter aber roth. Die Geſimſe und Capitäle ſind vergoldet und das Parquet aus Marmor von den verſchiedenſten Sorten, die man hier findet. Mein Apartement liegt rechts. Es enthält zuerſt ein Zimmer, deſſen Gemälde im Plafond die römiſchen Frauen darſtellt, welche jene Stadt der Plünderung der Feinde entriſſen. Der Rahmen zu dieſem Gemälde hat blauen Grund. Alle Reliefs ſind von glattem ſchwarzen Marmor und die Ausfüllungen von gelbem. Die Tapezierung iſt von gelbem Damaſt mit Goldfranzen. Von da tritt man in die Flügel, die ich habe hinzufügen laſſen, nämlich in ein Zimmer, deſſen Plafond ein ganz vergoldetes Basrelief iſt. Das Gemälde ſtellt die Geſchichte der Chelonis und des Cleobrontes vor. Der Grund der Täfelung iſt weiß und alle Reliefs vergoldet. Die Tapezierung dieſes Zimmers beſteht aus einem blau und goldenen außerordentlich reichen Stoffe, deſſen Blumen alle von Chenille ſind. Es iſt das ſchönſte, was man ſehen kann. Dann kommt ein kleines Cabinet, deſſen Täfelung japaniſch iſt. Mein Bruder hatte mir

damit ein Geſchenk gemacht. Sie hatte unſagliches Geld gekoſtet und ich glaube, daß es die einzige ihrer Art in Europa iſt. Der Grund iſt gekörntes Gold und alle Figuren erhaben. Der Plafond, die Pfeilertiſche und Alles, was ſich in dieſem Cabinet befindet, ſtimmt mit dieſer Täfelung überein. Jedermann, der es ſah, war davon entzückt. Rechts neben dieſem Cabinet iſt das Muſikzimmer. Es iſt ganz von glattem weißen Marmor und die Felder grün. In jedem Felde befindet ſich eine vergoldete und ſchön gearbeitete Muſiktrophäe. Die Portraits mehrerer ſchönen Perſonen, die ich aus der Hand der geſchickteſten Künſtler erworben, ſind über dieſen Trophäen in verzierten und vergoldeten Rahmen in die Wand eingelaſſen. Der Grund des Plafonds iſt weiß; die Reliefs ſtellen Orpheus dar, wie er die Leier ſpielt und die Thiere an ſich lockt. Alle ſind vergoldet. Mein Klavier und alle Muſikinſtrumente befinden ſich in dieſem Zimmer, an welches mein Leſecabinet ſtößt. Es iſt braun gefirnißt und mit natürlichen Blumen in Miniatur gemalt. Hier iſt es, wo ich noch beſchäftigt bin dieſe Memoiren zu ſchreiben, und wo ich viele Stunden in Betrachtungen zubringe. Das Muſikzimmer führt mich durch eine andere Thür in das, wo ich mich ankleide, welches ganz einfach, und von da trete ich in mein Schlafzimmer, wo das Bett von blauem Damaſt mit goldenen Franzen und die Tapete von geſtreifter Seide. Meine Garderobe liegt nebenan, was ſehr bequem iſt. Die Eintheilung des Apartements des Markgrafen iſt der meinen gleich, aber es iſt verſchieden in der Decorirung. Sein erſtes Zimmer iſt mit einer Art von Firniß bekleidet, den ich erfunden habe. Die Malerei darin iſt ſehr ſchön und ſtellt die ganze Geſchichte Alexanders vor, die ich nach den Kupfer-

ſtichen von Le Brün habe copiren laſſen. Es ſind eigentlich Gemälde von der Größe der Wände in tempera auf Papier gemalt, das auf Leinwand geklebt, und worüber ich zur beſſern Erhaltung einen Firniß habe anwenden laſſen. Alle Kenner haben dieſe Gemälde bewundert. Der Grund des Plafonds und der Boiſerie iſt weiß und die Zierrathen vergoldet. Das Gemälde des Plafonds ſtellt Alexander vor, wie er Weihrauch in's Feuer wirft und Ariſtoteles ihn tadelt, daß er dies mit zu großer Verſchwendung thue. Die Täfelung des zweiten Zimmers iſt dunkelbraun. Alle Reliefs ſind Waffentrophäen aller Völker der Erde, und dies Alles, ſowie die Umrahmung des Plafonds, vergoldet. In der Mitte dieſes Plafonds erblickt man Artaxerxes, wie er Themiſtokles empfängt. Die Tapiſſerie iſt Hauteliſſe, welche die ganze Geſchichte dieſes griechiſchen Feldherrn darſtellt. Das Cabinet rechts iſt mit ſehr ſchönen Gemälden geſchmückt. Die Täfelung iſt von Ebenholz mit goldenen Verzierungen. Die Geſchichte des Mutius Scävola iſt auf dem Plafond gemalt. Das Zimmer rechts iſt mit Feldern von Wiener Porzellan, in Miniatur gemalt, bekleidet. Der Plafond iſt ganz gemalt und ſtellt Leonidas vor, wie er die Thermopylen vertheidigt. Das Schlafgemach iſt von grünem Damaſt mit goldenen Galons. Man wird es vielleicht ſonderbar finden, daß ich alle dieſe geſchichtlichen Gegenſtände ausgewählt habe, um meine Plafonds damit zu ſchmücken, aber ich liebe alles Speculative und alle dieſe geſchichtlichen Gegenſtände, die ich wählte, ſtellen eben ſo viele Tugenden dar, die man vielleicht durch Embleme hätte modern einkleiden können, aber die dann das Auge nicht ſo ergötzt haben würden. Ich kehre zu meiner Beſchreibung zurück. Das

Gebäude iſt von außen nicht architektoniſch verziert. Man würde es für eine Ruine mit Felſen umgeben anſehen. Ein Gehölz mit hochſtämmigen Bäumen liegt darum. An der Vorderſeite dieſes Hauſes iſt ein kleines Parterre mit Blumen geſchmückt, an deſſen Ende man eine Cascade findet, die in den Felſen gehauen zu ſein ſcheint, und bis unten an den Berg geht, wo ſie in ein großes Baſſin fällt. Zwei Alleen von großen Linden begränzen ſie an jeder Seite und man hat Raſenſtufen dort angebracht, um bequem herabſteigen zu können. Es ſind da auch zwei Ruheplätze, in deren Mitte Springbrunnen mit Raſenſitzen zum Niederſetzen umgeben. An den Seiten des Hauſes befinden ſich zwei Alleen von ſo dichten Linden, daß die Sonne nie durchdringt. Jeder Weg im Gehölze führt zu einer Eremitage, wo etwas Neues zu ſehen. Jeder hat dort ſeine Eremitage, und ſie ſind alle von einander verſchieden. Die meine ſtellt dem Auge die Ruinen eines Tempels dar, der nach den Zeichnungen, die wir noch vom alten Rom haben, gebaut iſt, und den ich den Muſen gewidmet habe. Man findet dort die Portraits berühmter Gelehrten der letzten Jahrhunderte, wie Descartes, Leibnitz. Locke, Newton, Bayle, Voltaire, Maupertuis u. ſ. w. Neben dem kleinen, kreisrunden Salon befinden ſich zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit dem alten Raphaeliſchen Porzellan geſchmückt habe. Kommt man aus dieſen kleinen Zimmern, ſo tritt man in einen kleinen Garten, welcher am Eingange die Ruine eines Porticus hat. Der Garten iſt mit einem Laubengange umgeben, wo man ſich in der größten Sonnenhitze niederſetzen und leſen kann, ohne incommodirt zu werden. Steigt man höher hinauf, ſo fällt uns ein neuer Gegenſtand in die Augen. Dies

iſt ein Theater aus behauenen Steinen, deſſen Wölbungen alle offen ſind, ſo daß man eine Oper in freier Luft ſpielen kann. Ich halte mich bei ſeiner Beſchreibung nicht auf. Die Zeichnung, die ich dieſen Memoiren von allen merkwürdigen Theilen meiner Beſitzung beifügen werde, wird zeigen, welch ein einziger Ort es iſt. Unten fließt der Strom rings um den Berg her. Nach welcher Seite man auch ſpazieren gehen mag, ſo gibt es überall Promenaden und köſtliche Ausſichten. Da ich die Eremitage nach dem Zuſtande beſchreibe, in welchem ſie ſich jetzt befindet, und dieſes im Jahre 1744 niederſchreibe, ſo werde ich fortfahren, alle Vermehrung, die ich noch mit der Zeit zu machen gedenke, anzumerken.

Vielleicht habe ich mich allzulange dabei aufgehalten, ich ſchreibe aber zu meinem Vergnügen und rechne nicht darauf, daß dieſe Memoiren jemals gedruckt werden ſollen, möglich, daß ich ſie ſogar einmal dem Vulkan opfere, kurz, ich bin in dieſer Beziehung Pyrhonierin. Ich wiederhole es nochmals, ich ſchreibe blos um mich zu amüſiren und mache mir ein Vergnügen daraus, nichts zu verbergen von Allem was mir begegnet iſt, ſelbſt nicht meine geheimſten Gedanken.

Gegen Ende dieſes Jahres brach der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und den Türken wieder aus. Er gehörte zu den ungerechteſten. Doch um die Urſache dazu zu ergründen, muß man weiter zurückgehen.

Ich habe bereits geſagt, daß die Ruſſen 12,000 Mann nach Deutſchland geſchickt hatten, um dem Kaiſer gegen Frankreich beizuſtehen. Die ruſſiſche Kaiſerin befand ſich im Kriege mit den Türken, und hatte dem deutſchen Kaiſer ihre Truppen nur unter der Bedingung bewilligt, daß er nach dem Frieden

eine Diverſion machen und den mit den Ottomanen getroffenen Vertrag brechen ſolle. Im Jahre 1736 ſetzte ſich der Kaiſer in Bereitſchaft dieſe Verbindlichkeit zu erfüllen, und ließ Truppen nach Ungarn marſchiren. Der Anfang dieſes Feldzuges war glücklich. Die Türken hatten keinen Angriff erwartet, daher keine Streitkräfte nach dieſer Seite verſammelt, zogen ſich alſo zurück und verließen die Stadt Niſſe ohne Schwertſtreich. Das Jahr 1737 änderte aber dieſe glückliche Wendung. Der General Seckendorf erhielt das Commando der kaiſerlichen Armee. Der Geiz und das ſchlechte Benehmen dieſes Generals richteten ſie gänzlich zu Grunde. Man machte ihm am Schluſſe dieſes Jahres den Prozeß, und er wurde verurtheilt, ſein Leben auf der Feſtung Spielberg zuzubringen, noch höchſt glücklich, damit weggekommen zu ſein. Ich bewunderte das Loos dieſes Mannes, der mir ſo vielen Kummer bereitet hatte, und ſo zu ſagen die Peſt aller Höfe geweſen war, an welchen er ſich befunden. Er erweckte mir Mitleiden und ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich mich nicht einen Augenblick über ſein Unglück freute. Wir werden ihn aber noch wieder auf die Scene treten ſehen. Doch ich komme zu dem zurück, was mich betrifft.

Wir fingen das Jahr 1737 damit an, einen Beſuch des Fürſten von Bamberg zu erhalten. Bei dieſer Gelegenheit erſchien der Hof in ſeinem ganzen Glanze. Ich hatte viele Veränderungen im Schloſſe, an den Apartements des Markgrafen und den meinen anbringen laſſen. Die Erwerbung einiger geſchickten Muſiker und trefflicher italieniſchen Sänger hatte unſere Kapelle ſehr gehoben. Mehrere Fremde, die ſeit kurzem in Dienſt getreten, trugen dazu bei, die Honneurs des Hofes zu machen, und ihn weniger melancholiſch als früher zu geſtalten.

Alle, die zu uns kamen, waren davon entzückt, und der Bischof reiste, mit seinem Aufenthalte sehr zufrieden, wieder ab.

Obgleich meine Gesundheit stets sehr zart war, fing sie doch an besser zu werden. Das ganze Land wünschte leidenschaftlich, daß ich ihm Erben geben möchte. Man schlug mir deshalb vor, mich der Bäder zu bedienen. Da ich mein Temperament kannte, so sah ich voraus, daß ihr Gebrauch meiner Gesundheit nicht zusagen werde, da man aber den Arzt gewonnen hatte, mir sie anzurathen, war ich genöthigt, den Wünschen des Landes nachzugeben. Die Bäder von Ems waren in Deutschland die am wenigsten angreifenden. Ich wählte sie also vor den andern. Aber es war noch nicht die Jahreszeit dazu. Wir gingen also nach Erlangen, um sie abzuwarten und von dort abzureisen.

In Erlangen verlebten wir unsere Zeit sehr angenehm und ich sah zum ersten Male ein Schäferspiel, worin der berühmte Signor Zaghini sich bewundern ließ, und durch die Schönheit und Anmuth seiner Stimme allgemein entzückte. Wir dachten nur an unser Vergnügen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß dieses störte. Dies war der Tod meines Neffen, des Erbprinzen von Anspach.

Ich habe schon oben von der schlechten Ehe des Markgrafen mit meiner Schwester gesprochen. Seit einiger Zeit hatte sich ihr Zerwürfniß noch sehr vergrößert. Zum Theil war der Obermarschall von Seckendorf daran schuld, der nicht aufhörte, den Markgrafen gegen seine Gemahlin zu erbittern. Der Tod des Prinzen bot ihm ein weites Feld dar, seine Bosheit zu üben. Er schob ihn ganz meiner Schwester zur Last und wußte das Gemüth des Markgrafen so zu erbittern, daß er

ſchwur, ſie nicht mehr zu ſehen und ſich von ihr zu trennen. Er behandelte ſie ſelbſt auf eine unwürdige Weiſe und ließ ihr durch bloße Bediente die härteſten Sachen ſagen. Es wurde dem ganzen Hofe verboten zu ihr zu gehen, und mit einem Worte, man ſuchte ihr auf alle nur mögliche Weiſe weh zu thun. Dies dauerte nun ſchon ſeit drei Wochen, ohne daß ich Etwas davon gewußt hätte. Aber endlich ſetzten mich einige wohlmeinende Perſonen dieſes Hofes unter der Hand davon in Kenntniß und ließen mich bitten, nach Anſpach zu kommen, um dieſen Unordnungen zu ſteuern. Ich ſtand nicht an, dieſem Rathe zu folgen.

Der Markgraf war auf dem Lande, wo er ſich über den Tod ſeines Sohnes in den Armen ſeiner Maitreſſe zu tröſten ſuchte. Sobald er meine Ankunft in Anſpach erfuhr, kam er dahin. Ich fand meine Schweſter in Thränen gebadet und ſo verändert, daß ſie nicht mehr zu erkennen war. Der Markgraf ſah ſie gar nicht an. Er konnte ſich nicht davon losmachen mit uns zu ſpeiſen, man bemerkte aber an ſeiner ganzen Phyſiognomie, welche Pein es ihm machte. Ich wollte mich nicht beeilen mit ihm zu ſprechen, ehe ich nicht von allen Umſtänden deſſen, was vorgegangen, näher unterrichtet war. Ich ſah aus Allem, was ich Genaueres darüber erfuhr, daß Herr von Seckendorf der Urheber dieſes ganzen Zerwürfniſſes ſei. Ich wendete mich daher an ihn, um es wieder auszugleichen. Die Milde und Feſtigkeit zugleich, womit ich zu ihm ſprach, brachten ihn vielleicht zum Nachdenken. Er verſprach mir alle ſeine Kräfte anzuwenden, um den Frieden wieder herzuſtellen. Er hielt Wort. Alle Welt verband ſich mit ihm, um den Markgrafen zu beſchwichtigen, aber die Haupturſache, die ihn veranlaßte, ſo

vielen Vorstellungen nachzugeben, war doch die Furcht, die er vor mir hatte. So erlebte ich denn das Vergnügen, die Eintracht wieder hergestellt zu sehen. Da ich nichts weiter in Anspach zu thun hatte, kehrte ich nach Erlangen zurück, von wo ich nach Ems reiste. Ich ging gerade nach Werthheim, wo ich mich einschiffte.

Unsere Reise war höchst angenehm. Wir hatten auf unserem Schiffe gute Gesellschaft. Wir speisten vortrefflich und unsere Augen waren stets beschäftigt, reizende Gegenden und Lagen zu betrachten.

Am Schlusse des sechsten Tages kamen wir in Ems sehr ermüdet und zerschlagen von unserer letzten Tagereise an, indem wir die Nacht nicht geschlafen hatten, die wir auf einem kleinen Kahne zubringen mußten, da das größere Schiff auf der Lahn, die bei Ems fließt, nicht fortkonnte. Dieser Ort ist sehr unanmuthig. Es ist eine Schlucht, ganz von einer Kette von Felsen umgeben. Man erblickt weder Bäume noch Grün. Das Haus Oranien, in welchem wir wohnten, war schön und bequem.

Am ersten Tage ruheten wir aus, aber schon am folgenden sah ich Leute. Die Gesellschaft war sehr klein und sehr langweilig. Frau von Harenberg, Gattin eines Kammerherrn des Königs von England, war die Heldin des Bades. Sie hatte sich mit ihrem Manne und Geliebten, dem Herrn Obersten von Dieffenbrok, nach Ems begeben. Diese Dame war klein, häßlich, unangenehm und eben so affektirt als kokett. Wir benutzten ihre Lächerlichkeiten zu unserer Ergötzlichkeit. Der Markgraf stellte sich, als sei er in sie verliebt, und sagte ihr Schmeicheleien. Die Närrin ging richtig in die Falle, und

wollte, höchst erfreut, eine so schöne Eroberung gemacht zu haben, den Roman da anfangen, wo man ihn sonst endigt. Der Markgraf aber war nicht der Meinung. Der Zorn dieses Geschöpfes fiel nun ganz auf mich. Sie bemühte sich mich überall zu verschreien, überzeugt, daß ich ihrer Liebschaft Hindernisse in den Weg gelegt habe. Glücklicherweise war sie so bekannt, daß Alles, was sie von mir sagen konnte, keinen Eindruck machte.

Ich fing meine Kur an, die mir Anfangs recht wohl bekam. Die gute Gesellschaft, die sich einfand, trug mit dazu bei, unsern Aufenthalt angenehmer zu machen. Außer mehreren Damen und Herren aus der Umgegend kam auch Pöllnitz dahin. Ich habe bereits oben von ihm gesprochen. Er hatte seit seiner Rückkehr aus Berlin die Religion verändert und war wieder Protestant geworden. Er erzählte mir vieles Nähere über Berlin. Er stand beim Könige sehr gut und kannte fast alle Angelegenheiten. Er sagte mir, daß mich Jedermann sehr beklagte und daß der König auf die Berichte, die man ihm hatte zugehen lassen, abscheuliche Dinge vom Markgrafen sage, daß er Maitressen habe und mich schlecht behandele. Die Verleumdung hatte gewiß noch nie etwas Unwahreres erfunden. Ich bat Pöllnitz inständig, den König zu enttäuschen, was er auch nach seiner Rückkehr that.

Wir gingen manchmal spazieren, oder wateten vielmehr im Kothe. Dieser schöne Spaziergang bestand aus einer Lindenallee, die man längs des Flusses angepflanzt hatte. Man war dort nie allein, die Schweine, von andern Hausthieren begleitet, leisteten uns treue Gesellschaft, so daß man sie bei jeder Wendung, die man nahm, mit Stockschlägen fortjagen mußte. Ich badete mich in dem mildesten Bade und sorgte sehr

dafür, daß es nicht zu heiß sei, da Jedermann und selbst der Arzt in Ems mich gewarnt hatte, ja kein anderes zu nehmen, weil heiße Bäder mir vielen Nachtheil bringen könnten. Unser Arzt Zeitz setzte es sich aber doch in den Kopf, daß, wenn ich mich nicht deren im Darmstädter Hause bediente, ich nicht schwanger werden würde. Er schlug mir also einen Versuch vor. Ich ging daher dahin, konnte es aber nur eine Minute aushalten, da diese Bäder so heiß waren, daß das Zimmer, in dem sie sich befanden, ganz voll Rauch war. Ich verließ sie augenblicklich wieder. Nun wendete sich der Herr Arzt an Herrn von Voigt, um mich zu ihrem Gebrauche zu bereden, und obgleich der andere Arzt dagegen protestirte und laut sagte, daß ich sterben müsse, wenn ich sie gebrauchte, bestand Zeitz dennoch auf seinem Plane und sagte, wie ich nachher erfuhr, mehreren Personen, daß, wenn ich nur einen Prinzen bekäme, er sich weiter nichts daraus mache, und wenn ich auch stürbe, so wäre dann blos ein Frauenzimmer weniger. Mein guter Genius hielt mich ab seinem Rathe zu folgen, und trotz alles seines Zuredens wollte ich mich doch nicht in das fügen, was man von mir wünschte.

Nach Beendigung meiner Kur begab ich mich nach Coblenz zum Frohnleichnamsfeste. Man zeigte mir Schloß und Stadt, die nicht verdienen, daß ich sie näher beschreibe.

Als ich nach Ems zurückgekehrt, fand ich dort einen Kammerjunker des Landgrafen von Darmstadt, der den Markgrafen und mich auf die verbindlichste Weise von der Welt einlud, uns nach Münchenbruck, einem Landhause des Landgrafen auf dem Wege nach Frankfurt, zu begeben. Der Markgraf, der erfreut war bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines durch seine

Artigkeit und Prachtliebe berühmten Fürsten zu machen, beſchloß dahin zu reiſen, und veranlaßte mich ihm zu folgen.

Wir gingen am folgenden Tage ab und ſahen im Vorbeireiſen Schlangenbad und Schwalbach, wo außerordentlich viele Leute waren. In Wiesbaden ſchliefen wir. Obgleich ſehr ermüdet, ſtand ich doch Tags darauf um 5 Uhr auf, um nach Münchenbruck zu reiſen. Ich fand zwei Originale in meinem Vorzimmer. Es waren zwei Grafen von Reuß, wovon der Eine nichts that, als von einem Beine auf das andere zu ſpringen, indem er mir ſagte, er ſei Kammerherr des Kaiſers und regierender Reichsgraf. »Ich bin ſehr erfreut darüber, mein Herr,« antwortete ich, »und wenn der Kaiſer viele Kammerherren von Ihren Verdienſten hat, kann ſein Hof nur vortrefflich beſtellt ſein.« — »O ja, gewiß,« entgegnete er. Der Andere erzählte mir, daß er auf einem ſeiner Güter in der Nähe von Frankfurt lebe, weil, wie er ſagte, das Futter dort viel beſſer ſei, und ſein größtes Vergnügen darin beſtehe, ſchöne Pferde zu haben. Zugleich gab er mir die vollſtändige Genealogie der Bewohner ſeiner Ställe und die Aufzählung ihrer Verdienſte. Ich hätte antworten können, daß ſie vielleicht nicht ſo ſehr Pferd wären als er. Endlich ſetzte ich mich in den Wagen, um mich von dem Springer-Grafen wie dem Bereiter-Grafen zu entfernen und kam bei unausſtehlicher Hitze und Staube in Münchenbruck an.

Der Landgraf gab mir die Hand, um mir aus dem Wagen zu helfen, und ließ mich, ohne mir ein Wort zu ſagen, in der Mitte des Hofes ſtehen, um dem Markgrafen ſein Compliment zu machen. Dann führte er mich ins Haus. Dort fand ich ſeine Tochter, die Prinzeſſin Maximilian von Heſſen-Caſſel, und

den Erbprinzen, seinen Sohn. Ich fing ein Gespräch mit ihnen an. Der Landgraf antwortete mir kein Wort, seine Tochter lachte überlaut und sein Sohn machte Verbeugungen. Als ihr Vater hinausgegangen war, fingen sie an zu sprechen, aber von für mich ganz neuen Gegenständen, denn es waren die unanständigsten und noch dazu derb vorgetragen. Ich machte große Augen, und wußte nicht wo ich hinsehen sollte, da ich noch nie bei so Etwas gewesen. Die Gesellschaft paßte für meinen Genius ungemein wenig. Die Prinzessin von Hessen war eine zweite Madame Dubarry. Sie war sehr hübsch gewesen, aber Wein und Ausschweifungen hatten ihren Teint so sehr verdorben, daß sie völlig kupfrig und ihr Busen, den sie sorgfältig entblößt hielt, so viel sie nur konnte, voll ekelhafter Pusteln war. Ihr freies Benehmen und ihre unverschämten Mienen verleugneten ihre Gesinnungen nicht und enthüllten ihren Charakter zur Genüge.

Wir setzten uns endlich zur Tafel, und ohnerachtet aller Artigkeiten, die ich dem Landgrafen machte, hatte ich noch kein Wort von ihm herausbringen können. Der Zufall verschaffte mir endlich das Glück, den Ton seiner Stimme zu hören. Münchenbruck ist eigentlich ein Jagdhaus, das aus mehreren kleinen, einzelnen Pavillons besteht. Jeder dieser Pavillons enthält einen kleinen Saal und drei kleine Zimmer auf jeder Seite. Diese Zimmer sind alle mit Damast von verschiedenen Farben und goldenen oder silbernen Franzen meublirt. Als wir bei Tafel waren, schrie auf einmal die Prinzessin Maximilian laut auf und rief: »Ach du mein Gott! Ach du mein Gott!« Ich erschrak, da ich glaubte, sie bekomme hysterische Zufälle, an welchen sie, wie man sagte, des Tages über mehrere Male lei-

den ſollte, aber ſie rief mir gleich zu, daß Wunder geſchähen und ſie noch nie etwas ſo Außerordentliches geſehen habe, als was ſich jetzt ihren Augen darſtelle. Ich glaubte nun, ſie ſei verrückt geworden, da ich aber den Landgrafen geheimnißvoll lächeln ſah, beruhigte ich mich wieder. Das große Wunder und dieſe ſo außerordentliche Sache war denn nun, daß man einen Augenblick die Damaſttapeten, welche in dieſen Zimmern waren, abgenommen hatte, wo denn andere, die ſich darunter befanden und in Oel auf Leinwand gemalt waren, zum Vorſchein gekommen. Der Landgraf ſagte mir bei dieſer Gelegenheit: »Ew. Königl. Hoheit ſehen wohl, daß es hier Bezauberungen gibt.« Das iſt das einzige Wort, das ich ihn habe ſprechen hören. Ich gab dieſer Plattheit großen Beifall, denn das Sprüchwort ſagt, daß man mit den Wölfen heulen muß. Als unſer langweiliges Mittagsmahl zu Ende, nöthigte man mich, mit oder wider Willen zu tanzen. Ich war fürchterlich müde, und da wir nur drei Damen waren und man viele Allemanden tanzte, war ich ſtets auf den Zehen. Ich bat den Markgrafen ſo dringend, daß wir endlich Abends um 7 Uhr abreiſten. Ich muß hier noch billigerweiſe das Bild des Landgrafen und ſeines Sohnes entwerfen.

Der Landgraf war über 80 Jahre alt, als ich ihn ſah, aber ſeine grauen Haare abgerechnet hätte man ihn noch nicht für 50 gehalten. Ein Geſchwür, das er am Munde hatte, entſtellte ihn und machte ihn ſehr ekelhaft. Man ſagt, er habe in ſeiner Jugend viel Geiſt gehabt, aber ſein hohes Alter hatte ihn verſchwinden laſſen. Er war ſehr galant geweſen, dieſe Galanterien hatten ſich aber in abſcheuliche Ausſchweifungen verwandelt. Die unglücklichen Forſchungen nach dem Steine der

Weiſen, in welche er ſich eingelaſſen, hatten ſein Land, das ſich in der gräßlichſten Unordnung befand, völlig zu Grunde gerichtet. Er ſtand mit ſeinem Sohne, dem Erbprinzen, den er, obgleich er 49 Jahre alt, in kindiſcher Unterwürfigkeit hielt, ſehr ſchlecht. Dieſer Prinz beſaß viel Geiſt, die ſchlechte Geſellſchaft jedoch, in der er lebte, hatte ihn verthiert und unkenntlich gemacht.

Ich kam ſehr ſpät in Frankfurt an, wo wir mit Ceremonien bei dreimaliger Kanonenſalve empfangen und von den Behörden und Bürgermeiſtern der Stadt bewillkommnet wurden. Da ich mich nicht wohl befand, blieb ich einen Tag dort, während deſſen ich alles Merkwürdige beſah. Das heißt den Römer, welches der Saal iſt, wo die Kaiſer am Krönungstage ſpeiſen. Neben dieſem Saale gibt es einige Zimmer, wo man die goldene Bulle aufbewahrt, die man mir zeigte. Von da ging ich in die große Kirche, wo gewöhnlich die Kaiſer gekrönt werden. Hier ließ man mich den Ort ſehen, wo die Kurfürſten am Tage der Wahl zuſammenkommen. Da aber das Nähere darüber in vielen Büchern zu leſen iſt, ſo übergehe ich es mit Stillſchweigen.

Ich reiſte am folgenden Tage um 5 Uhr Abends von Frankfurt ab, entſchloſſen, in der Nacht zu fahren, um die große Hitze zu vermeiden. Obgleich ſehr unwohl, wollte ich doch unterwegs Philippsruhe, ein dem Prinzen Wilhelm von Heſſen zugehörendes Luſtſchloß ſehen. Dieſes Schloß iſt groß und geräumig, aber innerlich ſehr einfach und nicht meublirt. Seine Lage iſt ſehr ſchön; man ſieht einen ſehr ſchönen Garten, den der Main, der dort fließt, begränzt, und am andern Ufer deſſelben reizende Landſchaften.

Im Fortſetzen meiner Reiſe vermehrte ſich mein Leiden,

und ging endlich zu einer Art von Dyſſenterie über. Ein furchtbarer Regen mit Sturm und eine außerordentliche Kälte befielen uns während der Nacht. Die Wege waren ſchrecklich und wir befanden uns in den Gebirgen des Speſſart, wo nur Wald iſt, ohne daß man Haus oder Dorf findet.

Endlich kam ich halb todt um 9 Uhr Morgens in einem kleinen Flecken Namens Eſelsbach an, wo man mich aus dem Wagen hob und zu Bett brachte, ohne daß ich Etwas davon wußte. Der Arzt, der lange vor mir angekommen war, fand mich ſehr ſchlecht. Ich hatte ein tüchtiges Fieber und er hielt meinen Zuſtand für ſehr gefährlich. Man beſchloß alſo, dieſen ganzen Tag ſowie den folgenden dort zu bleiben und, wenn mein Uebel ſich nicht mindere, mich weiter zu transportiren zu ſuchen, da der Ort, wo wir uns befanden, ſo elend war, daß es unmöglich für mich, längere Zeit dort zu verweilen. Da ich mich jedoch etwas beſſer befand, ſo reiſten wir am zweiten Tage nach Würzburg ab, wohin wir vom Biſchof waren eingeladen worden.

Wir wurden hier mit allen nur möglichen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Die Garniſon ſtand in den Straßen in zwei Reihen unter den Waffen. Eine dreifache Kanonenſalve ertönte. Der Fürſt und ſein ganzer Hof empfingen uns unten an der Treppe. Die Bewegung des Fahrens hatte mich ſo geſchwächt, daß ich genöthigt war mich zu Bett zu legen. Ich ſchleppte mich jedoch, ſo krank ich auch war, fort, um das Innere des Schloſſes zu betrachten, das man wohl das ſchönſte in Deutſchland nennen kann. Die Treppe iſt köſtlich und alle Apartements ſind weit und geräumig, die Decorationen der Zimmer aber fand ich abſcheulich.

Um 8 Uhr Abends fuhren wir wieder ab. Mein Uebel hörte nur auf, um einem gefährlicheren Platz zu machen, denn ich ward von ſo ſchrecklichen Bruſtſchmerzen befallen, daß ich nicht ſprechen konnte.

Am andern Tage, nachdem ich die ganze Nacht gefahren war, kam ich in Erlangen an. Dort blieb ich vierzehn Tage, während deren man mich aus der Gefahr riß, aber ich behielt eine große Schwäche und meine Geſundheit blieb ſehr zerſtört.

Bei meiner Rückkehr nach Baireuth fand ich das Fräulein von Bodenbruck, erſte Ehrendame der Königin. Es war dieſelbe, die mir während meines Aufenthaltes in Berlin ſo vielen Kummer verurſacht hatte. Sie ging nach Karlsbad, um ſich dort der Bäder zu bedienen. Ich beſtrebte mich gegen ſie der Großmuth und überhäufte ſie mit Höflichkeiten. Mein Benehmen rührte ſie und ließ ſie in ſich gehen. Sie erzählte mir Alles, was in Berlin vorging, auf's Genaueſte, ſowie daß die Königin immer noch erzürnt auf mich ſei, und jede Gelegenheit ergreife, mir Uebles nachzuſagen; daß daran Niemand ſchuld ſei als meine Schweſter von Braunſchweig, welche ſie ſtets aufreize und ihr alle Arten unvortheilhafter Neuigkeiten aus Baireuth mittheile, wie unter Anderem, daß ich den Schmuck, den mir die Königin gegeben, ſehr verachte, ihn verkauft und einen anderen an ſeine Stelle erlangt habe, nur um Nichts mehr von Berlin zu haben; daß ſie ſich nicht blos damit begnüge, dergleichen Dinge gegen die Königin zu verlautbaren, ſondern daß ſie mir auch bei meinem Bruder ſehr ſchlechte Dienſte leiſte, der ſich gegen mich ſehr verändert habe und kein Geheimniß daraus mache, zu ſagen, daß meine Braunſchweigſche

Schweſter ihm die liebſte ſei; daß mein Bruder nicht mehr derſelbe wie ſonſt; daß alle Welt anfange ihn zu haſſen, kurz Jedermann mich bedaure und wünſche, daß ich den ehemaligen Einfluß auf ihn wiedererlangen möchte. Ich rechtfertigte mich wegen der Verleumdungen meiner Schweſter, indem ich der Bodenbruck allen den Schmuck zeigte, den ich von der Königin erhalten hatte, und den ſie recht gut kannte. Sie verſprach mir auch, meine Parthie bei dieſer Prinzeſſin lebhaft zu ergreifen und zu meinen Gunſten mit meinem Bruder zu ſprechen. Sie reiſte mit Artigkeiten und Geſchenken überhäuft von Baireuth ab.

Das Jahr 1738 drohete mir ſehr unheilvoll zu werden. Der Markgraf wurde plötzlich krank. Sein Uebel ſchien Anfangs nicht ſehr gefährlich, da es blos in einem tüchtigen Fluß am Kopfe beſtand, aber eine Art apoplektiſchen Anfalls ließ für ſein Leben fürchten. Es war eine Nervenabſpannung in den äußern Theilen. Ihm iſt davon ein etwas verzogener Mund zurückgeblieben und eine Schwäch[illegible] auf dem linken Auge, ſo daß es ſtets thränt, was ihn jedoch nicht verſtellt. Wie ſehr litt ich nicht während dieſer ganzen Krankheit! Meine Angſt und Unruhe läßt ſich nicht beſchreiben. Seine Geneſung gab mir das Leben wieder.

Aber auch meine Geſundheit verbeſſerte ſich nicht, ſondern ward von Tage zu Tage ſchlechter. Ich bekam wieder das ſchleichende Fieber, und nach Ablauf von 3 Monaten hielt endlich der Arzt mein Uebel für unheilbar. Fr. von Sonsfeld und der Markgraf meldeten meinen Zuſtand der Königin und meinem Bruder. Man hielt Conſultationen in Berlin, deren Reſultat war, daß ich nicht davonkommen könnte. Ein

Ueberreſt von Liebe für mich erwachte in dem Herzen meines Bruders. Er ſchrieb mir, daß es einen ſehr geſchickten Arzt in Stettin gebe, der viel dazu beigetragen, den König von ſeiner Waſſerſucht wieder herzuſtellen, ich ſollte alſo Letzteren bitten, mir ihn zu ſchicken. Der Brief, den er mir darüber ſchrieb, war außerordentlich zärtlich. Ich hatte ſchon meine Parthie ergriffen. Ich rechnete dieſes Mal nicht darauf davon zu kommen, ſah dem Tode mit Feſtigkeit entgegen, und ſein Nahen ſchreckte mich nicht. Das Einzige, was mich beunruhigte, war der Schmerz, den mein Verluſt dem Markgrafen verurſachen würde, aber ich ſuchte mich darüber zu betäuben, indem ich mir das Beiſpiel ſo vieler Männer ins Gedächtniß rief, die, nachdem ſie gewaltig die Verzweifelnden geſpielt, ſich doch zuletzt getröſtet hätten. Die dringenden Bitten meines Bruders, verbunden mit denen des Markgrafen, beſtimmten mich jedoch, des Erſtern Rath zu folgen. Ich ſchrieb alſo einen ſehr rührenden Brief an den König, worin ich ihm meinen traurigen Zuſtand ſchilderte. Ich ſagte ihm auch, daß, da ich mich am Rande des Grabes befände, ich ihn wegen alles Kummers, den ich ihm wider meinen Willen verurſacht haben könnte, um Vergebung anflehe. Ich bat um ſeinen Segen, verſicherte ihn der innigſten und kindlichſten Liebe und endete damit ihn zu bitten, mir den Arzt Superville zu ſenden, mehr um den Markgrafen zu beruhigen und mir nichts vorzuwerfen zu haben, als in dem Glauben, daß er mir das Leben retten könne. Der König antwortete mir ſehr verbindlich, und der Arzt kam in der Eremitage an, wo ich damals nach vierzehn Tagen war.

Ich hatte erwartet, einen jener Pedanten, würdige Stützpfeiler der Fakultät, zu ſehen, die uns bei jedem Worte, das ſie

ſprechen, lateiniſch vorſpucken, und deren weitläufige und langweilige Raiſonnements dazu beitragen, die Kranken vor der Zeit in's Grab zu bringen. Nichts von alledem. Ich ſah einen ſehr gut gebildeten Mann erſcheinen, der mit einem Weſen, das den Weltmann verrieth, zu mir trat, und mit einem Worte nicht den mindeſten Anſtrich von ſeinem Handwerke hatte. Er fand mich ſehr gefährlich krank, ſuchte mir aber Muth einzuflößen, indem er mir verſicherte, daß er mich zu retten denke. Es iſt billig, daß ich ſein Bild hier gebe.

Superville iſt von Geburt ein Franzoſe und, wie er behauptet, von guter Familie. Ich laſſe mich in keine Erörterung ſeiner Genealogie ein. Jeder Franzoſe, der in einem fremden Lande heimiſch geworden, iſt adelig wie der König, obgleich manchmal ſein Großvater Hauchofmeiſter oder Lakai in Paris geweſen iſt. Doch laſſen wir das. Es iſt Mancher nicht von Adel, der es zu ſein verdiente, und dieſer hier hatte Talente, die ihn zu großem Reichthume hätten bringen können, wenn ungemeſſener Ehrgeiz ihn nicht daran gehindert. Superville hatte ſeine Studien in Leyden und Utrecht gemacht, da ſein Vater im Haag wohnhaft war. Nachdem er einen Rechtscurſus durchgemacht, wurde er Geſandtſchaftsſecretair eines Geſandten, der nach Frankreich gehen ſollte. Die Liebe machte ihn zum Arzte. Er verliebte ſich in ein junges, ſehr reiches Mädchen, und da er ſich nicht entſchließen konnte, ſich von ihr zu trennen, ſo ſah er ſich genöthigt, eine Beſchäftigung zu ergreifen, gegen die er einen außerordentlichen Widerwillen fühlte. Er ging wieder auf die Univerſität. Sein Eifer im Studio der Phyſik und Anatomie machten ihn bald berühmt. Der König nahm ihn als erſten Arzt von ganz Pommern in ſeine

Dienſte, und dort breitete ſich ſein Ruhm bald allgemein aus. Er beſitzt ſehr vielen Verſtand, außerordentliche Beleſenheit, und man kann ihn für ein großes Genie halten. Seine Unterhaltung iſt leicht und angenehm. Er bleibt gleich gut im ernſten Geſpräch wie im ſcherzhaften, aber ſein herrſchſüchtiger und eiferſüchtiger Geiſt verdunkelt dieſe Eigenſchaften und Talente, und hat ihn ſo lächerlich gemacht, daß er Mühe haben wird, dies wieder auszutilgen.

Aus dieſem Bilde, das ich hier entworfen, wird man leicht ſchließen, daß er bald unſern Beifall erhielt. Der Hof war durch Mühe und Fleiß zu ſeinem Vortheile geändert worden. Man hatte eine gewiſſe Derbheit und Barbarei vertrieben, welche Anfangs an demſelben herrſchte, aber ganz war er noch nicht auf angemeſſenem Fuße. Alle, aus denen er beſtand, waren beſchränkte Köpfe, die Meiſten waren nicht über die Straßen von Baireuth hinausgekommen und hatten keine Idee von der übrigen Welt. Lektüre und Wiſſenſchaften waren bei ihnen verbannt und die ganze Unterhaltung beſchränkte ſich darauf, von Jagd und Oekonomie zu ſprechen und uns vom alten Hofe zu erzählen. Herr von Voigt, der bis dahin noch von einiger Aushilfe geweſen war, verfiel in Bigottismus. Wir hatten alſo keine andern Hilfsmittel, als die wir in uns ſelbſt fanden. Superville war uns daher ein großer Beiſtand. Er ſchloß ſich an uns an und wir fingen an, ihm wohlzuwollen. Er ließ mich eine Kur beginnen, die nach 6 Wochen mein ſchleichendes Fieber heilte, mich aber doch noch nicht ganz herſtellte und ihn glauben ließ, daß ich, wenn ich nicht die außerordentlichſte Aufmerkſamkeit hätte und die größte Diät beobachtete, einen Rückfall zu befürchten habe.

Dies veranlaßte ihn, mir eines Tages zu ſagen, daß, da er wohl ſehe, daß meine Geſundheit nichts weniger als wiederhergeſtellt ſei, und ich ſeiner Gegenwart zu meiner gänzlichen Heilung bedürfe, er mir ſeine Dienſte anbiete und nichts lieber ſehen werde, als ſein ganzes Leben dem Markgrafen und mir zu weihen. Sein Antrag machte mir Vergnügen. Ich fand jedoch viele Hinderniſſe dabei. Er war ſo zu ſagen ein Günſtling meines Bruders und bei allen ſeinen Coterien, und ich dachte mir daher wohl, daß er es nicht zugeben werde, wenn ich ihm einen Mann raubte, den er in's Herz geſchloſſen habe. Ich machte ihm zuerſt dieſen Einwurf. »Ich habe nicht gewagt, gnädige Frau,« ſagte er zu mir, »mit Ihnen ganz offen zu ſprechen, jetzt aber, wo ich die Ehre habe, Ihro Königl. Hoheit zu kennen, fühle ich, daß ich ohne Umſchweife und ohne Gefahr, mich unglücklich zu machen, ſprechen kann. Mein Plan, aus des Königs Dienſte zu treten, war ſchon fertig, ehe ich hierher kam; ich hatte die Abſicht, mich in Holland niederzulaſſen, die Annehmlichkeiten aber, die ich an dieſem Hofe finde, und die Zuneigung, die ich zu Ew. Hoheiten gefaßt habe, haben meine Anſicht geändert. Ich kann nicht leugnen, daß ich bei dem Kronprinzen ſehr gut angeſchrieben ſtehe, aber, gnädige Frau, ich habe nur allzuviel Zeit gehabt, ihn zu ſtudiren. Dieſer Prinz iſt ein großes Genie, beſitzt aber einen böſen Charakter; er iſt verſteckt, mißtrauiſch, voll Eigenliebe, undankbar, laſterhaft, und wenn ich mich nicht ſehr täuſche, ſo wird er noch geiziger werden, als der König, ſein Vater, jetzt iſt. Er hat keine Religion und hat ſich eine Moral nach ſeiner Art gebildet; ſein ganzes Studium geht nur darauf, das Publikum zu verblenden, aber trotz ſeiner Verſtellung haben doch viele Perſo-

nen ſeinen Charakter ergründet. Jetzt zeichnet er mich aus, um ſeine Kenntniſſe zu vermehren, da eine ſeiner größten Leidenſchaften wiſſenſchaftliches Studium iſt. Wenn er mir aber die entlockt haben wird, die er noch nicht weiß, wird er mich im Stiche laſſen, wie er es mit vielen Anderen gemacht hat, und deshalb habe ich es für angemeſſen gehalten, im Voraus meine Maaßregeln zu ergreifen.«

Ich war ſchon ſeit langer Zeit mit meinem Bruder unzufrieden, und wußte, daß mehrere Perſonen, die ihm angehangen hatten, es auch waren, aber nie hätte ich mir gedacht, daß ſein Charakter ſich ſo ſehr verändert haben könnte. Ich ſtritt darüber lange mit Superville. Der Markgraf, der dabei eintrat, nahm deſſen Parthie und ſagte mir, daß er ſelbſt ſchon daſſelbe Urtheil über meinen Bruder gefällt. Er nahm mit Freude Superville's Antrag an, und wir ſchrieben Beide an den König, um ihn deshalb zu bitten. Ich wendete mich auch noch deshalb an meinen Bruder und Superville reiſte mit allen dieſen Briefen ab.

Man wird es vielleicht ſonderbar finden, daß ich über dieſen Gegenſtand ſo weitläufig geweſen bin, aber es iſt wegen der Folge dieſer Memoiren nöthig, woran Superville viel Theil hat.

Der König antwortete mir verbindlich mit der Verſicherung, daß Superville mir zu Dienſte ſtehen werde, ſo oft ich ihn verlange, er ihn mir aber ganz abzutreten nicht im Stande ſei, da er ihn nicht entbehren könne. Die Königin ſchrieb mir aber, daß ſie nicht daran zweifle, den König zu bewegen, beſonders wenn ich ihm einige lange Männer verſchaffen könnte.

Am Schluſſe dieſes Jahres verheirathete ſich die Grumb-

kow mit einem gewiſſen Herrn von Beuſt, einem ſehr rechtlichen Manne aus gutem Hauſe, aber ſehr wenig mit Glücksgütern verſehen, da er ſtatt allen Reichthumes nur 4 Kinder aus erſter Ehe beſaß. Ich war froh, ſie los zu ſein. Ich nahm zwei Damen an ihre Stelle, Fräulein Albertine von Marwitz und Fräulein von Hutten, aus einem ſehr hohen und berühmten Hauſe.

Das Jahr 1739 wird intereſſanter ſein als das, was ich eben beſchrieben habe. Superville kam im Frühjahre wieder. Eine neue Kur, die er mit mir anfing, ſtellte mich wieder ganz her, oder zog mich wenigſtens aus aller Gefahr. Aber ich muß zuerſt in eine andere Angelegenheit mich einlaſſen.

Ich habe bereits geſagt, daß der Markgraf einen gewiſſen Ellroth als Sekretair angenommen hatte, der mit den Landesgeſchäften ſehr vertraut und ein Mann von Redlichkeit und Verſtand war. Er hatte alle Departements und vorzüglich das der Finanzen in der größten Unordnung gefunden. Herr von Dobeneck bekam dieſe letzten Nachweiſungen, man überzeugte ſich aber bald, daß er trotz ſeiner Aufſchneidereien nichts davon verſtehe.. Ellroth ward alſo an ſeiner Stelle beauftragt, und der Markgraf übertrug ihm noch außerdem ſeine Privatkaſſe. Dieſer Mann hatte ſich nur allein damit beſchäftigt, Hilfsquellen aufzufinden, ohne ſich die Mühe zu geben, die Unordnungen abund den Credit wieder herzuſtellen. Mehrere bedeutende Anſprüche, die er vorfand, trugen dazu bei, die Ausgaben zu decken. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er dem Markgrafen wichtige Dienſte leiſtete, ſowohl in Bezug auf die Landesangelegenheiten als auch auf die auswärtigen. Alles

dies erwarb ihm das Vertrauen dieſes Fürſten ſo ſehr, daß e. ihn zum Geheimen Referendar ernannte.

Das Miniſterium ſchrie gewaltig über dieſe Neuerung, es hieß ihm die Flügel ſtutzen und einen Theil ſeines Anſehens rauben. Es ſendete einen Aufſatz in dieſer Beziehung an den Markgrafen, der in ſehr derben und wenig ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt war. Der Markgraf fand ſich durch dieſes Verfahren ſehr verletzt und gab eine ziemlich ſtarke Antwort. Man vermuthete, daß Ellroth ihr Verfaſſer ſei, und dies zog ihm den allgemeinen Unwillen zu. Man begann ſogar ſchon im Allgemeinen zu murren und ſagte laut, daß die Leute nicht bezahlt würden und man ihnen 2 und 3 Quartale ſchuldig geblieben.

Ich erfuhr es zuerſt und auf meine unter der Hand angeſtellten Erkundigungen hörte ich, daß es wahr ſei. Ich ließ ihn alſo kommen und ſprach mit ihm darüber. Ich ſagte ihm ſogar, daß man mir verſichert habe, die Finanzkammer ſtehe äußerſt ſchlecht und die Kaſſe des Markgrafen ſei höchſt verſchuldet. Er behauptete das Gegentheil und verſicherte, daß es nur bloße Verleumdung ſeiner Feinde ſei, die ſolche Gerüchte verbreiteten, um ihn unglücklich zu machen. Ich wollte daher dem Markgrafen nichts davon ſagen, dieſer war aber ſchon unterrichtet.

Superville, mit dem er von dem Einzelnen dieſer Angelegenheiten ſprach, empfahl ihm einen Berliner, einen redlichen und verdienſtvollen Mann, von dem ich oft hatte reden hören, Namens Hartmann, zum Kammerdirektor. Herr von Montmartin, ein junger Mann, den der Markgraf hatte ſtudiren laſſen und der Regierungsrath war, hatte ihm denſelben auch

ſchon vorgeſchlagen. Der Markgraf bedachte ſich daher nicht, ihn kommen zu laſſen und ihm dieſe Stelle zu übertragen. Ellroth ſchien keinesweges böſe darüber, da er ſeit lange von dieſem Poſten enthoben zu ſein gewünſcht, die Folge wird aber zeigen, daß er ſehr gekränkt war ihn verloren zu haben.

Sobald Hartmann angekommen, brach man gegen Ellroth los. Große und Kleine brachten Klagen gegen ihn bei mir an und baten mich, den Markgrafen von ſeiner Räuberei und ſchlechten Oekonomie zu unterrichten. Ich kannte den Lauf der Welt zu gut, um mich in ſolche Sachen zu miſchen. Dieſer Mann ſtand in Gunſt, folglich hatte er Neider und Eiferſüchtige, und da ich ihn für unſchuldig hielt, ſo hütete ich mich wohl, bei dem Markgrafen Verdacht gegen ihn zu erregen, der ihm Unrecht thun konnte. Hartmann beſtätigte jedoch das öffentliche Gerücht und verſicherte dem Markgrafen, daß ſeine Finanzen in furchtbarer Verwirrung ſeien und man allen Angeſtellten ein halbes Jahr Rückſtand ihrer Beſoldungen ſchulde. Einer der Einnehmer bei der Kammer übergab dem Markgrafen ein geheimes Memoir, worin er ihm anzeigte, daß er von Ellroth betrogen und verrathen werde, da dieſer die Stellen an den Meiſtbietenden verkaufe und das Volk bis auf's Blut ausſauge.

Der Markgraf ſprach mit mir darüber. Er war in der furchtbarſten Aufregung, da er nicht wußte, was er von alledem denken ſolle. Nachdem wir nun lange Zeit darüber nachgedacht und alle Umſtände der Vergangenheit uns in's Gedächtniß zurückgerufen hatten, ſchloſſen wir, daß er nicht ganz ohne Schuld ſei. Um jedoch nichts zu übereilen, ließ der Markgraf den Angeber heimlich zu ſich kommen, und befahl ihm, alle Punkte

seiner Anklage niederzuschreiben. Dieser Mann versicherte, daß er das, was er behauptet, durchführen und seinen Gegner überzeugen würde.

Ellroth hatte viele Freunde. Er erfuhr die nächtliche Zwiesprache, die der Markgraf gehabt, und da er seine Creaturen hatte, auch sehr bald, was man gegen ihn beabsichtigte. Am nächsten Tage schon sprach er mit dem Markgrafen davon, betheuerte seine Unschuld und flehete ihn an, sein Benehmen auf's Strengste untersuchen zu lassen. Was konnte man mehr verlangen? Der Markgraf gewährte ihm seine Bitte, und man ernannte 4 Commissarien, um die Sache zu ergründen. Ellroth ward freigesprochen und ging weiß wie der Schnee aus seiner Untersuchung, während sein Gegner auf die Festung geschickt wurde. Wir werden im folgenden Jahre das Ende dieser Geschichte sehen.

Während dessen stellte sich meine Gesundheit nur schwach wieder her. Mein Uebel ging in eine Art von Auszehrung über. Superville urtheilte, daß ich die Luft verändern müsse, da die von Baireuth zu schwer und im Winter sehr ungesund sei. Er schlug deshalb dem Markgrafen vor, ein Jahr in Montpellier zuzubringen. Er bewies ihm, daß diese Reise zwei Vortheile gewähre, meine Wiederherstellung und die Ordnung seiner Angelegenheiten, da die Stände des Landes uns die Reisekosten bewilligen müßten. Der Markgraf war über diesen Vorschlag entzückt und that mir ihn auch sogleich. Man kann leicht glauben, daß ich einschlug, aber ich sah von Berlinischer Seite große Schwierigkeiten voraus, da ich wohl wußte, daß der König und die Königin es sehr mißbilligen würden. Uebrigens erwartete ich eben nicht sehr vieles Vergnügen in Montpellier.

Der verſtorbene Markgraf, mein Schwiegervater, hatte dort mehrere Jahre zugebracht und mir nicht eben eine vortheilhafte Schilderung davon gemacht. Ich ſchlug dem Markgrafen und Superville einen andern Plan vor, den ſie ſehr billigten, nämlich auf einige Monate nach Montpellier zu gehen, uns dann nach Antibes einzuſchiffen und Italien zu durchreiſen; da wir aber wohl ſahen, daß dieſe letztere Reiſe noch mehr Hinderniſſe finden werde als die erſtere, ſo beſchloſſen wir Alle, ſie geheim zu halten.

Doch hielten wir es für angemeſſen, daß der Markgraf nach Berlin gehe, um alle Einwürfe und das Unangenehme, das wir von dieſer Seite zu fürchten haben würden, auszugleichen. Der Markgraf fügte ſich mit Freuden meinen Wünſchen. Er reiſte 14 Tage nachher plötzlich ab, von 8 großen Leuten begleitet, die er aus ſeiner Garde genommen hatte, um ſie dem Könige zu verehren. Seine Abreiſe und Ankunft wurden ſo geheim gehalten, daß ſie gänzlich unbekannt blieben.

Der König war eben auf der Parade. Es war unglaublich, welche Freude er hatte, als er den Markgrafen erblickte. Er ſtieg ſogleich vom Pferde und umarmte ihn tauſend Mal, ihn ſeinen theuern Sohn nennend, er hatte Thränen in den Augen und ſagte wiederholt zu ihm: »Mein Gott! was für eine Freude machen Sie mir da, ich ſehe, daß Sie mich wirklich lieb haben!« Dann brachte er ihn zur Königin, die ihn auch ſehr gut aufnahm. Aber am folgenden Tage ſtieg der Markgraf noch weit höher in dieſer Gunſt, als er dem Könige ſeine 8 großen Leute vorſtellte. Auch mein Bruder nahm ihn ſehr freundlich auf, rieth ihm aber ſehr, den König um keine Gnade zu bitten, weil dies das Mittel ſein würde, Alles zu verderben.

Ich bin überzeugt, daß der König ihm Alles bewilligt haben würde, und man hat es mir seitdem mehrere Male gesagt, aber der Markgraf wollte sich mit meinem Bruder nicht entzweien, und dies hinderte ihn, die gute Stimmung zu benutzen, in welcher er den König fand. Er erhielt nicht nur die Billigung des Königs in Betreff unserer Reise nach Montpellier, sondern auch die Entlassung Superville's, den er uns ganz abtrat. Der König schenkte ihm eine goldene Tabatiere, mit Brillanten besetzt und seinem Portrait, an Werth von 4000 Thalern. Ich erhielt auch mehrere Geschenke von der Königin und ihm, und der Markgraf kam endlich nach 6 Wochen wieder nach Baireuth, sehr zufrieden mit allen Freundschaftsbezeigungen, die er in Berlin genossen.

Da nun alle Hindernisse von dieser Seite gehoben waren, fingen wir an andere von Seiten des Landes zu finden. Man murrte allgemein und wollte uns nicht abreisen lassen. Meine Gouvernante, welche ihr hohes Alter hinderte die Reise mit uns zu unternehmen, machte großen Lärmen. Endlich waren nach 4 Wochen alle diese Schwierigkeiten beseitigt, und der Tag zu unserer Abreise auf den 20. August festgesetzt.

Meine arme Mermann fing schon an sehr kränklich zu werden. So leid es mir auch that, mich von diesen beiden treuen Gefährtinnen meiner Leiden zu trennen, so wollte ich mich doch lieber ihrer Gegenwart berauben, als Gesundheit und Leben bei ihnen auf's Spiel setzen. Der Mann der Mermann war mein Agent. Es war ein unruhiger Geist, heftig und aufgeregt, der für meinen Günstling gelten wollte und außer sich war, es nicht zu sein. Er hielt seine arme Frau so sehr unter der Ruthe, daß sie vor ihm sich nicht zu regen wagte und

ihn wie den Tod fürchtete. Dieſer Mann, den es im höchſten Grade verdroß, daß ich ihn nicht mitnahm, beſchloß ſich dafür zu rächen. Er bat mich um Erlaubniß, während der Zeit meiner Abweſenheit in Berlin zu bleiben. Ich bewilligte ſie ihm. Endlich nahm ich Abſchied von meiner Gouvernante und der Mermann, nicht ohne viele Thränen zu vergießen, und ſetzte mich mit dem Markgrafen, Fräulein von Sonsfeld und der Marwitz, den beiden einzigen Damen, die mich auf der Reiſe begleiteten, in den Wagen. Superville hatte zwei Tage vorher einen Fieberanfall bekommen, und erwartete uns in Erlangen.

Kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, als der Markgraf unwohl ward. Er bekam einen gewaltigen Kopfſchmerz, von Erbrechen begleitet. Wir hofften, daß es keine Folgen haben werde, und nur eine ſtarke Migraine ſei, hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er bekam große Hitze, daher wir einige Stunden zu Trubach, einem ſehr ſchlechten und elenden Orte, bleiben mußten. Ich ſchlug ihm vor nach Baireuth zurückzukehren, er wollte aber durchaus nicht und zwang ſich, wieder in den Wagen zu ſteigen, um zu Streitberg Nachtquartier zu machen. Das Fieber und die Hitze blieben die ganze Nacht hindurch, aber da er ſich durchaus nach Erlangen wollte bringen laſſen, thaten wir auch dies mit vieler Mühe.

Als wir dort ankamen, erfuhren wir, daß es Superville ſehr ſchlecht gehe. Alle Umſtände ſeiner Krankheit kamen der des Markgrafen gleich. Ich befand mich wegen des Letzteren in außerordentlicher Angſt und Unruhe. Das Fieber blieb ſtets daſſelbe und ich fürchtete mit Recht, es möchte ein hitziges daraus werden. Trotz meines kränklichen Zuſtandes verließ ich ihn

weder Tag noch Nacht und litt mehr als er. Sein Zuſtand beſſerte ſich nicht und ſchon waren fünf Mal 24 Stunden vergangen, wo er in fortdauernder Hitze lag, ohne daß die Arzneimittel die geringſte Wirkung thaten. Meine Unruhe bewog mich endlich, zu Superville zu gehen, der im Schloſſe wohnte. Ich ſagte ihm, daß der Markgraf ſich in einem ſo gefährlichen Zuſtande befinde, daß ich glaubte, es ſei keine Zeit zu verlieren, und man ihm zur Ader laſſen müſſe. Superville entgegnete, daß er denſelben Gedanken gehabt habe und nicht unterlaſſen werde, ihn in Ausführung zu bringen, ſobald das Fieber nur etwas ſich mindere. Ich kehrte alſo zu dem Markgrafen zurück, bei dem ich ſeinen zweiten Arzt, Namens Wagner, fand. Ich theilte ihm die Conſultation, die ich eben mit Superville gehabt, und deſſen Entſcheidung mit. Er antwortete mir darauf, daß er ſich nie dazu verſtehen werde, den Markgrafen in dem Zuſtande, in welchem er ſich befinde, zur Ader zu laſſen, daß es nichts Gefährlicheres gäbe und dies das letzte Mittel ſei, deſſen man ſich bedienen müſſe, wenn die Krankheit hoffnungslos werde. Ich erwiderte, daß ich deshalb nichts vorſchreiben könne und er die Sache mit Superville auszumachen habe. Einen Augenblick darauf kam er wieder und brachte mir die Antwort, daß Superville ſeiner Meinung ſei und man nichts übereilen müſſe.

Ich blieb bis um 3 Uhr früh bei dem Markgrafen. Endlich warf ich mich, von Kummer und Müdigkeit erſchöpft, auf mein Bett in einem kleinen Cabinet, von wo aus ich Alles, was vorging, ſehen und hören konnte. Die Abſpannung, in der ich war, gab mir Schlaf. Vier Stunden hatte ich geſchlafen, als man mich aufweckte, und als ich die Augen aufſchlug,

ſah ich Wagner vor meinem Bette. Der Kopf der Meduſe hätte mich nicht ſtärker erſchrecken können, denn ich glaubte, der Markgraf liege im Sterben. »Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau,« ſagte er zu mir, »der Markgraf iſt noch wie er war, aber wir haben endlich beſchloſſen, ihm Blut zu laſſen und ich es für nothwendig erachtet, Sie davon zu benachrichtigen, damit Sie dabei zugegen ſein können.«

Ich ſtand mehr todt als lebendig auf. Ein armer Sünder, den man zum Richtplatze führt, kann das nicht leiden, was ich in dieſem Augenblicke litt. Ein allgemeines Zittern aller Glieder erfaßte mich und ich konnte mich nicht auf den Beinen halten. Ich glaubte, der Markgraf ſei dem Tode nahe, weil man ſich des letzten Mittels bediente, das ihm noch das Leben retten konnte. Noch ein anderer Anblick zum Schrecken! Der ganze Geheime Rath hatte ſich verſammelt. Das Volk ſtand haufenweiſe in den Straßen, fluchte auf Superville und den Aderlaß und wollte den Chirurgus am Eintreten hindern. Superville war eben ſo krank als der Markgraf, verlor aber die Tramontane nicht und ließ ſich, um die Unordnung und das Geſchrei zu ſtillen, zuerſt eine Ader ſchlagen. Das beruhigte ein wenig die Gemüther.

Ich lag während dieſer Zeit in einem Fauteuil in einem Zuſtande, den ich nicht beſchreiben kann. Ich konnte keinen Gedanken mehr faſſen und ſtierte immer auf einen Punkt. Endlich kam man zu dieſem berühmten Aderlaß. Wie groß war aber meine Freude, als ich ſah, daß, ſo wie das Blut floß, auch der Markgraf ein ganz anderes Geſicht bekam. In der That blieb die Verdoppelung des Fiebers, die man befürchtete, aus, und ſchon deſſelben Abends war er außer Gefahr.

Ich bemerkte jedoch, daß er in dem Maaße, als ſeine Geſundheit zunahm, außerordentlich kalt gegen mich wurde. Er ſuchte Streit mit mir wegen Allem, was ich that. Dagegen zeigte er der Marwitz viele Zuvorkommenheiten und fragte jeden Augenblick nach ihr, wenn ſie nicht im Zimmer war. Er that blindlings Alles, was ſie wollte, wenn es ſich um die Schonung ſeiner Geſundheit handelte, und zankte mit mir, wenn ich ihm denſelben Rath gab. Das brachte mich zur Verzweiflung. Mein Körper litt bald von dem Kummer meiner Seele mit, und ich bekam Zufälle, wie ich ſie vorher nie gehabt. Es war eine Art von Convulſionen mit heftigen Kopfſchmerzen. Meine Gouvernante war zu mir gereiſt. Sie that, was ſie konnte, um mich zu unterſtützen, aber Niemand konnte die Quelle meiner Leiden errathen.

Ich habe bereits geſagt, daß das Cabinet, wo ich ſchlief, neben dem Zimmer des Markgrafen war. Ich hörte ihn alle Morgen, ſobald er aufgewacht war, nach den Damen fragen. Sobald ich wohl genug, um zu ihm zu gehen, ſprach er mit mir faſt gar nicht, und ließ ſogleich die Marwitz holen. Eine furchtbare Eiferſucht bemächtigte ſich meines Herzens. Alle Welt konnte meinen Kummer bemerken, aber ich hütete mich wohl, die Urſache davon zu ſagen. Ich kannte die Marwitz, ſie war mir ergeben und tugendhaft. Ich war überzeugt, daß, wenn ſie die Urſache meiner Schwermuth bemerke, ſie den Hof verlaſſen würde. Aber ich konnte dem Markgrafen ſein verändertes Benehmen gegen mich nicht verzeihen. Ich war ein Jahr lang verblendet geweſen und hatte tauſend kleine Umſtände nicht bemerkt, die mir nun in die Augen ſprangen.

Der Markgraf war immer noch entſchloſſen zu dieſer ita-

lieniſchen Reiſe. Mir aber war die Luſt dazu gänzlich vergangen. Ich ſah vorher, daß die Leichtigkeit, die er dabei haben werde, die Marwitz öfter zu ſehen, nur ſeine Liebe vermehren müſſe. Uebrigens war auch mein Gemüth zu verſtimmt, um an etwas Anderem als einer Veränderung meiner Lage Vergnügen zu empfinden.

Ein neuer Kummer warf mich vollends zu Boden. Ich habe bereits von der Unzufriedenheit Mermanns geſprochen. Sobald er in Berlin angekommen, übergab er dem Könige des Markgrafen Briefe und die meinen. Der König erkundigte ſich ſehr nach meinem Befinden. Mermann ergriff dieſe Gelegenheit, das Allerſchlechteſte von mir zu ſagen und ihm zu verſichern, daß ich nie krank geweſen ſei. Er ließ ſich weitläufig über die ungeheuern Ausgaben aus, die ich dem Markgrafen verurſache, und wodurch ich das Land zu Grunde richte. Kurz, er erbitterte den König ſo ſehr gegen mich, daß dieſer Fürſt Feuer und Flammen ſpie. Mermann wagte es aber doch nicht, ſeiner Frau etwas von den Verleumdungen zu ſagen, die er über mich losgelaſſen hatte. Er kannte deren Rechtlichkeit zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſie ſein ſchlechtes Benehmen nie billigen werde.

Am folgenden Tage war ſie bei der Königin. Dieſe fragte ſie über alle die Punkte aus, worüber Mermann mich angeſchwärzt hatte. Die Mermann widerſprach dem auf's Feierlichſte und erbot ſich zu einem Schwure, daß das, was er geſagt habe, erlogen ſei. Indeß ſchrieb mir die Königin einen ſehr derben Brief, in welchem ſie mir Seiten des Königs zu erkennen gab, daß er es mir nie verzeihen werde, wenn ich darauf beſtehe, nach Montpellier zu reiſen.

Zugleich erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir Alles, was ich eben erzählt habe, mittheilte, und den Zorn beschrieb, in welchem sich der König gegen mich befinde. »Ich rathe Dir aber trotz dessen,« setzte er hinzu, »Eure Reise fortzusetzen, denn hat man einmal einen Entschluß gefaßt, so muß man ihn auch ausführen. Am Ende hat doch der König Dir nichts mehr zu befehlen, und es wäre eine Schwäche von Dir, wenn Du Dich wolltest einschüchtern lassen und der Spielball falscher Berichte eines Mannes wie Mermann sein. Ich rathe Dir, Dich dieses schlechten Menschen zu entledigen, ihn fortzujagen und bei dieser Gelegenheit Festigkeit zu zeigen. Seine Frau ist Dir allerdings zugethan und verdient nicht so hart behandelt zu werden, aber Du mußt Dich darüber wegsetzen, um Dich von diesem schlechten Subjecte los zu machen.«

Diese beiden Briefe betrübten mich sehr. Ich liebte die Mermann zärtlich und sah voraus, daß der Markgraf die Ansicht meines Bruders theilen werde. Meine Gouvernante, die sich seit acht Tagen in Erlangen befand, zog mich aus der Verlegenheit. Sie nahm auf's Bestimmteste die Parthie der armen Mermann bei dem Markgrafen und erhielt Begnadigung für den Mann. All' dieser, Schlag auf Schlag mich treffender Kummer zerstörte meine Gesundheit.

Fr. von Sonsfeld überraschte mich mehrere Male in Thränen gebadet. Durch dringende Bitten gestand ich ihr endlich, daß mein Schmerz die Folge der veränderten Gesinnungen des Markgrafen gegen mich sei. Die Marwitz hatte wohl bemerkt, daß mein Geist nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung wäre, sie hatte sich aber eingebildet, die Ursache davon sei meine Krankheit. Die Gouvernante konnte sich's nicht erwehren, mit

ihr von meinem Kummer zu ſprechen. Die Marwitz errieth, wie ich glaube, die Veranlaſſung dazu. Der Schrecken darüber verurſachte ihr ein Fieber. Fr. von Sonsfeld bemerkte indeß, daß meine Klagen nicht ganz grundlos, und der Markgraf ſehr kalt gegen mich ſei. Sie ſprach deshalb ſehr derb mit ihm. Dieſes Geſpräch half. Der Markgraf entſchuldigte ſich bei mir und ſchob ſein Benehmen auf das Fieber. In der That fand ich ihn auch nun eben ſo zärtlich wie ſonſt. Auf der andern Seite machte ich der Marwitz ſo viele Liebkoſungen, daß ich ihr die wahren Ideen, die ſie gefaßt, ganz aus dem Sinne brachte.

Als der Markgraf völlig wiederhergeſtellt war, kehrten wir nach Baireuth zurück, weil die Jahreszeit zu weit vorgerückt, (wir befanden uns im Monat November) um bei unſerer italieniſchen Reiſe zu beharren. Dort wurden wir mit allen nur möglichen Freudenbezeigungen empfangen.

Kurze Zeit darauf kam Mermann mit ſeiner Frau aus Berlin an. Ich nahm meine gute Amme ſehr freundlich, ihren Mann aber ſehr übel auf, der ungemein verwundert war, mich von ſeinem Benehmen ſo wohl unterrichtet zu ſehen. Ich verzieh ihm um ſeiner Frau willen, und ſeitdem iſt er mir ſehr ergeben geweſen, und hat mir nur Urſache gegeben, mit ihm zufrieden zu ſein.

Ich hatte geradezu gegen den Rath meines Bruders ſowohl in Betreff der italieniſchen Reiſe als wegen Mermann gehandelt. Er empfand es lebhaft und ſchrieb mir darüber einen ſehr derben Brief. Ich ſuchte ihn durch gute Gründe zu beſchwichtigen. Ich ſchrieb ihm, daß die noch ſchwankende Geſundheit des Markgrafen die Reiſe verhindert habe, und ich

ein zu gutes Herz beſitze, um eine Perſon, die ich liebe, die mir zugethan ſei, und der ich vielen Dank ſchuldig, unglücklich zu machen. Doch ließ ſich mein Bruder durch dieſe Gründe nicht beruhigen, und ich bemerkte viele Kälte in ſeinen Briefen.

Während dieſer Zeit ſchrieb man mir aus Berlin, daß der König ſehr leidend ſei und die Aerzte fürchteten, ſeine Krankheit ſei ein Anfang von Waſſerſucht. In der That nahm ſein Uebel im Jahre 1740 auch immer mehr zu.

Wir fingen es durch den Carneval an. Es gab verkleideten Ball im Schloſſe, zu dem nur der Adel gelaſſen wurde. Ich ſage verkleidet, weil man keine Masken vornahm. Die Geiſtlichen hatten auf die Regierung des verſtorbenen Markgrafen ſehr großen Einfluß, es gab ſogar eine ganze Sekte unter dem Namen der Pietiſten, deren Oberhaupt der Kapellan des Markgrafen war. Dieſer Mann, der unter der Maske der Frömmigkeit einen unermeſſenen Ehrgeiz, verbunden mit dem Geiſte der Intrigue, beſaß, wiegelte die Gemeinde gegen uns auf. Er ſtand am Hofe von Dänemark in großer Gunſt und man hatte aus Gründen der Politik Urſache ihn zu ſchonen. Man mußte alſo die Leute nach und nach an Vergnügungen gewöhnen, um Geſchrei zu vermeiden, das uns hätte nachtheilig werden können.

Ich lebte in vollkommener Ruhe. Der Markgraf benahm ſich ſehr gut gegen mich und ich genoß mit der Marwitz alle Wonnen der Freundſchaft.

Die Krankheit des Königs nahm zu. Die Königin ſchrieb mir, daß die Aerzte ihm nur noch 4 Wochen zu leben gäben. Meine Braunſchweigſche Schweſter war nach Berlin gegangen, um ſich ſelbſt über ſeine Geſundheit zu unterrichten. Ich hielt

es für meine Pflicht daſſelbe zu thun, und ſprach daher mit dem Markgrafen darüber. Er ſchien dem entgegen, erlaubte mir aber, meine Gouvernante deshalb zu Rathe zu ziehen. Aus einem Uebermaaße von Freundſchaft für mich rieth ſie mir von der Reiſe ab. Sie fürchtete, daß die Aufregung, die der Tod des Königs, den man für ſo nahe halte, mir verurſachen würde, von Neuem meine Geſundheit untergraben werde. Deſſenohnerachtet rieth ſie mir, da ich auf meiner Anſicht beſtand, deshalb an meinen Bruder zu ſchreiben. Ich war dieſer Meinung nicht, da ich aber ſah, daß der Markgraf mir die Reiſe nach Berlin nur unter dieſer Bedingung erlauben wollte, ſo war ich genöthigt, mich dem allgemeinen Gutachten zu unterwerfen. Ich ſchickte alſo eine Stafette an meinen Bruder, um ihm meine Ideen mitzutheilen. Folgendes ſchrieb ich ihm:

„Ich habe mir bis jetzt geſchmeichelt, daß die Krankheit des Königs nicht ohne Heilmittel ſei, der letzte Brief aber, den ich von der Königin erhalten habe, läßt mich deutlich ſehen, daß er nicht geneſen kann. Ich habe mich daher, wenn Du es billigſt, entſchloſſen, ohne vorherige Anfrage nach Berlin zu reiſen, um bei meinem ſterbenden Vater noch einmal meine Pflicht zu erfüllen, und mich vollends mit ihm auszuſöhnen. Ich geſtehe Dir, daß ich in Verzweiflung ſein würde, wenn er ſtürbe, ehe ich ihn geſehen hätte, und er mich anklagen könnte, daß ich das, was ich ihm ſchuldig ſei, verletzt und ihn vernachläſſigt habe. Ich werde jedoch nichts ohne Deine Zuſtimmung thun. Ich beſchwöre Dich daher, mir eiligſt durch Stafette zu antworten und Deine Meinung darüber mitzutheilen.“

Hier die Antwort:

»Deine Stafette hat mich in das außerordentlichſte Staunen verſetzt. Was zum Henker willſt denn Du hier auf dieſer Galeere? Du wirſt wie ein Hund aufgenommen werden und man wird Dir wenig Dank für Deine ſchönen Gefühle wiſſen. Genieße der Ruhe und Vergnügen, die Du in Baireuth haſt und denke nicht daran, in eine Hölle zu kommen, wo man nichts thut als ſeufzen und dulden, und wo Jedermann mißhandelt wird. Die Königin mißbilligt wie ich Dein ſchönes Projekt. Uebrigens hängt es von Dir ab, das Riſico deshalb zu übernehmen. Lebe wohl, meine liebe Schweſter, ich werde Dir mit jeder Poſt Nachricht vom Befinden des Königs geben: er kann nicht wieder geweſen, aber die Aerzte ſagen, daß es ſich noch in die Länge ziehen könnte. Ich bin u. ſ. w.«

Dieſer Brief zerſtörte alle meine Pläne, da ich mir nicht mehr mit der Hoffnung ſchmeicheln durfte, die Erlaubniß des Markgrafen zu einer Reiſe nach Berlin zu erhalten. Die Krankheit des Königs verſchlimmerte ſich indeß immer mehr. Er endete den Lauf ſeiner Regierung und ſeiner Tage am 31. Mai. Es iſt wohl nicht am unrechten Orte, wenn ich hier ein Wort über dieſes ſonderbare und heldenmüthige Ende ſage

Er hatte ſich die ganze Nacht über ſehr unwohl befunden. Um 2 Uhr früh ließ er ſich auf ſeinem Rollwagen in das Appartement der Königin fahren, welche noch ſchlief, da ſie ihn nicht für ſo ſchlecht hielt. »Stehe auf,« ſagte er zu ihr, »ich habe nur noch einige Stunden zu leben, und möchte wenigſtens gern die Beruhigung haben, in Deinen Armen zu ſterben.« Dann

ließ er ſich zu meinen Brüdern fahren, von denen er zärtlich Abſchied nahm, den Kronprinzen ausgenommen, dem er befahl, ihm in ſein Apartement zu folgen. Sobald er dort war, ließ er die beiden erſten Miniſter, den Fürſten von Anhalt und alle Generale und Oberſten, die ſich in Potsdam befanden, rufen. Nachdem er eine kurze Rede an ſie gerichtet, um ihnen für ihre vergangenen Dienſte zu danken und ſie anzumahnen, dem Kronprinzen als ſeinem einzigen Erben die Treue zu bewahren, die ſie ihm bewieſen, vollzog er die Feierlichkeit der Thronentſagung und legte ſeine ganze Gewalt in die Hände ſeines Sohnes, an den er eine ſehr ſchöne Ermahnung über die Pflichten der Fürſten gegen ihre Unterthanen richtete, und ihm die Sorge für die Armee und vorzüglich für die Generale und Offiziere empfahl, welche gegenwärtig waren. Dann wendete er ſich an den Fürſten von Anhalt und ſagte zu ihm: »Sie ſind der älteſte meiner Generale, und es iſt billig, daß ich Ihnen mein beſtes Pferd gebe.« Zugleich befahl er, daß man es ihm vorführe, und als er den Fürſten gerührt ſah, ſagte er: »Wir müſſen Alle den Tribut der Natur bezahlen.« Als er jedoch fürchtete, ſeine Standhaftigkeit möchte durch die Thränen und Klagen aller Derer, die zugegen waren, erſchüttert werden, gab er ihnen ein Zeichen, ſich zu entfernen, und befahl allen ſeinen Bedienten, eine neue Livree, die er hatte machen laſſen, anzuziehen, ſowie ſeinem Regimente eine neue Uniform anzulegen. Während deſſen trat die Königin ein. Kaum war ſie eine Viertelſtunde im Zimmer, als der König in Ohnmacht fiel. Man brachte ihn ſogleich in's Bett, wo man ihn durch alle Hilfsmittel wieder zu ſich brachte. Er ſah nun um ſich her und als er ſeine neugekleideten Bedienten erblickte, ſagte er: Eitelkeit

aller Eitelkeiten! Alles iſt eitel!« Darauf wandte er ſich an ſeinen erſten Arzt und fragte, ob ſein Ende nahe ſei. Als der Arzt ihm geantwortet, daß er noch eine halbe Stunde zu leben habe, verlangte er einen Spiegel, und nachdem er ſich darin betrachtet, lächelte er und ſagte: »Ich bin ſehr verändert; ich werde eine häßliche Miene beim Sterben machen.« Er wiederholte darauf dieſelbe Frage an die Aerzte, und auf deren Antwort, daß ſchon eine Viertelſtunde vorbei, und ſein Puls ausſetze, entgegnete er ihnen: »Deſto beſſer! ich werde bald wieder in mein Nichts gehen.« Man wollte zwei Geiſtliche hereintreten laſſen, um bei ihm zu beten, er ſagte aber zu ihnen, er wiſſe Alles, was ſie ihm zu ſagen hätten, und ſie könnten alſo wieder gehen. Die Ohnmachten wurden häufiger, und er verſchied endlich zu Mittage. Der neue König führte ſogleich die Königin in ihr Apartement, wo viele Thränen vergoſſen wurden. Ich weiß nicht, ob ſie verſtellt oder aufrichtig waren.

Ein Courier, den mir der König ſendete, brachte mir dieſe traurige Nachricht. Ich ſchrieb ihm alle Poſttage und ſtets mit Herzensergießung. Sechs Wochen vergingen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Der erſte Brief, der mir nach dieſer Zeit zukam, war vom Könige blos unterſchrieben und ſehr kalt. Er fing ſeine Regierung mit einer Reiſe durch Pommern und Preußen an. Sein Stillſchweigen gegen mich blieb daſſelbe. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte, und meine Liebe zu ihm verſtattete mir nicht, bei einer ſo deutlichen Gleichgiltigkeit ruhig zu bleiben.

Endlich wurde ich nach Verlauf von 3 Monaten heimlich von Berlin aus benachrichtigt, daß der König von dort incognito

abgereiſt ſei, um mich in der Eremitage, wo ich mich damals befand, zu überraſchen. Ich wäre beim Empfange dieſer Nachricht faſt vor Freude geſtorben; ſie ergriff mich ſo ſehr, daß ich zwei Tage lang krank davon war.

Endlich kam er ſelbſt an und hatte meinen zweiten Bruder bei ſich, den ich künftig kurzweg meinen Bruder nennen werde, um ihn von dem andern zu unterſcheiden. Mein Herz entfaltete ſich bei dieſer Zuſammenkunft ganz. Ich hatte dem Könige ſo viel zu ſagen, daß ich ihm nichts ſagte. Ich bemerkte zuvörderſt, daß die Liebkoſungen, die er mir machte, ihm nicht vom Herzen gingen, was mich etwas überraſchte. Ich dachte jedoch wenig darüber nach. Ich fand meinen Bruder ſo verändert und gewachſen, daß ich ihn kaum wiedererkannte. Da ich Gelegenheit haben werde, anderswo davon zu ſprechen, ſo unterbreche ich den Faden meiner Erzählung nicht.

Der König unterhielt ſich den ganzen Tag über mit mir nur von gleichgiltigen Dingen. Ueber ſein Geſicht war ein verlegenes Weſen verbreitet, was mich ganz irre machte. Herr Algarotti, ein Italiener von Geburt, und einer der erſten Schöngeiſter des Jahrhunderts, war in ſeinem Gefolge, und lieferte den Stoff der Unterhaltung. Was mich am meiſten wunderte, war das Drängen des Königs, meine Anſpach'ſche Schweſter zu ſehen. Er hatte ſie nie geliebt, und das war auch derſelbe Fall bei ihr geweſen. Mehr als 20 Stafetten wurden in Bewegung geſetzt, mit den zärtlichſten Einladungen belaſtet, ſich nach der Eremitage zu verfügen. Endlich kam ſie am darauffolgenden Tage mit dem Markgrafen, ihrem Gemahle, an. Der König kannte nun kein Maaß mehr und zeichnete ſie öffentlich vor mir aus. Er machte mir ein Geſchenk mit einem klei-

nen Strauße von Brillanten, 200 Thaler werth, und einem Fächer, worin eine Uhr war. Der Markgraf, mein Gemahl, erhielt eine goldene Tabatiere mit dem Portrait des Königs, mit Brillanten beſetzt. Meine Schweſter bekam ein Geſchenk von ziemlich gleichem Werthe wie das meine und der Markgraf Adolph eine Tabatiere von einem weißen Kieſel, die in der Mitte zerbrochen war, und die er ſogleich einem ſeiner Pagen gab.

Herr von Münchow, deſſen ich ſchon gedacht zu haben glaube, war Adjutant des Königs geworden und folgte ihm überall hin. Dieſer junge Burſche ſtand bei Hofe ſehr gut und wurde vor allen Denen ausgezeichnet, die dem Könige als Kronprinzen zugethan geweſen, oder ihm Dienſte geleiſtet hatten. Er war in die Marwitz während ſeines Aufenthaltes in Baireuth verliebt geweſen, und hatte ſich geſchmeichelt, ſie vom Könige und dem General Marwitz zur Gattin zu erhalten, wenn ich nicht ihm entgegen geweſen wäre.

---

Gegen Ende Octobers kamen wir in Berlin an. Meine jüngeren Brüder nebſt den Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hofe empfingen uns unten an der Treppe. Ich wurde in mein Apartement geführt, wo ich die regierende Königin, meine Schweſtern und die Prinzeſſinnen fand. Mit großem Kummer erfuhr ich hier, daß der König am dreitägigen Fieber krank ſei. Er ließ mir ſagen, daß, da eben der Fieberanfall eingetreten, er mich nicht ſehen könne, folgenden Tages aber dieſe Freude zu haben hoffe. Nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen begab ich mich zur Königin Mutter. Die düſtere und melancholiſche

Stimmung, die dort herrſchte, ergriff mich. Alles war noch in tiefſter Trauer um den König, meinen Vater. Ich fühlte, wie ſich auch in mir der Schmerz über ſeinen Verluſt erneute. Die Natur hat ihre Rechte und ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich faſt nie in meinem Leben ſo gerührt geweſen bin, als bei dieſer Gelegenheit. Meine Unterredung mit der Königin war höchſt ergreifend. Wir aßen Abends in Familie und ich hatte ſomit Zeit, mit meinen Brüdern und Schweſtern, die ich ſeit 8 Jahren nicht geſehen, wieder Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Ich ſah den König am folgenden Tage. Er war mager und entſtellt. Seine Aufnahme ſchien mir gezwungen. Man iſt hellſehend, wenn man liebt; die Freundſchaft hat das mit der Liebe gemein. Ich ließ mich durch ſeine verſtellten Aeußerungen nicht täuſchen, denn ich bemerkte, daß er ſich nicht mehr um mich bekümmere. Er bat mich, ihm auf ein Luſtſchloß, Namens Reinsberg, zu folgen, wohin er gehen wollte, um andere Luft zu ſchöpfen. Die regierende Königin ſollte mit ihm zu gleicher Zeit dahin kommen. Da jedoch, äußerte er, das Haus ſehr klein ſei, ſo könne er mich noch nicht ſogleich einlogiren, wolle mir aber eine Wohnung vorbereiten laſſen, und ſobald ſie fertig ſei, mir es melden. Ich werde mich nicht dabei verweilen, ein Tagebuch zu ſchreiben.

Da der Hof in Trauer war, ſo war er nicht ſehr glänzend. Ich befand mich alle Tage bei der Königin Mutter, die nur ſehr wenige Perſonen ſah und in tiefen Kummer verſenkt war. Dieſe Fürſtin hatte ſich ſtets geſchmeichelt, großen Einfluß auf den Geiſt meines Bruders, des Königs, zu haben, und ſobald er den Thron beſtiegen hätte, einigen Theil an der Regierung zu nehmen. Der König aber, der auf ſeine Auto-

rität ſehr eiferſüchtig, geſtand ihr keinen Antheil an den Geſchäften zu, was ihr höchſt ſonderbar vorkam.

Nach der Abreiſe dieſes Fürſten blieb ich noch vierzehn Tage in Berlin. Ich wurde dort mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, die ganz dazu geeignet geweſen wären, jede Andere als mich zu verblenden, wenn man aber ſein Glück in der Erwiderung ſeiner Gefühle von Perſonen, die man liebt, beſtehen läßt, kümmert man ſich nicht um den Klingklang, und ein kleines Freundſchaftszeichen macht mehr Eindruck als alle dieſe eitlen Verſicherungen. Ich bemerkte während dieſes kurzen Aufenthaltes, daß im ganzen Lande ein allgemeines Mißvergnügen herrſchte, und der König viel in der Liebe ſeiner Unterthanen verloren habe. Man ſprach laut von ihm in nicht eben gemeſſenen Ausdrücken. Die Einen beklagten ſich über die wenige Rückſicht, welche er darauf nehme, Diejenigen zu belohnen, die ihm als Kronprinz zugethan geweſen, Andere ſchuldigten ſeinen Geiz an, der, wie ſie ſagten, noch den des verſtorbenen Königs überſteige, noch Andere ſeine Hitze, und endlich auch ſein Mißtrauen, ſeine Verdächtigungen, ſeinen Hochmuth und ſeine Verſtellung. Mehrere Umſtände, bei denen ich ſelbſt gegenwärtig war, ließen mich dieſen Mittheilungen Glauben ſchenken. Ich würde mit ihm davon geſprochen haben, wenn mein Bruder von Preußen und die regierende Königin mir nicht abgeredet hätten. Weiter unten werde ich das Alles näher erklären. Ich bitte jetzt Diejenigen, welche eines Tages dieſe Memoiren etwa leſen werden, ihr Urtheil über den Charakter dieſes großen Fürſten zu verſchieben, bis ich ihn werde entwickelt haben.

Die Nachricht vom Tode des Kaiſers Karl VI., welche zu

dieſer Zeit ankam, machte die Unterhaltung des Hofes und die Speculation der Politiker aus.

Zwei Tage darauf kam ich in Reinsberg an. Da der König ſich entſchloſſen hatte China zu brauchen, ſo war er ſein Fieber los. Doch hütete er noch das Zimmer und ging ſo lange, als wir in Reinsberg blieben, nicht aus. Es iſt außerordentlich, wie er, obgleich leidend, doch allen Geſchäften genügen konnte. Nichts geſchah, was nicht durch ſeine Hände ging. Er wendete die geringe Zeit, die ihm blieb, zur Geſellſchaft mit einigen Perſonen von Geiſt oder Gelehrten an. Dahin gehörten Voltaire, Maupertuis, Algarotti und Jordan. Abends war Concert, wo er trotz ſeiner Schwäche 2 bis 3 Concerte auf der Querflöte blies, und man kann ohne Schmeichelei ſagen, daß er auf dieſem Inſtrumente die größten Meiſter übertraf. Nach dem Abendeſſen war die Zeit für Poeſie beſtimmt, eine Wiſſenſchaft, für welche er unendliches Talent und Leichtigkeit hatte. Alles dies war für ihn nur Erholung, die Hauptſache, die ihm im Kopfe herumging, war die Eroberung Schleſiens. Seine Anordnungen dazu wurden ſo insgeheim und mit ſolcher Politik getroffen, daß der Wiener Geſandte in Berlin erſt von dieſen Plänen unterrichtet war, als ſie auf dem Punkte ſtanden, ſich zu verwirklichen.

Der Aufenthalt in Reinsberg erſchien mir nur durch die gute Geſellſchaft, die ſich dort vorfand, angenehm. Ich ſah den König nur ſelten, hatte auch gar keine Urſache, mit unſerm Zuſammenſein mich zufrieden zu fühlen. Es ging größtentheils in verlegenen Höflichkeiten oder beißenden Scherzen über den ſchlechten Zuſtand der Finanzen des Markgrafen vorüber. Oft ſpottete er ſogar über ihn und die Reichsfürſten, was mir ſehr empfind-

lich war. Ich wurde auch noch ganz unſchuldigerweiſe in eine ſehr bedenkliche Intrigue verwickelt, die ſehr große Folgen haben konnte. Da ſie bis jetzt unbekannt geblieben iſt und die Ehre gewiſſer Perſonen, für welche ich Rückſichten hegen muß, dadurch compromittirt werden könnte, ſo übergehe ich ſie mit Stillſchweigen, und komme auf einen andern Gegenſtand, der vielleicht weniger intereſſant ſcheinen wird, aber in ſo genauer Verbindung mit der Folge meiner Geſchichte ſteht, daß ich ihn nicht auslaſſen kann.

Von meinem ganzen Hofe hatte mich nur Fr. von Sonsfeld und die älteſte Marwitz nach Reinsberg begleitet. Die Marwitz hatte dort eine enge Freundſchaft mit den Fräuleins von Tettau, Beide Zutrittsdamen der Königin, und der Frau von Morian geſchloſſen. Die beiden Erſtern waren Eine wie die Andere ſehr liebenswürdig, hatten ſich aber bei aller Welt durch ihre ſchonungloſe Satyre und Schmähſucht verhaßt gemacht. Frau von Morian war zwar nicht mehr ganz jung, aber doch ſehr gut erhalten. Dieſe Frau verband mit vieler Weltſitte vielen Geiſt und Lebendigkeit. Sie hatte ſich über alle Vorurtheile hinweggeſetzt; ihre Aufführung war ſkandalös und ſie brauchte, ohne den geringſten Anſtand zu beobachten, an der Tafel der Königin ſo ungemeſſene Redensarten, daß ſelbſt die Männer darüber errötheten. Dieſer ſchönen Geſellſchaft, die ganz geeignet war, den Geiſt eines jungen Mädchens zu verderben, gelang es denn auch, den der Marwitz faſt ganz zu verändern. Die Satyre, das freie Benehmen, die Zweideutigkeiten, ſelbſt die Albernheiten der Morian und der Tettau's wurden nachgemacht, und ſie bildete ſich ganz nach deren Muſter. Einige ſchlechte Spaßmacher neckten ſie mit ihrer Liebſchaft mit

dem Markgrafen, Andere ließen ſie den Einfluß bemerken, den ſie auf deſſen Geiſt habe, kurz, man ſprach von nichts Anderem mit ihr. Und doch that man ihr Unrecht. Sie ſchlief und wohnte bei ihrer Tante und ſah den Markgrafen nur in deren Gegenwart oder der meinen. Man ändert ſeinen Charakter nur Schritt vor Schritt. Eine junge Perſon, die ſich auf einmal in der großen Welt befindet, läßt ſich vom glatten Abhange der Vergnügungen mit fortreißen, aber vergißt ſich nur nach und nach. Sie war über dieſe Betrachtungen, welche ich ihr mittheilte, in Verzweiflung. Die Grundſätze der Tugend, die ich ihr beigebracht, traten in ihrem ganzen Glanze hervor. Sie wollte den Hof verlaſſen und zu ihrem Vater zurückkehren. Ich wendete alle meine Rhetorik an, um ſie daran zu hindern, und es gelang mir endlich, ſie zu beruhigen. Ich machte ſogar dieſen Gerüchten durch das Zeugniß, das ich ihrer Tugend gab, ein Ende. Deſſenohnerachtet ließen ſie Ideen in ihr entſtehen, die ſie vielleicht außerdem nie gehabt hätte, wie man in der Folge ſehen wird.

Anfang Decembers kehrten wir nach Berlin zurück. Die Unruhen, welche der Tod des Kaiſers verurſachen mußte, nöthigten den Markgrafen in ſein Land zurückzureiſen. Ich blieb in Berlin, um nicht unartig gegen den König zu ſein. Da der Hof die Trauer abgelegt hatte, fingen die Vergnügungen mit dem Carneval an, der in Berlin ſtets in den Monaten December und Januar ſtattfindet. Der König gab alle Montage Maskenball im Schloſſe, Dienſtag war öffentliches Conzert, und Mittwochs und Freitags Maskenball in der Stadt, bei den vornehmſten Perſonen des Hofes. Dieſe Vergnügungen waren nicht von Dauer. Der große Plan des Königs brach auf ein

mal aus. Die Truppen zogen ſich nach Schleſien hin und der König reiſte ab, um ſich an die Spitze ſeines Heeres zu ſtellen. Als ich Abſchied von ihm nahm, war ich wahrhaft gerührt. Die Unternehmung, die er vorhatte, war ſehr ſchwierig und konnte die traurigſten Folgen haben, wenn ſie mißglückte. Dieſe Betrachtungen machten mir unſere Trennung noch empfindlicher. Ich hätte bis zu ſeiner Wiederkehr gewartet, denn er rechnete darauf, nach 6 Wochen wenigſtens auf einige Tage zurückzukommen, wenn das Abenteuer, das ich mit Stillſchweigen übergangen habe, mich nicht immer noch beunruhigt und meine Ungeduld, den Markgrafen wiederzuſehen, mir erlaubt hätte, dort noch länger zu bleiben.

Ich kehrte alſo am 12. Januar des Jahres 1741 nach Baireuth zurück und kam dort nach 11 Tagen an, da die Gewäſſer die Wege ſo ſehr verdorben hatten, daß ich jeden Tag nur vier Meilen zurücklegen konnte. Die Marwitz und ihre Schweſter betäubten mir auf dem ganzen Wege die Ohren nur mit Jeremiaden über ihre Abreiſe von Berlin. »Wir müſſen alſo,« ſagte die Marwitz, »in das verteufelte Neſt zurück, wo man ſich langweilt wie ein Hund, nachdem man die Vergnügungen von Berlin genoſſen hat.« Ich war mehrere Male durch ſolche Redensarten verletzt, da ich ſie aber für eine von dem Feuer der Jugend und den Vergnügungen fortgeriſſene Perſon anſah, entſchuldigte ich ſie, und es ſchien mir auch in der That bald darauf, als komme ſie wieder zu ſich und habe ihrer Unbeſonnenheit entſagt. In Baireuth fing ich meine gewohnte Lebensweiſe wieder an. Wir bekamen vielen fremden Beſuch, der den Hof glänzend machte.

Die Eroberung Glogau's war eine große Freude für mich.

Nachdem der König, mein Bruder, dieſen Ort belagert hatte, nahm er ihn durch Sturm, und bemächtigte ſich dadurch des Schlüſſels zu Schleſien.

Der Graf von Cobenzl, Geſandter der Königin von Ungarn, kam kurze Zeit nachher an unſerm Hofe an. Er übergab mir einen Brief der ohnlängſt verwittweten Kaiſerin. Dieſe Fürſtin bat mich dringend, allen meinen Einfluß auf meinen Bruder anzuwenden, um ihn zum Frieden zu bewegen. Die Königin, ihre Tochter, befand ſich ohne Geld, ohne Truppen, und unerwartet angegriffen. Trotz dieſer traurigen Lage hatte ſie die Vorſchläge des Königs, meines Bruders, auf's Beſtimmteſte zurückgewieſen und war entſchloſſen, eher das Aeußerſte abzuwarten, als die vier Herzogthümer, um welche es ſich handelte, abzutreten. Alle Anſtrengungen, welche der Graf Cobenzl machte, und alle vortheilhaften Bedingungen, die man mir antrug, konnten mich doch nicht bewegen, mich in dieſe Sachen zu miſchen. Ich hielt es nicht einmal für angemeſſen, an den König deshalb zu ſchreiben, um ſo weniger, als man ſich über die Bedingungen dieſes Abkommens gar nicht ausgeſprochen hatte.

Unterdeß ſetzten ſich aber die glücklichen Erfolge dieſes Fürſten fort. Die Schlacht von Molwitz erfolgte am 10. April. Sie gereichte in jeder Hinſicht zu ſeinem Ruhme. Der Sieg, den er davon trug, rechtfertigte ſein Genie für die Kriegskunſt, weil ſein Erſtlingsverſuch ein Meiſterſtreich war. Der General Marwitz wurde dabei von einem Schuſſe in den Schenkel ſchwer verwundet. Die Belagerung und Einnahme von Neiſſe waren die Folgen dieſes Sieges, der den Weg zum Frieden bahnte. Die Freude, welche ich über alle dieſe guten Nachrich-

ten empfand, iſt ſchwer zu beſchreiben. Ich ließ ſie durch Feſte, die ich gab, ſich kund machen.

Dieſes ganze Jahr verfloß ſehr ruhig für mich. Es war auch das letzte, in welchem ich einige Ruhe genoſſen habe. Ich trete nun in eine neue, härtere und ſchwerer zu durcheilende Laufbahn als alle diejenigen, über welche man mich in dem übrigen Theile dieſer Memoiren hat triumphiren ſehen. Ich ſetze etwas darauf, vollkommen wahr zu ſein. Ich verlange nicht, die Fehler, die ich begangen habe, zu entſchuldigen; ich habe vielleicht gegen die Regeln der Politik geſündigt, aber in Hinſicht meiner Redlichkeit habe ich mir keinen Vorwurf zu machen.

Da der General von Marwitz von ſeiner Wunde nicht geneſen konnte, ſo beſchwor er mich ſo ſehr, ſeiner älteſten Tochter zu erlauben, einige Zeit bei ihm zuzubringen, daß ich es ihm nicht abſchlagen konnte. Er war Gouverneur von Breslau geworden und befehligte alle Truppen in Schleſien. Seine Tochter hatte mir ſehr zufrieden damit geſchienen, zu ihm zu gehen.

Zwei Tage vor ihrer Abreiſe kam ſie ausdrücklich noch ganz in Thränen gebadet und in tödtlicher Verzweiflung zu mir. Ganz erſtaunt fragte ich ſie nach der Urſache. Sie konnte mir kaum antworten, ſo unterbrach ihr das Schluchzen die Sprache. »Ich ſehe wohl,« ſagte ſie endlich, »daß ich Sie verlaſſen muß, gnädige Frau. Die Gerüchte, die zum Nachtheile meines Rufes in Berlin verbreitet worden ſind, haben nur zu vielen Glauben gefunden. Nichts in der Welt iſt mir theurer als meine Ehre. Der Angriff, den man darauf richtet, iſt mir ſchmerzlicher als der Tod. Ich kann die Welt nur dadurch enttäuſchen, daß ich

mich vom Hofe zurückziehe. Ich werde die unglücklichste Person von der Welt werden; ich fühle, daß ich von Ihnen entfernt nicht leben kann, und zum größten Unglücke hat mein Vater auch noch die Absicht, mich zu verheirathen. Ich werde also ein doppeltes Schlachtopfer werden, durch die Verzweiflung, Sie nicht mehr zu sehen und dadurch, daß ich vielleicht einen mir verhaßten Mann heirathen muß.«

Ich war von ihren Thränen und Empfindungen wahrhaft gerührt. Ich gab mir Mühe sie zu bekämpfen, und nach einigen Tagen gelangte ich nicht nur dahin, sie zu beruhigen, sondern sie gab mir auch ihr Wort, daß sie in meinen Diensten bleiben wolle. Ich überlasse dem Leser selbst das Urtheil, ob ich nach einer solchen Unterredung diesem Mädchen noch mißtrauen konnte. Konnte ich mir einbilden, daß sie mich auf's Gräßlichste verrieth, indem sie mir das entführte, was mir das Theuerste war, und mir das Herz meines Gatten raubte? Sie war fast stets um mich und ihr Betragen gegen ihn so gemessen, daß sie jeden Verdacht in mir, wenn ich wirklich noch einen gehegt, erstickt haben würde. Ihre Schwester schloß nach ihrer Abreise sich sehr an mich an. Ihr lebhaftes, heiteres und geistreiches Wesen amüsirte mich. Der Markgraf scherzte viel mit ihr, was mir keinen Verdacht erregte. Er benahm sich so gut gegen mich und bezeigte mir so innige Zärtlichkeit, daß ich das festeste Vertrauen auf seine Treue hatte. Ich war entzückt, wenn er sich belustigte, und da er Feind von allem Zwange war, so fiel es mir nicht ein, ihm dergleichen auflegen zu wollen.

Ohngefähr um diese Zeit wurde der Churfürst von Baiern zum römischen Könige ernannt. Er reiste zu Anfange des Jah-

res 1742 incognito durch Baireuth. Er ging nach Mannheim, um der Vermählung des Prinzen und der Prinzessin von Sulzbach beizuwohnen, und sich dann in Frankfurt als Kaiser krönen zu lassen. Er kam in einer so schlechten Equipage, daß wir ihn vielleicht gar nicht bemerkt haben würden, wenn er uns nicht einen seiner Cavaliere zugeschickt hätte, um uns zu begrüßen und ihn zu entschuldigen, daß er sich hier nicht habe aufhalten können. Der Markgraf setzte sich sogleich zu Pferde und folgte ihm. Er eilte so sehr, daß er ihn 3 Meilen von hier einholte. Der Kaiser stieg aus dem Wagen, umarmte ihn und machte ihm alle nur wünschenswerthe Höflichkeiten. Nach einer Unterhaltung von etwa einer halben Stunde trennten sie sich, gegenseitig sehr mit einander zufrieden.

Wir erfuhren bald nachher, daß die Krönung auf den 31. Januar festgesetzt sei. Die Neugierde trieb uns sie zu sehen. Wir beschlossen im vollkommensten Incognito nach Frankfurt zu reisen, dort den Abend vor dieser Feierlichkeit anzukommen und Tags darauf uns wieder zu entfernen. Herr von Berghofer, unser Gesandter, sorgte dafür, unsere Reise zu ordnen und unser Incognito zu erleichtern. Wir dachten in acht Tagen abzureisen, als die Herzogin von Würtemberg es sich einfallen ließ nach Baireuth zu kommen. Diese von der üblen Seite sehr berühmte Prinzessin reiste nach Paris, um ihre Söhne zu besuchen, deren Erziehung sie dem Könige anvertraut hatte. Die jungen Prinzen waren kurz vor ihr hier durchgekommen. Der Herzog hatte sich in meine Tochter, die erst 9 Jahre alt war, (er zählte 14) vergafft, und uns durch seine kleinen Galanterien sehr belustigt. Ich fand diese Prinzessin sehr wohl erhalten; ihre Züge sind schön, aber ihr Teint ist vorüber und

ſehr gelb. Sie hat einen Redefluß, der Alle, mit welchen ſie ſpricht, zum Schweigen verpflichtet. Ihre Stimme iſt ſo ſtark und ſchneidend, daß ſie die Ohren zerreißt; ſie beſitzt Geiſt und drückt ſich gut aus; ihr Benehmen iſt für Die, welche ſie gewinnen will, ſehr einnehmend, und mit Männern ſehr frei. Ihre Art zu denken und zu handeln bietet einen grellen Widerſpruch von Hochmuth und Erniedrigung dar. Ihre Galanterien hatten ſie ſo verſchrien gemacht, daß ihr Beſuch mir kein Vergnügen verurſachte. Sie war während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin. Ich werde mich nicht bei der Schilderung ihres Charakters aufhalten; ſie wird mehr als ein Mal im Laufe dieſer Memoiren auftreten.

Ich komme zur Marwitz zurück. Sie hatte um Verlängerung ihres Urlaubs gebeten, die ich ihr auch bewilligte, als ſie aber durch meine Briefe erfuhr, daß wir nach Frankfurt gehen wollten, reiſte ſie eiligſt ab und kam, als ich es am wenigſten erwartete, an demſelben Tage wie die Herzogin an. Ihr erſtes Auftreten mißfiel mir. Sie trat zu mir mit anmaßender Miene ein, und hörte nicht auf von dem großen Vermögen ihres Vaters, dem Beifalle, den ſie in Berlin gefunden, und den Höflichkeiten, die man ihr erwieſen habe, zu ſprechen, jeden Artikel durch Ausrufungen über das Opfer, das ſie mir durch ihre Rückkehr zu mir bringe, endigend. Ich bin reizbar, wenn ich liebe, wie ich ſchon mehr als ein Mal geſagt habe. Ich verlange vielleicht zu viel von meinen Freunden, aber ich fordere von ihnen dieſelbe Zartheit der Gefühle, deren ich mir bewußt bin. Dieſe eitle Prunkſucht mißfiel mir. Es gibt eine Art, Dinge zu ſagen, und wieder eine Art. Man kann ſeinen Freunden fühlen laſſen, was man für ſie gethan hat, um ihnen

dadurch zu beweiſen, wie ſehr man ihnen ergeben iſt; das iſt das Mittel, ihre Dankbarkeit zu erwerben. Aber Jemand einen Dienſt oder eine Wohlthat vorwerfen, das heißt ihr den Werth rauben. Was mich betrifft, ſo bin ich glücklich, wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann; und wenn ſie es Zeit ihres Lebens nicht erführen, daß ſie es mir verdanken, würde ich durch das Glück, das ich empfinde ihnen nützlich geweſen zu ſein, mich für belohnt achten. Da ich nie die Gabe beſeſſen habe mich zu zwingen, ſo bemerkte die Marwitz bald einige Kälte in meinen Antworten. Sie ward darüber ſo erbittert, daß ſie ſich deshalb beim Markgrafen beklagte. Er benahm ſich einige Tage ſehr kalt gegen mich. Unruhig, die Urſache davon zu wiſſen, plagte ich ihn ſo ſehr, bis er mir es ſagte. »Du haſt ein ſehr ſchlechtes Herz,« ſagte er, »daß Du die Perſonen, die Dich lieben, mißhandelſt. Die Marwitz iſt in Verzweiflung und glaubt, daß Du Dir nichts mehr aus ihr machſt. Sie hat ſich bei mir bitter darüber beklagt.« Ich war eben ſo ſehr darüber verwundert als erzürnt, daß dieſes Mädchen ſich an den Markgrafen gewendet hatte, um ihn in unſere kleinen Zwiſtigkeiten zu miſchen, da ich aber ſah, daß er gegen mich eingenommen ſei, ſo verſtellte ich mich und antwortete ihm, daß ich ſtets Dieſelbe geblieben ſei. Nach dieſer Zuſicherung ſuchte ſie mich auf, machte mir viele Betheuerungen, legte eine Menge Gefühl zur Schau und überzeugte mich von Neuem, daß ſie nur aus Unbeſonnenheit und aus zu großer Neigung zu Vergnügungen fehle. Der Friede wurde alſo wieder geſchloſſen.

Wir rechneten darauf, den 27. Januar nach Frankfurt abzureiſen, als der durch ſeine Memoiren und Ausfälle berühmte Pöllnitz ankam. Er ſagte uns, daß, da die Oeſterreicher in

Baiern eingefallen wären, der König, um eine Diverſion zu machen und dadurch ſeinen Verbündeten zu Hilfe zu kommen, nach Böhmen einmarſchirt ſei. Die Herzogin, die nach Berlin reiſen wollte, um mit dem Könige mündlich ſich zu beſprechen, war durch dieſen Vorgang ſehr in Verlegenheit geſetzt und beſchloß, bis zur Rückkunft dieſes Fürſten bei uns zu bleiben. Man mußte eine Menge Intriguen anwenden, um uns von ihr zu befreien. Endlich verließ ſie uns am 26. Januar, um nach Berlin zu gehen, und wir reiſten an demſelben Tage ab.

Die ſchlechten Wege und Anſchwellung der Gewäſſer nöthigten uns Tag und Nacht zu fahren. So erreichten wir endlich am 30. Januar die Thore Frankfurts. Herr von Berghofer, den wir hatten benachrichtigen laſſen, kam uns einige Büchſenſchüſſe vor die Stadt entgegen. Er ſagte uns, daß die Krönung bis zum 12. Februar verſchoben ſei, daß alle Welt von unſerer Ankunft wiſſe und es unmöglich ſein werde, incognito zu bleiben, wenn wir noch an dieſem Abende in die Stadt kämen. Ich war bis zum Sterben müde und litt ſehr an einem gewaltigen Schnupfen. Nach einer langen Berathung wurde beſchloſſen, daß wir wieder umkehren und die Nacht in einem kleinen Flecken zubringen wollten, der nur eine Meile von Frankfurt entfernt.

Herr von Berghofer kam am folgenden Tage zu uns. Er hatte geſucht alle Welt irre zu führen und die Sachen ſo einzurichten, daß wir des Abends heimlich bei ihm eintreffen konnten, um den Einzug des Kaiſers zu ſehen, der am folgenden Tage früh geſchehen ſollte. Ich hatte nur die beiden Marwitz bei mir. Meine liebe Oberſthofmeiſterin war in Baireuth geblieben, da ſie nicht mehr im Stande war, Anſtrengungen zu

ertragen. Meine Garderobe war sehr schlecht versehen. Meine Damen und ich hatten jedes nur eine schwarze Adrienne mit, die ich erfunden hatte, um das Gepäck zu vermindern. Die Begleiter des Markgrafen, Du Chatelet und Schönburg, hatten nur ihre Uniformen mitgenommen, und um sich zu verstellen, sich die Augenbrauen geschwärzt, was vortrefflich zu den großen schwarzen Perücken stand, mit denen sie sich herausgeputzt. Ich glaubte vor Lachen sterben zu müssen, als ich sie so adonisirt sah.

In diesem vortrefflichen Aufzuge stiegen wir bei Berghofer ab, der uns kaum erkannte. Ich hatte mein Kleid mit Watte füttern lassen, wodurch ich einen respectablen Umfang erhielt, und wir trugen Alle Hauben, die uns das Gesicht bedeckten. Er fand uns so unkenntlich, daß er uns vorschlug, in die französische Comödie zu gehen. Wir stimmten dem bei, wie man leicht denken kann, und nisteten uns in den Logen des zweiten Ranges ein.

Die Furcht, endlich doch entdeckt zu werden, veranlaßte uns am folgenden Tage, in ein kleines Landhaus eines Privatmannes zu ziehen und einige Tage dort zu wohnen. Es war unausstehlich kalt, und ich litt dort für das Vergnügen, das ich in Frankfurt gehabt hatte, gar sehr durch den Kummer, den mir die Marwitz verursachten. Sie wurden alle Beide unerträglich hochmüthig, wollten bedient sein und machten Ansprüche auf Auszeichnungen, die nur mir allein zukamen. Die Aelteste hatte den Sinn ihrer Schwester mit ihrem Hochmuthe angesteckt und dafür bestärkte die Jüngere den Geschmack dieser für Satyre und Schmähsucht. Sie studirten die Fehler und Lächerlichkeiten eines Jeden und fanden ein Vergnügen darin, den ganzen Hof

unbarmherzig herunter zu machen, nicht einmal die Leute in deren Gegenwart selbst verschonend. Da sie sehr viel Geist besaßen, so unterhielten ihre Commentare den Markgrafen; er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer und wurde nicht gewahr, daß er selbst oft der Gegenstand ihrer Spöttereien sei. Wenn ich dabei war, sagten sie mir kein Wort und antworteten selbst nicht einmal auf meine Fragen, sondern stellten sich in eine Ecke des Zimmers und lachten wie die Närrinnen. Ich konnte dieses Benehmen nicht länger dulden. Endlich brach ich los und sagte ihnen sehr verständlich, daß sie mir mißfielen, indem ich zu gleicher Zeit durch verständige Gründe sie zu bessern suchte. Die Jüngere schwieg, die Aeltere aber setzte sich auf's große Pferd und bot mir Widerpart. Wollte der Himmel, daß ich mich ganz ordentlich mit ihr gezankt hätte, es würde mir vielen Kummer erspart haben, die Furcht aber, zum Aeußersten mit ihr zu kommen, wenn ich einen gebieterischen Ton annähme, und die Hoffnung, sie zu bessern, ließen mich Verstellung brauchen.

Meine Rückkehr nach Frankfurt diente dazu, mich zu zerstreuen und die traurigen Betrachtungen zu verbannen, welche dieser Auftritt veranlaßt hatte. Ich versäumte dort weder Comödie noch Ball. Eines Abends, als ich im Schauspiel war, verschob sich meine Haube. Der Prinz Georg von Cassel, der zufällig nach meiner Seite hin gesehen hatte, erkannte mich. Er sagte es dem Prinzen von Oranien, der neben ihm saß. Sogleich ließen sie meine Lage nicht aus den Augen und traten in dieselbe, als ich mir es am wenigsten versah. Es gab kein Mittel mehr sich zu verstellen. Die beiden Prinzen wollten uns nicht wieder verlassen. Sie brachten mich im Wagen nach Hause und baten den Markgrafen um die Erlaubniß, mit uns

zu Abend zu eſſen, was er ihnen nicht abſchlagen konnte. Seitdem wichen ſie nicht von uns. Der Prinz von Oranien iſt ſo bekannt, daß es unnütz wäre, hier ſein Bild zu entwerfen. Ich war über ſeinen Geiſt und ſeine Unterhaltung entzückt. Die Prinzeſſin von England, ſeine Gemahlin, befand ſich in Caſſel. Er verſprach mir ſie zu überreden, nach Frankfurt zu kommen, um da Bekanntſchaft mit mir zu machen, konnte aber ſein Verſprechen nicht erfüllen, da die kurze Zeit, wo er noch dort blieb, ihn hinderte, die Prinzeſſin den Beſchwerden der Reiſe auszuſetzen.

Des folgenden Tages gingen wir auf den Ball. Der Churfürſt von Köln, der erfahren hatte, was Abends zuvor in der Comödie vorgefallen, hatte uns ausſpioniren laſſen. Sobald ich erſchien, zog er mich zum Tanz auf und ſagte, er kenne mich. Er unterhielt ſich ſehr lange mit mir und ſtellte mir die Prinzeſſin Clementine von Baiern, ſeine Nichte, vor, zwei Prinzeſſinnen von Sulzbach und den Prinzen Theodor, ſeinen Bruder. Dann ſuchten ſie den Markgrafen auf, dem ſie alle nur denkbare Höflichkeit bezeigten. Unſer Incognito konnte nicht länger ſtattfinden. Die Verfaſſung aber, in welcher wir uns befanden, hinderte uns, öffentlich zu erſcheinen. Wir mußten uns alſo wieder in unſere Zurückgezogenheit wenden, und nachdem wir lange Rath gepflogen, ſendete man einen Courier nach Baireuth, um das Bedürfende herbeiholen zu laſſen.

Ich erwartete nur den Markgrafen, um in den Wagen zu ſteigen, als ich ihn mit einer Dame eintreten ſah, die er mir als Frau von Belleisle, franzöſiſche Geſandtin, nannte. Ich hatte ſie abſichtlich vermieden, da ich vermuthete, daß ſie Anſprüche mache, die ich nicht Luſt hätte ihr zuzugeſtehen. Ich

ergriff auf der Stelle meine Parthei und behandelte ſie wie alle anderen Damen, die zu mir kamen. Ihr Beſuch währte nicht lange. Die Unterhaltung betraf nur Lobſprüche auf den König. Ich fand Frau von Belleisle gewandter, als ich ſie mir gedacht hatte. Sie fühlte ſich, aber ihre Miene ſchien mir mehr die einer Soubrette und ihr Benehmen kleinlich.

Ich brachte 2 bis 3 Tage in meinem Garten zu, wo der Prinz von Oranien uns treulich Geſellſchaft leiſtete, und erſt am Abende vor der Krönung wieder in die Stadt zurückkehrte. Ich will mich nicht in Näheres darüber auslaſſen. Der arme Kaiſer genoß nicht das ganze Vergnügen, welches dieſe Ceremonie ihm gewähren ſollte. Er ſtarb faſt vor Gichtſchmerz und Blaſengries und konnte ſich kaum aufrecht halten. Dieſer Fürſt befand ſich in der unangenehmſten Lage. Die Affaire bei Linz hatte die Franzoſen genöthigt ſich zurückzuziehen, und dadurch den Oeſterreichern freies Feld gelaſſen in Baiern einzufallen, wo ſie unbarmherzig das Land verwüſteten. Der König, mein Bruder, erhöhte zwar durch ſein Einrücken in Böhmen ein wenig deſſen Hoffnungen, aber da er ohne Truppen und ohne Geld war, ſo nöthigte ihn ſeine Politik, die Fürſten des Reiches zu ſchonen, um Hilfe von ihnen zu erlangen. Dieſe Gründe veranlaßten ihn, die Geſandten derſelben bei der Wahl und vor Allen Herrn von Berghofer und von Montmartin, Geſandte des Markgrafen, auszuzeichnen. Dieſe beiden Herren, von denen der Eine wie der Andere von unbedeutender Herkunft waren, fanden ſich durch die Aufmerkſamkeiten des Kaiſers für ſie ſehr geſchmeichelt. Der Marſchall von Belleisle gewann ſie vollends ganz und gar für die Parthei dieſes Fürſten durch den Glanz des Goldes, das er vor ihren Augen ſchimmern ließ.

Sie entwarfen den Plan eines Vertrages, den ſie dem Markgrafen an demſelben Tage, wo wir wieder nach Frankfurt kamen, vorlegten. Der Markgraf ſprach mit mir darüber und verſicherte mir, daß die Bedingungen deſſelben ſo vortheilhaft für ihn wären, daß er kein Bedenken getragen habe, ihn zu billigen. In der That wurde dieſer Vertrag noch vor unſerer Abreiſe abgeſchloſſen, ſollte aber dann erſt ratifizirt werden, wenn der Markgraf die erſten Bedingungen deſſelben erfüllt habe. Berghofer trug Sorge, ſie ſo geheim zu halten, daß der Markgraf mich ſie nicht leſen laſſen konnte. Ich komme auf mich zurück.

Das ebengedachte Geſchäft nöthigte uns, noch eine Zeit lang in Frankfurt zu bleiben. Unſere Sachen waren angekommen, und ich nahm alle Welt unter dem Namen einer Gräfin von Reuß an, ſo daß unſer Haus nicht leer wurde. Selbſt Herr von Belleisle erſchien mehrere Male bei uns.

Ich weiß nicht, was Herrn von Berghofer bewog, dem Markgrafen vorzuſtellen, daß es nicht anſtändig ſei, wenn ich abreiſete, ohne die Kaiſerin geſprochen zu haben. Dieſer Mann hatte viel Geiſt und großen Einfluß auf den des Markgrafen durch die Dienſte gewonnen, die er ihm geleiſtet, und durch die vermeinten Vortheile, welche er ihm aus dem Traktate vorſpiegelte. Der Markgraf erlaubte ihm, mir dieſe Zuſammenkunft vorzuſchlagen, mir es jedoch gänzlich überlaſſend, was ich thun wolle. Ich ſchlug es geradezu ab. Die Etikette hält die Fürſten ab ſich zu beſuchen. Als Tochter des Königs konnte ich die Ehre meines Hauſes nicht compromittiren, und da es kein Beiſpiel gab, daß die Tochter eines Königs und eine Kaiſerin zuſammen gekommen wären, ſo wußte ich nicht, was für An-

ſprüche ich machen ſollte. Berghofer erzürnte ſich deshalb gegen mich und verletzte ſogar den Reſpekt. Er ſchrie auf, daß, indem ich die Kaiſerin unhöflich behandle, ich dem Markgrafen ſchade; daß die Frauen nur dazu gut wären, Unannehmlichkeiten hervorzubringen, und daß ich viel beſſer gethan haben würde, in Baireuth zu bleiben, als nach Frankfurt zu kommen, die Angelegenheiten des Markgrafen zu ſtören und ſeine Pläne durch meinen Hochmuth zu verwirren. Sein Geſchrei ließ mich meinen Entſchluß nicht ändern und ich lachte nur darüber. Um ihn zu beruhigen, theilte ich ihm meine Bedingungen mit. Ich verlangte für's Erſte, daß ich unten an der Treppe vom Hofe der Kaiſerin empfangen werde; zweitens, daß ſie mir bis außer der Thür ihres Schlafzimmers entgegen komme, und drittens, daß ich einen Seſſel erhalte. Er verſprach mir, mit der Oberhofmeiſterin dieſer Fürſtin davon zu ſprechen und alle Mühe anzuwenden, mich zufrieden zu ſtellen. Ich riskirte bei den Vorſchlägen, die ich gethan hatte, nichts. Wurden ſie bewilligt, ſo hielt ich meinen Charakter aufrecht, und eine Verweigerung derſelben diente mir als Entſchuldigung, um dieſen Beſuch zu vermeiden.

Ich hatte unterdeß Zeit, die Herren von Schwerin und Klingräve kennen zu lernen, die Geſandten des Königs. Letzterer hatte viel Credit beim kaiſerlichen Hofe. Sie waren Beide der Meinung, daß ich den Seſſel nicht begehren könne, ſie darauf aber beſtehen wollten, daß ich ihn erhalte, oder irgend einen Ausweg erdenken, um die Feierlichkeit zu reguliren. Sie ſtellten mir vor, daß, da der König mit dem Baierſchen Hauſe eng verbunden ſei und der Markgraf Urſache habe, es zu ſchonen, dieſe Gründe mein Benehmen würden verzeihlich finden laſſen;

daß ich zur Kaiſerin unter dem Namen einer Gräfin gehen ſolle, welches ein Incognito vorausſetze, und daß ich unter dieſem Namen nicht auf alle die Ehrenbezeigungen Anſpruch machen könne, die mir als königliche Prinzeſſin von Preußen und Markgräfin von Brandenburg gebührten.

Hätte ich Zeit gehabt, an den König zu ſchreiben, ſo hätte ich mich ſeiner Entſcheidung überlaſſen, aber ſelbſt wenn ich einen Courier an ihn ſchickte, hätte ich ſeine Antwort nicht erhalten können. Ich mußte mich alſo darein ergeben.. Man ſtritt ſich den ganzen Tag über die Punkte, die ich verlangt hatte. Die beiden erſtern wurden zugeſtanden. Alles, was man hinſichtlich des dritten erlangen konnte, war, daß die Kaiſerin nur einen ſehr kleinen Seſſel nehmen und mir einen ſehr großen Stuhl mit Lehne geben werde.

Am folgenden Tage ſah ich dieſe Fürſtin. Ich geſtehe, daß ich an ihrer Stelle alle nur möglichen Etiketten und Ceremonien aufgeſucht hätte, um mich nicht ſehen laſſen zu dürfen. Die Kaiſerin iſt von einem mehr als kleinen Wuchſe und ſo ſtark, daß ſie wie eine Kugel ausſieht. Sie iſt äußerſt häßlich, ohne Haltung und Anmuth. Ihr Geiſt kommt ihrer Geſtalt gleich. Sie iſt übertrieben bigott und bringt ganze Nächte und Tage in ihrem Betzimmer zu. Die Alten und Häßlichen fallen gewöhnlicher Weiſe dem lieben Gott anheim. Sie empfing mich zitternd und mit einem ſo verlegenen Weſen, daß ſie mir kein Wort ſagen konnte. Wir ſetzten uns. Nachdem ſie lange geſchwiegen, fing ich die Unterredung franzöſiſch an. Sie antwortete mir in ihrem öſterreichiſchen Dialekt, daß ſie jene Sprache nicht recht verſtehe und mich bitte, deutſch mit ihr zu ſprechen. Dieſe Unterredung dauerte nicht lange. Der öſter-

reichiſche und niederſächſiſche Dialekt ſind ſo verſchieden, daß, wenn man nicht daran gewöhnt iſt, man ſich nicht verſteht. So ging es auch uns. Ein Dritter hätte über die Mißverſtändniſſe lachen müſſen, die wir veranlaßten, da wir nur hie und da ein Wort verſtanden und daraus das Uebrige errietben. Dieſe Fürſtin war ſo ſehr Sklavin ihrer Etikette, daß ſie geglaubt hätte ein Verbrechen der beleidigten Hoheit zu begehen, wenn ſie mich in einer fremden Sprache unterhalten hätte, denn ſie verſtand recht gut Franzöſiſch. Der Kaiſer ſollte bei dieſem Beſuche zugegen ſein, aber er war ſo krank geworden, daß man ſelbſt für ſein Leben fürchtete. Dieſer Fürſt verdiente ein beſſeres Schickſal. Er war ſanft, menſchenfreundlich, ſprachſelig und beſaß die Gabe die Herzen zu gewinnen. Man kann von ihm ſagen: Mancher glänzt im zweiten Range, der im erſten verdunkelt wird. Sein Ehrgeiz war größer als ſein Genie. Er beſaß Geiſt, aber Geiſt iſt nicht genug, um einen großen Mann auszumachen. Die Lage, in welcher er ſich befand, war über ſeine Sphäre, und ſein Unglück wollte, daß er Niemand um ſich hatte, der ihm mit den Talenten aushalf, die ihm fehlten.

Ich blieb noch einige Tage in Frankfurt, während deren ich meine Zeit nur in Feſten und Vergnügungen zubrachte.

Endlich kehrte ich am Schluſſe des Monats Februar nach Baireuth zurück. Herr von Montaulieu, Oberſthofmeiſter der Herzogin von Würtemberg und Miniſter des Herzogs, kam bald nach uns dort an. Er händigte dem Markgrafen und mir Briefe von dem Könige und der Königin, meiner Mutter, und der Herzogin ein, welche einen Heirathsantrag für meine Tochter Seiten des jungen Herzogs von Würtemberg enthielten.

Da dieſe Verbindung ſehr vortheilhaft und mit der Billigung des Königs und der Königin verſehen war, die ſie ausgedacht, gingen wir auch darauf ein, die Vollziehung der Bedingungen bis zur Rückkehr der Herzogin von Berlin verſchiebend.

Unſere Rückkehr veranlaßte das Andringen des kaiſerlichen Hofes zur Erfüllung der erſten Bedingungen des Traktats. Da Herr von Bergheſer dieſes Wunder von Politik an den Markgrafen geſchickt hatte, ließ dieſer mich es leſen. Folgendes war der Inhalt.

Der Markgraf verpflichtete ſich 1) ein Regiment von 3000 Mann Infanterie zum Dienſte des Kaiſers anzuwerben; 2) ihm im Kreiſe alle Dienſte, die in ſeinen Kräften ſtänden, zu leiſten, und 3) ſich Mühe zu geben, den gedachten Kreis zu ſeinen Gunſten ſich erklären zu laſſen, wenn die Conjuncturen es erlaubten. Der Kaiſer verlieh ſeinerſeits dem Markgrafen das Commando des gedachten Regiments, ſammt der Ernennung der Offiziere bis zum Capitain, 25 Gulden für den Mann, Bewaffnung und Uniform einbegriffen zu Errichtung des Regiments. Ueberdies erließ er ihm das jus de non appellando und trat ihm die kleine Stadt Redtwitz mit ihrem Gebiete ab. Dieſer letztere Artikel fände aber nur ſtatt, wenn der Kaiſer ſich Böhmens bemächtigte, da Redtwitz zu dieſem Königreiche gehörte. Endlich verſprach er ihm ſeine beſten Dienſte beim fränkiſchen Kreiſe, um ihn zum Marſchall und Commandant der Truppen des Kreiſes ernennen zu laſſen.

Der Markgraf war in Frankfurt ſehr zerſtreut geweſen. Die Vergnügungen und Nachtwachen, verbunden mit dem großen Vertrauen, das er in Bergheſer ſetzte, hatten ihn verhin-

dert, reiflich über die Folgen dieſes Traktats nachzudenken. Er betrachtete ihn beim zweiten Male Leſen mit ganz anderen Augen. Die Bedingungen deſſelben ſchienen ihm eben ſo chimäriſch, als ſie ihm anfangs vortheilhaft erſchienen waren. Die für die Anwerbung des Regiments beſtimmten Summen waren ſo gering, daß der Verluſt dabei augenſcheinlich. Das jus de non appellando iſt ein Vortheil für einen ungerechten Fürſten, ein rechtlicher beſitzt es ohnedies ſtets, da er ſeinen Unterthanen nie Urſache gibt, ihre Zuflucht zum Tribunal des Kaiſers zu nehmen. Das Generalat des Kreiſes iſt ein bloßer Titel ohne andere Vorrechte, als die, in Kriegszeiten die Truppen zu befehligen. Die Stadt Rextwitz iſt ein kleines Nichts. Das Geſchenk derſelben war ungewiß und der Vortheil ebenſowenig ſolid, als der der übrigen obengedachten Artikel. Dieſe Urſachen, verbunden mit vielen anderen, veranlaßten den Markgrafen, dieſen Traktat zu brechen.

Ich erhielt mehrere ſehr beißende Briefe darüber vom Könige, meinem Bruder. Er beklagte ſich bei mir mit vieler Bitterkeit darüber, daß man dieſe Unterhandlung ohne ſein Wiſſen begonnen habe. Ich unterdrückte die erſteren Briefe und antwortete gar nicht auf dieſe Punkte. Endlich ſchrieb er mir, daß ich ſeinerſeits mit dem Markgrafen deshalb ſprechen und dieſem merken laſſen ſolle, daß es ihm nicht zukomme, Traktate abzuſchließen, ohne ihn als Oberhaupt des Hauſes zu Rathe gezogen zu haben. Der Markgraf war darüber erbittert. Er dictirte mir die Antwort, die in ſehr derben Ausdrücken abgefaßt war. Seit dieſem Augenblicke war der Krieg erklärt. Ich erhielt nur ſehr harte Briefe vom Könige und erfuhr ſogar, daß er auf ſehr beleidigende Weiſe von mir ſprach und

mich öffentlich lächerlich machte. Dieſes Verfahren ſchmerzte mich tief. Doch verheimlichte ich meinen Kummer und fuhr fort gegen ihn wie ſonſt mich zu benehmen.

Die Herzogin von Würtemberg kam während deſſen an. Zu Berlin war der Vertrag über die Heirath unſerer Kinder abgeſchloſſen worden. Man war übereingekommen, daß dieſe nur dann ſtattfinden ſollte, wenn beide Partheien, ſobald ſie zu vernünftigen Jahren gelangt, darein willigten. Dieſe Allianz nöthigte mich wider meinen Willen, mich mit dieſer Prinzeſſin zu verbinden. Ich ſage wider meinen Willen, denn dieſe Frau war ſo verrufen, daß man nur von ihr wie von einer Lais ſprach. Die Herzogin ſchwatzt viel und ihr Geiſt neigt ſich zu Kleinlichkeiten, die einige Zeit unterhalten, aber auf die Dauer langweilen. Sie überläßt ſich faſt ſtets einer ungemeſſenen Luſtigkeit. Ihr hauptſächliches Studium iſt das zu gefallen, alle ihre Beſtrebungen gehen nur dahin. Neckereien, kindiſches Benehmen, Blicke werfen, kurz Alles, was man Koketterie nennt, wird zu dieſem Zwecke angewendet. Die beiden Marwitz ſetzten es ſich in den Sinn, daß die Art und Weiſe dieſer Prinzeſſin franzöſiſch ſei, und daß man ſich, um ein ſchönes Anſehen zu haben, nach dieſem Muſter bilden müſſe. Da die Aeltere damals anfing, großen Einfluß auf den Geiſt des Markgrafen zu haben, ſo veranlaßte ſie ihn, den Hof auf einen andern Fuß zu ſetzen. Sie verließ die Herzogin nicht mehr und ging blindlings in alle ihre Abſichten ein. Innerhalb vierzehn Tagen veränderte Alles ſein Anſehen. Man gab ſich Mühe ſich zu ſchlagen, ſich die Servietten an den Kopf zu werfen, wie ſcheu gewordene Pferde zu rennen und ſogar beim Singen gewiſſer ſehr zweideutiger Lieder ſich zu umarmen. Weit ent-

fernt, daß dieſes Benehmen das der franzöſiſchen Damen geweſen wäre, glaube ich vielmehr, daß, wenn ein Franzoſe in dieſer Zeit zu uns gekommen wäre, er geglaubt haben würde, er komme in die Geſellſchaft von Mädchen aus der Oper oder Comödie. Ich that mein Möglichſtes, dieſer Unordnung zu ſteuern, aber alle meine Bemühungen waren vergebens. Die Gouvernante donnerte, ſchimpfte, fluchte gegen ihre Nichten, aber ſtatt aller Antwort kehrten ihr dieſe den Rücken. Wie glücklich war ich in dieſer Zeit noch! Ich war noch die Angeführte der Marwitz und vermuthete nicht einmal ihre Intriguen. Da der Markgraf die bisherige Aufmerkſamkeit noch für mich hegte, ſo ſchlief ich ruhig, während man an meinem Verderben arbeitete.

Die Abreiſe der Herzogin gab mir Hoffnung, daß ich die Sachen wieder auf den ehemaligen Fuß bringen würde, aber bald bemerkte ich, daß das Uebel eingewurzelt ſei. Die Marwitz machte, wie ich ſeitdem urtheilen konnte, von da an ihren Plan. Dieſes Mädchen beſaß einen unermeſſenen Ehrgeiz. Um dieſer Leidenſchaft zu genügen, mußte ſie nothwendigerweiſe den Markgrafen in Verſchwendungen — ein Fehler, zu dem er nur zu ſehr geneigt war — ſtürzen, um ihn von der Aufmerkſamkeit, die er ſeinen Geſchäften widmete, abzuwenden. Auch mußte man mich betrügen, indem man mich an den Hauptſachen Theil nehmen ließ, und mich durch das Vertrauen, das der Markgraf mir zeigen ſollte, einſchläferte. Sie behielt ſich jedoch die Beſetzung der Stellen und Vertheilung der Begnadigungen, vor Allem aber die Finanzen vor. Das Gerücht, das in Berlin über ſie erſchollen war, hatte ſie ernſthaft über ihre Lage und die Obergewalt, die ſie von nun an über den Markgrafen beſaß,

nachdenken laſſen. Die Begier, ihr großes Genie glänzen zu laſſen, verleitete ſie jenſeits jeder andern Ueberlegung. Sie hatte bemerkt, daß er eine Schwäche für ſie habe. Davon zog ſie Vortheil, um nach ihrer Laune herrſchen zu können. Sie glaubte, daß, wenn ſie mein Vertrauen ſich erhalte und alle Gelegenheiten vermeide, die mir Verdacht erwecken könnten, ſie es dahin bringen werde, mich blind zu machen, und endlich ſelbſt ſo furchtbar zu werden, daß, wenn ich auch endlich dieſe Umtriebe bemerkte, ich nicht mehr im Stande wäre, ihnen entgegen arbeiten zu können. In der That war auch ihr und des Markgrafen Benehmen ſo gemeſſen, daß ich nicht das Geringſte von ihrem geheimen Einverſtändniſſe bemerkte.

Wir gingen Ende Juli's nach Stuttgart, wohin uns die Herzogin von Würtemberg eingeladen hatte. Ich werde keine nähere Beſchreibung von dieſem Hofe geben. Ich fand ihn ſehr langweilig und voll Ceremoniell und Complimente.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Leipzig, Druck von Phil. Reclam jun.